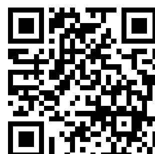
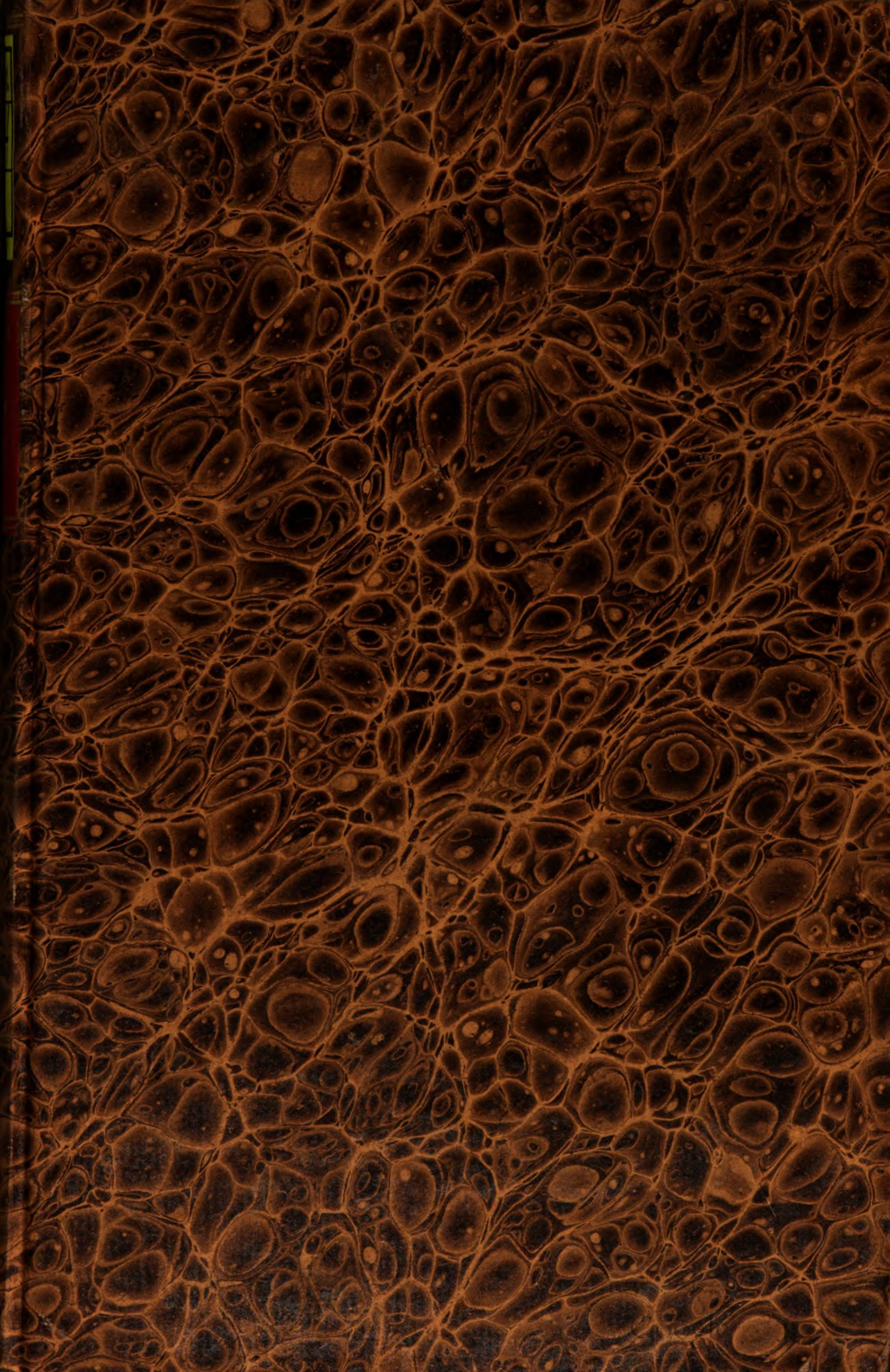




Jahrbücher der Literatur.

Dritter Band.

1818.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. III.

Die Herren Verfasser der Anzeige des Werkes über Aegypten, und des Artikels über die Preßfreyheit waren durch Geschäfte wichtiger Art verhindert, den versprochenen Beschluß ihrer Abhandlungen zu liefern.

Jahrbücher der Literatur.

July August September 1818.

Art. I. The physiognomical System of Dr. *Gall* and *Spurzheim*, founded on an anatomical and physiognomical examination of the nervous System in general, and of the brain in particular; and indicating the dispositions and manifestations of the mind. By J. G. *Spurzheim* M. D. Illustrated with nineteen Coper-plates. *London* printed for *Baldwin*, *Cradock* and *Joy*; and Will. *Blackwood*, *Edinburg* 1815. XVIII. u. 571. S.

Zwey Lehren, von Wien ausgegangen, haben in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit der Anthropologen, der Aerzte, und auch des größern Publikums an sich gezogen: die Gall'sche Schedel- und Hirnlehre, und der thierische Magnetismus, von andern auch Mesmerismus genannt. Beyde schlagen, in Beziehung auf das durch äußere Sinne, und durch den innern Sinn Wahrnehmbare, einen beynahe entgegengesetzten Weg ein. Dr. Gall weiset den einzelnen Vermögen des Menschen und der Thiere einzelne Portionen des Gehirns, von ihm Sinne oder Organe genannt, als Sitz an, und vervielfältigt sie sogar nach Verschiedenheit der Gegenstände; die Mesmerianer hingegen legen den einzelnen Sinnesvermögen, beym höheren Grade des magnetischen Zustandes, ein erhöhetes, durch das ganze Nervensystem verbreitetes Gemeingefühl zum Grunde; versetzen die einzelnen Sinnesempfindungen in diesem Zustande in die Fingerspitzen, die Zehen, die Magengegend u. s. w. Die Somnambülen, oder richtiger Hellsehende, schauen ihrer Angabe nach in ihren eigenen, oder fremden Organismus hinein; nehmen wahr, was in der Ferne, oft in einer Entfernung von vielen Meilen geschieht; sehen sogar in die Zukunft, und sind mit einem besondern Divinationsvermögen begabt. Doch wir haben es hier nicht mit dem Magnetismus zu thun: wir lassen ihn daher auf sich beruhen, wenden uns sogleich zu der Gall'schen Hirn- und Schedellehre, wie dieselbe in dem Spurzheimischen Werke entwickelt wird. Dr. Gall hat bekanntermaßen seine Lehre zuerst in Wien vorgetragen, wo auch Rec. Gelegenheit hatte ihn zu hören; machte dann mit Dr. Spurzheim, seinem Gehülfen, Reisen durch Deutschland u. s. w.; hielt sich hier und da auf, gab auf seinen Reisen über die neue Lehre Vorlesungen, und veranlaßte mehrere Schriften für und gegen dieselbe. Endlich ließ er sich in Paris nieder, trug daselbst sein System öfter mündlich vor, vervollkommte es mit Dr. Spurzheim, der sich besonders mit dem

anatomischen Theile der neuen Lehre beschäftigte (und gegenwärtig auch Vorlesungen in Paris hält), überreichte dann die Darstellung seiner Lehre, in seinem und des Dr. Spurzheim Namen, dem ehemaligen kaiserl. Institute, welches zur Prüfung desselben eine Commission ernannte, bestehend aus Tenon, Portal, Sabatier, Pinel und Cuvier; die aber einen nicht sehr günstigen Bericht darüber an das Institut erstatteten, und wogegen Gall und Spurzheim eine Streitschrift herausgegeben haben. Zuletzt trennte sich Dr. Spurzheim von Dr. Gall, ging nach England, und gab das vorliegende Werk in englischer Sprache zum Behufe seiner Vorlesungen daselbst heraus.

Einleitung. Man habe, sagt Dr. Spurzheim, sein und des Dr. Gall System als ein solches angesehen, wodurch man die individuellen Handlungen eines jeden Menschen entdecken könnte. Allein dieß sey nie der Endzweck ihrer Untersuchungen gewesen. Der Gegenstand dieses neuen physiologischen Systems sey die Untersuchung des Baues und der Functionen des Nervensystems überhaupt, und des Gehirns insbesondere. Auf diese Weise trage diese Wissenschaft besonders zur Kenntniß der menschlichen Natur bey; und daraus gehe zugleich ihr Nutzen hervor. Der Verfasser zählt die allgemeinen und besondern Hindernisse der Fortschritte in der Anatomie und Physiologie auf. Die besonderen Ursachen der Unwissenheit in der Psychologie (vielleicht richtiger in der Anthropologie) theilt er in natürliche und künstliche ein. Zu den natürlichen rechnet er die Schwierigkeit, den Menschen überhaupt auszuforschen. In Werken, welche die Beschreibung der menschlichen Natur zum Gegenstande haben, füllten die anatomischen Beschreibungen den größten Theil aus. Es sey leichter die Muskeln und Knochen, als die Nerven zu untersuchen; daher habe die anatomische und physiologische Kenntniß des Nervensystems und des Gehirns die langsamsten Fortschritte gemacht. Die Physiologie des Nervensystems und des Gehirns biete in der That blos eine Reihe von Irrthümern dar, die dem jedesmaligen herrschenden physiologischen Systeme angemessen waren. Der zu allen Zeiten vorhanden gewesene Widerwille des Menschen gegen Leichenöffnungen sey ein natürliches Hinderniß der Anatomie, besonders aber der Anatomie des Gehirns gewesen. Dazu komme noch der Umstand, daß sich die Anatomen bey der Zergliederung des Gehirns einer sehr schlechten Methode bedienten, indem sie es horizontal, vertical und schief von oben nach unten schneiden, und dasselbe scheibenweise trennen. Unbekannt mit dem Ursprunge der Nerven und des Gehirns, ohne irgend ein philosophisches Princip, das sie bey ihren Beobachtungen und

Untersuchungen hätte leiten können, von keinem bestimmten Systeme ausgehend, und unbekümmert um die vergleichende Anatomie dieser Theile; hätten sie unmöglich eine richtige Idee von der Ordnung der Theile erhalten können.

Ohne Zweifel lernt man bey jeder Methodé der Zergliederung des Gehirns dasselbe von einer andern Seite und Ansicht kennen. Auch Galls und Spurzheims Methode trifft der Vorwurf, daß durch die gewaltsame Entfaltung des Gehirns dasselbe entstellt, und in einen widernatürlichen Zustand versetzt werde, der von ihnen irrig als natürlich angegeben wird. Daß der Ursprung der Hirnnerven bis auf unsere Zeiten unbekannt war, ist eine Behauptung, die nur bey Unwissenden Glauben finden kann, und sie scheint vorzüglich auf ihre Lehre und die Neugierde der Zuschauer berechnet zu seyn. Auch glaubt Ref. daß uns das anatomische Messer, bey der Zergliederung des Gehirns und des Nervensystems, keineswegs zur Erkenntniß derjenigen Bestandtheile, Flüssigkeiten und gasförmigen oder ätherischen Stoffe rc. verhelfen werde, denen das Gehirn als Quelle, und die Nerven als Leiter dienen, und die im Leben nicht nur die Lebensfunctionen überhaupt, sondern auch die psychischen, durch den innern Sinn wahrnehmbaren Functionen bedingen mögen, bey deren Beurtheilung, Würdigung und Erklärung demnach sowohl dem Anatomen und Physiologen, als auch dem Metaphysiker gesunde Kritik und weise Bescheidenheit zu empfehlen ist.

Die Physiologie, sagt Spurzheim weiter, biete noch mehr Schwierigkeiten in Ansehung dieses Gegenstandes dar. Außer der Schwierigkeit, die Ursachen der Functionen auszumitteln, gebe es noch viele künstliche Hindernisse dieser Untersuchung. Die metaphysischen Begriffe der Schulen haben nach Spurzheim die Fortschritte der Physiologie sehr gehindert. Als Beyspiel führt er an: die Schulphilosophen behaupteten, die Seele sey einfach, und daher müsse auch ihr materieller Sitz einfach seyn, und alle Nerven müßten sich in einem Punkte endigen; mit andern Worten: Die Nerven könnten nur einen Ursprung haben, weil ein jedes Individuum nur eine Seele habe. Die Lehre von einem einfachen Ursprung der Nerven sey aber weder wahr, noch möglich; und dieß könne bey weiterer Untersuchung bewiesen werden. Wenn der Metaphysiker bey der Voraussetzung eines nicht-einfachen Ursprungs der Nerven, die Einheit des individuellen Bewußtseyns nicht begreifen könne, so fragt Spurzheim: Ob er beym automatischen Leben begreife, wie so verschiedene Apparate mit ihren verschiedenen Functionen zur Bildung eines Ganzen concurriren? Ob er beym animalischen Leben den Umstand von doppel-

ten Organen bey Einheit der Functionen, mit der Einheit des Bewußtseyns zusammenreimen, ob er irgend eine Kraft in der materiellen Welt begreifen könne? — Es ist unstreitig unsinnig, wenn man folgern will, daß die Nerven ihren Ursprung in einem einzigen Punkte des Gehirns haben, weil man annimmt, daß die Seele eine einfache Substanz sey; aber eben so unsinnig ist die Behauptung, daß die Seele keine einfache und untheilbare Substanz sey, weil sich die Nerven nicht in einem einfachen Punkt im Gehirne endigen. Die metaphysische Einfachheit, und die physische Einheit sind zwey verschiedene Dinge, wie schon in dem Berichte der Commissarien an das französische Institut bemerkt wurde. Daß die Metaphysiker, in dem vom Verfasser angeführten Beyspiele, richtiger Spiritualisten, an den angeblich geringen Fortschritten in der Anatomie und Physiologie, und wie er meint, auch in der Psychologie keine Schuld haben, erhellet daraus, weil sonst die Materialisten darin größere Fortschritte hätten machen müssen, was aber die Erfahrung nicht bestätiget. Was nun die Einheit des Bewußtseyns anbelangt, die nur durch den innern Sinn als ein Factum gegeben ist, und im Selbstbewußtseyn, als das Ich sich uns darstellt: so ist dieselbe keineswegs mit der Verbindung des Apparats beym automatischen Leben zu einem Ganzen zu verwechseln und zu vergleichen. Möge der Anatom und Physiolog das Gehirn- und Nervensystem noch so genau untersuchen und kennen, und den Ursprung der Nerven noch so präcis bestimmen: so ist damit gegen das, was uns der innere Sinn lehrt, nichts entschieden; er wage sich daher eben so wenig, wie der Metaphysiker, in ein fremdes Gebiet der Erkenntniß, und maße sich nicht an, aus seinem Standpunkt zu entscheiden, wie das Subject des Denkens, Empfindens, Wollens ꝛc. beschaffen sey, und in welchem Verhältnisse es zu dem Nervensystem, und insbesondere zu dem Gehirne stehe; und noch weniger wage er dieses Subject zu verkörpern, oder es zum Resultat der organischen Materie zu machen; eingedenk dessen, was schon Bartholin Moor in seiner pathol. cerebri delineatio Cap. XII. de Sensorio communi sagt: Praejudicium est existimare mentem toti corpori, mediante una particula esse conjunctam. Nulli parti solidae tribui potest perceptio, ratiocinatio, cogitatio cum *Conscientia*, quae a natura extensionis longe remota. Sensus externi involvunt motum corporeum, interni cogitationem; cogitatio per organa explicari non potest. Si mens operationes suas in diversis cerebri partibus exercet, ergo pluribus locis simul existit, et in sphaeram spatii trahitur. Quae e mechanica partium structura sequuntur, nullus mortalium clare ac distincte vel concepit, vel explicavit.

Da der Einfluß des Nervensystems überhaupt, und des Gehirns insbesondere, von der größten Wirkung, sowohl in Hinsicht der übrigen Organisation, als auch in Hinsicht der Physiologie ist: so fängt der Verfasser den I. Theil mit der Anatomie des Nervensystems überhaupt, und insbesondere des Gehirns an. Hier wiederholt er, was er schon in der Einleitung, von der Methode der Anatomen das Gehirn zu zergliedern gesagt hat. Er und Gall, durch physiologische und anatomische Ansichten stets geleitet, hätten die Untersuchung jedes Hirntheils an seinem Ursprunge angefangen, und nach der Wegschabung der Nervensubstanz wären sie dem Laufe und der Richtung der Fibern gefolgt. Auf diesem Wege hätten sie leicht ihre allmählige Zunahme, das Hinzukommen neuer Theile, und ihre verschiedenen Verbindungen wahrnehmen, und die Consistenz, Form, und Farbe der nervösen Theile mit mehr Leichtigkeit entdecken können, als wenn sie es auf die gewöhnliche Weise zerlegt und zerschnitten hätten. Sie betrachteten das Gehirn als den Anfang des Rückenmarks und der Nerven, und alle diese Theile, als eine homogene Masse. Ihrer Meinung zu Folge, müsse das Nervensystem als abgetheilt, und unterabgetheilt angenommen werden; jeder Zweig dieser Abtheilungen und Unterabtheilungen habe seinen bestimmten Ursprung. Die Anatomen sprächen insgemein von vier Theilen des Nervensystems, nämlich von dem großen sympathischen Nerven oder Intercostalnerven, vom Rückenmark, von Cerebralnerven, und vom Gehirn selbst. Gall und Spurzheim betrachten die Intercostalnerven als zusammengesetzt aus verschiedenen Theilen, welche ihren abgesonderten Ursprung hätten, und sowohl miteinander, als auch mit dem Rückenmark und dem Gehirn in Verbindung stünden. (Den Zusammenhang der Intercostalnerven mit dem sechsten Hirnnerven, und mit allen Rückenmarksnerven hat schon Eustach gezeichnet, und war den spätern Anatomen vor Gall und Spurzheim schon bekannt.) Das Rückenmark und die angeblichen Hirnnerven seyen keineswegs Fortsetzungen des Gehirns, und eben so wenig sey ein Theil davon die Fortsetzung des andern: sondern das Rückenmark, jedes Paar seiner Nerven, und jedes Paar der angeblichen Cerebralnerven, hätten einen eigenen Ursprung. Denn das Gehirn sey in keiner Proportion, weder zu dem Rückenmark, noch zu den angeblichen Hirnnerven, welches statt finden müßte, wenn sie Fortsetzungen von jenen wären. (Daß das Gehirn in keinem Verhältniß zu dem Rückenmark und den Gehirnnerven sey, das ist, daß das Gehirn mehr Mark enthalte, als zur Bildung des Rückenmarks und der Hirnnerven nöthig wäre, hat schon Monro in seinem Werk über den Nervenbau gelehrt, und Prof. Prohaska sagt

in seiner Disquisitio anatomico-physiologica organismi humani etc. daß die obere Hälfte des Markes beyder Halbkugeln des großen Gehirns, die sich in dem Corpus Callosum verbinden, in dem menschlichen Gehirn weit größer sey, als in dem Gehirn anderer Thiere; daß dieser Theil des Markes mit dem Rückenmark und den Hirnkammern in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehe, und daß es daher scheine, es habe darin das Organ der innern Sinne seinen Sitz.) Manche menschliche Mißgeburten, andere unvollkommene Thiere, kämen auf die Welt ohne Kopf, und wären doch mit Nerven und mit Rückenmark versehen. Bisweilen fehle der Kopf, die obern Theile des Körpers und der Thorax, und doch hätten die untern Theile ihre Nerven; sogar ein Schenkel, wenn er als solcher geboren wird, sey mit Nerven versehen; mithin könne der Ursprung der letztern nicht vom Gehirne hergeleitet werden. Eben so wenig, fährt der Verf. fort, hätten die verschiedenen Theile des Gehirns, des Rückenmarks, und die angeblichen Hirnnerven einen gemeinschaftlichen Ursprung, sondern jeder Theil entspringe besonders. Das Nervensystem im Allgemeinen, und das Gehirn insbesondere bestehe aus zweyerley Substanzen, nämlich aus grauer und weißer Substanz. Die erstere sey weich, gelatinös (die Hirnsubstanz ist vielmehr albuminös als gelatinös, weil sie sich gegen Reagentien, wie das Eyweiß, und nicht wie die Gallerte verhält; und überhaupt hat das Gehirn gegen die übrigen Theile, eine eigenthümliche Mischung, weil es bey seiner Verwesung zuerst sauer wird, und dann erst in Fäulniß übergeht), bald weicher, bald härter, und mehr oder weniger weißlich, gelblich, röthlich oder schwärzlich, und ohne eine bemerkbare Organisation; sie enthalte eine Menge Blutgefäße, so daß einige Anatomen sie für ein Gewebe von sehr kleinen Blutgefäßen angesehen hätten. Die Dr. Gall und Spurzheim sehen die graue Substanz für die Matrix der Nervenfibern an. Im Fötus bestehe das ganze Gehirn aus grauer Masse; nur stufenweise erscheinen nach ihrer Versicherung die Fibern, und entspringen an manchen Stellen früher, als an andern. Zuweilen häufe sich die graue Substanz an besondern Stellen, zuweilen begleite sie die Nervenfibern in ihrem Verlaufe, welches im großen und im kleinen Gehirn Statt findet. Jeder nervöse Theil habe seinen Ursprung in einer verhältnißmäßigen Quantität der grauen Materie; woraus die Herren Gall und Spurzheim schließen, daß die Nervenfäden ursprünglich in der grauen Substanz gebildet werden. Nun gehet unser Verf. zur Beschreibung der merkwürdigsten Theile des Nervensystems über. Die Nerven könnten, sagt er, wie ihre Functionen eingetheilt werden. Er werde später beweisen, daß gewisse Functionen als

alleiniges Resultat der Organisation angesehen werden müßten; andere dagegen mit Bewußtseyn Statt fänden, und Wirkungen der Seele wären. Die erste Classe beziehe sich auf das organische, die zweyte auf das animalische Leben. (In der Einleitung scheint der Verf. das Bewußtseyn, als ein Resultat der Organisation angesehen zu haben, da er dessen Einheit, mit der Uebereinstimmung der Functionen des sogenannten automatischen Lebens zu einem Ganzen, in Parallele setzt, siehe oben S. 3; hier nimmt er eine Seele als Substrat an, welches die animalischen Functionen bewirke, erklärt sich aber nicht näher, was er darunter verstehe. Zu den Nerven des automatischen Lebens rechnet er die Nerven des Unterleibes und des Thorax. Die Nerven des animalischen Lebens könne man in vier Ordnungen unterabtheilen; in Nerven der willkürlichen Bewegung, in Nerven der fünf Sinne, in jene für Neigungen und Gefühle, und die, welche für die intellectuellen Vermögen bestimmt sind. Bis jetzt sey zwar die Verschiedenheit der zur Bewegung und Empfindung bestimmten Nerven nicht erwiesen, allein er sey aus verschiedenen anatomischen und physiologischen Gründen davon völlig überzeugt. Denn es seyen nicht dieselben Nervenfibern, die zu den Muskeln und zu der Haut gehen; und jeder dieser Theile habe seine eigenen Functionen. Die zur Bewegung erforderlichen Nerven könnten nicht die auf die Empfindungsorgane gemachten Eindrücke, und eben so wenig die letztern die auf jene gemachten Eindrücke fortpflanzen. Die Muskeln könnten weder die Temperatur, noch die Nässe, wohl aber die Ermüdung empfinden. — Von Rückenmarksnerven. Die natürliche Grenze dieser Nervenmasse scheine der Rand des großen Hinterhauptlochs (foramen magnum) an dem untern Ende der Pyramidalbündeln zu seyn. Das Rückenmark müsse angesehen werden als eine Reihe von Vergrößerungen, in welchen die verschiedenen Nervenpaare entstehen. Die Nerven des Rückenmarks entspringen, nach der Behauptung des Spurzheim in der grauen Substanz, welche sich in dem Innern auf jeder Seite des Rückenmarkstranges findet, und zwey Bogen, welche gegen die vordere und hintere Fläche laufen, bildet. Die Nervenfibern folgen dem Laufe dieser zwey Bogen vom Innern zur Oberfläche, durch die ganze Länge des Rückenmarks, so daß wir zwey Reihen von Nerven haben, eine vordere und eine hintere. — Von den vorgeblichen Nerven des Gehirns. Es könne kein Streit Statt finden über den Ursprung des nervus accessorius, hypoglossus, und glossopharyngeus. Diese Nerven, sagt er, hätten eine genaue Aehnlichkeit mit den Rückenmarksnerven. Der nervus abductor entstehe bey grasfressenden Thieren in einiger Entfernung hinter dem pons Varolii, aus einem schmalen Bande,

welches zwischen dem pons Varolii und den Corpora pyramidalia, und olivaria hinaufsteigt. — Cerebralmasse. Die natürliche Ordnung führe ihn auf die Untersuchung des kleinen und großen Gehirns. Der Verf. nennt Gehirn die ganze Nervenmasse, welche im Nervensystem vereinigt ist, und sowohl die willkürliche Bewegung, als auch die Functionen der fünf Sinne vollziehet. Er erinnert, außer der gewöhnlichen Eintheilung der Cerebralmasse könne man sie auch nach den Functionen in zwey Theile eintheilen, nämlich in Organe der Neigungen und Empfindungen und in jene der intellectuellen Vermögen. — Wir bemerken hier, daß dies schon die Theorie der Functionen, die der Verfasser angenommen hat, voraussetzt. — Vom Cerebellum. Das Cerebellum, oder kleine Gehirn beym Menschen, obgleich complicirt und vollkommen, biete den gemeinschaftlichen Typus, oder die Urform dar. — Das große Gehirn. Der Verf. untersucht die Organisation desselben, beschreibt sie umständlich, und erläutert sie mit Hülfe der Kupfertafeln. — Weiter handelt er von den Commissuren des kleinen Gehirns, von den Commissuren an der Basis des großen Gehirns, und seiner obern Windungen. Was die Windungen des Gehirns insbesondere anbelangt, so lassen sich dieselben nach unserm Verf. wenn das Gewebe, welches sie verbindet, durch eine gewaltsame Manipulation zerstört, oder durch eine sanftere und allmählige Einwirkung einer anhaltenden Kraft ausgedehnt wird, wie dies der Fall bey der Hirnwassersucht ist, alle die Duplicaturen in eine Art von Membran umbilden, welche von außen mit grauer Substanz bedeckt ist. Man könne dieses Auseinanderfalten des Gehirns nachahmen, wenn man die Spinnewebehaut und die Gefäßhaut beseitigt, die Finger in die großen Hirnhöhlen einbringt, und dann gegen die Windungen drückt. Außer dem besondern und unabhängigen Ursprunge jedes Nervenpaars, und außer den Commissuren oder Verbindungen jedes nervösen Theils, welcher doppelt ist, müsse noch ein anderer Nervenapparat in Betrachtung gezogen werden, welchen Spurzheim die communicirenden Zweige oder den Nervenapparat der Communication nennt, wodurch nämlich besondere nervöse Theile in Verbindung und in wechselseitigen Einfluß gebracht werden. Die verschiedenen Theile des Rückenmarks seyen untereinander verbunden, vermittelst eines länglichen Stranges, der am Grunde der hintern Spalte, durch die ganze Länge des Rückenmarks sichtbar ist. Die zur Bewegung erforderlichen Nerven stehen in Gemeinschaft mit den Nerven der fünf Sinne, und beyde mit den Hirntheilen. Die fünf Sinne stehen mit einigen Theilen des Gehirns mehr in Verbindung, als mit andern. So ist nach der Behauptung unsers Verf. der Geschmacksnerve in näherer Verbindung mit den Ner-

von der Mastication, der Deglutition und der Respiration. Der Gehörnerve ist inniger verbunden mit den Nerven des Hungers und des Durstes, der Stimme und des Geschmackes, und mit den Organen der Neigungen und der Gefühle, als mit den Organen der intellectuellen Vermögen.

II. Theil. Physiologie des Nervensystems. I. Capitel. Das Angeborenseyn der Vermögen. Der Verf. holt hier sehr weit aus; bestimmt aber nicht was er unter den Vermögen versteht. Denn Vermögen ist überhaupt etwas Abstractes, der Grund der Möglichkeit einer Aeußerung, wie die Kraft der Grund der Möglichkeit einer Thatäußerung von Etwas ist. Man habe, sagt er, die erschaffenen Dinge in Geister oder Seelen, und in Materie eingetheilt. Mit dem Worte Geist habe man jedes Wesen bezeichnet, das nicht unmittelbar in die Sinne fällt; hingegen habe man das Ding, das fühlbar, tastbar, sichtbar ist, Materie genannt. Wir seyen mit der Existenz der Geister nur in so weit bekannt, als ihre Manifestationen in die Sinne fallen. Die Existenz der Materie sey hingegen leichter zu begreifen, als die der Geister; (allein wir kennen das Substrat der Materie, die uns als ausgedehnt, fühlbar 2c. erscheint, wie es an sich seyn mag, gar nicht; die Materie als Grund dieser Erscheinungen ist nur etwas Gedachtes. Wenn wir vom Geist überhaupt sprechen wollen, so gehen wir von unserm Innern, von unserm Ich aus, wie es im, und durch das Bewußtseyn gegeben ist, wo es uns nicht als ausgedehnt erscheint; und diesen Begriff übertragen wir auf andere Wesen, insofern sie als denkend, mit einen Wort, unserm Ich ähnlich angenommen werden. Daher das Wiederspiel der Spiritualisten gegen die Materialisten, welche die reelle Existenz der materiellen Dinge außer dem Gemüthe läugnen, die Extension für bloße Vorstellung (Idee) in unserm Gemüthe erklären. (Berkley works II Vol. p. 31. etc.) — Unser Verf. theilt die Functionen des Menschen zum Behufe seiner Lehre, in zwey Classen ein: in solche, welche vermittelst der Organisation, ohne Bewußtseyn vor sich gehen, und das automatische Leben ausmachen; und in jene Functionen, welche mit Bewußtseyn vor sich gehen, und Wirkungen der Seele sind; die erstern seyen angeboren, weil die Organisation angeboren ist. — Was die Vermögen des animalischen Lebens anbelangt: so könne man diese in vier Ordnungen eintheilen, wie schon oben erwähnt wurde, nämlich in willkürliche Bewegung; in die fünf Sinne; in Neigungen und Gefühle; und in Verstandsvermögen. Auch diese seyen dem Menschen angeboren. Im II. Capitel stellt der Verf. den Grundsatz auf; daß die Manifestation der Vermögen von organischen Bedingungen abhängt. Zum Beweise führt er an, daß die Manifestationen der

Gemüthsvermögen, nach Verschiedenheit des Geschlechts verschieden sind; daß sie bey jedem Individuum anders modificirt sind; daß sie nicht auf einmal, sondern nach einander erscheinen und verschwinden; daß einige mehr, andere weniger Energie zeigen u. s. w. Beynahe dieselben Gründe für die Abhängigkeit des Gemüths vom Körper, hat schon Casmann in seiner Psychologia anthropologica 1594, und Lemnius lib. 1. de occultis naturae miraculis Cap. 11. angeführt. — Im III. Capitel wird von unsern Verf. die Frage untersucht: welcher Theil der Organisation es ist, von dem die Manifestationen des animalischen Lebens überhaupt, und seine Functionen insbesondere, abhängig sind. In Beziehung auf die Gemüthsvermögen, wird die Frage erst negativ beantwortet. Sie hangen, sagt er, nicht 1) vom ganzen Körper ab; denn die Gemüthsvermögen könne man nicht nach der Größe und Form des Körpers messen; nicht 2) von den Eingeweiden des Thorax und des Abdomen; nicht 3) vom Rückgrat, noch 4) von den äußern fünf Sinnen ꝛc.; Positiv wird behauptet, daß das Gehirn ausschließend das Organ der Gefühle und intellectueller Vermögen sey. Der Verf. sucht nun dieses weitläuftig zu erörtern. Ferner sucht er zu beweisen, daß sich die Gemüthsvermögen weder nach der absoluten Größe des Gehirns; noch nach irgend einem Verhältniß desselben zu dem übrigen Körper, den Nerven, dem Gesicht; noch nach der Proportion eines Hirntheils zum andern bestimmen lassen. Vielmehr müsse man jedes specielle Vermögen mit seinem respectiven Organ vergleichen. — Im IV. Capitel handelt der Verf. von der Mehrheit der Hirnorgane, die der Sitz der besondern Organe seyn sollen. Durch eine Menge von Citaten will er nun beweisen, daß die Meinung von der Mehrheit der Organe der Gemüthsvermögen sehr alt sey. — Ferner behauptet er, die Pluralität und die wechselseitige Unabhängigkeit der Organe des automatischen Lebens machten es wahrscheinlich, daß auch die innern Sensationen und Functionen des Gemüths sich durch verschiedene und unabhängige Organe manifestiren. Außer der Analogie spreche auch die Psychologie der Thiere und Menschen, sowohl im kranken als auch im gesunden Zustande für die Mehrheit ihrer psychischen Vermögen; folglich auch für die Mehrheit der ihnen entsprechenden Hirnorgane. (Wir sind uns zwar bewußt verschiedener Operationen und Functionen unseres Gemüths, wir sind uns bewußt, daß wir fühlen, denken, begehren, wollen, uns abwesende Dinge vergegenwärtigen können u. s. w.; aber unser Bewußtseyn lehrt uns nichts von der reellen Einzelnheit selbstständiger Existenz und Unabhängigkeit der diesen Functionen entsprechenden Vermögen; und ein Skeptiker kann uns wohl fragen: ob wir mit Wahrheit und Gewißheit, aus dem Bewußtseyn der innern

Gefühle, und überhaupt dessen, was in unserm Innern vorgehet, auf die abgesonderte Existenz der besondern Attribute im Gemüthe schließen können, und nothwendig schließen müssen; und ob wir die einfachen und zusammengesetzten Vermögen, aus welchen das Gemüth gleichsam als zusammengesetzt angenommen wird, richtig ausgemittelt und bestimmt haben? Wir werden zum Beyspiel durch dasselbe Organ mit den verschiedensten Tönen, Farben und Gerüchen bekannt. Allein es gibt Individuen, die für einen bestimmten Geruch, für eine bestimmte Farbe keine Empfänglichkeit haben; soll man nun hieraus folgern, daß jeder bestimmte Geruch, jede Farbe ein besonderes Organ im Gehirn habe? Die Beantwortung und Entscheidung der Frage: ob die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, welche unser Gemüth zu betrachten vermag, vermittelst eines und desselben, oder mehrerer Vermögen geschehe, liegt außer der Sphäre und den Grenzen der menschlichen Vernunft. Man lese, was sich über diesen Gegenstand auch im Quarterly Review Jan. 1815. N. XXIV. findet.) Der Verf. sucht einige Einwürfe gegen die Mehrheit der Hirnorgane, unter andern den von der Einheit des Bewußtseyns hergenommenen zu beantworten; ohne jedoch tief genug in diesen Gegenstand einzudringen. Im V. Capitel spricht er von den Mitteln, die Functionen der Hirntheile zu bestimmen. Da die Structur irgend eines Theils seine Function nicht (immer) andeute; und da die Manifestationen des Gemüths demungeachtet von der Organisation abhängen: so müsse untersucht werden, von welchen materiellen Bedingungen eines Theils dessen Function abhängig ist. Die Energie der Function eines jeden Theils hänge von seiner Größe und organischen Beschaffenheit, d. i. von seiner Extension und Intensität ab. Da es schwer, wo nicht unmöglich ist, die letztere zu bestimmen: so sey die Energie eines Organs leicht nach seiner Größe abzumessen und zu bestimmen. (Es ist bekannt, wie schon Hufeland bemerkt hat, daß krankhafte Vergrößerung organischer Theile entstehen könne, die keineswegs ein Beweis vermehrter Vollkommenheit, sondern einer krankhaft vermehrten Anhäufung des Nahrungsstoffes eines solchen Theils ist, die keineswegs die Energie eines solchen Theils vermehrt. Ein solcher Zustand kann auch einzelne Theile des Gehirns treffen.) Dieß vorausgesetzt, sucht Spurzheim zu beweisen, daß das Gehirn die Hauptursache der Form und der Größe des Schedels sey; wogegen mehrere Anatomen und Physiologen viele Gegengründe vorgebracht haben, die er zum Theil auch berührt, die Schwierigkeiten bey dieser Art von Untersuchung nicht verhehlt, und zu zeigen sich bemüht, wie sie sich beseitigen ließen. Im VII. Cap. spricht der Verf. von seiner und des Dr. Gall Methode, die Functionen

des Gehirns auszumitteln. Er gehet hierbey von der Behauptung aus: es gebe dreyerley Vermögen, generelle (general), gemeinschaftliche (common) und specielle (special faculties). Diese Eintheilung der Vermögen finde in der ganzen Natur Statt. Vor Gall hätten alle Philosophen und Physiologen bloß von generellen oder gemeinschaftlichen Vermögen des Gemüths gesprochen. Man habe z. B. allgemein behauptet, daß die Thiere aus Instinct, und die Menschen aus Verstand handeln. Da nun der Verstand (nach seiner Meinung) ein allgemeiner Ausdruck sey, der ein allgemeines Vermögen bedeutet, so habe er kein besonderes Organ, wohl aber seyen besondere Species des Verstandes an ein besonderes Organ gebunden (wie dieses unbestimmt und unphilosophisch, wird jedermann, der die Natur des Verstandes und der Begriffe kennt, von selbst einleuchten!) — Eben so bedeute Empfindung die allgemeinen Functionen der fünf äußern Sinne, daher habe sie als allgemeines Vermögen kein besonders Organ, wohl aber jede besondere Sensation, als Gesicht, Geruch ꝛc. Dasselbe gelte von der Perception, dem Gedächtniß, dem Erinnerungsvermögen, dem Urtheilsvermögen, und von der Imagination. Diese Ausdrücke seyen gemeinschaftlich, folglich ohne alle Organe, wohl aber habe jede besondere Perception, jedes besondere Gedächtniß, Urtheilsvermögen ꝛc. und die Imagination, als des Raumes, der Form, der Farbe u. s. w. ein besonderes Organ. Wie schwankend und willkürlich ist diese Behauptung! Die allgemeinen Begriffe und ihre Bezeichnung haben freylich keine Organe; aber auch seine besondern Vermögen bleiben Begriffe, unter denen er die verschiedensten Functionen, wie wir weiter unten zeigen werden, begreift. — Nach dieser Classification sollte es wohl mehr Organe geben, als die vom Verf. aufgestellten. Man müßte, wie schon oben erwähnt wurde, für besondere Farben und Gerüche auch besondere Organe annehmen, weil es Individuen gibt, die für einen besondern Geruch, z. B. für die Reseda, keine Empfänglichkeit haben, obwohl sie alle andern Gerüche percipiren; dasselbe gilt auch von Farben, (Man sehe Roose über Krankheiten der Gesunden S. 458. und Memoirs of the philosophical society of Manchester. Vol. 1. P. 1.) — Man habe überdieß, fährt Spurzheim weiter fort, für Affecte und Leidenschaften Organe gesucht; allein Affecte seyen, wie er unten zeigen werde, blos verschiedene Arten der Action der besondern Vermögen. — Die Philosophen, anstatt die Relationen des Gehirns, zur Manifestation jener, zu untersuchen, hätten sich blos in metaphysische Abstractionen, die Natur der Seele betreffend, verloren. — Hierauf erzählt Spurzheim umständlich, wie Dr. Gall auf die Entdeckung der Hirnorgane gekommen sey: Gall habe nämlich alle energischen Actio-

nen mit der größten Entwickelung irgend eines Theils des Gehirns verglichen; und wenn er fand, daß eine größere Entwickelung irgend eines Hirntheils, einer gegebenen energischen Action entsprach: so setzte er voraus, daß dieser Theil des Gehirns das respective Organ seyn möge; die Wahrscheinlichkeit stieg in dem Verhältnisse, als sich die Anzahl der Beobachtungen hierüber vermehrte. — Ueberdieß, wenn sich bey irgend einem Individuum irgend eine Protuberanz am Schedel zeigte, die seiner Meinung nach augenscheinlich (?) das Resultat der Entwickelung irgend eines Hirntheils war: so suchte sich Dr. Gall mit den Talenten und dem herrschenden Character desselben Individuums bekannt zu machen u. s. w. Auf diesem Wege entdeckte und bestimmte er, wie Spurzheim sagt, die Hirnorgane. — Auch sammelte er zu diesem Behuf Büsten und Schedel von Individuen, welche sich durch irgend ein Talent oder moralische Eigenschaft (Sentiment Gefühl) auszeichneten. — Im VIII. Cap. befaßt sich Dr. Spurzheim mit den besondern Organen, und läßt die Eintheilung der Vermögen, nach seiner und Galls Ansicht, dieser Untersuchung vorausgehen, und sucht zu beweisen, daß die Eintheilung der Gemüthsvermögen in Verstand und Willen unrichtig sey (S. 291); weil diese Namen generisch seyen. — Ehe er insbesondere auf die innern Vermögen und ihre Organe kömmt, spricht er von den (Intermediis) Zwischenmitteln, vermittelst welcher die äußere Welt auf die innern Vermögen, und diese auf die äußern Gegenstände einwirken; das erstere geschehe vermittelst der äußern Sinne; das zweyte vermittelst derselben Sinne und der willkürlichen Bewegung. — Weiter handelt Spurzheim von der Duplicität der Sinne, von dem Bewußtseyn eines besondern Sinnes, worunter er das verstehet, daß ungeachtet der Eindruck auf zwey Sinnesorgane, z. B. auf zwey Augen, zwey Ohren geschiehet, das Bewußtseyn des Eindrucks nur Eines sey; spricht vom Gefühl oder Tastsinne, und den ihm zugeschriebenen Vorzügen; vom Geruch-, Gehör-, und Gesichtssinn umständlich, gehet dann zu den innern Organen des Gemüths über, und stellt darüber folgende Sätze auf: »Man muß für jedes Vermögen ein eigenes Organ annehmen, 1) welches nur bey einer Art von Thieren existirt, und nicht bey einer andern; 2) welches bey den beyden Geschlechtern derselben Species verschieden ist; 3) welches nicht den andern Vermögen desselben Individuums proportionirt ist; 4) welches sich zu gleicher Zeit mit andern Vermögen manifestirt; und welches früher oder später erscheint, und verschwindet, als die andern Vermögen; 5) welches allein thätig ist, oder ruhet; 6) welches von Aeltern auf Kinder fortgepflanzt wird; 7) welches allein seinen gesunden oder kranken Zustand behalten kann. — Die besondern

Vermögen werden nun nach dem Verfahren der Naturforscher in zwey Ordnungen, Gefühle (Feelings), und Verstand (Intellect), und beyde in Genera, Species und Varietäten eingetheilt. — Die Gefühle enthalten unter sich zwey Genera, nämlich Neigungen (propensities) und Empfindungen (Sensations). — Die Ordnung: Verstand (Intellect) ist auch in zwey Genera abgetheilt, in Erkenntnißvermögen (knowing faculties), und in reflectirende Vermögen, oder solche, welche die Relation unter den verschiedenen äußern Körpern und unter den innern Vermögen selbst vergleichen und ausmitteln. — Auch diese zwey Genera enthalten verschiedene Species und Varietäten unter sich.

Die erste Ordnung Gefühle (Feelings), enthält 1) Genus: Neigungen (propensities) wie folget (S. 344):

I. Das Organ der physischen Liebe (organ of amativeness, physical love). Dr. Gall habe es durch einen Zufall entdeckt. Er fand nämlich bey einem hysterischen Weibe den Nacken breit, groß und heiß, und schloß hieraus, daß das Organ der physischen Liebe im kleinen Gehirn seinen Sitz habe (abgebildet Taf. VIII. Fig. 1—3., VII. Fig. 1., VIII. 2.). Spurzheim behauptet, in erotischer Manie habe das Cerebellum eine große Ausdehnung; allein nicht alle Narren aus Liebe hätten ein großes Cerebellum. Auf Wunden im Nacken angebracht erfolge Impotenz. Er beruft sich hierbey auf Larrey's Zeugniß, welcher dem Dr. Gall eines der aus dieser Ursache impotent gewordenen Individuen zeigte. Aber eben derselbe Larrey erzählt in seinen Mémoires de Chirurgie militaire etc. Tom. III., daß bey einigen Soldaten, welche in Aegypten den Dattelbranntwein häufig genossen hatten, die Testikeln schwanden, die Impotenz eingetreten ist, und der Geschlechtstrieb ganz erlosch. Eben so wenig erwähnt Spurzheim die Fälle, wo auf die Extirpation des Uterus und der Ovarien der Geschlechtstrieb aufhörte (Wrisberg opuscula), und bey mangelnder Entwickelung der inneren Geburtstheile er sich bey einigen weiblichen Individuen nie offenbarte. Auch ist nicht unbekannt, daß auf Entzündung der Ovarien, und der Tubae Fallopianae oft furor uterinus entstehet. Daher ist es wahrscheinlich, daß der Sitz des Geschlechtstriebes bey beyden Geschlechtern in den äußern und innern Genitalien zu suchen sey, wenn man auch einen Consensus zwischen diesen Theilen und dem kleinen Gehirn zugeben wollte. — Der Raum dieser Zeitschrift erlaubt nicht eine weitläuftigere Auseinandersetzung. Manches Lesenswerthe über diesen Gegenstand kann man auch in: Beobachtungen über den Wahnsinn, nebst Prüfung der Gall'schen Schädellehre, von Winkelmann, 1806. S. 168. u. s. w. finden.

II. **Das Organ der Kinder- und Jungenliebe** (organ of philoprogenetiveness, love of progeny). Unter manchen Thieren sorge weder das Männchen noch das Weibchen für die Jungen; bey andern Thierspecies sorge das Weibchen ausschließend für dieselben; auch gebe es Weibchen, welche keine Sorge für ihre Jungen tragen, und darin von Männchen übertroffen werden. — Unter Menschen gebe es sogar Weiber, welche ihre Kinder als eine schwere Last betrachten. Aus diesen folgert nun Spurzheim, es sey also ein eigenes Organ der Kinder- und Jungenliebe nothwendig. Der Mangel desselben sey Ursache, daß die Mütter weniger dem Kindermorde widerstehen können. (Furcht vor Schande und Schmach, und Mangel, eine oft plötzlich befallende Verzweiflung, bestimmen meistens solche unglückliche Mütter zum Mord ihrer unehelichen Kinder. — Die Mutterliebe beym Weibe gründet sich auf edlere, sittliche und sympathische Gefühle; die Mutter betrachtet ihr Kind als einen Theils ihres Ichs, sie fühlt Mitleid gegen das hülflose Geschöpf, dem sie das Leben gab; und es bedarf dazu keines besondern Klümpchens im Gehirn, das Gall und Spurzheim als Organ der Kinderliebe hypothetisch annehmen, und in die hintern Lappen des Gehirns versetzen. (Taf. VII. Fig. 1. II. Siehe Winkelmann a. a. O. S. 173. ꝛc.)

III. **Das Organ des Bewohnens** (organ of inhabiteveness). Taf. IX. Fig. 1. X. Es gebe Thiere, welche einen Hang haben, auf Anhöhen zu wohnen, wie die Gemse, der Steinbock ꝛc. Man finde bey solchen Thieren eine eigene Protuberanz am Schädl; beym Menschen verursacht diese Protuberanz, nach Gall, Stolz, Hochmuth, mit welcher Behauptung jedoch Spurzheim unzufrieden ist; und hält diese Verwechselung des physischen Triebes nach den Höhen, mit dem Gefühle des Stolzes beym Menschen, für unrichtig (S. 364.); und bemerkt hierbey, daß wenn verschiedene Thiere mit verschiedenen Vermögen begabt sind, so könnten diese verschiedene Vermögen denselben Platz am Schedel einnehmen, ohne deßwegen identisch zu seyn. Allein wir können dem Verfasser nicht weiter folgen.

IV. **Das Organ der Anhänglichkeit** (organ of adhesiveness. Taf. IX. Fig. 1. 2. IV.). Man müsse bey Thieren nothwendig (?) einen eigenen Instinct zugeben, welcher die verschiedenen Aeußerungen der Anhänglichkeit bey ihnen hervorbringt; da sie keiner moralischen Gründe fähig sind, und bey ihnen kein Interesse statt findet. Dies erhelle aus manchen Beyspielen, vorzüglich bey Hunden. Ohne diese Anhänglichkeit werden, nach Spurzheim, Menschen Anachoreten und Einsiedler (beym Menschen beruht die Freundschaft, welche Spurzheim

diesem Organe zuschreibt, auf höheren und edleren Motiven, Grundsätzen und Gefühlen). Die Thiere hängen hauptsächlich demjenigen an, der sie erzogen hat, sie pflegt und nährt, sie beschützt und nicht mißhandelt; wozu ist hier ein eigenes Organ der Anhänglichkeit erforderlich?

V. Das Organ der Raufsucht. Galls Raufsinn (organ of combativeness. Taf. IX. Fig. 1. V.). Gall fand dieses Organ bey braven, tapfern Offizieren, bey Handelsuchenden Studenten, Duellisten, und bey jenen, welche ein großes Vergnügen darin finden, zu kämpfen, und sich furchtbar zu machen; daher nannte es Gall auch das Organ des Muthes (allein Muth und Händelsucht sind zwey verschiedene Dinge). Die Furcht ist nach Gall eine Folge des Mangels diess Organs, welchem aber Spurzheim widerspricht, und dagegen behauptet, die Furcht und Angst seyen das Product der Behutsamkeit (cautiousnefs).

VI. Das Organ der Zerstörungssucht (organ of destructivenefs. S. 577. Taf. IX. Fig. 1. 2. VI. und Taf. XII. Fig. 2. VI.). Es existire bey einigen Thieren die Neigung zu morden; einige Thiere würgten wegen der Nahrung, andere bloß aus Vergnügen des Würgens. Auch der Mensch sey mit dieser Neigung begabt, weil alle Fleischfressende Thiere dieses Organ haben, und er allfressend ist (omnivorus); so müsse auch er dasselbe besitzen. Ferner lehre die gesammte Geschichte der Menschheit, daß die Erde von jeher mit Blut getränkt worden sey. — Einige Individuen unter den Menschen hätten aber eine besondere Lust und Trieb zum Morden oder zu vernichten. — Dies sucht Spurzheim durch mehrere Beyspiele zu beweisen. So habe ein Taglöhner in einer Apotheke Wiens einen so großen Hang zum Morden gefühlt, daß er Scharfrichter wurde. Der Sohn eines reichen Kaufmanns in derselben Stadt, gab sein Geschäft auf, und wurde Fleischhacker u. s. w. (Wie folgt aber aus den, man sehe S. 279. u. s. w. angeführten Beyspielen, die Existenz eines, dem Menschen und den Thieren von Natur eigends eingepflanzten Mordorgans? Kann nicht beym Menschen an einem solchen Trieb zum Morden, fremdes Beyspiel, schlechte Erziehung, eine Krankheit Schuld seyn, wie dies der Fall bisweilen bey Wahnsinnigen ist, die in dem Anfalle der Raserey, alles, was ihnen begegnet, morden und zerstören, und die Gegenstände in ihrem Anfalle für was anders ansehen, als in der vom Anfalle freyen Zeit, wovon Pinet Beyspiele anführt. — Dr. Spurzheim verallgemeinert dieses, von Gall Mordsinn oder Würgsinn genanntes Organ, und verwandelt es in eine Neigung überhaupt zu zerstören, ohne den Gegenstand, der zerstört werden soll,

oder der Art der Zerstörung zu bestimmen. Dieses Organ enthält nach Spurzheim den Grund der Neigung zu kneipen, zu kratzen, zu beißen, zu brechen. - Ohe jam satis est! Das Gegenstück von diesem Organ ist:

VII. Das Organ der Bausucht, oder des Bauens (organ of constructiveness. Taf. XIII. Fig. 2. VII.). Kraft dieses Organs, bauen die Vögel ihre Nester, die Wilden ihre Hütten, die Könige ihre Palläste, die Biber ihre Wohnungen u. s. w. Auch fand Gall dieses Organ bey großen Mechanikern, Architecten, Bildhauern; und eben so auch beym Biber, bey Murmelthieren, bey der Feldmaus ꝛc. (Zu wie viel Künsten, Gewerben, und verschiedenartigsten Geschäften ist dieses Organ nicht zugleich geeignet! und wie erkennt man aus dem Anblick einer Protuberanz, die das Bauorgan andeuten soll, ob der damit begabte, ein Mechaniker, Architect, Bildhauer u. s. w. sey? Man siehet hier offenbar, daß unser Verfasser complexe Organe, und allgemeine und viele Begriffe über dieselben, die andere specielle unter sich enthalten sollen, künstlich aufstellt, und so seine Hypothese accommodirt: und doch versprach er nur specielle Vermögen, und specielle, ihnen entsprechende Organe.

VIII. Das Organ der Erwerbsucht (organ of covetiveness.) Gewisse Menschen hätten einen Hang zum Stehlen und Rauben. Der Verfasser führt mehrere solche Beyspiele an. Auch dieses Organ, oder vielmehr dessen Gegenstand und Aeußerung verallgemeinert der Verfasser, indem er behauptet, seine Neigung und Tendenz sey, zu erwerben, eines Dings habhaft zu werden, ohne den Gegenstand, welcher erworben werden soll, noch die Art des Erwerbes zu bestimmen. Dies Organ flöße die Begierde nach Geld, Eigenthum, Vieh ꝛc. ein, und bringe Egoismus und Selbstsucht hervor. Der Verfasser versichert, viele Köpfe von Dieben, auf die diesen Cranioscopen eigene Art untersucht, und bey ihnen die Neigung zum Stehlen, wie es ihre Theorie angibt, gefunden zu haben. Er sucht dem Einwurf, daß der Diebstahl Eigenthum voraussetze, und dieß das Resultat der gesellschaftlichen Einrichtung sey, dadurch zu begegnen, daß er behauptet, das Gefühl (sentiment) des Eigenthums sey von Natur angeboren, finde sich auch bey Thieren, habe beym Menschen erst die Gesetze über Eigenthum hervorgebracht; und das Stehlen insbesondere sey diesem Organe nicht wesentlich, sondern es sey nur Mißbrauch desselben; sein Wesen bestehe in dem Hange etwas zu besitzen. Auf die Art wird auch seine Nothwendigkeit bey Thieren und Menschen bewiesen. Es habe seinen Platz an den Schläfen, und zwar an dem vordern untern Winkel des ossis parietalis. Taf. XII. Fig. 2. VIII. S. 390—392.

IX. Das Organ der Neigung zu verhehlen, oder des Geheimhaltens (organ of propensity to conceal, or secretiveness. Taf. XIII. Fig. 1. IX. S. 402). Gall nannte es Schlauheitsorgan. Es liege über dem Zerstörungsorgan. Das specielle Vermögen desselben bestehe in der Neigung überhaupt verschlossen (clandestin geheimnißvoll) zu seyn. Der Gebrauch und Mißbrauch dieses Organs erhalte verschiedene Namen; die Neigung zu verheimlichen ist allen seinen Manifestationen gemeinschaftlich.

2. Genus. Empfindungen (sentiments) S. 404. Verschiedene darunter sind dem Menschen und den Thieren gemeinschaftlich; andere dem erstern eigenthümlich. Der Verfasser betrachtet zuerst die den Menschen eigenthümlichen Empfindungen (sentiments), und ihrer Organe.

X. Das Organ der Eigenliebe (organ of selflove. Taf. IX. Fig. 1. u. XI. 2. X.). Gall entdeckte es zuerst bey einem Bettler. Stolze Menschen, und aus Hochmuth Verrückte, die sich einbilden Kaiser, Könige, Minister ꝛc. zu seyn, sollen es in hohem Grade besitzen. Man finde es auch bey einigen Thieren, wie z. B. bey Calecutischen Hühnern, Pferden u. s. w. Gall meint, es sey eben dasselbe Organ, welches manche Thiere bestimmt, auf Anhöhen und Bergen zu wohnen. — Der Mangel desselben disponire zur Demuth. Im hohen Grade thätig, veranlasse es viele Mißbräuche, als: Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer und dgl. — Wahnsinnige aus Stolz, seyen zahlreicher unter den Männern, als unter den Weibern.

XI. Das Organ des Beyfalls (organ of approbation. Taf. IX. 2. XI.). Die damit begabten Menschen freuen sich, wenn man ihnen schmeichelt, sie ehrt, und ihnen Beyfall zollt. Es ist ein und dasselbe Vermögen, welches die Ursache ist, daß der Kutscher gern hört, wenn man ihn wegen seiner Art die Pferde zu lenken lobt, und ein Feldherr, wenn ihm die Nation wegen seiner Siege den Beyfall zujauchzt. Der Mangel dieses Organs mache gleichgültig gegen die Meinung anderer; es sey insgemein thätiger bey Weibern als bey Männern.

XII. Das Organ der Behutsamkeit (organ of cautiousness S. 407). Es gebe Thiere, welche Wachen ausstellen; dieß könne nicht das Resultat einer intellectuellen Combination bey Thieren seyn (warum denn nicht, wenn man auch einen thierischen Verstand annimmt, was wahrscheinlich ist?): es sey vielmehr möglich, daß dieses Vermögen, von der Natur durch eine organische Vorrichtung begründet ist. — Das besondere Vermögen dieses Organs bringe Vorsicht und Zweifel hervor, stelle Schildwachen aus; und es rufe überhaupt zu: Habt Acht! —

Auch betrachte es die Folgen von allem, veranlasse das Stocken, das man mit aber anzudeuten pflegt. — Ein hoher Grad von Behutsamkeit prädisponire zum Selbstmord. Es sey indessen nicht die einzige Ursache dieses Verbrechens. Dies Organ sey insgemein mehr bey Weibern als bey Männern entwickelt.

XIII. Das Organ der Gutmüthigkeit, und bey Thieren das Organ der Zahmheit (organ of benevolence in Man, or of meekness in animals. Taf. VII. Fig. 1. X. Fig. 1. XIII.). Man könne dieses Organ leicht bey Kindern aufsuchen, und bestätiget finden. — Verschiedene Thiere seyen von Natur sanft, als Rehe, Schafe ꝛc., während andere wild und boshaft sind. Obgleich nun dieses Vermögen auch bey Thieren existirt; so sey es doch beym Menschen sehr erhöhet und veredelt. — Es bringe bey letzterem Herzensgüte, Mitleid, Wohlthätigkeit, Gastfreyheit u. s. w., mit einem Worte, die christliche Liebe hervor.

Von den Gefühlen (sentiments), welche dem Menschen eigenthümlich sind:

XIV. Das Organ der Verehrung (organ of veneration. Taf. XII. Fig. 1. XIV.). Gall besuchte die Kirchen in der Absicht, um die Conformation des Kopfes bey denjenigen Menschen, welche sich vorzüglich durch ihre Andacht auszeichneten, zu sehen. Er beobachtete, daß der Kopf bey denjenigen Individuen, welche mit der größten Inbrunst beteten, kahl sey; auch bemerkte er, daß die Köpfe solcher Menschen sehr erhoben seyen. — Spurzheim behauptet, das Gefühl der Religion sey dem Menschen angeboren. Er sucht manche Behauptungen des Dr. Gall über diesen Gegenstand zu widerlegen; und äußert sich dahin; vermittelst dieses Organs bete der Mensch Gott, die Heiligen, Personen oder Dinge an. (Es wird nach dieser Behauptung grobe Vielgötterey, und die Anbetung eines einzigen wahren Gottes, echte Religion und Schwärmerey in eine Classe geworfen, und einem und demselben Organ zugeschrieben.)

XV. Das Organ der Hoffnung und des Glaubens (organ of hope and faith). Es scheine dieses Organ an der Seite des der Veneration zu liegen. Spurzheim behauptet, die Hoffnung sey ein eigenes Gefühl; Gall dagegen glaubt, daß einem jeden Organ die Hoffnung zukomme. — Es gebe Hoffnung für die Gegenwart, und die Zukunft. — In der Religion hieße sie Glaube. (Durch die Hoffnung sieht man einem zukünftigen, gewünschten Guten entgegen; sie setzt also Reflexion voraus, wozu ein eigenes Organ?)

XVI. Das Organ der Idealität (organ of ideality. Taf. XVIII. Fig. 2. XVI.). Es könne nicht blos auf die Dichtkunst beschränkt werden, wie Gall es meint. — Dies Ver-

mögen gebe vielmehr allen Vermögen des Menschen einen besondern Anstrich, und mache, daß alle nach der Idealität streben. Es sey der Bedächtlichkeit (circumspection) entgegengesetzt.

XVII. Das Organ der Rechtlichkeit (organ of righteousness). Es gebe ein eigenes Gefühl dessen, was Recht und Unrecht, gut und böse ist; und es müsse demnach auch ein eigenes Organ der Rechtlichkeit geben. Den Thieren fehle es ganz; aber auch manchen Menschen fehle es beynahe ganz; und andere wiederum besäßen es im hohen Grade. Es bringe das Gefühl der Gerechtigkeit allein hervor, ohne zu bestimmen, was Recht ist. Die besondere Bestimmung der Gerechtigkeit hänge von jenen Vermögen ab, welche mit diesem Gefühl in Verbindung sind (combined). Dieß Vermögen sey der Grund des Gefühls von Pflicht, und von dem, was man Gewissen und Gewissensbisse nennt. — (Gewissen ist das Bewußtseyn einem Gesetze gemäß, oder ihm entgegen gehandelt zu haben; setzt also ein Gesetz des Handelns voraus, das in keinem Organ stecken kann. Das gesammte Raisonnement über diesen Gegenstand, wenn man es genau zergliedert, ist schwankend, und sehr unbestimmt. — Spurzheim nimmt ein natürliches, oder absolutes, ein individuelles, oder relatives, und ein positives, durch positive Gesetze fixirtes Gewissen an).

XVIII. Organ der Entschlossenheit (organ of determinateness. Taf. IX. Fig. 2. XVIII.). Gall beobachtete dasselbe bey Menschen, welche einen festen und beständigen Character haben; bey solchen soll der Schedel des Gehirns sehr entwickelt aber das eigentliche Organ selbst sehr schwer zu bestimmen seyn. Die zu große Thätigkeit dieses Organs bringe Verblendung, Halsstarrigkeit, Verstocktheit und Widerspenstigkeit hervor. — Dessen Mangel sey Ursache der Unentschlossenheit, Unbeständigkeit, des Wankelmuths ꝛc.

2. Ordnung: Der Verstand (understanding, or intellect). 1. Genus. Erkenntnißvermögen (knowing faculties). Der Verfasser bekennt, daß auch die äußern Sinne, in gewisser Hinsicht dazu gehören. — Das erste Genus enthalte diejenigen Vermögen, vermittelst welcher wir die Existenz äußerer Dinge und ihre Eigenschaften kennen lernen; und zu dieser Art von Vermögen gehörten streng genommen auch die fünf äußern Sinne. Er wollte aber nur diejenigen Organe untersuchen, die erforderlich sind, um gewisse Arten von Erkenntnissen zu bewerkstelligen, die uns die fünf äußern Sinne nicht liefern können. Der erste Begriff, den man von den äußern Dingen haben müsse, sey ihre Existenz; und die äußern Sinne reichten keineswegs hin, uns diesen Begriff zu verschaffen. Dasjenige Organ, welches uns zu dieser Art von

Erkenntnissen verhilft, sey das erste in Rücksicht der Nothwendigkeit der Vermögen. — Spurzheim rechnet dazu

XIX. Das Organ der Individualität (organ of individuality. Taf. XIII. Fig. 1. XIX.). Dieß erkennt nach Spurzheim nicht nur die Außenwelt im Allgemeinen, sondern auch jedes Object in Hinsicht seiner individuellen Capacität. Durch dieses Vermögen lernt man weder die Eigenschaften der Gegenstände, noch das Detail der Thatsachen kennen, sondern nur ihre Existenz.

XX. Das Organ der Form (organ of form. Taf. XIII Fig. 1. XX.). Das vorhergehende Organ lieferte die Kenntniß von der Existenz der äußern Dinge. Die erste Eigenschaft, welche unser Verstand an ihnen betrachtet, sey ihre Form. — Die Personen erkenne man hauptsächlich an ihrer Form. — Die mit diesem Organ begabten Menschen, sehen gerne Gemälde an, und sammeln Portraits. Auch die Krystallographie sey das Resultat dieses Vermögens. Spurzheim meint, daß auch die Vorstellung von der Glätte und Rauheit der Körper demselben angehöre.

XXI Das Organ der Größe (organ of size). Nach der Existenz und der Form, betrachte das Gemüth an einem Korper seine Dimensionen, oder seine Größe. — Die Form könne bey verschiedenen Körpern dieselbe seyn, und ihre Größe doch verschieden. — Daher könne eine Erkenntniß, ohne die andere statt finden.

XXII. Das Organ des Gewichts (organ of weight). Die Vorstellung von der Existenz, Consistenz, der Dichtigkeit, Weichheit und Härte, könne nicht den äußern Sinnen zugeschrieben werden. Er nehme also ein besonders Vermögen für diese Begriffe an. — Das denselben entsprechende Organ müsse in der Nachbarschaft des Organs der Form und der Größe liegen. (Alle Körper sind bekanntermaßen in luftleerem Raume gleich schwer; und wir messen das Gewicht der Körper (pondus) nach dem Widerstande, welchen unsere Muskeln gegen ihre Schwere und Masse auszuüben haben; oder durch das Gewicht anderer, als eine Einheit angenommener Körper, die wir vermittelst der Wagen ꝛc. mit jenen vergleichen).

XXIII. Das Organ der Farbe (organ of colour. Taf. XIV. Fig. 1. 4. XXIII.). Das Gesicht reiche nicht hin, um dem Maler die Vortrefflichkeit des Colorits zu lehren. Die Augen nehmen zwar Lichtstrahlen wahr, und werden durch die verschiedenen Modificationen des Lichts und der Farben angenehm oder unangenehm afficirt; allein sie begreifen und fassen nicht die verschiedenen Verhältnisse der Farben, ihre Harmonie oder Disharmonie, und sie haben kein Gedächtniß dafür. — Es gebe Per-

sonen, welchen das Vermögen die Farben zu appercipiren mangelt; und andere, die für eine bestimmte Farbe keine Empfänglichkeit haben. (Findet sich nun im letztern Falle, in dem größern Farbenorgane, für jede besondere Farbe ein eigenes kleines Organ? Wie läßt sich diese Erscheinung nach der Gall-Spurzheim'schen Theorie erklären?). Dieß Vermögen ist nach Spurzheim bey Weibern thätiger, als bey Männern.

XXIV. Das Organ des Raums (organ of space. Taf. XIV. Fig. 2. XXIV.) Einer der Mitschüler des Dr. Gall konnte sich leicht besondere Plätze und Oerter merken, und Vogelnester, die er einmal entdeckt hatte, leicht, ohne irgend ein künstliches Merkmal zu Hülfe zu nehmen, wieder finden. — Gall modellirte den Kopf dieses jungen Menschen in Gyps ab; und bemerkte an den Augenbraunen, gegen die Mittellinie der Stirne, eine Protuberanz auf jeder Seite. — Die Bilder und Büsten großer Astronomen, Seeleute und Geographen, als Newtons, Cooks, Columbus rc. bieten nach Spurzheim eine große Entwickelung dieses Organs dar. (Der Raum ist zwar die Form aller äußern Erscheinungen; aber er allein macht weder Astronomen, noch Seeleute, noch Geographen. — Menschen, welche gerne reisen, haben nach Spurzheim auch dieses Organ. Es ist bekannt, daß Wilde sich in Orten und auf Wegen gut zu orientiren wissen, und doch keinen Trieb zu reisen haben.)

XXV. Das Organ der Ordnung (organ of order). Das Gemüth, mit äußern Gegenständen, ihren Eigenschaften und Plätzen, die sie einnehmen, bekannt, betrachte auch die Ordnung, in der sie nebeneinander gestellt sind. — Die Ordnung könne auf verschiedene Vermögen, als auf Form, Größe, Gewicht, Farbe u. s. w. angewendet werden. (Die Ordnung ist ein abstracter Begriff, und hängt ab von der Regel, die man bey der Stellung der Gegenstände im Raum und Zeit annimmt. Wozu hier ein eigenes Organ? —)

XXVI. Das Organ der Zeit (organ of time). Dieß Vermögen könne ohne Ordnung und Zeit existiren. — Die Ordnung finde mehr in Beziehung auf die Gegenstände; die Zeit mehr in Beziehung auf die Begebenheiten oder Thatsachen Statt. — Dieß Vermögen setze die Succession von Erscheinungen voraus; in die Zeit fällt das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige. — Das Organ desselben scheine zwischen dem Organe der Individualität, des Raums, der Ordnung, des Tons und der Causalität zu liegen. (S. 491.)

XXVII. Das Organ der Zahl (organ of number). Einige Männer, in Hinsicht ihres Talents im Calculiren bekannt, hätten Dr. Gall's Aufmerksamkeit erweckt. Bey solchen Indi-

viduen sey der Augenbraunenbogen sehr niedergedrückt, oder an dem äußern Winkel der Orbita sehr erhoben (Taf. XV. fig. 2. XXV.). An den Portraits und Büsten großer Calculatoren, als des Newton, Euler, Kästner, Pitt ꝛc. sey das Zeichen dieses Vermögens zu sehen. — Alles was die Einheit, Vielheit und Zahl betrifft, gehöre in die Sphäre dieses Vermögens. — Arithmetik, Algebra und Logarithmen, sind nach Spurzheims Meinung sein Gegenstand; hingegen die andern Zweige der Mathematik seyen nicht einzig und allein das Resultat dieses Vermögens. — (Das Rechnen ist eine zusammengesetzte Operation; es ist dabey die Einbildungskraft, das Gedächtniß und die Urtheilskraft in hohem Grade thätig. Es gibt Menschen, welche die Zahlen, und insbesondere chronologische Data leicht behalten, ohne zugleich vorzügliche Rechner zu seyn. Meiners sagt in seinen Untersuchungen über die Denkkräfte und Willenskräfte des Menschen: »Ich kannte und kenne Männer, die vermöge natürlicher Anlage eine außerordentliche Leichtigkeit hatten, Zahlen, vorzüglich chronologische Data zu behalten, ohne deßwegen im geringsten Rechner zu seyn. — Wiederum kenne ich Männer, die ihr ganzes Leben durch ein großes Vergnügen daran fanden, arithmetische Bücher durchzugehen, und arithmetische Aufgaben aufzulösen oder durchzurechnen. Und diese Männer besaßen wiederum, weder das Zahlengedächtniß der Erstern, noch auch die Anlage zu vorzüglichen Calculationen. Da nun Zahlgedächtniß, Liebe zum Rechnen, Anlage zu hohem Calcul, und echtes mathematisches Genie, so oft getrennt, und fast nie in der Natur in gleichem Grade beysammen sind: so kann man mit der größten Zuversicht behaupten, daß nicht Ein Organ sie enthalten und anzeigen kann.«)

XXVIII. Das Tonorgan (organ of tune) XXV. Taf. Fig. 2. XXVIII.). Es findet dasselbe Verhältniß des Tonorganes zu den Ohren, wie des Organs der Farbe zu den Augen statt. Das Ohr hört die Töne, und wird von ihnen angenehm oder unangenehm afficirt; aber es erinnere sich nicht der Töne, und eben so wenig urtheile es von ihren Verhältnissen zu einander. — Dem Ohre hat die Musik, nach Spurzheim, ihren Ursprung keineswegs zu verdanken.

XXIX. Das Organ der Sprache (org. of language. Taf. XVI. Fig. 1. XXIX. XVI. Fig. 2.). Dr. Gall bemerkte, daß bey Individuen, welche leicht auswendig lernen, die Augen sehr hervorragend sind. Diese Beobachtung sey der Anfang seiner spätern psychologischen (?) Untersuchungen gewesen. — Dr. Spurzheim meint, daß das Wortgedächtniß und die Philologie überhaupt sich auf dasselbe Vermögen gründe. — Auch sucht er bey dieser Gelegenheit zu erörtern, welchen Einfluß die Zeichen

auf Vorstellungen (Ideen) haben, und kehrt die Frage mit St. Martin so um: Welchen Einfluß haben die Vorstellungen auf die Zeichen? und behauptet, ohne Vorstellungen oder Ideen würden wir keine willkürliche Zeichen haben. Das Organ der Sprache scheine ihm quer in der Mitte der Erkenntnißvermögen zu liegen, und aus mehreren Theilen zusammengesetzt zu seyn.

2. Genus. Reflectirende Vermögen (reflecting faculties. S. 457.)

XXX. Das Organ der Vergleichung (organ of comparison. Taf. XVII. Fig. 1. XXX.) Das Organ sey sehr entwickelt bey Volksrednern, die in Beyspielen und Gleichnissen reden. Es vergleiche Empfindungen und Ideen aller anderen Vermögen, bestimme ihren Unterschied, die Analogie, Aehnlichkeit, oder Identität.

XXXI. Das Organ der Causalität. (organ of causality. Taf. XVI. fig. 2.) Gall habe bemerkt, daß bey Menschen, welche mit Leichtigkeit Metaphysik studieren, der obere Theil der Stirne mehr entwickelt und sphärisch hervorragend sey, wie dieß beym Mendelsohn, Kant, Fichte sichtbar sey. Dieß Vermögen wolle von allem die Ursachen erforschen. Die zu große Thätigkeit dieses Vermögens, oder die zu große Manie alles zu erklären, habe den Naturwissenschaften überhaupt, insbesondere aber der Physik und der Medicin, sehr geschadet. (Dem Verf. wird es vermuthlich nicht unbekannt seyn, welche Zweifel Dav. Hume gegen den Begriff von Causalität aufgestellt hat; und eben so wenig, auf welche Art und Weise Kant diesen Begriff zu begründen suchte.)

XXXII. Das Organ des Witzes (organ of wit. Taf. XVIII. fig. 1. XXXII.). Scherz, Spott, das Lächerliche, Ironie &c. gehören zu diesem Vermögen. Das Wesen desselben bestehe in einer eigenen Art der Vergleichung, welche Fröhlichkeit und Lachen errege.

XXXIII. Das Organ der Nachahmung (organ of imitation. Taf. XVIII. Fig. 2. XXXIII.). Es sey ein Organ eigener Art (sui generis). Es sey insgemein bey Kindern mehr entwickelt, als bey Erwachsenen. Die damit begabten Leute ahmen die Gebärden, die Stimme, die Manieren, und mit einem Worte, alle natürlichen Manifestationen des Menschen und der Thiere leicht nach.

Cap. IX. Von den verschiedenen Arten der Thätigkeit der besondern Gemüthsvermögen. Jedes Vermögen könne in dem Zustande einer größern oder geringern Thätigkeit seyn. Diese Grade haben ihre besondern Benennungen. Der complete Mangel einer Thätigkeit heiße Imbecillität, wenn

sie nie existirte, Fatuität, wenn das Vermögen durch eine Krankheit unterdrückt worden ist. — Die Affecte sind nur die Modi der Thatigkeit der besondern Vermögen, und keineswegs specielle Vermögen. — Die verschiedenen Grade der angenehmen Affecte heißen Vergnügen, Freude, Ekstase; die der unangenehmen Schmerz, Kummer, Elend. — Die Affectionen gewisser Neigungen und Gefuhle können in einfache und zusammengesetzte eingetheilt werden (S. 467). — In Rücksicht der intellectuellen Vermogen habe man einige Ausdrücke, welche die verschiedenen Grade ihrer Thätigkeit bezeichnen, als Perception, Gedächtniß, Imagination. — Der Verf. mustert bey dieser Gelegenheit die verschiedenen philosophischen Systeme alterer, neuerer und neuester Zeit, nach seiner Ansicht und Weise, und vergleicht das seinige mit diesen Systemen, wogegen sehr viel zu erinnern wäre. —

X. Cap. Von dem wechselseitigen Einfluß der Gemüthsvermögen, insofern sie die Moralität unserer Handlungen betreffen. — Hier ist der Verf. zum Ueberfluß umständlich und weitläuftig, und spricht auch von der Freyheit, die nach ihm in der Moglichkeit besteht, etwas zu thun oder zu unterlassen, und in dem Vermögen, Motive zu kennen, und sich selbst nach ihnen zu bestimmen. Zwey Dinge müßten also, sagt Spurzheim, bey der Freyheit in Betrachtung kommen, der Wille und die Motive. Der Wille sey die Wirkung der Kenntniß und der Reflexion, folglich Entscheidung des Verstandes, die zufolge gewisser Motive statt findet. Die Motive entspringen bald aus Neigungen und Gefühlen, und bald aus dem Erkenntnißvermögen. — Die Motive, sagt Spurzheim, welche aus den, dem Menschen und den Thieren gemeinschaftlichen Vermögen entspringen, bieten keine Moralität dar, und setzen keine Idee vom Gewissen, von der Pflicht ꝛc. voraus. — Die moralische Freyheit beruhe daher auf absolutem Gewissen Eine jede Handlung sey moralisch gut, welche den dem Menschen eigenthümlichen, oder den dirigirenden Vermögen (directing faculties) gemäß ist. Ref. kann sich in diesen Gegenstand hier nicht tiefer und weitläuftiger einlassen, was er auch bey folgenden Capiteln zu thun genöthiget ist.

XI. Cap. Von den Modificationen der Manifestation eines jeden Vermögens.

Die Außenwelt erscheine den verschiedenen Arten der Thiere verschieden; für den Menschen, der alle die unter verschiedenen Thieren vertheilten Vermogen in sich vereinigt, habe sie die größte Extension; demungeachtet erscheine sie jedem Individuum unter den Menschen, wie unter den Thieren derselben Species, verschiedentlich modificirt. — Der Verf. untersucht umständlich diese Mo-

dificationen der Vermögen, sowohl in Rücksicht auf die Functionen des automatischen als auch des animalischen Lebens. Er fängt mit den Modificationen der fünf Sinne an, gehet dann zum Gehirn, zu dem wechselseitigen Einfluß der Vermögen über; gibt dann ein Beyspiel, wie man unter zwey Dieben, deren einer einen Kirchenraub, der andere keinen begangen hat, vermittelst der Organe, den Kirchenräuber ausmitteln könne (S. 516). — Nach S. 516 kann Spurzheim einen vagabunden Dieb von einem Falschmünzer nach der Organenlehre unterscheiden. — Ferner wird aus dem wechselseitigen Einfluß der Vermögen die sogenannte Ideenassociation, und die Mnemonik erklärt.

XII. Von dem wechselseitigen Einfluß der Vermögen, als Ursache der verschiedenen Charaktere und Talente. Die Combination der Neigungen und Gefühle, mit Neigungen und Gefühlen, bringe die verschiedenen Charaktere unter den Menschen hervor; und die Verbindung der verschiedenen intellectuellen Vermögen bestimme die verschiedenen Talente. Die verschiedenen Talente in Künsten und Wissenschaften entspringen nach dem Verf. aus der Verbindung der Gefühle (feelings) mit intellectuellen Vermögen. Dieß sucht der Verf. durch Beyspiele zu erläutern; zuletzt stellt er den Satz auf, daß die gesammten Functionen des Menschen ein Resultat der Action und Reaction seiner Vermögen sind.

XIII. Cap. Von der Schwierigkeit, über Handlungen Anderer zu urtheilen. Um über Andere richtig zu urtheilen, müßten wir vor allem die Natur des Menschen überhaupt von den Modificationen eines jeden Individuums unterscheiden; und zuvörderst unsere eigene Natur und unsere eigenen Modificationen kennen; damit wir Andere nicht nach unsern Lieblingsgefühlen oder Ideen richten; vielmehr müßten wir sowohl uns, als auch andere nach dem absolut Guten oder Bösen, welches nicht näher bestimmt wird, beurtheilen. Auch sey es schwer über Handlungen Anderer zu urtheilen, weil die Motive derselben Handlungen, oder ihrer Unterlassung, ganz verschieden seyn können. Dieß wird aus der Gall-Spurzheimischen Organenlehre durch Beyspiele erläutert S. 524. — Die Betrachtung, daß jedes Vermögen durch seine innere Energie thätig seyn könne, löse die Frage auf: Welches ist der Ursprung der Künste und Wissenschaften? Ohne die Wichtigkeit der äußern Umstände als excitirender Kräfte zu läugnen, hält der Verf. dafür, daß die erste und ursprüngliche Ursache derselben in der angebornen Organisation bestehe. (S. 525.) Dasselbe gelte auch von den instinctartigen Arbeiten der Thiere. Menschen erfinden und cultiviren unserm Verf. zufolge die Künste und Wissenschaften auf dieselbe Art,

wie der Biber seine Hütte bauet, und die Nachtigall singt ꝛc. (Dieß ist doch eine sehr tiefe Herabwürdigung der menschlichen Natur. Ist die freye Productivität des menschlichen Geistes, und der Vernunft für nichts zu achten? Warum findet in Künsten und Wissenschaften eine Mannigfaltigkeit statt; da bey den instinctartigen Arbeiten der Thiere das Product beynahe immer gleichförmig ausfällt).

XIV. Cap. Ueber Sympathie und Antipathie. In der ganzen Natur haben die Dinge eine Relation zu einander. Die attractive und repulsive Kraft in der Physik, und die Affinitäten in der Chemie seyen hinlänglich bekannt; auch bey den Pflanzen beobachte man etwas Aehnliches. Auch unter den Thieren finde dieses Gesetz, nicht nur in Hinsicht der verschiedenen Thierspecies, sondern selbst auch in Ansehung der Individuen derselben Species statt. Manche Individuen von derselben Art, haben eine besondere Anhänglichkeit zu einander, während andere einander nicht leiden können. Manche Individuen sind wie für einander geschaffen, während andere eine unüberwindliche Abneigung gegeneinander fühlen. — Der Verfasser sucht dieß nach seiner Theorie zu erklären; gibt Regeln an, wie man entscheiden kann, ob und warum zwey Individuen miteinander sympathisiren oder nicht? Er berührt in diesem Capitel auch die Frage? Ob es besser sey, um glücklich, viele oder wenige Bedürfnisse zu haben, und verwandelt sie in folgende: Ist es besser, um glücklich zu seyn, mehrere oder wenigere Vermögen, und sie mehr oder weniger thätig zu haben?

XV. Cap. Von der Pathognomik. Es ist die Lehre, welche die speciellen äußern Ausdrücke eines jeden Vermögens lehrt, möglich; der Verfasser sagt, er werde von ihr unter dem Namen einer natürlichen Sprache, oder Pathognomik sprechen. (Pathognomik nannte man bisher die Lehre von dem Ausdrucke der Affecte und Leidenschaften. Man sehe: Abriß einer Geschichte der Literatur der Pathognomik von Fülleborn, in dessen Beyträgen zur Geschichte der Philosophie. VIII. St. X St. S. 116). Er handelt von physiognomischen Zeichen überhaupt; erklärt, die einzigen physiognomischen haltbaren Zeichen seyen diejenigen, welche von den Configurationen der Hirntheile hergenommen sind; den zweyten Rang räumt er den pathognomischen oder mimischen Zeichen ein. Er theilt die Mimik oder Pathognomik in die des automatischen und animalischen Lebens, und die letztere in die der fünf Sinne und der innern Vermögen ein; stellt allgemeine Principien der Pathognomik, verstehet sich nach seiner Theorie, auf (537 seq.), untersucht die Pathognomik der verschiedenen Systeme kurz, berührt die Ausdrücke der verschiedenen Cha-

ractere, und gibt eine allgemeine Regel in Betreff der zusammengesetzten Pathognomik, deren Gegenstand zusammengesetzte Charactere sind.

XVI. Cap. Vom Menschen als Gegenstand der Erziehung. Erziehung finde nur da statt, wo Vermögen und Bedingungen ihrer Manifestation vorhanden sind. Denn die Erziehung sey nichts anders, als die Uebung, Cultivirung und Leitung derselben. — Nicht alle Thätigkeits-Vermögen seyen bey allen Menschen gleich. Daher müsse man erstens die Ursache dieses Unterschieds ausmitteln; und zweytens bestimmen, ob, und welchen Einfluß wir auf dieselben haben können? Nach ihrer (nämlich des Dr. Gall und Spurzheim) Lehre bringen die materiellen Organe einen Unterschied in der Aeußerung der Gemüthsvermögen hervor. Da es nun unmöglich ist, auf die Vermögen selbst direct einzuwirken, so seyen wir genöthigt, unsere Untersuchung auf die Bedingungen der materiellen Organe einzuschranken. Um das Menschengeschlecht zu vervollkommnen, müsse Sorge getragen werden, daß der Keim gut sey. — Nach der Geburt beginne streng genommen die Erziehung. Spurzheim theilt die Erziehung in zwey Theile ab; im ersten zieht er dasjenige in Betrachtung, was zur Thätigkeit der Vermögen überhaupt beyträgt; im zweyten dasjenige, was den wechselseitigen Einfluß der Vermögen, und die Moralität unserer Handlungen betrifft. Was die Leitung der Manifestation des Gemüths bey der Erziehung anbelangt: so erinnert er, daß die Grundlage der Erziehung beym Menschen folgende sey: daß man nämlich die den Thieren und den Menschen gemeinschaftlichen Vermögen durch diejenigen regieren und leiten soll, welche den Menschen eigenthümlich sind u. s. w. S. 549 spricht Dr. Spurzheim vom Menschen, als Gegenstand der Correction und Besserung, und wiederholt die Behauptung, daß man sie bis jetzt (nämlich bis zur Entdeckung ihrer Organenlehre) noch keineswegs kenne; es sey daher keineswegs zu verwundern, daß die Mittel, welche bis jetzt angewendet wurden, und noch immer angewendet werden, um die Uebelthäter zu bessern, keinen erwünschten Erfolg hatten, noch haben. Er betrachte, (heißt es S. 550) die Grundsätze, nach welchen die Corrections- und Strafanstalten sollten eingerichtet werden, als die Fortsetzung der Erziehung, als die Erziehung böser Kinder; und der Endzweck aller solcher Anstalten sollte wesentlich ein und derselbe seyn, nämlich die Subordination der Handlungen solcher Menschen und derjenigen Vermögen, welche der Mensch mit den Thieren gemeinschaftlich hat, unter jene, die dem Menschen eigenthümlich sind.

XVII. Cap. Von dem kranken Zustande des Gehirns, und von den Störungen der Gemüthsäu-

rungen. Die Untersuchungen dieser Art gehörten dem Arzte an. Diejenigen Aerzte, welche von Gemüthsstörungen sprechen, ohne zugleich die Organisation des Gehirns in Betrachtung zu ziehen, handeln nach Spurzheim's Urtheil sehr ungereimt. Ein solcher Fehler sey nicht bedeutend, so lange er auf die Praxis nicht angewendet wird; aber schädlich und unverzeihlich, wenn man auf Gemüthskranke einwirken, und sie curiren soll; oder wenn die Irrenanstalten nach dergleichen Ansichten eingerichtet werden. (Wie wenig wissen wir wohl von der Beschaffenheit und Störung der Hirnorganisation bey Gemüthskranken? Oft entdeckt man Fehler im Gehirn nach dem Tode bey Wahnsinnigen, oft gar keine. Bisweilen findet man Zerstörungen im Gehirn nach dem Ableben, ohne irgend einen nachtheiligen Einfluß derselben auf dergleichen Personen, während sie lebten, beobachtet zu haben. — Joh. Wichmann kleine medicinische Schriften. Hannover 1799. S. 198. Winkelmann l. c. S. 80. u. s. w. In den häufigsten Fällen ist die Ursache der Gemüthsstörungen im Unterleibe vorhanden. Und wie läßt sich bey der Cur Gemüthskranker den hypothetischen Hirnorganen beykommen? Auch urtheilt Dr. Spurzheim über die bestehenden Irrenanstalten sehr nachtheilig, und erklärt zu absprechend, es sey bis jetzt unmöglich (!) gewesen, die Störungen der Gemüthsmanifestationen einzusehen, weil man die zum gesunden Zustande des Gemüths nöthigen Bedingungen, oder umumwunden gesagt, die Gall-Spurzheimische Organenlehre nicht kannte. Man hat auch vor der Gall- und Spurzheimischen Theorie die Gemüthsstörungen ziemlich gekannt, und viele Gemüthskranke auch curirt. Ob nach der neuen Organenlehre mehrere Gemüthskranke geschwinder und sicherer geheilt werden, stehet noch zu erwarten. Auch spielt der Verfasser sogleich den Metaphysiker, sobald es seine Hypothese erheischt. Woher weiß er z. B. welche Veränderungen in einem immateriellen Wesen vorgehen, oder nicht vorgehen können? Auch erklärt sich unser Verfasser gegen die gewöhnliche Eintheilung der Gemüthskrankheiten aus dem Grunde, weil sie auf der bisher angenommenen Eintheilung der Gemüthsvermögen beruhe. Er theilt die Gemüthsstimmungen nach seiner oben dargestellten Theorie ein. In Ansehung der Behandlung der Wahnsinnigen hätte mehr gründliches und practisches gesagt werden können und sollen; oder vielleicht ist dieses in seinem neuesten Werke über diesen Gegenstand geschehen, welches aber dem Verfasser noch nicht zu Gesichte gekommen ist. — Der krankhafte Zustand, welcher zum Selbstmord disponirt, ist S. 562 — 563. umständlich beschrieben.

Zum Schlusse gibt Ref. noch ein Paar Bemerkungen über diese ganze Lehre, und wünscht, daß sie andere zur reifern Prüfung und

Beurtheilung derselben veranlassen. Er beziehet sich hier zugleich auf einen frühern Aufsatz: Prüfung der Gall'schen Schedellehre, von einem Freunde der Wahrheit, enthalten in dem Archiv für Zoologie und Zootomie, herausgegeben von C. R. Wiedemann. IV. B. 2. St. S. 1. und Meiners a. a. O.

1) Sowohl die ältern Anthropologen, als z. B. Casmann in seiner Psychologia anthropologica. 8. 1594. — Lemnius lib. I. de occultis naturae miraculis, als auch viele neuere Denker, haben das Gehirn als materielle Bedingung der Aeußerung der Gemüthsfunctionen angesehen.

2) Es ist bekannt, daß Integrität, qualitative und quantitative Beschaffenheit des Gehirns, mit der Aeußerung der Gemüthsfunctionen in sehr naher Verbindung stehen. Auch wurde anerkannt, daß das menschliche Gehirn in dieser Hinsicht das vollkommenste sey.

3) Dr. Gall und Spurzheim sehen das Gehirn ebenfalls als ein Organ der Seele an, ohne sich über die letztere bestimmt zu erklären; suchen aber darin für ihre besondere Vermögen auch eigene besondere Organe, sehen hierbey bloß auf die Form und die Größe, und nehmen keine Rücksicht auf die imponderablen Stoffe, welche das Gehirn und die Nerven durchströmen mögen, und deren Annahme einige Gründe für sich hat. Schon der obenerwähnte Casmann muthmaßte sie, indem er sagt: Utuntur autem sensus interni organo cerebri, nimirum *conformatione*, et *spiritibus*, in sua sensionis actione edenda etc.

4) Die Entfaltung des Gehirns und Verwandlung desselben in eine Art von Membrane, auf die sich die Herren Gall und Spurzheim viel zu Gute thun, ist gewaltsam, und stellt die natürliche Structur des Gehirns keineswegs dar. Es ist unbegreiflich, und von diesen Herren nicht erklärt, wie bey der unnatürlichen Ausdehnung des Gehirns, bey Hydrocephalischen, wodurch es bisweilen die Dicke eines Kartenblatts erhält; bey der von Gall und Spurzheim angenommenen Identificirung der Gemüthsvermögen mit den Hirntheilen, von ihnen Organe genannt, die Gemüthsfunctionen dennoch bisweilen fortdauern können; da bey anderen Sinnesorganen auf ihre Verletzung oder Schwächung, die ihnen eigenthümlichen Functionen abnehmen, oder gänzlich verschwinden.

5) Die Erfahrung lehrt, daß beynahe kein Theil des Gehirns existirt, der nicht zerstört oder mangelhaft gefunden worden wäre, ohne daß dabey immer die Functionen des Gemüths gelitten hätten. Man sehe: Mémoires de l'Académie de Paris 1741 und 1713. *Haller* disputat. chirurg. selectae Tom. I. Treubler de vulneribus cerebri. Memoirs of Society of *Manchester*. IV Vol.

Beobachtungen der k. k. medic. chirurg. Akademie zu Wien, I. B. S. 15. u. s. w. — Um diesen Einwurf zu entkräften, berufen sich die Herren Dr. Gall und Spurzheim auf die von ihnen angenommene Duplicität der Organe im Gehirn, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite liegen soll. Aber dieß ist eben die Frage, welche nicht nach der einmal angenommenen Hypothese, sondern nach der Erfahrung entschieden werden muß. — Hier frägt sich nun: beweist es die Autopsie, daß beyde Hemisphären des Gehirns in allem miteinander übereinstimmen und zusammentreffen; daß die einander entsprechenden Wirkungen desselben auf beyden Seiten dieselbe Lage und Beschaffenheit haben; kurz, liefert uns die Anatomie augenscheinlichen Beweis zum Behufe dieser Hypothese? Keineswegs; im Gegentheil sind nicht nur die Hirnlappen bey verschiedenen Gehirnen einander unähnlich, sondern auch in einem und demselben Gehirn stimmt die Centralmasse in den beyden Hirnhälften in dieser Hinsicht nicht überein. (Siehe auch Quarterly review a. a. O.) Auch scheint die in den Beyträgen der medic. chirurg. Akademie mitgetheilte Geschichte der Verwundung des Gehirns gegen die Duplicität der Organe zu sprechen. — Die Annahme der Duplicität der Organe kann sich demnach blos auf Anatomie gründen. Weil wir zwey Ohren, zwey Augen rc. haben, so müssen die Gemüthsvermögen auch zwey abgesonderte Organe im Gehirn haben, die obendrein nach Spurzheim von einander unabhängig sind, so daß nach seiner Behauptung die eine Hälfte des Gehirns gescheidt, und die andere toll seyn, und jene diese beobachten, und sich der Verirrungen ihrer Nachbarin bewußt seyn kann. — Wenn eines der äußern doppelten Organe entweder zerstört oder geschwächt wird, so nehmen wir diesen Verlust durch Versagung des Dienstes, welches leicht zu entdecken ist, wahr, und behelfen uns mit dem gesunden. Wie können wir aber beym Gehirn wissen, welche Hälfte desselben, und welches Gallische Organ gescheidt oder toll ist? Wo findet sich das Bewußtseyn der gescheidten, und der tollen Seite? Wie verhalten sich beyde zu dem Einen absoluten Bewußtseyn, in dem sich alles concentrirt? Ferner, wie kömmt es, daß zwischen der rechten und linken Seite des Gehirns keine Mitleidenschaft statt findet, und die kranke Seite die gesunde gar nicht afficirt und modificirt, was man sonst bey andern doppelten Organen beobachtet?

6) Gall und Spurzheim haben zum Behuf ihrer Theorie eine eigene willkürliche Eintheilung der Gemüthsvermögen gebildet und aufgestellt.

7) Sie nehmen zum Behufe derselben einzelne besondere Organe an, und schreiben ihnen die verschiedenartigsten Functionen und

Gegenstände ihrer Aeußerung zu. So soll z. B. das Organ des Raums zur Entdeckung der neuen Welt; den Newton zur Entdeckung der Gesetze der Gravitation, und zur Entdeckung der Gesetze der Bewegung der Himmelskörper bestimmt haben, und andere zum Reisen und Herumwandern bestimmen; weil bey diesen Geschäften der Raum zum Grunde liegt. So muß das Organ der Zerstörung zugleich zum Morden, Kneipen, Zerreißen, Brechen, Beißen ꝛc. dienen. — Das Bauorgan hingegen, zum Bauen der Palläste, Hütten, zur Erfindung der Kriegsmaschinen, Uhren u. s. w. zu gebrauchen seyn. Wenn es Dr. Gall und Spurzheim beliebt hätte ein chemisches Organ anzunehmen, so würde es die Organe der Zerstörung und neuen Zusammensetzung oder des Baues in weitläuftigem Verstande in sich vereinigen; weil durch Chemie die Körper zersetzt, und zugleich neue Verbindungen und Zusammensetzungen bewerkstelliget werden.

Demnach ist die Annahme bestimmter Protuberanzen am Kopfe und ihnen im Gehirn entsprechender Organe, wodurch die heterogensten Functionen des Gemüths angezeigt werden sollen, ungeachtet des allgemeinen Namens, den man ihnen gibt, ohne praktischen Werth und Brauchbarkeit; weil ein und dasselbe Hirnorgan, ein und dieselbe Protuberanz am Schedel anzeigen kann, daß ein damit versehenes Individuum, z. B. beym Organ des Raumes, entweder ein Astronom oder ein Weltumsegler, oder ein Geograph, oder ein Liebhaber vom Reisen ist. Was er eigentlich von allen diesen ist, muß erst durch Erfahrung und seine Beschäftigung ausgemittelt werden ꝛc. Die moralische Seite dieses Systems berührt Referent gar nicht; und schließt hiermit seine Anzeige.

Art. II. Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nicomedien. Von Joseph v. Hammer. Mit Kupfern, Charten und Inschriften. Pesth, bey Adolph Hartleben. 1818. 200 S. 4to.

Schon im Jahre 1811 beschenkte Herr v. Hammer die Freunde des hellenischen sowohl als des christlich-religiösen Alterthums mit der reichen und gediegenen Ausbeute einer von ihm in die Levante unternommenen Reise. Das Werk, welches unter dem bescheidenen Titel topographischer Ansichten erschien, verdiente vollkommen die Ehre, den Namen des Kaisers von Oesterreich, dem es dedicirt ist, an seiner Spitze zu tragen, und übertraf selbst die Erwartungen, zu welchen der Name des Verfassers berechtigte. Mit einem Gemüthe, welches von dem heili-

gen Feuer griechischer Kunst und ritterlicher Heldenzeit gleich durchdrungen war, betrat er den classischen Boden, und sicherte auch den Deutschen einen Antheil an dem Ruhme, in welchen schon länger Franzosen und Britten sich theilen, die geweihten Stätten der Vorzeit aufgefunden und erforschet zu haben. Geleitet von Homer, bestimmte er mit kritischer Genauigkeit das Lager der Griechen in der Ebene Troja's, den Platz, wo der Schiffswall gestanden (den, bald nach Troja's Eroberung, Ueberschwemmungen zerstörten), das Grab des Ajax und Achilles, und die Quellen des Scamandros, an denen Hector dem Achilles unterlag, sammt dem Schlachtfelde der Trojaner und Griechen. Er erweiset aus topographischen Gründen, daß der Lauf des Simois ehemals mehr gegen das rhöteische Vorgebirg gerichtet, und daß der Zusammenfluß des Scamandros und Simois nicht in der heutigen Mündung, sondern weiter links zu suchen sey, und vertheidiget mit den gehaltvollsten Beweisen das Daseyn Trojas und Homers gegen die Einwendungen neuerer Zweifler.

Auf der Insel Rhodos durchging er nach Geschichtsquellen den Umfang der gleichnamigen vormals der Religion geweihten Veste. Die Lage der Stadt, des Schlachtfeldes und Hafens auszumitteln, die Sammelplätze der verschiedenen Zungen der Ritter sammt den ihnen anvertrauten Vertheidigungsposten zu bestimmen, ist des Verfassers Forschungsgeiste gelungen. Diesen schätzbaren Beyträgen zur Kenntniß von Rhodos fügt er eine Abbildung vieler Wappen der Ritter bey, welche sich nach Sulejmans unverbrüchlich gehaltenem Versprechen großentheils noch unversehrt auf den Pallästen der Ritter fanden.

In Cypern entdeckte er zuerst Ruinen von Amathus und Alt-Paphos, und im Schutte derselben die Mauern des alten Venus-Tempels dieser beyden heiligen Städte.

In dem alten Telmissos, dem heutigen Makri, zogen die Sarkophagen der Ebene und die Felsengräber, welche durch das malerische Werk des Grafen Choiseul-Gouffier, der zwischen denselben und den Gräbern der Könige nächst Persepolis eine auffallende Aehnlichkeit fand, berühmt geworden, seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich.

Auf Heraclea, dem thracischen, dem alten Perinthos, entdeckte er in den Ruinen einer griechischen Kirche einen alten Tempel, auf den weniger sein jetziges Ansehen, als der alte Ruf aufmerksam machte.

Für den Besuch von Chios und Jaffa blieben ihm zwar nur wenige aber trefflich benutzte Stunden. Siebzig Inschriften, wovon sieben in noch unentzifferten Alphabeten, bilden eine will-

kommene Zugabe zu jenem Werke, dessen hier mit so größerm Rechte erwähnt werden durfte, als das gegenwärtig angezeigte, jenem früheren in jeder Hinsicht verwandt, gleichsam als eine Fortsetzung desselben betrachtet werden kann.

Die Reise, deren Früchte der berühmte Verfasser hier der Welt mittheilte, ward von ihm in Gesellschaft des königl. preußischen Geschäftsträgers, Freyherrn von Bielfeld, und des Hrn. Stratton, königl. brittischen bevollmächtigten Ministers an der osmanischen Pforte im August 1804 unternommen. Die Reisenden kamen über Modania, die Hafenstadt, von der der anliegende Meerbusen den Namen führt, durch die herrliche, vom Flusse Nilufer bewässerte, mit Köschken, Fontainen, Badern, Moscheen u. dgl. reich gezierte Ebene von Brussa, deren Reize der Verfasser mit den hellen Farben orientalischer Dichtersprache ausmalt, bis zur Stadt selbst. Der Verfasser, nachdem er den Leser mit der Oertlichkeit derselben bekannt gemacht hat, geht zur Beschreibung ihrer Spatziergänge, Wasser und Bäder, der Moscheen, Klöster, Grabmäler und des Schlosses selbst in abgesonderten Abschnitten über. Höchst anziehend ist die Beschreibung einiger Spatziergänge von den 365, die der Morgenländer Brussa zutheilt, und die allein hinreichen würden, den Ruf dieser Stadt zu erhalten. Unter den Wassern, welchen in hundert Gestalten der Blick begegnet, sind die merkwürdigsten der Bach von Bunarbaschi, oder das Quellenhaupt, der von Gögdere, oder dem Himmelsthale, so benannt von dem größten Thale des Olympos, dessen Mündung die Stadt in einer majestätischen Felsenkluft durchschneidet, und der Bach Aktschaglan, der in einer anmuthigen Gegend der Stadt, Karanfilli, d. i. der Nelkenreichen, entspringt. Berühmt sind die Bäder von Brussa. Der Verfasser beschreibt die innere Einrichtung derselben auf die einladendste Weise. Die vorzüglichsten unter ihnen sind Eski Kaplidscha, die alten Bäder, die heißesten von allen, aber zugleich die heilsamsten in allen Gattungen von Hautkrankheiten; die Bäder von Kara Mustafa Pascha, Jeni Kaplidscha, das neue Bad, vom Großwessir Rustem Pascha auf Befehl Suleiman des Großen, der hier vom Podagra geheilt ward, erbauet, in dessen Kleidersaale der sinnige Spruch:

Auf Kleider sey nicht stolz; denn was ist wohl das Leben?
Ein Saal, wo Jeder muß des Leibes Kleid abgeben.

den Badenden warnet; und Kökürdli, das Schwefelbad. Mit Recht erinnert der Verfasser den an Hitzbäder minder gewohnten Europäer, diese Quellen ungeachtet ihrer Heilkräfte ohne vorläufige Untersuchung eines Arztes nicht zu gebrauchen.

Von 365 Moscheen, die nach der Einwohner Angabe Brussa zählt, beschreibt Hr. v. Hammer nur einige, vorzüglich die Große (Ulu Dschami), das Werk dreyer Sultane, Murad, Bajasid und Mohammed, der Ersten, in welcher neunzehn Kuppeln, die das Dach bilden, so geordnet sind, daß der leer gelassene Raum der zwanzigsten ein rundes mit einem Netze von Messingdraht überspronnenes Fenster macht, durch welches das Licht einfällt, und der Regen in einem viereckigen Wasserbecken im Mittelpunkte der Moschee sich sammelt. Noch merkwürdiger ist die Moschee Sultan Mohammed des Ersten, auch Tschelebi, d. i. der junge Herr, genannt, an Kostbarkeit der vielfarbigen Marmorarten, an Reichthum und Geschmack der Verzierungen die erste des osmanischen Reiches, deren mit erstaunenswürdiger Kunst gearbeitete Thore allein 40,000 Dukaten kosteten. In der Moschee, welche der Mufti Abdollatif weit außer der Stadt hoch am Olympos erbaute, schrieb der türkische Dichter Molla Chosrew sein romantisches Gedicht Chosru und Schirin.

Das Schloß erfüllen zum größten Theile nunmehr die Trümmer eingesunkener Größe und Herrlichkeit. Ernst erinnern die Ruinen der Palläste Murad und Mohammed der Ersten von einer mächtigen Felsenhöhe herab an die Vergänglichkeit menschlicher Prachtwerke, und außer der großen Moschee des Sultan Orchan, dem Grabmale Osmans, und einem großen Kloster der Mewlewis sind nur die Wohnung des Stellvertreters des Pascha, und eine Reihe von Gefängnissen der Zerstörung entgangen. Das große Arsenal ist zu einem Gemüsegarten geworden, und vier alte Kanonenläufe ohne Laffeten und Munition bilden das Geschütze des Schlosses. Das eben erwähnte Grabmal Osmans ist die alte griechische Kathedralkirche, die gleich nach der Eroberung in eine Moschee verwandelt, nun die Asche des Gründers des osmanischen Reiches, seines Sohnes Orchan, und ihrer Frauen und Kinder umschließt. Keine Inschrift zeigt jedoch hier die Namen der Grabesbewohner an, und nur die ungewisse Sage leitet den wißbegierigen Besucher derselben. Nebst diesem besitzt Brussa noch die Grabmäler des Sultan Murad des Ersten, des Einzigen unter dreyßig Sultanen, der sein Leben auf dem Schlachtfelde verlor, Bajasid des Ersten, Mohammeds des Ersten und Murad des Zweyten. Letzteres ist das größte von allen, so wie das Mohammed des Ersten das schönste. In Murad des Zweyten Grabmale zeigt man in einer Kapelle das Grab einer christlichen Prinzessin, wahrscheinlich jener serbischen, deren Hand Murad zugleich mit

der Eroberung des Königreiches erzwang, und die, ihrem Volke und ihrem Glauben selbst im Harem treu, nun unter osmanischen Fürsten und Fürstinnen im Grabe ruht. Nebst Sultanen umfängt auch Brussa in Grabesruhe mehrere Heilige, und der Moslim verehret deren von drey Arten, die Baba's (Väter), die Abdal's (Wahnsinnige), wirkliche oder verstellte Narren, denen eben ihr Wahnsinn die Verehrung eines Heiligen verschaffte, und die Sultans, die Fürsten im Reiche der Heiligkeit, meistens berühmte Scheiche der Derwische. Das schönste und reichste unter den Grabmälern der Heiligen ist das Emir Sultans an der von Bajasid dem Ersten erbauten, von diesem heiligen Derwisch benannten Moschee. Es ist zugleich einer der berühmtesten Wallfahrtsorte des osmanischen Reiches. Auch viele Gesetzgelehrte und Dichter, Scheiche, Muftis, Imame und Ulemas haben reiche Grabmäler innerhalb der Mauern von Brussa.

Von der Beschreibung der Naturschönheiten Brussa's und seinen Werken der Baukunst geht der Verfasser zur Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Stadt über. In dem Aeußern der Bewohner bemerkte er allgemein einen sonderbaren Fehler der Augen, eine Art schielenden Blickes, der Untersuchung denkender Aerzte um so mehr würdig, als keine örtliche Ursache von Augenschwäche bemerkbar ist. Von der Seidenerzeugung, wodurch Brussa für den Kaufmann vorzüglich merkwürdig ist, gibt der Verfasser interessante Nachrichten, und schließt diesen Artikel mit einer kurzen Geschichte der Schicksale dieser wichtigen Stadt.

Von Brussa ging die Reise unmittelbar auf den Olympos. Die Thäler und Höhen dieses Berges sind von herumziehenden turkomanischen Horden, achthundert Familien an der Zahl, bewohnt, welche, unseren Alpensennern ähnlich, in Jailas, Sommerwohnungen, zusammenleben, und sich auffallend von den türkischen Bewohnern des Landes unterscheiden. Hinter den Platten, welche diese Nomaden bewohnen, erhebt sich die zweyte Region des Berges, die mit Buchen, Fichten und Tannen bedeckt, bis zur Alpe Sobra Jaila reicht, wo die durch die sonderbarsten Gestaltungen ausgezeichnete Felsenparthie des großen Naturgemäldes beginnt. Mit Farben, die nur ein von der Macht hoher Naturschönheiten innigst ergriffenes Gemüth zu finden vermag, schildert Hr. v. Hammer den Ueberblick, der sich vom Gipfel des hochgefeyerten Berges darbietet, und wecket die Erinnerung des Lesers an die Dichtungen des griechischen Mythus, und an alle Großthaten, die den Schauplatz bezeichneten, den sein trunkner Blick überschaute.

Die Straße vom Olympos nach Nicäa führt nahe an

Kemlik, dem Kios des Strabo, vorüber. Der Verfasser erkennet in dieser Stadt das Kibotus der Kreuzfahrer, wo die Lebensmittel für das Heer der Wallfahrer bey der Belagerung von Nicäa ausgeschifft, und von wo aus die Schiffe, die der Kaiser Alexius den Kreuzfahrern überlassen hatte, zu Lande bis zum See geschleppt wurden. Von hier läuft die Straße längs dem See von Nicäa (Lacus Ascanius) bis zur Stadt selbst fort. In kräftigen Zügen entwirft der Verfasser die Geschichte von Nicäa, dem heutigen Isnik. Er verweilet am längsten bey der ersten vergeblichen, und zweyten erfolgreichen Belagerung der Stadt durch die Kreuzfahrer, und bestimmt die Punkte des Angriffes und der Vertheidigung. Die Stadt selbst, sowohl das byzantinische Nicäa, als das später von den Türken aus den Ruinen desselben erbaute Isnik gewährt ein klägliches Schauspiel allgemeiner Verwüstung. Die osmanische Stadt ist zu einem elenden Dorfe von beyläufig zweyhundert Häusern herabgesunken; vom alten Nicäa stehen nur die Mauern im Vierecke. Die in Ruinen liegende Moschee des Sultan Orchan ist der Ort, wo das berühmte Concilium gehalten wurde. Ergreifend sind die Betrachtungen, die sich dem Verfasser bey Betretung dieser ehrwürdigen Stätte aufdringen, die zuerst fremdem Gottesdienste geweiht, dann wieder zerstört, in doppelter Ruine die Wahrheit des arabischen Spruches an der Wand beurkundet:

Aller Menschen harrt die Stunde,
Alle Reiche geh'n zu Grunde:
Ihn, den Ew'gen, Allebendigen
Kann der Tod, die Zeit nicht bändigen.

Auf dem Wege von Nicäa nach Nicomedien beschreibt der Verfasser eine von der Natur in den Felsen geöffnete Grotte in der Gestalt eines ungeheuern Triumphbogens, ein Naturwunder, dessen kein früherer Reisender gedenkt. Er beweiset aus topographischen Gründen, daß durch einen großen Irrthum in den alten Geographien und classischen Commentaren dem Plinius der Vorschlag, den See von Nicäa mit dem von Nicomedien mittelst eines Kanals zu verbinden, zugeschrieben wird, und daß es nur der See von Sabandscha seyn konnte, dessen Vereinigung mit dem See von Nicomedien im Antrage war. Einer noch größeren Unternehmung dieser Art erwähnet der Verfasser, und zeigt ihre Ausführbarkeit, die auch schon unter der Regierung Bajasid des Ersten und Mustafa des Dritten erwiesen wurde, nämlich der Vereinigung des Sees von Sabandscha mit dem Flusse Sakaria, dem Sangaris der Alten, und somit der Herstellung einer inländischen Wasserverbindung zwischen dem weißen und schwarzen Meere.

Die Stadt Nicomedia, von den Türken Isnikmid genannt, bietet in ihrem gegenwärtigen Zustande dem Reisenden wen g Merkwürdiges dar. Der Verfasser entwirft in kurzen Zügen ihre frühere Geschichte, und geht dann zur Beschreibung der Küsten des Meerbusens über, wodurch er eine Lücke ausfüllt, welche in früheren Reisebeschreibungen und Landkarten gefunden wird. Er bereiste zwar selbst nur die nördliche Küste, längs welcher die Landstraße nach Constantinopel läuft; aber auch die südliche hat er nach den zuverläßigsten Angaben in seine Schilderung aufgenommen. Dem Werke sind drey Beylagen und eine Sammlung von Inschriften beygefügt. Die erste Beylage enthält Auszüge aus dem Dschihannüma, und aus der Reichsgeschichte Waßif's in Betreff der Vereinigung des Flusses Sakaria mit dem See von Sabandscha und dem nicomedischen Meerbusen; die zweyte liefert geographische Buchstrücke aus dem Dschihannüma über die Gegend um Brussa und Nicomedia, und die dritte verschiedene Ortslagenbestimmungen mit dem Kompasse ohne Abweichung. Der gesammelten Inschriften sind ein und zwanzig, sieben von Nicäa, sechs von Nicomedia, eine von der Fontaine zu Tawschandschil, zwey von Mesembria am schwarzen Meere, eine von Sisepolis am schwarzen Meere; alle bisher genannten in griechischer Sprache, und vier aus der katholischen Kirche zu Rodosto. In dieser Kirche liegen der berühmte Fürst Franz Rakoczy, Graf Nikolaus Berczeni, sein Oberfeldherr, Nikolaus Sebrik von Szarvaskend, sein Haushofmeister, und Graf Anton Eßterhazy von Galantha, einer seiner vorzüglichsten Anhänger begraben. So fanden sie, die im Aufstande gegen ihren rechtmäßigen Herrn ihr Vaterland bekriegten, auch nicht in dem Grabe ihrer Väter, sondern fern am unwirthbaren thracischen Ufer die letzte Ruhestätte. Von den angehängten drey Karten gibt die erste eine Ansicht des großen Sarcophags bey Nicäa, der drey verschiedenen Gewölbe des Peristyls von der Moschee des Sultan Bajasid, und der sonderbaren Eckverzierungen an den Häusern von Brussa, nebst Grundrissen von einigen Moscheen in dieser Stadt, und von der Begräbnißstätte Sultan Mohammed des Ersten; die zweyte liefert einen Plan von Brussa und der Gegend zwischen den zwey Meerbusen von Nicomedia und Nicäa, die dritte aber vom Berge Olympos.

Art. III. Sigmund Freyherr von Herberstein, mit besonderer Rücksicht auf seine Reisen in Rußland, geschildert von Friedrich Adelung, Staatsrath, Ritter des Ordens der heil. Anna zweyter und des rothen Adlers dritter Klasse, Correspondent der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der kaiserl. Universitäten zu Moskau, Charkow, Wilna und Kasan u. s. w. (Mit der Charte des russischen Reichs, durch Herberstein 1549, gestochen von dem kunstreichen Nürnberger August Hirschvogel in Wien, welchem wir auch den ältesten vollständigen Plan dieser Kaiserstadt zur Zeit der ersten türkischen Belagerung durch den großen Sulejman verdanken, mit Herbersteins Brustbild vom Jahre 1547 im sechzigsten Jahre seines Lebens, wie die lateinische Unterschrift besagt und des großem Staatsmannes, Kriegers und Reisenden lebensgroßem Portrait von 1526 in dem, ihm von dem Großfürsten aller Reussen verehrten Kleide.) St. Petersburg, gedruckt bey N. Gretsch 1818. (XXX. S. Einleitung, bis 436 Text, bis 513 Beylagen, groß Oktav.)

Das vorliegende Buch ist in mehr als einer Hinsicht eine erfreuliche Erscheinung. Es ist vollkommen geeignet, den Ruhm getreuen Quellenstudiums, unermüdeten Forschens und glücklichen Findens, neuerdings zu bekräftigen, der seit einem halben Jahrhundert auf dem Namen Adelung ruht. — Der Freund des Alterthums und der Geschicke der Menschheit überhaupt, wie insbesondere der Oesterreicher, am allermeisten derjenige, dessen Geist und Fleiß sich jenem lehrreichen Uebergange von den Institutionen und Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, zu dem Wesen oder Unwesen der drey letztverflossenen Jahrhunderte geweiht hat, wird dieses Werk mit Begierde zur Hand nehmen, er wird es mit immer steigender Wärme durchgehen, und mit achtungsvollem Dankgefühle beschließen.

Länder, von den Strahlen der Cultur früh erwärmt und zu keiner Zeit ganz von ihnen verlassen, erscheinen uns manchmal wie abgenützt, wie veraltet, wie von des Todes Hand berührt, von einer cattiva aria umweht. Oft kömmt die Cultur vernachläßigt oder gedrückt, auf ihren alten Vorsatz, einer »Reise um die Welt« zurück, und wie nahe war auch uns eine Zeit, wo man, vom alten Ungethüm einer Weltmonarchie, vom Untergang aller wahren Freyheit, Schönheit und Größe bedroht, wohl noch eine bessere Zukunft zu hoffen wagte, aber kaum mehr für Europa?! — Um so merkwürdiger sind uns die Worte gelehrter und hochherziger Reisender über Länder der alten Geschichten, durch festen Plan und Waffenglück vielhundertjähriger Barbarey entrissen, über Länder, welche die Blüten und Früchte der Cultur bereits getragen haben, und zu denen, ein Keim im dunkeln Schoße zurückkehrend, sie den Lebenscyclus wieder von vorne an-

fängt: über jenes Reich, das in seiner unermeßlichen Ausbreitung von der chinesischen Mauer und vom kaspischen Meer, bis gegen die mährisch-schlesischen Landmarken, alle Tage eine vollständige Weltgeschichte und alle Entwicklungsperioden unsers Geschlechtes zugleich in sich begreift, vom wilden Nomaden- Hirten- und Jager-Leben, bis in die Salons der Stadt Peters des Großen! — Wie erfreulich, daß jene dunkeln Höhlen der Bildung und der Thaten der Vorwelt in einer Zeit sich aufthun, wo die Summe der mannigfaltigsten Kenntnisse und Entdeckungen so bedeutend, wo die Literargeschichte mehr als jemals kultivirt ist; wo (nachdem jene verheerende Phrenesie militärischer Wanderungen von Lissabon und Kalabrien nach Moskau, und von Moskau bis an die Loire ausgetobt hat, nachdem das starre Reich der Ziffern und Massen, der Uniformirung und Amalgamirung endlich aus ist) die unendlichen Verschiedenheiten im Genius und im Geschmack aller Zeiten und aller Völker, offnere Ohren und empfänglichere Herzen finden; wo statt zweydeutiger und blutiger Eroberungen nach Außen, der edlere Sinn vorherrscht, diese Eroberungen im Innern zu machen, durch neu emporblühende Bildung und Wohlfahrt, durch die Zauberruthe der Wissenschaften, der Künste, des Gewerbfleißes!

Und der Held dieses Buches ist unser Landsmann: ein steyerischer Edelmann, von alter Abkunft, aber von geringem Glück, also daß sein Wappen (gleichwie die Lentulus, Fabiusse und Pisonen, Serranen und Estolonen, nicht verschmähten, den nachher siegbekrönten Namen vom trefflichen Anbau der Erbsen, Linsen und Bohnen, von ihren Säemaschinen und Baumhebern herzuholen!) noch die ursprüngliche Pflugschar führte, daß der patriarchalischen Sage nach, einst sieben auf der kleinen Stammburg zusammen lebende Gebrüder Herberstein nur eine Hose besaßen, und neun Herbersteinerinnen sich aus einem Mantel verheirateten.

Und dieser Sigmund Freyherr von Herberstein, zu Neuberg und Gutenhag, lebte noch dazu in jenen höchst merkwürdigen Tagen Maximilians I. und Karls V., in der Uebergangsepoche vom Mittelalter zu unsern Begriffen, Verfassungen und Sitten, unter der gewaltigsten Wechselwirkung großer Massen und Ideen, seltener Gemüther und Kräfte, in der Epoche als der Untergang des Ritterthums, die Reformation, die Buchdruckerkunst, die Entdeckung der neuen Welt, die Wiedergeburt der Wissenschaften, der Taktik, des Seekrieges, der ersten Anklänge eines allgemeinen europäischen Gemeinwesens, der Freyheit, des Gleichgewichtes, unverletzlicher und unveräußerlicher

Kleinodien der Menschheit in einem geringen Zeitraume sich begegneten.

Wenige Monate vor der Ankündigung des vorliegenden Adelungischen Werkes lieferte Herr J. A. Kumar (noch in den untern Schulen, durch eine an sich lobenswerthe, aber nicht glückliche Forschung über den letzten steyerischen Ottokar, späterhin durch seine malerischen Streifzüge in die Umgebungen von Grätz bekannt, als Landwehroffizier schwer verwundet, und Jahrelang in seinem Lieblingsstudium zurückgesetzt) eine »Geschichte der Burg und der Familie Herberstein.« (III. Theile, Wien bey Gerold 1817.)

Kumars Schrift spaltet sich in den eigentlich erzählenden Theil und in das (beynahe zu) reichhaltige Urkundenbuch. Freylich lassen Styl und Anordnung und geläutertes Quellenstudium noch gar manchen Anspruch an den Verfasser übrig. Freylich vergrößern die beygebrachten Dokumente vielfältig nur die Bogenzahl, ohne baaren Gewinn für die Geschichte Inner-Oesterreichs, ja kaum des Herbersteinischen Geschlechtes und seiner ausgebreiteten Verwandtschaft. Dennoch verdienen alle derley redlichen, wenn auch unvollendeten Bemühungen, Dank und Unterstützung; denn um wie viel werden wir nicht dem hohen Ziele einer pragmatischen Staatsgeschichte des österreichischen Kaiserthums näher gekommen seyn, wenn die historische Kritik, in Herausgabe und Benützung der Quellen, in Zusammenstellung der Materialien einzelner ständischer, geistlicher und wissenschaftlicher Körper, Städte, Comitate rc. von 1818 bis 1833 in eben der Stufenfolge fortrückt, wie es (vorzüglich unter Begünstigung einer liberaleren Censur, und unter dem Vortritte der vaterländischen Journalistik) von 1803 bis 1818 unläugbar geschehen ist?!

Der älteste, urkundlich bekannte Herberstein (das Stammhaus liegt auf dem klassischen Boden des Feistritz-Thales) ist Anselm, ein Zeitgenosse Heinrichs Jasomirgott und der beyden letzten steyerischen Ottokare. — Es sind Herbersteine unter den Helden der Türkenschlachten bey Radkersburg, am Birnbaumer Wald, und bey Villach, so wie bey der Belagerungen Wiens durch die Türken, und jener früheren Friedrichs IV. durch die aufrührerischen Bürger, wo Podiebrad und Andreas Baumkircher als Retter erschienen. — Wir finden Herbersteine unter den Vorfechtern des französischen und des großen Bauernkrieges, in jenen der Ligue von Cambray und der heiligen Ligue, des schmalkaldischen Bundes und der Uskoken. — Wir finden dieses Geschlecht in Steyermark, Krain, Oesterreich, Böhmen und Schlesien

ausgebreitet, in Mähren einen Theil der Besitzthümer des erloschenen Hauses Salm-Neuburg erheiratend, in zunehmendem Verfalle durch die Anhänglichkeit vieler seiner Mitglieder an die Reformation!

Berühmte Reisende sind gerade in jenen Zeiten, wo die Staaten ohne ein anderes gemeinschaftliches Band, als das nach und nach immer mehr aufgelockerte der Theocratie, einander nur als einzelne Inselgruppen gegenüber standen, im strengsten Sinne eben so gut Entdecker auf dem Festlande, als die späteren oder gleichzeitigen Seefahrer. Sie haben unter ihren Zeitgenossen eben so sehr das Gebiet der Erfahrung und Gemüthswissenschaften, als der sciences exactes erweitert, und wo fänden wir ein befriedigenderes Gemälde der damaligen Begriffe und Sitten? — Besäßen wir nur ähnliche Bilder ihres Thuns und ihrer Reisen; so von Oswalden von Wolkenstein, Ahnherrn der Rodenecker Linie, Ritter, Dichter und Tonkünstler, Herzog Albrechts des Wundersamen Gefährten ins heilige Land, Gefährten Königs Sigmund auf den weiten Reisen zum Behufe der Kirchenvereinigung und des Konstanzer Conciliums, nicht unbekannt auf der Nord- und Ostafrikanischen Küste, vielleicht selbst mit dem geheimen Nachlaß der Wüste von Thebais und der Templer aus Cypern, von der schönen Kastilischen Königin mit ihrem Orden geschmückt, ein Haupt des wider Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, mit dem alten wilden Freyheitssinn kämpfenden Adels, im Sturm des Adlernestes Greifenstein durch einen Pfeil des Auges beraubt, gleich Zizka, mit dem er, wie mit Huniady, unter deutscher Ordensfahne Heinrichs Reuß von Plauen wider die Polen focht, — oder jener Sigmund Haager von Alensteig, von einem wenig bemittelten Vater vieler Kinder, neunjährig, einem großmüthigen böhmischen Edelmann geschenkt, von Ferdinand I. auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen, tapferer Kämpe in den Fehden der Russen und Polen, wider die Franzosen und Türken, unter Alba wider die schmalkaldischen Bundesverwandten, unter Oranien wider eben diesen Alba, — Reisender von der Meerenge von Messina, bis an die nördlichsten Spitzen der brittischen Reiche und der skandinavischen Halbinsel, — von Gattin, Kindern und Geschwistern jahrelang als todt betrauert, plötzlich wieder erscheinend, unter den Heroen des Tages von Raab unter Adolph Schwarzenberg, dreymal vermählt, Vater von ein und zwanzig Kindern, eines der Häupter der konföderirten, protestantischen Stände, verstorben als oberster Feldhauptmann in Oberungern zu Kaschau!

Staatsrath Adelung verdient somit durch das vorliegende

Buch unsern gedoppelten Dank. Von inländischen Gelehrten förderten seine Forschungen der Hofrath und Hofdolmetsch von Hammer, und der Hofbibliotheks-Scriptor Kopitar. — Ein Auszug alles Wissenswerthen müßte so lang werden als das Buch selbst. Wir begnügen uns mit einem flüchtigen Umrisse des Hauptinhaltes. — Wie muß es den Oesterreicher nicht ergreifen, aus dem Munde des grundgelehrten Fremden zu vernehmen: ganz abgesehn von Herbersteins großem persönlichen Verdienst, sey Er, so wie für Ungern und Polen, noch in weit höherem Grade, klassischer Annalist und Geograph für Rußland, welches er zweymal in dem höchst interessanten Zeitpunkte der Befreyung vom tatarischen Joche des Kaptschak-Chanats, und der Wiederherstellung durch Iwan Waßiljewitsch den Großen durchreiste, von welchem er zuerst Nachrichten gab, die Europa in Erstaunen setzten, die jetzt noch in Rußland selber als Quelle gelten, und ein so lebenswarmes Bild jener Zeiten darlegen, daß die große Katharina diesen älteren Plinius ihrer Reussen neu auflegen ließ. — Adelung entnahm seine meisten Nachrichten aus den wissenschaftlichen Schätzen des Reichskanzlers Grafen Romanzoff. Möchte doch auch aus eben denselben die merkwürdige Abstammung des erlauchten mährischen Geschlechtes Zierotin, von dem flüchtigen russischen Großfürsten Isaslav oder Dimitry Jaroslawitsch erläutert werden, dessen der Briefwechsel Romanzoffs und Johannes Müllers, und späterhin das Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Nr. 96—100, Jahrgang 1815, gedachte!

Die Einleitung gibt zuerst die Uebersicht von Herbersteins eigenen Werken, dann jener Schriftsteller, in welchen sich Beyträge zu seinem Leben finden. — Wir sehen alsdann seine Jugend (er wurde am 23. August 1486 zu Wippach in Krain geboren, so schwächlich, daß alles an seinem Aufkommen verzweifelte). Die erste Erziehung gab ihm und zehn andern adeligen Knaben, die durch einen glücklichen Zufall auch alle in seinem ersten Feldzuge seine Waffenbrüder wurden, Wilhelm Weltzer, Domprobst zu Gurk, weitere Bildung die berühmte Wiener hohe Schule, wo er 1502 »Baccalaureus artium worden, des sich viel schamen, Ich mich aber erfreytt, O wie getrewe Maister vnnd vnterweiser ich da gehabt, Gott geb denen allen die ewige freud zu lon, Amen!« Unter diesen Lehrern bemerken wir jenen berühmten Minister Max I., den Augsburger Matthäus Lang von Wellenburg, Cardinal, Bischof zu Gurk, Erzbischof zu Salzburg, als solcher im harten Strauß mit der Reformation und im großen Bauernkriege hart belagert.

Die ersten Sporn verdiente Herberstein 1506 gegen Un-

gern, in dem das Haus Zapolja, enge verbunden der jagellonischen Linie in Polen, die oberste Gewalt an sich zu reißen drohte. Die Geburt des nachhin bey Mohacz erschlagenen Ludwigs trennte den Streit. Größere Gelegenheit zu Heldenruhm gab der Krieg wider Venedig, in Folge der Ligue von Cambray (20. Dezember 1508), gleich in den ersten Monaten (18. May 1509) bezeichnet durch Ludwigs XII. entscheidenden Sieg bey Agnadello. — Herzog Erich von Braunschweig und Graf Niklas Salm, waren Herbersteins Führer in Friaul. Die Vertheidigung von Mährenfels und Mitterburg war eines in den Waffen ergrauten Helden würdig, so wie im spateren venetianischen Kriege kraft der Ligue von Mecheln (5. April 1515), wieder unter Niklas Salm und Georgen von Freundsberg, der Entsatz von Marano und Verona, die Schlacht bey Creazzo. Dem Jüngling Herberstein war die Ehre geworden, S. Georgens große Streitfahne zu führen, und beym Siegesfeste zu Innsbruck, von des Weyßkhunigs und Theuerdanks eigener Hand, den Ritterschlag zu empfangen.

Im Jahre 1515, welches Ludwig dem XII. »Vater des Vaterlandes« den Tod, Franz I. aber (»dem großen Jungen, der alles wieder verderben werde!«) im homerischen Zweykampfe mit den Eidgenossen bey Marignano den Sieg gegeben, begann Herbersteins diplomatische Laufbahn mit Sendungen in Deutschland auf verschiedene Reichs- und Hoftage, und zur Sühnung der feindlichen Brüder Wilhelm und Ludwig von Bayern; darauf 1516 nach Nyköping zu dem skandinavischen Nero, Christjern II., der zu gleicher Zeit mit den monopolisirenden Hanseestädten, mit Clerus und Adel herausfordernden Kampf begonnen, und von der schönen Dyveke und ihrer schlauen Mutter Sigbritte hingerissen, seine gleichfalls schöne und geistreiche Gemahlin Isabelle, K. Maxens Enkelin, Karls V. und Ferdinands I. Schwester, schmählich zurücksetzte, dem Herberstein ganz treuherzig erklärte: »daß er vngeschickt, vnredlich und vnerlich handelte, dem Kaiser und seiner Freundschaft unleidlich,« — den vier Jahre später Gustav Wasa in Schweden, sein Vatersbruder Friedrich in Dänemark vom Throne stieß, der endlich, nach unstäter Flucht, in langwieriger Gefangenschaft endigte.

Im July 1515 endigte die Zusammenkunft in Wien zwischen Max I., Wladislaw von Ungern und Böhmen und seinem Bruder, dem polnischen Sigismund und die dort verabredete Doppelheirat, die eilf Jahre später, die Kronen von Ungern und Böhmen wirklich an Habsburg brachte,

die lange Feindschaft zwischen den Habsburgern und Jagellonen. Diese hatten jenen gewissermaßen seit dem Tode Albrechts II., ja seit dem Hussitenkriege, die Kronen Ungerns und Böhmens bestritten; seit dem Hintritte der beyden großen Emporkömmlinge, Georg Podiebrad und Mathias Corvin aber, sie wirklich vorenthalten. Die Jagellonen gehörig zu beschäftigen, hatte Max vorher Dänemark und Schweden in ein förmliches Bundessystem eingezogen, wider Polen, den deutschen Orden und den russischen Czar bewaffnet, der Smolensk eroberte und ganz Litthauen bedrohte. Nun sollte Herberstein im Gegensatze mit den Aufträgen seiner Vorfahrer, den Czar und den Polenkönig zu versöhnen suchen. Die hier aufgeführten Daten über diese Unterhandlungen sind zu vergleichen mit des magyarischen Geschichtsforschers Engel gediegenen Materialien in der »Zeitschrift von und für Ungern« 1804, und mit deren ziemlich vollständiger, auf Dokumenten beruhender Entwickelung im XVIII. Bändchen des österreichischen Plutarchs, und die Notizen über Nowogrod mit Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes. — Die Audienz beym Großfürsten, »der kleine Georg« und Seachmet, Ex-Chan der Tataren über der Wolga, die Wiederholung des unausbleiblichen Schicksals aller Coriolane, an dem löwenkühnen, aber unglücklichen Fürsten Michael Glinsky, unzählige Züge der Sitten und des Klima, höchst merkwürdig die ganze Sendung, nebst dem Unfall bey Olmütz auf der Rückreise.

Mit dem Gange und mit den Resultaten dieser Mission, so wie mit der Beylage XIII. über das Alter des russischen Kaisertitels, wäre wohl aus österreichischen Urquellen zu vergleichen, die frühere Mission Georgs Schnitzenbaumer, durch welchen Max den Czar: »Kaiser und Herrscher aller Reussen« nannte, der weniger strengen Courtoisie gegen außereuropäische Fürsten folgend; dann Maxens Verwahrung durch den berühmten Konrad Peutinger, daß Schnitzenbaumer durch jenes Titels unbedingte Verwilligung von Seite des ersten Fürsten der Christenheit, mit Ueberschreitung seiner Vollmachten, dem Czar vielleicht etwas zugestanden haben möge: »so Seiner Majestät Gewissen und des heil. Reichs Stilo und Ordnung oder kristenlichen Religion zuwider,« — endlich auch vom Juny 1515, wenige Wochen vor der großen Zusammenkunft in Wien, die Sendung Moritzens von Purgstall und Dr. Jakobs Oesler, den bereits vor zwey und zwanzig Jahren abgeschlossenen Bund- und Handelsvertrag bestätigend.

Seite 105 gedenkt Adelung der Geschützkundigen, der Ka-

nonengießer und Waffenschmiede, die der Czar durch Unterstützung Maxens, dieses ersten Constabels, Kürassiers und Schützen seiner Zeit, nach Rußland gezogen, und unter diesen des Ritters Hanns Jordan, von Hall im tyrolischen Innthale. Dieser, Iwans Waßiljewitsch, oberster Buchsenmeister, errettete den Czar bey der Belagerung der Burg Reczan durch Tataren und Litthauer, mußte aber bald darauf, mit Undank belohnt, in sein Vaterland zurückflüchten. Dieser Jordan (der in Herberstein den uralten lächerlichen Wahn erneuerte, der russischen Weiber Maßstab für die Liebe ihrer Männer seyen die Schläge) hinterließ gleichfalls Aufzeichnungen über seine Feldzüge mit dem Czar, über seine Verbesserungen in der russischen Artillerie und Fortifikation. — Allein diese höchst merkwürdige Handschrift, der Sage nach, ein großer, aber dünner Folioband, ging in den furchtbaren Erdbeben und Feuersbrünsten unter, welche die Stadt Hall wiederholt verheerten, und die letzte dieses Geschlechtes, Veronika, Tochter Rochus von Jordan, des berühmten Leibarztes Leopolds I., brachte ihrem Gemahl, dem Hofkammerrathe, Lorenz von Hormayr zu Hortenburg 1677, unter ihren Familienpapieren, nur eine sehr oberflächliche ins Lateinische übersetzte Aufzeichnung von den Reisen, Thaten und Drangsalen Hannsens von Jordan, ihres Urgroßvaters, zu.

Wladislaws Tod führte Herberstein 1516 nach Ungern, um Maxens Vormundschaft über den zehnjährigen Ludwig gegen die Ränke Zapolyas zu vertreten, dem sich zu gutem Glück, auf dem Ofner Reichstage in dem Temeswarer Obergespann, Stephan Bathory, ein übermächtiger Nebenbuhler erhoben hatte. Dann sah Herberstein Luthern zu Augsburg erscheinen, und eben daselbst die Acht wider den würtembergischen Caligula, Herzog Ulrich, verkündigen. Hier unterlag auch er der Krankheit der Zeit, welche die Krieger Karls VIII. insgemein aus Neapel mitgebracht haben wollen, die Neapolitaner aber, als »*mal francese*« auf sie zurückschieben. »Ich lag,« sagt H. »im Holz Gwaiacano, vast der ersten »ainer under Ir vier ader funfen, die Ertznei ward erst in Prauch »khumen.« Der gute H. war noch öfters »im Holz,« welches nun den Schwitzkasten bedeuten mag, oder das damals für ein spezifisch antisyphilitisches Mittel geltende Guayakholz? Darum mag ihm auch S. 270. »der schmerz in die lenden khumen sein,« als er Sulejmanns Hand tiefgebückt küssen sollte, er den Renegaten Rustam Pascha auf windisch um Hilfe bat, und der Großherr ihm, dies wahrnehmend, die Hand selbst zum Munde führte.

Es traf Herberstein, zu Wels (12. Jänner 1519) beym Tode des großen Max zugegen zu seyn, und ihn auf seinen Schultern zu Grabe zu tragen, wie fünf und vierzig Jahre später auch seinen Enkel, Ferdinand I. — Herberstein ging nach Spanien, sah auf dieser Reise den mannhaften Dogen Loredano, Alfonsen von Este, Leo X., den Helden von Cordova, Vicekönig in Neapel, und erreichte unter heftigen Stürmen über Sardinien und Majorka, Barcellona, als bald darauf auch Pfalzgraf Friedrich die Kunde der auf Karln gefallenen Kaiserwahl brachte. Auf Majorka sah er das Grab des Eroberers der Balearen: »Khunig Jakob († 1275) »noch also gantzer, ist welch, wie ein stockfisch, aber reinig!!« Die Reise ging über Narbonne, Besançon, Chambery, Turin, Mailand, Verona nach Villach. — Vergeblich haßten und schmähten Herberstein die wilden Oligarchen zu Wien, welche die Tage des großen Zwischenreichs, nach Friedrichs des Streitbaren Tode wiedergekommen wähnten, und dann zu Neustadt unter dem Schwert der Gerechtigkeit fielen.

In dem durch die Theilungsverträge der spanischen und deutschen Reiche Habsburgs bezeichneten Jahre 1521 war Herberstein auf dem Reichstage zu Worms, war bey der Vermählung Ferdinands mit der ungrischen Maria, war auf dem Nürnberger Reichstag und auf dem schwäbischen Bundestage. Am großen Ordensfest des goldenen Vließes zu Brüssel verlieh ihm Karl in sein Geschlechtswappen den Kastilischen Thurm und den österreichischen Querbalken, und als Helmzierden die Bildnisse eines römischen Kaisers, Königs von Spanien und des russischen Großfürsten. — 1523 bewirkte Herberstein die zwey Zusammenkünfte zwischen den Königen und Schwägern Ferdinand und Ludwig, und vollzog die geschlossene Ehe mit Helenen von Saurau, verwitweten Graswein zu Weyer. Diese Ehe blieb kinderlos.

Das fortdauernde Verlangen der Vermittlung zwischen Polen und Rußland brachte Herberstein noch einmal nach Moskau. — Die polnische Gesandtschaft zu Mosaisk. — Am 8. November 1526 brachte Herberstein einen fünfjährigen Waffenstillstand zu Stande. — Seite 199, der merkwürdige Ueberläufer Lucas Hammerstätter. — Auf der Rückreise, die Nachricht von der Schlacht bey Mohacz, und der Anfall der Kronen von Ungern und Böhmen an Ferdinands Gemahlin Anna, Wladislaus Tochter und des erschlagenen Ludwigs Schwester. Herbersteins unaufhörliche Unterhandlungen mit Zapolya, mit seiner vorzüglichsten Stütze, Sigmund von Polen und mit Sulejmann, beschäftigten ihn von 1527

bis 1540 an jenes ungrischen Afterkönigs ruhmlosen und allzuspäten Hintritt. Während der Belagerung Wiens war er in Krakau. Der Congreß zu Breslau unter polnischer Vermittlung, scheiterte an Zapolyas Treulosigkeit, so wie der spätere zu Altenburg. — Unsichere Waffenstillstände — Herberstein, zur Beruhigung Ungerns, mit seinem tapfern Schwestersohne Hanns Katzianer, so wie früherhin mit Zapolyas Ueberwinder, Wiens Vertheidiger, Grafen Niklas Salm und mit Wilhelm von Rogendorf — viel gebraucht in den böhmischen Angelegenheiten und in den würtembergischen, welches verwirkte Herzogthum Carl V. Ferdinanden verliehen, in welches der hessische Landgraf Philipp der Großmüthige den tollen Ulrich wieder eingesetzt hatte und das auch durch den (vorzüglich von Herberstein zu Stande gebrachten) kadanischen Vertrag, wieder an sein Haus zurückfiel, lehenbar, mit ewigem Rückfallsrechte für Oesterreich, das noch 1770 Herzog Carl und die würtembergischen Stände wiederholt anerkannten, wie denn auch Würtembergs Titel und Wappenschild fortan im habsburgischen erschien.

Zweydeutige außergesetzliche Hinrichtungen, selbst so hoher und verdienter Häupter, wie Wallensteins, des Cardinal Martinuzzi und Katzianers, sind allerdings auffallend häufig in unserer Historie. Alle neuen Entdeckungen darüber hatten einstimmig das Resultat, über die wirkliche Schuld dieser ausgezeichneten Männer immer mehr gegründetere Zweifel zu erregen, hingegen über die niedrigen Absichten ihrer Angeber und Mörder desto weniger Ungewißheit übrig zu lassen. So mit Katzianer 1537 wegen des Verfalles der Kriegszucht unter dem Heer, zwischen der Drau und Sau und der durch nächtlichen Ueberfall und panischen Schrecken demselben beygebrachten Niederlage. Ein Kriegsrecht, zu Krems niedergesetzt, sollte entscheiden. Ferdinand selbst wünschte Katzianer'n dem Haß seiner Feinde zu entziehen. Er forderte Herberstein auf, sein Vertheidiger zu seyn. Er fragte: »ob Herr Hanns Verrätherey oder Untreue be»züchtigt wäre? wollte er ihm nicht beystehen.« — Der König antwortete: »deren keines, das wüßte Seine Majestät wohl.« Katzianer wurde losgesprochen, aber dessen ungeachtet von Zrini, der ihn zu sich geladen, eben so aus dem Wege geräumt, wie die Ungern hundert sechs und zwanzig Jahre später, den Bannus Niklas Zrini, durch Montecucullis Anstiftung, auf der Jagd, zum Tode gebracht wähnten. (Der unsers Wissens einzige echte Bericht über Katzianers Ermordung, im Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst Nro. 1401. Jahrgang 1810.)

Unsern Herberstein erwartete noch eine andere Vertheidigung, eine wiederholter Freundespflicht. Der alte Graf Niklas Salm (dessen zwölf Schlachten sein Grabmal in Raitz bewahrt), Edelknecht bey Murten wider Carl den Kühnen von Burgund, Sieger über Zapolya bey Szinye, Erlau und zweymal bey Tokay, Feldhauptmann bey Creazzo, Bicocca, Verona, Treviso, Marano, bey Pavia König Franzens Pferd erlegend, ihn selbst verwundend und seine Gefangennehmung dadurch entscheidend, hatte im glorreichsten Augenblicke seines Lebens die Todeswunde erhalten, in der Vertheidigung Wiens, wider fünf Haupt- und sechzehn einzelne Stürme des in drey Welttheilen sieggekrönten Sulejman. — Herbersteins Vetter, Wilhelm von Rogendorf ward seit seinem dreyzehnten Jahre von Salm zum Krieger gebildet. Dieser weitberühmten Waffenbrüder Herzensbund löste nicht einmal der Tod. Rogendorf vermählte sogar dem ein und sechzigjährigen Helden seine vierzehnjährige Tochter Elsbeth. — Als Salm dahin war, war es auch um den Rogendorfer, seinen Freund, geschehen. Er legte alle seine Würden nieder, jahrelang zu Guntersdorf und Pöckstall in ländlicher Einsamkeit trauernd. Gegen die innere Stimme, dennoch einem großen Rufe folgend, verlor der mit Salm unbesiegbar gewesene Rogendorf, gleich in der ersten Gelegenheit, den Sieg und das Leben. — Der Gegenkönig Zapolya war nämlich gestorben; seine Witwe, die polnische Isabella, näherte sich Ferdinanden; der junge Niklas Salm war Locumtenens, und der Augenblick schien gekommen, die heilige Krone, welche durch die von Rogendorfen geschlossene Heirat Annas an Ferdinanden gediehen war, für immer vor Türken und Rebellen zu sichern. Aber kaum hatte Rogendorf den früherhin stets sieghaft erhobenen Commandostab wieder genommen, als er Herberstein angelegentlich in sein Hauptquartier Comorn bitten ließ, ihm vorstellend: »daß er nunmals alt, gähzornig, vergessen, bey »den khriegsleidten verhasst und zu solchen Sachen »ganz ungeschickt sey!« Immer der alte Patriot, fiel er tief erschüttert seinem Freunde Herberstein zu Füssen, auf daß er den König bewege, ihm den Oberbefehl abzunehmen, wogegen er sich erbot, mit seinen Leuten, auf eigene Kosten, fortan im Felde zu bleiben, und unter jedem Vorgesetzten zu dienen. — Ofens Ueberrumplung mißlang. Der Donauübergang nach Pesth (22. August 1541), im Angesicht der Uebermacht Sulejmans, war beynahe ärger als eine verlorne Schlacht. Rogendorf hatte den Tod gesucht und endlich gefunden. — Herberstein schrieb eine eigene Vertheidigung dieses

grausam Verkannten in seiner Epistola ad *Henricum Loritum Glareanum*. Seite 252, 412, 414.

Seite 254. Herberstein mit dem jungen Niklas Salm, Gesandter an den Großherrn, der im Begriffe, Ungern für sich zu erobern, der Witwe und Waise Zapolyas, die Gegenden an der Theiß nebst Siebenbürgen, als Zinnsfürstenthum überlassen hatte. — Audienz in Sulejmans Lager vor Ofen, und glücklich erwirkter Stillstand.

Weniger wichtig waren Herbersteins Reisen nach Polen in Vermählungsangelegenheiten und nach Siebenbürgen (1542, 1562). — Am 28. März 1566 starb der merkwürdige Greis zu Wien, wo ihm der Erzherzog Carl von Steyermark bey den Michaelern ein Grabmal setzen ließ, als Freyherr, als nied. österr. Kammerpräsident, Oberstерbkämmerer und Truchseß in Kärnten.

Seite 309 das Verzeichniß von Herbersteins sämmtlichen Schriften, wozu der hochverdiente Kovachich einen merkwürdigen Beytrag geliefert hat, auch der zahlreichen Uebersetzungen derselben. S. 314 ein interessanter Blick auf die früheren Schriften über Rußland. S. 368 bis 392 vortreffliche Zergliederung der ungemeinen Wichtigkeit des Herbersteinischen Werkes über Rußland, historisch, archäologisch, geographisch, in Hinsicht auf Religion, Sitte, Kriegswesen, Handel ꝛc. S. 384 auch durch Herberstein beybehaltene Fabeln und Volksmärchen. Schlözer nannte ihn: »Rußlands zweyten Entdecker.«

Seite 439 die Beylagen, aus denen wir K. Maxens Instruction für Herberstein III. VI. und dessen Rede an den Czar V. und VII., Herbersteins Schreiben, Beschwerde an den Wiener Stadtrath wegen zugefügter Beleidigung anführen, endlich IV. über die Knechtstadt, Chlopigorod, und deren berühmten Jahrmarkt, in Vergleichung mit der 1810 erschienenen Abhandlung des Grafen Mussin-Puschkin. — Wie begierig muß man nicht seyn auf die S. 482 zugesicherte Herausgabe der von 1075 bis 1675 reichenden Dokumente im Besitze des Staatsrathes Turgeneff, welche Abbé Albertrandi, auf Veranlassung des Polenkönigs, Stanislaus Poniatowsky, in der vaticanischen Bibliothek zu Rom zusammentrug? und mit welchem vaterländischen Hochgefühl muß man nicht Herbersteins unruhvollem und verdienstreichem Leben, das S. 307 gerühmte Lob gönnen, noch bey Lebzeiten von den meisten berühmten Schriftstellern seiner Tage hoch gefeyert worden zu seyn!

Art. IV. Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Herausgegeben von J. Görres. Mit einem Kupfer. Frankfurt am Main, 1817. Bey den Gebrüdern Wilmans. LXVI. und 336 S. gr. 8.

Wir müssen dies Werk als eine doppelt erfreuliche Erscheinung in dem Gebiete des altdeutschen Schriftthums anerkennen. Einmal, als den zur öffentlichen Kunde im Vaterlande, dem er so lange entfremdet war, als er in den weiten Hallen des Vaticans unbenutzt und von wenigen im Vaterlande nur vermißt ruhte, sich wieder hervor drängenden heiteren und kraftvollen Volksgesang und als eine der ersten Proben, dem Vaterlande das lang entwendete Kleinod wieder bekannt zu machen. Andern Theils zeigt es aber auch das Streben des in so vielen und verschiedenen Fächern berühmten Verfassers, in der schön durchgearbeiteten Vorrede, Leben und Seyn des Mittelalters in eine große Masse zusammen zu fassen, hier nur das Leben in dem Liede und durch das Lied, ein Bemühen, wodurch die Forschungen des Mittelalters erst recht lebendig werden, da es leider schien, als wolle auch die Betrachtung dieser lebendigen Zeit, wie jener des Alterthums, sich zum größten Theil in eine leere Wortklauberey, in eine schwächliche Auflösung, in ein vergebliches und unfruchtbares Spüren nach den oft wenig belehrenden Durchgängen einzelner Sagen durch diese und jene Zeit verlieren. Alles dies, was einzeln für sich und zu seiner Zeit recht schön und tüchtig ausgeführt werden kann, und ausgeführt werden muß, wird dann weniger wichtig, ja kann verwerflich werden, wenn sich die Richtung mehrerer auf einen dieser Punkte alleinig wirft, und wenn ein solches einseitiges Streben als das Einzige, Höchste und Beste gerühmt wird.

Die Vorzeit in ihrem ganzen Zusammenhange und ihrem Eigentlichsten zu erkennen, zu erforschen, zu belauschen, das muß wohl immer das hauptsächlichste Streben seyn, und daran lehnen sich die andern Forschungen leicht und belehrend an. Einen solchen Weg zeigt uns die Vorrede, die uns in lebendiger blühender Sprache, durchwebt und durchstickt mit Tönen alten Volksgesanges, freudig und leicht erfaßt und mit sich fortreißt. Sie ist uns deswegen auch das Wertheste und Liebste des Buches, und wir wenden uns daher gerne zur Betrachtung derselben.

Eine große Menge von Liedern, welche die Heidelberger Sammlung jetzt aufbewahrt, zog besonders die Aufmerksamkeit des Verf. an, und ihr Inhalt verschmolz sich mit dem Blick über die liebliche Gegend Heidelbergs hinaus durch die Bergschluchten in das reizende Land. Da flattert freudig und wird der Minnesang, diese reizende Blüte des Mittelalters, lebendig und um den-

selben Kreis der Empfindungen und Ansichten gehend, bleibt ihm doch, wie der Tonkunst, ein unendlich mannigfaches Reich der Veränderungen. (Unangenehm tritt S. II. ein Druckfehler hier ein, wenn es heißt: »und der Schemmel (der heil. Maria) ist der Mann,« wofür es Mane, der Mond, heißen sollte.)

»Seit ein großes verhängtes Unglück die Zeit aus Selbstvertiefung und Selbstabgötterey herausgeschreckt, wendet sich, indem sie eine bessere Zukunft zu gründen sucht, mehr und mehr ihr Blick mit Liebe gegen eine ferne Vergangenheit zurück, in der sie ihr besseres Selbst wieder zu erkennen sucht. Nirgend aber spricht dies Selbst sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges aus, als eben in der Lieddichtung, die ein Pulsschlag und Athemzug, Zeichen und Maß des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingesogen, in der Nacht ausströmt, so die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in sich aufbewahrt, und sie auf die Form überträgt. Während die großen Heldengedichts-Ströme die Eigenthümlichkeit eines ganzen weitumgreifenden Flußgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese Lied-Ergüsse die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernnetz das ganze Land durchtränken, und das Geheimniß seiner wärmsten Eingeweide zu Tage bringen, und in den Liedern sein wärmstes Herzblut aussprudeln. Und wie aus solchen Quellen und Brunnen eben jene großen Ströme zusammenlaufen, so wird die ganze Masse dieser Dichtungen, deren jede für sich als das freye, ja zufällige Erzeugniß einer durchaus eigenthümlichen, besondern Stimmung und Begeisterung erscheint, im Ganzen als durch ein großes durchgehendes Gesetz der Nothwendigkeit in sich geknüpft und geordnet sich darstellen, und dadurch wieder zu einem Ganzen des Heldensanges werden, gerade wie in unzähligen Rückstrahlungen von vielen Wassertropfen sich ein ausgezogenes Sonnenbild im Regenbogen malt, das mitten im bewegten Wasserstaube allein ruhig und unbeweglich steht.«

Der Herausgeber hat seine mitgetheilten Lieder in fünf Abtheilungen zusammengestellt. Liebeslieder zuerst, dann die scherzhaften, in denen allerley Spaß und Uebermuth sich aufgethan; weiter eine spärliche Nachlese von Romanzen und Balladen, an denen wir so sehr viel ärmer als die Engländer und die übrigen Nordischen, weil der lebendige Sagengesang bey uns so viel früher verstummt, und zur rechten Zeit seinen Sammler nicht gefunden; viertens die geschichtlichen Dichtungen; endlich die Ergüsse gottesfürchtiger Begeisterung und eines frommen Kinderglaubens. »Vieles kann sich keck dem Besten an die Seite setzen, was in seiner Art zur Hervorbringung gekommen; und wenn einiges die Ansprüche strenger Kunstform unbefriedigt läßt, so entschädigt es

alsdann doch jedesmal durch irgend etwas anderes Anziehendes, während selbst sein Unzulängliches und sein Abfall vom rechten Ebenmaße in einer geschichtlichen Sammlung seine Stelle fordert.«

Eine Sammlung von Volks- und Meister-Liedern muß auch auf das Verhältniß beyder den Blick lenken. Der Hauptsatz, welchen der Herausgeber aufstellt, ist der: »daß die Manessische Sammlung aus denselben Grundstoffen wie die vom Herausgeber benutzten, entstanden, indem die einsamen, persönlichen Meisterlieder durch Schrift und Buchstaben zu den Sammlern gelangt, der gesellige, lebendige Volksgesang aber größtentheils durch Laut und Ton und mündliche Ueberlieferung an sie gekommen.« Diesen Satz zu läugnen, wird wohl so leicht niemand unternehmen; aber der Verfasser hat einen Schluß darauf gebaut, den wir nicht so zugeben, wie er hingestellt ist, und den wir gleich werden kennen lernen, wenn wir erst, dem Verf. folgend, einige andere Bemerkungen eingeschoben haben.

Die größere Anzahl der alten Minnesänger stand mit dem Volke in einem lebhaften Verkehr und in vielfältiger Berührung. Zuerst durch die Kreuzzüge, »jene freudige, rasche Volksbewegung, wo alle Stände mit gleicher begeisterter Theilnahme in die große europäische Landwehr eingetreten, und von der auch so viele Dichter sich nicht ausgeschlossen.« Dann mögen die öftern Kriege damaliger Zeit und die Römerzüge zur vielfältigen Berührung Gelegenheit gegeben haben. Zuletzt trieb die Lebensart der Dichter selbst sie mehr in den Landen umher, und mit Recht hießen sie daher: die fahrende Diet. Ritterspiele und die Feyer des Pfingstfestes an den Höfen der Großen lockten die Sänger an, und überhaupt fehlte damals in einer so regen Zeit, wo der Schrift wenig gegeben, dem lebendigen Worte alles gehörte, Liebe und Lust am Gesange nirgend.

Da ist denn auch zu merken, was ein altes Spruchbuch zu Trier sagt — es wirft einen Blick auf das Leben: — »so der grüne May mit seinen Kräften bringt, daß aus dürrer Erde springt grünes Gras und lichte Blüte, daß alles in frischer Wate (in frischem Gewande, Kleide) steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingesinde Brunnenfahrten zu Wald gemacht, schöne Gezelte werden außen im Grünen bey der frischen Quelle aufgeschlagen, mancherley Kurzweile wird vollbracht von Rittern, Knechten und den Frauen, mit Singen, Harfen, Reigen, Springen, Rennen und Jagen, und umwandeln je zwey und zwey mit Armen schön umfangen; jeder findet in der Aue, wornach er sich gesehnt bis zum Tage der Brunnenfahrt.« Da lebte denn auch der Gesang, denn der Tanz war mit dem Gesange gepaart, indem zu dem Reihen ein Lied gehörte. Laut ertönte

der Sumber (nicht Smuber, wie hier steht; es war eine Art summender Handtrommel, worauf die erste Sylbe schon deutet; Vergl. Scherz, Oberlin und den Frauendienst; an Castagnetten, wovon der Verf. spricht, ist nicht zu denken). Die begleitenden Singweisen haben sich vielleicht noch zum Theil in lebenden Volkstänzen aufbewahrt, aber aus dem Geschriebenen läßt sich, wie der Verf. behauptet, schwer ein Begriff von dem Sange des Minneliedes erwerben. »Aus den Weisen, die uns noch geblieben, laßt sich eben nicht sonderlich viel über das Wesen der damaligen Tonkunst nehmen, indem es ungefähr damit dieselbe Bewandtniß wie mit den noch vorhandenen Resten der griechischen Tonkunst hat. Man möchte bey ihrer Ansicht vermuthen, daß das, was aufgeschrieben steht, größtentheils nur in einer herkömmlichen Beziehung zu dem Auszudrückenden gestanden, das gleich dem Vogelgesange, der auch so oft in diesen Liedern besungen wird, in seinen besondern eigenthümlichen Fortschreitungen den wenigen gebundnen, ärmlichen Zeichen unaussprechlich war. Häufige plötzliche Aufsteigungen, verbunden mit gleich steilen Abfällen, bringen auf die Vermuthung, daß dieses nicht Auszudrückende etwas dem Tyroler und Schweizer aufsteigenden und absteigenden Jodel Aehnliches gewesen seyn möge, der jedem Buchstaben Trotz bietet, der ihn zu fesseln versuchen mögte. Wir glauben doch, daß ein tüchtiger und sinniger Tonsetzer noch aus den alten Noten den Sang müßte heraushorchen können, um so mehr, da dieses nicht Ausdrückbare noch wohl immer seinen Anklang in Volksweisen jetziger Zeit finden wird, entweder im Liede oder im Tanze.

»Alle jene Tänze und damit verwandte Lieder der Manessischen Sammlung sind also volksmäßig und vom Volke gesungen worden. Volksmäßig sind ferner die Wächterlieder, und alle andere dieser Gattung, deren Häufigkeit gleichfalls ihre Erklärung in der Lebensart der Zeit findet.« So ergibt sich denn, daß ein guter Theil, vielleicht ein Drittheil der Manessischen Sammlung, in diesem Sinne in Deutschland volksmäßig gewesen. »Schon so manches äußere Merkmal verräth an dieser Sammlung, wie auch Hadloub von ihr rühmt, daß sie zum Theil aus dem Munde des Volks, als wahrer und eigentlicher Sang, entnommen worden.«

Das wäre, was der Verf. über das Verhältniß des Sanges jener Zeit zu der Manessischen Sammlung sagt, und Gleiches will er auch von der Handschrift 357 in der Heidelberger Büchrey gemeint wissen, die er ungefähr nur ein Vierteljahrhundert später als die Manessische Sammlung hält. Er fährt dann fort, und dies ist der Schluß, auf den wir bereits so eben hinwiesen: »Aus allem, was wir bisher beygebracht, ergibt sich, daß

wir in dem bekannten Streite über Minne- und Meistergesang der Ansicht, die J. Grimm vertheidigt, nicht bloß beystimmen, sondern, noch weiter gehend als er, Volks- und Meistergesang, unter dem Ersten alles begreifend, was von Dichtung ins allgemeine Leben eingedrungen, unter dem Andern, was im Umkreise der Eigenthümlichkeit des Standes, der Schule, später gar der Zunft geblieben, als die einzigen Elemente der ganzen Sammlung anerkennen, indem der Minnesang als bloße Gattung unter beyde Classen sich vertheilt. Sicher hat kein Kaiser damaliger Zeit den Ehrennamen, Sanges Meister, unter seiner Würde gehalten, ja es hat Heinrich, Conradin, Wenzel und die Andern ohne allen Zweifel im Herzen gefreut, wenn die Lieder, die sie gesungen, volksmäßig geworden.«

Selbst Freundeseifer muß wohl fühlen, daß in dieser sinnreichen Gegeneinanderstellung der Streitpunkt, welchen Hr. J. Grimm hinstellte, ganz verwandelt ist, und daß Herr Görres wohl keinesweges sagen kann: er stimme der Grimm'schen Meinung bey. Vielmehr führt er uns eine andere vor (welches er auch in seinem: »noch weiter gehend« zugibt), die uns indessen auch keinesweges haltbar scheint. Dieser Gegensatz zwischen dem Liede, welches ins allgemeine Leben eingedrungen, und dem, welches nur im Bezirk der Schrift, späterhin des Druckes, geblieben, läßt sich durch alle Zeiten nachweisen, ja am deutlichsten noch in unserer jetzigen Zeit, wo doch ganz andere Triebfedern herrschen. Wie schwer wird es jetzt einem Liede, Volkslied zu werden! wie viele verdienten Volkslieder zu seyn, und können nicht dazu gelangen! Das war in jenen Zeiten weit weniger der Fall, vielleicht fast nie. Und warum? Lied und Singeweise waren enge mit einander verwachsen, sie schmolzen in eins zusammen; diese war eher da als jenes und so ward das Lied leicht eingeführt und allenthalben gäng und gäbe. Jetzt sucht immer das Lied erst seine Singeweise, damals entstand es durch die Singeweise, und ehe nun beydes das Volk lernt, vergeht viel Zeit, oder es geschieht gar nicht, wenn nicht diese leicht singbar, jenes dem Gedanken, Gefühls- und Vorstellungs-Kreise des Volkes angemessen ist, und hier zeigt sich wieder, wie sich die Kunst vom Volksthümlichen entfernt hat. Wie fremde Weisen deutsch nachgesungen werden, lehrt z. B. auch der Frauendienst S. 54 »meine Frau hat mich hergesandt, um euch eine Weise zu bringen, die im deutschen Lande noch unbekannt ist, sie bittet euch, daß ihr sie deutsch singen möchtet. Ich lernte gleich die Weise, und sang darin, so wie sie mich hieß, die Würdigkeit der Frauen.«

Der Verf., scheint es, fühlte selbst wohl, daß er den ganzen Gang des nun schon lange ruhenden Streites umwarf, und

sagt daher: »daß sie nicht in eine Schule zusammengehalten, darauf kommt gar nichts an« (das war ja eben ein Hauptsatz des gelehrten Zwistes, dessen Erweis freylich vergeblich versucht ward); »als sie ihre Kunst gelernt, mußten sie eben wie der Unterste zur Schule gehen, da keiner den Gesang mit zur Welt bringt« (selbst dieser witzelnde Scherz zeigt die Schwäche des angeblich vertheidigten, aber eigentlich ganz verlassenen Bodens,.

Das Verflüchtigen des geistigen Theiles des Minnesanges zeigt sich bereits in der Manessischen Sammlung, indem die letztern schon die Vorsänger der Meistersänger wurden. »Wir haben in die Sammlung — fährt der Verf. fort — eine Auswahl von Meisterliedern aufgenommen, von denen einige zwar allerdings den sichtlichen Verfall der Kunst, andere aber auch die Unsterblichkeit ihres innern eingepflanzten Geistes bey aller Vergänglichkeit der Hülle bewiesen. Die fahrende Kunst, die bey allen Ständen umgezogen, hatte früher auch bey den Gewerken ein Unterkommen gesucht, und war in Freuden aufgenommen. Wie der einsame Mönch im kleinen, engen Garten bunte Nelken, Tulpen und Ranunkeln zog, und an dem reichen Formenwechsel ihrer Spielarten sich ergötzte; wie die arbeitsamen Bewohner stiller Walddörfer in Flandern und Thüringen am Finkenschlage sich erfreuen, und Schläge, Töne und Mordanten zählen: so erlustigten diese Handwerker sich an dem lustigen Reimgeklingel ihrer Gesätze, und dieselbe pünktliche Genauigkeit, die wesentlich von ihrer technischen Thätigkeit gefordert wurde, trugen sie auf das Poetische mit gleicher Emsigkeit über, wobey das Talent eine nicht unbedingt geforderte, aber auch nicht verschmähte Zugabe war.«

Wir sind dem Verf. bey Betrachtung des Minne-, Volks- und Meistersanges bis hierher gefolgt, und kommen jetzt (S. XXXVIII) auf eine eigene Gattung der Gedichte: die Neitharte. Sie erhielten ihren Namen von Neithart, der außer seiner Dichterey noch das Handwerk einer überplumpen, zotenvollen Spaßmacherey am Hofe des Herzogs von Oesterreich trieb. »Obgleich Neithart auch Minnelieder, Tanzlieder, Volkslieder gemacht, so kann doch der größte Theil der nach ihm genannten Gedichte, obgleich aus dem Volke herausgesungen, doch nicht eigentlich Volksgesang genannt werden. Die Neitharte haben einen eigenen Charakter von dürrer, derber, etwas wildsender, oft wüster Härte, die als dem Bauernthum eigenthümlich angesehen werden muß. Wie in dieser Hinsicht der Eulenspiegel ein rechter Spiegel des nordplattdeutschen Bauernwesens ist, so sind diese Bauernlieder in gleicher Weise der reine Abdruck der damaligen süddeutschen Bauernwirthschaft, und höchst wichtig für die Sitten dieser Zeit. Es scheint, als ob der innere Frieden, das wenig Drückende der

Abgaben, und die geringe Theilung des Besitzes bey großen Pachtungen und dem herrschenden Rechte der Erstgeburt im Uebergang des Eigenthums, einen großen Uebermuth und eine Ueppigkeit ins Leben der reichern Classe der Landleute gebracht, die zu strafen die herrschende Richtung dieser Gedichte ist. Diese Dörper und Getelinge, die die seichte herrschende Ansicht des Mittelalters durchaus als unglückliche Leibeigne und Sklaven sich vorzustellen pflegt, trugen »langes, gelocktes reides Haar, das sie allmahlig sorgfaltig in die Haube verschlossen, und am Tage mit reichen Gugeln bedeckten, die innerlich geschnüret, außen mit seidenen Vögeln benaht, und wozu manch Händel die Finger gerührt. Seide oder Tuch aus welschen Landen ward gar oft getragen, um sich damit den Hofeleuten gleichzustellen. Mit sogenannten Troien oder Oberkleidern mit aufgeschlitzten Aermeln, Halskrausen zweyer Spannen breit, die Gürtel hoch getragen, wie die stolzen Meißner thun, Schuhe von rothem Leder, daran Schappel sind genäht mit Bilden für den Knieen, dazu ein breites Schwert und eine Knippe, so kamen sie zu dem Tanze« u. s. w.

Wir haben diese Stelle hier ausgehoben, die aus den Neitharten genommen, da sie besonders für Wien wichtig; denn die Dörfer um Wien waren der Tummelplatz der Schalksstreiche, Tollheiten, Pöbelhaftigkeiten und der derben Laune Nithart's. Aus seinen Gesängen wird eine reiche Ausbeute für Sitten und Gebräuche seiner Zeit zu schöpfen seyn; die Tonweisen zu seinen Liedern werden uns manchen Gesang alter Zeit, manchen Reihen erklaren, aber eine vollständige Bekanntmachung seiner Lieder, von denen wir eine große Sammlung durchsehen, würde das altdeutsche Schriftenthum verunzieren, ja entehren; denn die meisten gefallen sich in den gemeinsten bäuerischen Zoten, so daß die Rathsel des Calenbuchs keusch dagegen zu nennen sind. Des Edlen und Schönen deutscher Vorwelt ist noch so viel aus dem Staube zu ziehen, daß wir die Schattenseite nicht darzustellen brauchen. Herr Görres hat weislich nur ein Paar, durch sittliches Gefühl geleitet, aufgenommen, und doch kann schon die verschleyerte Zweydeutigkeit des einen den sichersten Beweis von der planen Verständlichkeit der andern geben.

Höchst anziehend ist die Vergleichung mit altfranzösischem Sange des Mittelalters, welche die Vorrede beschließt. Ein wunderbarer Gleichklang offenbart sich mit dem deutschen Minneliede; oder sollten Uebersetzungen des Anfangs einiger Lieder, wie folgender, nicht an deutschen Minnesang mahnen? Freude und Gesang und Minnetrost. Und hoveliche Lust; oder: Der wonnigliche Sang des Vögeleins, das im Walde erklungen; oder: Heide roth, grün, blaue und weiß; oder: Da mit grünem Laube die Eiche steht

bekleidet ꝛc. Der Verf. bemerkt, der heiße Athem maurischer Dichtkunst sey im Provenzalen nicht zu verkennen, aber er setzt auch gleich hinzu: »Es ist nicht zu zweifeln, daß die provenzalische Dichtkunst bey dieser arabischen manches Licht gezündet, aber sie hat auch Feuer bey sich selbst geschlagen, und dasselbe Verhältniß tritt wieder zwischen jener Dichtung und der deutschen ein. So wenig die am Mittelmeer ihre Lieder aus dem Arabischen übersetzt, so wenig haben die unsrigen am Rheine aus der Langue d'oc genommen. Es war schon an sich leichter, in die eigene Brust zu steigen, und dort die eigenthümlichen Töne heraufzuholen, als in dem harten Gesteine einer fremden Sprache ängstlich nach fremden Eigenthum zu graben.« Merkwürdig ist, daß das dreygliedrige Gesetz im Liedbau durchgängig auch bey den Troubadours sich findet und »das vielfältig wechselnde bunte mannigfaltige Reimspiel, und die Regel und das Gesetz stehen streng gebietend und gehorsam beobachtet.«

Das wäre, was wir zu und aus der lehrreichen Vorrede zu bemerken gefunden hätten. Was die Lieder nun selbst betrifft, so können wir es uns leichter machen, wie denn auch der Herausgeber, wir können es nicht bergen, sich die Sache etwas leicht gemacht hat. Nur wenige Bemerkungen werden wir folgen lassen. Der Herausgeber hat die Gelegenheit nicht wahrgenommen, die sich ihm so schön darbot, die hier gedruckten Lieder mit bereits gedruckten in Verbindung zu setzen, und Zusammenhang, oder Abweichung, oder Verbesserung zu zeigen; genug, die schriftthümlichen Nachweise sind ganz vernachläßigt. Es hat sich aber hierbey uns ein Gedanke aufgedrängt, zu dessen Erfüllung viel vorgearbeitet ist, besonders auch durch diese Sammlung: die Schreibung einer Geschichte des Volksliedes von früher Zeit an, durchflochten mit den Liedern selbst, wenigstens ihren Anfängen. Möchte ein junger Forscher deutscher Gelehrtheit sich dazu berufen und vielleicht durch dies Wort bewogen finden; vorgearbeitet ist viel, und gerne würden wir noch mit näheren Nachweisen dienen. Manch wichtiges Verhältniß zwischen altem und neuem Volksgesange würde sich ergeben.

Der Herausgeber hat die Rechtschreibung geändert; dagegen finden wir nichts zu erinnern, aber manches Wort ist nun unverständlich geblieben, oder da es nicht übersetzt ward, gibt es einen falschen Sinn. Was wir zu den Liedern einzeln zu bemerken gefunden, wollen wir kurz angeben. S. 3 an Wanken, sollte heißen: ahn (ohn') Wanken. S. 6 »Wann mir thut ahnd« bedurfte wohl einer Erklärung: es thut mir leid, es schmerzt mich. S. 27 lernen wir einen Sänger: Michel Müller kennen. S. 42 wird uns sogar die Jahreszahl genannt, in welche der Ursprung des

Liedes fällt: 1396, ein frühes Jahr, obgleich noch ältere hier vorhanden. S. 53, Zach ist ein Druckfehler für: jach (sagte). S. 57 ist merkwürdig: Manch Mann rühmt sich Eggen nur, Er hat nie Hasen gefangen. S. 79, das Lied: die feindlichen Planeten, ist sehr wichtig, weil darin mehrere alte Gedichte erwähnt werden: Parzifal, Tristan, Flordamur, Artus, Herzog Friedrich aus Schwaben, der Ritter mit dem Tuch (?), Hector. S. 99, die Linde steht schon aus der Manessischen Sammlung in unsern Volksliedern. S. 131, Threnodie enthält auch viele Anspielungen, besonders auf Pontus und Herzog Friedrich von Schwaben. S. 134, mit Lust ritt ich u. s. w. steht auch schon in unsern Volksliedern. In den Nitharten ist vieles dunkel und unverständlich. S. 195, Albertus Magnus erinnert an morgenländische Sagen der tausend und einen Nacht, wo auch Geliebte ihre Trauten durch die Luft führen. S. 251, im Türkenruf finden wir wieder einen noch unbekannten Dichter: Mandel Veid. S. 259, der Bauern Uebermuth ist für die Geschichte der Sitten von großer Wichtigkeit. Dieses Meisterlied sang ein nicht unbekannter Meistersänger: Jörg Schilther. S. 310, Jörg Breymyng, uns noch unbekannt, dichtete 1488 das lange Meisterlied vom heil. Alexius; er war ein Augsburger Sänger. Er dichtete auch den folgenden kürzern Meistersang vom heil. Ulrich. Das Kupfer, Frauenlob's Grabstein, ist eine erfreuliche und zierliche Zugabe.

Büsching.

Art. V. Platon's Leben und Schriften. Ein Versuch, im Leben wie in den Schriften des Plato das Wahre und Echte vom Erdichteten und Untergeschobenen zu unterscheiden, und die Zeitfolge der echten Gespräche zu bestimmen. Als Einleitung in das Studium des Platon. Herausgegeben von Friedrich Ast. Leipzig, in der Weidmann'schen Buchhandlung 1816.

Der Inhalt dieser in mancher Hinsicht sehr merkwürdigen Schrift ist in dem weitläuftigen Titel hinlänglich angegeben. Sie beginnt S. 1 bis S. 13 mit einer allgemeinen Betrachtung über Art und Geist der platonischen Bildung und Philosophie, an die sich S. 14 bis 34, Untersuchungen über die vorzüglichsten merkwürdigen Vorfälle im Leben des Philosophen anschließen. Sodann verbreitet sich der Verfasser über Platons Schriften selbst, ihre äußere Form, ihre Richtung (Tendenz) vom Besondern auf das Allgemeine, ihre vielfache Bedeutsamkeit und über die Vorgänger, denen diese mimisch darstellenden Dialogen nachgebildet sind, bis S. 43. Hierauf gibt er die Versuche an, die platonischen Werke in

Klassen als Trilogien oder Tetralogien zu bringen, und fügt denselben einen neuen bey, nach dem die für echt erkannten in die drey Gattungen sokratischer, dialektischer und sokratisch-platonischer Dialogen geschieden werden, und zwar so, daß die Dialogen einer jeden der drey Klassen auch als nacheinander geschrieben betrachtet werden, bis S. 58. Diesen Untersuchungen folgen sodann bis an das Ende des Werkes Betrachtungen uber die einzelnen Dialogen, zuerst über die für echt erklärten, welche nach der Ordnung behandelt, in welcher sie ihm geschrieben schienen, dann über diejenigen Schriften, deren Echtheit von ihm bezweifelt wird. Diese Betrachtungen oder Abhandlungen beginnen bey jedem Dialoge mit ausführlicher Angabe des Inhalts, auf die eine Beurtheilung des Ganzen, seiner Theile, Personen und Beziehungen folgt. Bey den angegebenen Gegenständen, über welche von ausgezeichneten Männern schon Vieles und Vortreffliches ist geschrieben worden, kann es nicht fehlen, daß ein unterrichteter Leser häufig auf Nachweisungen und selbst Untersuchungen trifft, welche unter den Händen des Verfassers höchstens ihre Gestalt verändert haben; doch ist bey einem Manne von so vielen Kenntnissen und eigenthümlichen Ansichten schon im Voraus zu erwarten, daß er das frühere Bekannte nicht ohne eigenes Urtheil und neue Zuthat wieder aufführen wird. Doch indem wir mit Anerkennung dieses Verdienstes an dem vorübergehen, was zur Sichtung und Beurtheilung der Nachrichten über Platons Leben gesagt wird, wenden wir uns zu den Untersuchungen, welche auf dem Titel als die vorzüglichern sind genannt worden, und welche zum Zwecke haben, die Echtheit und Zeitfolge der platonischen Werke schärfer, als es bisher geschehen war, zu bestimmen.

Was zuerst die Frage anbelangt, in wiefern sich bestimmen lasse, welche dem Plato beygelegten Schriften für verdächtig oder unecht zu halten seyen; so bezieht sich auf ihre Beantwortung in diesem Buche zunächst dasjenige, was in der Einleitung über das Wesen platonischer Philosophie und Darstellung gesagt wird; doch hat der Verfasser über diese Gegenstände aus einem großen Andrange vielfacher Vorstellungen keine bestimmte Ansicht herausgearbeitet und entwickelt. Denn was soll es heißen, wenn S. 4 gesagt wird, die Eigenthümlichkeit des »Platonismus« bestehe eben darin, daß er keine Eigenthümlichkeit besitze, und wenn ungeachtet dieser Eigenthümlichkeit ohne Eigenthümliches S. 9 von Plato als von einem »so eigenthümlichen und originellen Geiste« gesprochen, wenn auf derselben Seite dem Plato als unterscheidend beygelegt wird, was dem Sinne nach, der hinter den überbotenen Ausdrücken liegt, von jedem

geistvollen Denker gelten wird, »Platon philosophirt, wo »Andere dociren, erhebt den Geist zum reinen Wesen der Idee, »wo ihn Andere zum Buchstaben des Systems herabziehen; darum »ist der Platonismus der Geist der Philosophie, oder die Philo»sophie an sich.« —

Dieser so bezeichnete Platonismus ist nun »das einzige untrügliche Merkmal der Echtheit« platonischer Schriften, und nach demselben, als nach dem höchsten Entscheidungsgrunde, wird so fort über Platons Werke ein Gericht gehalten, in dem von allen bisher als echt betrachteten Dialogen nur vierzehn der Verurtheilung entgehen.

Schleiermacher, von dem zuerst ein richtiges Verständniß platonischer Art und Weise ausgegangen ist, hatte die Dialogen des Plato in größere vom ersten Range abgetheilt, deren Echtheit aus ihnen selbst und aus ihrer Anführung und Beurtheilung in den Schriften des Aristoteles erkannt werde, und in Nebenwerke, welche die des ersten Ranges theils vorbereiten oder ergänzen, theils durch zufällige Veranlassung entstanden seyen. Herr Ast aber hat nicht nur alle Werke dieser Art dem Plato ohne Ausnahme abgesprochen, sondern auch mehrere von denen, welche dort als nothwendige Theile der platonischen Lehre waren bezeichnet worden. Während nun sein großer Vorgänger in den untergeordneten Dialogen vieles Rühmliche an Inhalt und Darstellung zu loben fand, hat unser Verfasser das nicht beneidenswerthe Geschäft übernommen, ihnen alles nur ersinnliche Böse nachzusagen, so daß, wer seine herbe und schonungslose Kritik läse, ohne die angefeindeten Werke zu kennen, bey nicht wenigen in höchste Verwunderung gerathen würde, wie ein auch nur etwas Verständiger so ganz Schlechtes irgend einem Manne von Namen, und gar dem Plato beyzulegen vermocht habe.

Tritt man aber der oben bezeichneten Ansicht des Verfassers, seinem höchsten und letzten Entscheidungsgrunde, der auch anderwärts von ihm vielfach angedeutet wird, aber hinter der argen Terminologie eines entarteten Idealismus hervorgezogen werden muß, näher, so erkennt Herr Ast für platonisch allein dasjenige, in dem eine Richtung von dem Besondern, Einzelnen, auf das Allgemeine, die Idee, ein Erheben über das Zufällige zum Unbedingten sichtbar ist, verbunden mit einem raschen Schwunge des Geistes, der auf dem Wege der Forschung oft in Dichtung übergeht.

Wie aber, wenn daneben eine vielfältige und geistvolle Behandlung von Vorstellungen jener Zeit sich als platonisch ankündiget, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, als das Denken und seine Ergebnisse (Resultate), wobey eben das Denken

(φιλοσοφεῖν), damals im ganzen Laufe menschlicher Entwickelung zu erstenmale seiner Fesseln entbunden, sich als ein freyes Geschöpf ankündiget, und, unbekümmert um die Folgen, zu denen es führt, Vorstellungen, die nacheinander auftreten, untergräbt, vernichtet, und die Sprechenden in den trostlosen Zustand der Rathlosigkeit und Unbegreiflichkeit wirft, wo eben der Anfang und die Wurzel der Philosophie ist? — Nicht umsonst wird die Scene von mehreren der anmuthigsten Gespräche, als des Lysis, des Charmides, wo heranblühende Jünglinge in das Denken und Ringen mit Begriffen hineingezogen werden, in die Hallen der Gymnastik gelegt. Sollen diese Uebungen und Versuche im freyen Gebrauch der geistigen Kraft, obwohl die ganze Fülle des platonischen Geistes in Behandlung und Sprache darüber ausgegossen ist, nicht platonisch seyn, weil ihnen eine Richtung auf das Allgemeine abgeht, oder weil, wie der Verfasser meint, ein »so eigenthümlicher und originaler Geist« aus der einmal genommenen Richtung nicht heraustreten wird? Anders die besonnenern Alten, welche neben der Reihe großer platonischer Werke andere prüfende, entbindende, anregende (λόγοι πειραματικοί, μαιευτικοί, ἐριστικοί) annehmen, und so ohne Beunruhigung den Meno, Jo, Lysis, Charmides und andere als echte Erzeugnisse des platonischen Geistes betrachten konnten. Dabey wird es auch wohl künftig sein Bewenden haben, da die besondern Gründe, welche der Verfasser gegen die einzelnen aufbringt, nicht stärker sind, als dieser allgemeine.

Eine Einleitung aber in die Untersuchung über die Unechtheit der für platonisch gehaltenen Werke hätte noch ganz andere Dinge umfassen und behandeln müssen, als wir von dem Verfasser berührt finden. So war, um nicht andres zu erwähnen, vor allem nöthig, die Art zu zeigen, wie Plato den Sokrates Gespräche führen, Begriffe entwickeln, behandeln und durch Herbeyziehung anderer auflösen läßt; die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche zu beleuchten, auf die zuweilen wie auf Irrwege, ein so freyes, der gewandten Sophistik nachgebildetes Verfahren in demselben Gespräche, oder in verschiedenen führt, und in wiefern sich solche Widersprüche mit der Echtheit der widersprechenden Schrift vereinigen lassen. Bey einer unbefangenen Prüfung dieser Dinge würde sich vieles, als dem Plato zukömmlich und seiner Art gemäß, bewährt haben, was der Verfasser nach einseitiger Ansicht platonischer Eigenthümlichkeit unplatonisch findet, und, die Ausdrücke weder im Bösen noch im Guten mäßigend, »als unwissenschaftliche und geistlose Gemeinheit, als albernes und verworrenes Geschwätz,

als sophistische Klopffechterey« und sonst auf ähnliche Weise bezeichnet.

Da nun Untersuchung der Unechtheit, wenn man jene zufällige Ansicht platonischer Art und Weise ausnimmt, überall ohne sichere und leitende Grundsätze, nach allen Richtungen hintreiben kann, so ist es dem Verfasser leicht geworden, alle jene bezeichneten Dialogen, und selbst solche, welche zu den in jeder Zeit bewunderten gehören, anzutasten, weil sie anderen widersprechen, oder weil sie zu keinem Resultate führen, oder weil sie des Plato unwürdig seyn sollen. So fort ist dann ihr Vortrag »matt, schleppend, trocken, verworren, unzusammenhängend, pedantisch, geistlos, und wie das ganze Lexikon herabsetzender Beywörter weiter lautet, in deren Stärke und Häufung sich der Verfasser wohlgefällt.

Es wäre unmöglich, ihm in der ganzen Untersuchung über alle für unecht erklärte Gespräche zu folgen, ohne seinem Werke ein noch größeres entgegen zu stellen, weil etwas unstatthaftes meist leichter gesagt, als widerlegt wird. Auch wäre solche Weitläuftigkeit unnütz, da sein Verfahren sich überall auf gleiche Weise wiederholt. Es wird also hinlänglich seyn, dasselbe an einigen Werken, die er angefochten hat, näher und im Einzelnen zu beleuchten, nachdem wir es im Allgemeinen bezeichnet haben. Wir wählen eben dazu die Gesetze, welche er den verdammten als das Hauptwerk an die Spitze gestellt hat, sodann die Apologie des Sokrates, welche unter denselben erst die funfzehnte Stelle einnimmt, und gegen welche der Verfasser aus alter Feindschaft sich mit ganz besonderer Beharrlichkeit und Heftigkeit erklärt hat.

Die Gesetze sind anerkannt eines der Werke des Alterthums, die sich durch Weisheit und Reichthum des Inhalts am meisten auszeichnen. Bisher wurden sie immer als ein würdiger Schluß der glänzenden Reihe platonischer Schriften betrachtet, so daß in ihnen, wie man glaubte, Plato aus dem Gebiete der Forschung (Speculation) nur am Abende seines Lebens in die Wirklichkeit heraustrat, und auseinander setzte, was er zum Wohl der Gesellschaft für ausführbar ansah. Gegen diese Ansicht erhebt sich der Verfasser, und bestreitet die Echtheit der Gesetze aus inneren und äußeren Gründen, welche wir in ihre Hauptsachen zusammenfassen und beleuchten wollen.

1. Sowohl der Vorsatz Gesetze zu schreiben, als auch die Ausführung, welche bis in das Einzelne hineingeht, stehen in Widerspruch mit Plato's Ansicht von der Gesetzgebung.

In den Büchern vom Staate S. 425, E. S. 427, A. zeigt

Plato Geringschätzung der Gesetzgebung, in so fern sie sich auf Verträge, Handel und dergl. beziehe. Er erklärt es sogar für eine Verschlimmerung des Uebels, so lange nicht sein Grund gehoben werde. Lächerlich sey es, immer neue Gesetze zu geben, und der Staatsmann zu beklagen, der immer von neuem, aber vergeblich, suche das Rechte zu treffen. — Der Verfasser erlaubt sich, dieses ganz im Allgemeinen zu nehmen, und die ganze anordnende (positive) Gesetzgebung herabzusetzen S. 385, um den Schluß einzuleiten, daß Plato, der sich selbst darüber, als über etwas unnützes und unstatthaftes erklärt habe, nicht selbst ein Werk werde geschrieben haben, in dem die Gesetzgebung auf alles jenes Einzelne eingehet und es behandelt, was er so entschieden gemißbilliget hatte.

Doch redet Plato in den angeführten Stellen der Politik nur vom Geben einzelner Gesetze in einem Staate, welcher schon eine Gesetzgebung hat und in ihr verdorben ist S. 425 gegen Ende. Eben weil er die Gesetzgebung dieser Art, das heißt, das Umstalten und Ergänzen des Bestehenden für unzureichend hält, verlangt er ein von Grund aus neuerrichtetes Gebäude, eine Gesetzgebung, welche die Hauptangelegenheiten des Staates feststelle, und das Einzelne weniger wichtige, als Kleidertracht, Verkehr, Zinswesen und anderes der Art mehr durch Sitten als durch Vorschriften begründe. Die großen Angelegenheiten der Gesellschaft, die Vertheilung des Besitzes, das Aufstellen und Abwägen der Gewalten, die Anordnung der Verhältnisse einzelner Glieder durch Heiraten, die Sorge für das heranwachsende Geschlecht in Pflege und Erziehung der Kinder, und das Uebrige bilden auch hier das Hervorragende, die Hauptgegenstände. Weit entfernt, daß Plato, was er in dem Werke vom Staate für unnütz hielt, in den Gesetzen aufstellte, um Verkehr, Handel, Wechsel und andere Dinge dieser Art zu bestimmen, welche einem auf Landbau und innere Verwaltung beschränkten, und in sich genügsamen Staat, wie er ihn bildet, gleichgiltig sind, finden wir ihn vielmehr auch hier seinen Ansichten treu, nach denen er diese Gegenstände keiner besonderen Hülfe des Gesetzgebers bedürftig hält. »Der Schiffsleute,« sagt er im 8. B. S. 842 D., »Händ»ler, Wirthe, der Zölle, Bergwerke, Schulden, Zin»sen und tausend ähnlicher Dinge wird derjenige »sich fast ganz entschlagen, und sie von sich ent»fernen, welcher in dieser Stadt (die wir entwerfen) »Gesetze gibt; aber den Landleuten, den Hirten, »den Bienenwirthen und anderen, welche auf solches »Obacht haben, und ihm vorstehen, wird er Vor»schriften geben, wenn er das Wichtigste schon

»durch die Gesetzgebung eingerichtet hat, dasje»nige nämlich, was sich auf Ehe und Kinderzucht, »sodann auf die Bildung und Anordnung der ver»waltenden Behörden bezieht.«

Wenn übrigens der Verfasser schon im Werke vom Staate die wahre Gesetzgebung des Plato findet, so ist das, wie fast alle seine allgemeinen Sätze, unter großen Einschränkungen, von der bloßen Grundlage der Verfassung und des Rechtes zu verstehen. Schon Aristoteles *) bemerkt, daß in der Politeie Sokrates nur über sehr wenige Dinge (περὶ ὀλίγων πάμπαν) etwas festgesetzt habe.

2. »Die Ansichten und Vorschläge in den Gesetzen sind von denen in der Politeie, oft und in wesentlichen Punkten verschieden. S. 386.«

Eine solche Verschiedenheit kann ihren Grund in veränderter Meinung haben, wie zum Beyspiel die verschiedene Bestimmung über die Zeit des Ehestandes. Bey andern Gegenständen mußte sie fast nothwendig eintreten, da Plato aus dem Gebiet der freyen Forschung sich zu dem Ausführbaren gewendet hat, und darum ausschließen mußte, was Sitte und Gewohnheit seiner Zeitgenossen als zu schroff und abstoßend von sich wies. Dahin gehörten allerdings die Vorschläge im Werke vom Staate über Gemeinschaft der Güter und Weiber, über die Einführung einer Krieger-Innung, und wurden auch schon von seinen Zeitgenossen als ausschweifend und unstatthaft angesehen **). Es kann also aus der Verschiedenheit einzelner, selbst hauptsächlicher Punkte zwischen dem Werke vom Staate und dem von Gesetzen nicht gegen die Echtheit des letztern geschlossen werden. Dagegen läugnet S. 386 selbst der Verfasser nicht, daß mehrere Hauptlehren in den Gesetzen ganz auf platonische Schriften, besonders auf das Werk vom Staate gegründet sind. Wie er aber die Annahme einer bösen Seele ***) als auf den zoroastrischen Dualismus gegründet, für so entschieden unplatonisch halten kann, ist unbegreiflich, da sie bereits in einem der frühesten Gespräche des Plato, in dem Phädrus durch den Mythus von dem doppelten Rosse der Seele, dem unbändigen bösen und dem edlen, mehr als angedeutet ist.

3. »Ist der Inhalt der Gesetze unplatonisch, so ist es noch weit mehr der Geist und Ton des Werkes und die Sprache.« S. 387.

---

*) Politic. II. Cap. 4. Tom. II. p. 118. Basil.

**) Vergl. Aristoteles Politic. II. Cap. 7, 8, und den Scholiasten im Argumentum zu *Aristoph.* Ecclesiaz.

***) Lib. X, 896 S. E.

Diese Behauptung wird näher dahin bestimmt, daß man statt der Fülle, Klarheit, Lebendigkeit des platonischen Vortrages, statt seiner dialogischen Gewandtheit und Scharfsinnigkeit, einen schwerfälligen, stumpfen Geist antreffe, der seinem Gegenstande fast erliege, eine steife Feyerlichkeit, die von einer ethischen Beschränktheit zeige, und dem gemäß einen dunkeln, verworrenen Vortrag.

Wir kennen die griechische Gesetzgebung zu wenig im Zusammenhange, um zu bestimmen, wie ein Gesetzbuch nach den Begriffen der Griechen rücksichtlich seiner Darstellung beschaffen seyn mußte. Indeß zeigen die reichlichen Anführungen attischer Gesetze, besonders bey den Rednern, daß sie, nach dem überall angenommenen Gepräge für Gesetze, in einem ernsten, kurzen, dabey aber höchst bestimmten und sinnvollen Ausdrucke vorgetragen waren. Gerade so ist auch die Darstellung in den Gesetzen des Plato, welche durch das hohe Alter, in welchem er sie verfaßte, und wo ihm, wie er sagt, der frische Vortrag nicht mehr, wie früher, zu Gebote stand, noch mehr empfohlen und gleichsam aufgelegt wurde. Hätten wir die ganze Gesetzgebung des weisesten der Staatsmänner, des Solon, so läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sie im Vortrage ein vollkommenes Gegenbild zu denen des Plato liefern würde, so weit es der Mangel der Gesprächform erlaubte. Wer würde deshalb dem Cicero sein Werk von den Gesetzen absprechen, weil es, dem platonischen in der Form nachgebildet, statt des heitern und erwecklichen Vortrags, den wir in seinen andern philosophischen Schriften bewundern, die ganze ernste Würde der alten Gesetzgebung in kurzen, schmucklosen, aber kraftvollen und gemäßen Ausdrücken und Sprüchen darzustellen bemüht ist?

Uebrigens würde der Grund, den wir aus der Nachbildung der solonischen Gesetzgebung gegen den Verfasser hernehmen, dann erst seine volle Stärke bekommen, wenn man, was bisher nicht geschehen ist, die Verwandtschaft der platonischen und solonischen Gesetze und Einrichtungen in gebührender Ausführlichkeit nachwiese. Es würde sich dann zeigen, daß diese jenen über Erwartung nahe stehen, an Inhalt wie an Form; eine Verwandtschaft worauf rücksichtlich des Werkes vom Staate schon im Timäus hingedeutet wird *) S. 25: »Ich erwog, wie wunderbar durch irgend eine Schickung und nicht gegen Gebühr du mit dem meisten von dem zusammengetroffen bist, was Solon gesagt hat.« Man würde dann, statt mit dem Verfasser die Gesetze zu verwerfen, weil ihr Vortrag auf andere Weise und nach andern Ansichten gebildet ist, als der in den übrigen Gesprächen, gerade darin einen Grund

*) S. 26. E. T. IX. p. 298. Bip.

der Echtheit wahrnehmen, daß Plato seinem Vorgänger, als dem weisesten und gefeyertsten, nun im Alter auch in der Darstellung des verwandten Stoffes sich nahe stellte.

Was endlich die Beywörter stumpf, schwerfällig, steif, beschränkt, dunkel, verworren anbelangt, mit denen der Verfasser sein Urtheil durchwebt hat, so fallen sie zwar nicht dem Plato, desto schwerer aber ihm selbst zur Last und Vorwurf, wenn man das so behandelte und herabgesetzte Werk ohne Vorurtheil lieset, und neben der Besonnenheit und Weisheit des Wortführers die ruhige Würde der bedächtigen Entwickelung wahrnimmt.

4. »Die Personen des Gespräches sind ohne Zweifel erdichtete Namen, dagegen Plato immer wenigstens seinen Zeitgenossen bekannte Personen einführt.«

Daß die Namen erdichtet seyen, ist eine Annahme, welche sich auf nichts gründet. Im Gegentheil scheinen sie wirkliche und unter ihnen ausgezeichnete, ihren Zeitgenossen wohlbekannte Personen eingeführt zu seyn. Der Eine von ihnen Kleinias wird als Knosier angeredet, welcher mit neun andern seiner Landsleute aus Knosus als Führer und Gesetzgeber an die Spitze einer Kolonie treten solle *), deren Lage und Hülfsquellen **) genau angegeben werden. Es ist durchaus gegen die Art des Zeitalters, dem dieses Werk, das schon Aristoteles kannte, angehört, bestimmte historische Angaben dieser Art nach Willkür zu erdichten; und selbst dem Plato es absprechend, mußte der Verfasser die darin aufgeführten Personen als historische gelten lassen.

5. »Das Dramatische und Characteristische ist ganz darin vernachläßiget.«

Dieselbe Vernachläßigung ist auch in dem unbezweifelten Parmenides; weil die Tiefe und Wichtigkeit der Untersuchung alles andere zurückdrängt, womit sonst Plato den Dialog ausschmückt. Hier war in der Lage und in dem Gegenstande Veranlassung, vollkommen dasselbe zu thun, zumal da es darauf ankam, nicht durch widerstreitende Gesinnung und Ansichten, sondern in ruhiger Uebereinkunft bejahrter Männer die Gesetze nach einander aufzustellen und zu begründen.

Diesen innern Gründen, deren gänzliche Unhaltbarkeit wir zu zeigen gesucht haben, werden nun äußere zu Hülfe gerufen, und zwar diese:

1. »Die Gesetze sind nach der Politeie geschrie-

*) B. III. S. 762 C. S. 159 Bip.
**) B. IV. S. 704 ff. S. Bip.

ben *), wahrscheinlich nicht vor dem vier und siebenzigsten Jahre des Plato. Aber nach Plato's eigener Angabe war die Politeie nebst dem Timäus und dem Kritias sein letztes Werk S. 390, wozu er noch einen Hermokrates schreiben wollte. — Wenn also hätte Plato, da er die vier genannten Gespräche zu vollenden durch den Tod gehindert wurde, die Gesetze schreiben sollen?«

Nehmen wir auch einen Augenblick an, das Alles verhalte sich gerade so, wie der Verfasser behauptet, so würde doch nicht daraus folgen was er schließt. Denn warum müßte man annehmen, daß Plato die vier genannten und sich ergänzenden Gespräche gerade auch nacheinander, die Gesetze aber, welche der Politeie in vielen Hinsichten so nahe verwandt sind, nicht unmittelbar nach ihr geschrieben habe? Und steht dieser Annahme nichts entgegen, so ließe sich sehr gut zusammenreimen, daß er mit jenen Gesprächen nicht zu Ende gekommen sey, wohl aber mit den Gesetzen. Indeß so sicher dieses ist, kann es doch hier füglich auf sich beruhen, wenn man die Beleuchtungen, die eben oben zusammen gestellt wurden, selbst näher beleuchtet.

Wer so bestimmt spricht, wie eben der Verfasser, der, sollte man meinen, muß sich auf bestimmte Zeugnisse stützen; aber nirgend hat Plato auch nur angedeutet, daß jene Werke seine letzten haben seyn sollen, sondern nur, daß Timäus und Kritias als Fortsetzung und Ergänzung der Politeie zu betrachten seyen, zu denen noch ein Hermokrates kommen sollte. Offenbar aber wird die auf diesem Zusammenhang und der innern Beschaffenheit der Werke ruhende Annahme der Neuern, nach welcher die Politeie mit ihrem Zubehör später als die andern einzelnen Dialogen gesetzt wird, hier auf ungebührliche Weise zu »Plato's eigener Angabe« erhoben, nach welcher die Politeie nebst Timäus und Kritias »sein letztes Werk« seyn soll, um aus diesem selbstgebauten Wall die Gesetze zu bestreiten.

Was der Verfasser S. 346 u. s. w. ff. über die Zeit der Politeie beybringt, ist nicht geeignet, die alte und genugsam begründete Meinung zu erschüttern, daß wenigstens ein Theil des Werkes vor den Ekklesiazusen des Aristophanes, also vor der sieben und neunzigsten Olympiade, und dem vierzigsten Jahre des Plato bekannt war. Veranlassen auch innere Gründe, sie in ihrer Ganzheit der Zeit nach auf die andern Gespräche folgen zu lassen, so zeigt doch der durchaus jugendliche Geist bey großer Stärke der Dialektik, und die frische Fülle und Kraft des Werkes,

*) Aristoteles Polit. II. 4.

daß es die Frucht des frühern männlichen Alters oder doch des noch vom Alter nicht gebeugten Mannes ist, und also hinter der Politeie nach ein großer Theil vom Leben des Philosophen liegt, in dem sowohl die andern zur Politeie gehörigen Gespräche, als auch die Gesetze konnten verfaßt werden.

Diesen Gründen ist eine Vergleichung der angeblich trüben Stimmung und des fast pedantischen Geistes, welchen der Verf. in dem Greise findet, der die Gesetze schrieb, und der »süßen Redseligkeit des Alters« im Eingange der Politeie beygegeben, welche wir als einen poetischen Anlauf auf sich beruhen lassen. — Mit der am Schlusse aus Suidas angeführten Nachricht, daß ein Schüler des Plato nach seinem Tode die Gesetze in Ordnung gebracht und herausgegeben habe, kann es demnach seine volle Richtigkeit haben, ohne daß sie uns bewegen dürfte, das Werk selbst mit dem Verfasser dem Herausgeber desselben als Eigenthum beyzulegen

Uebrigens wird die Echtheit der Gesetze auch dadurch unterstützt, daß dieselben gleich bei ihrer Erscheinung von denen, welche den Plato überlebten, als ein Werk seines Geistes sind anerkannt und aufgenommen worden. Aristoteles, welcher, ungeachtet Hrn. Ast's Anfeindungen, doch wohl besser, als wir andere, beurtheilen konnte, was der Darstellung, der Art und den Ansichten seines großen Lehrers gemäß war, hat das Werk, ohne den mindesten Zweifel zu äußern, neben den andern nicht nur angeführt, sondern es auch nach der Politeie *) als platonisch behandelt und beurtheilt. Dieselbe Uebereinstimmung rücksichtlich des Urhebers der Gesetze hat durch alle Zeitalter herab geherrscht, und der Verfasser kann Niemanden nennen, der je an ihnen Zweifel geäußert. Um jedoch unsere Unbefangenheit in dieser Untersuchung zu beweisen, stellen wir ihm einen Streitgenossen zur Vertheidigung seiner Ansicht an dem »göttlichen Proklos.« Er ist freylich ein Mann von größerer Gelehrsamkeit, als Urtheil; doch ist er immer noch ehrenwerth, und kommt auch nicht, ohne einen Grund mitzubringen. Ihn bewog nämlich, dem Plato die Gesetze abzusprechen, der Umstand, »daß darin zu viele Reden seyen, und zu wenig Gespräch. Das reichte für ihn auch aus, die Politeie als ein unplatonisches Werk zu verdammen **), und, sind auf diese Weise die größten Träger

---

*) Aristot. Polit. II. Cap. 4.

**) Die Nachricht ist aus einer noch ungedruckten Vita anonymi des Plato in Codic. CXIII, Fol. XIIX. rect. der Münchner Bibliothek, und die hierher gehörige Stelle lautet: Τὸ ἐπινόμιον νοθεύει ὁ θεῖος Πρόκλος διὰ τὰς εἰρημένας αἰτίας. Ἐκβάλλει

des platonischen Namens gefallen, so sollte es, nachdem unser Verfasser so viele Strebepfeiler an dem Gebäude seines Ruhms umgeworfen hat, einem neuen Proklus nicht unmöglich seyn, auch die noch aufrecht stehenden Theile desselben abzubrechen, und den Plato aus dem Plato ganz herauszutreiben.

Doch wir gehen zu dem über, was ihn bewog, die Apologie des Sokrates als unplatonisch zu verwerfen.

Während bey den Gesetzen jener im Stoffe und dem hohen Alter des Plato begründete Mangel an blühender Darstellung und eine oft weit genug ausgesponnene Ausführlichkeit einzuladen scheint, die Echtheit des Werkes in Anspruch zu nehmen, so fällt bey der Apologie auch diese Veranlassung weg, da sie eben so sehr durch die Vortrefflichkeit der Darstellung, als durch den Inhalt bewundernswürdig, ist, und durch die sittliche Klarheit und stille Größe der Gesinnung als eines der erhabensten Werke erscheint, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. Es hat der Verfasser auch hier Niemanden, welcher ihm im Tadel oder Bestreitung der Apologie vorangegangen wäre, außer etwa einen Cassius Severus, welcher sie weder des Plato noch des Sokrates würdig erklärte *), welchen Ausspruch der Verfasser S. 491 als »ein ungünstiges, aber gerechtes Urtheil« anerkennt. Der vorsichtige Fabricius, nicht leicht einem Alten zu nahe tretend, und hier für den Cassius Severus, oder den Plato fürchtend, sucht dieses arge Urtheil zum Guten zu wenden **), doch besser man geht seinem Urheber selbst zu Leibe. Dieser Cassius Severus ist derselbe Rhetor von lasterhaftem Leben, welcher mit unzähmbarer Frechheit angesehene Männer und Frauen in Schandschriften verunglimpfte ***), und dem auch als einem Redner Tacitus nicht eben ein Ehrendenkmal gesetzt hat ****). Welchen Maßstab ein so nichtswürdiger Mensch, der in seinen eigenen Reden »ohne Ordnung, ohne Maß und Scham selbst in den Waffen, die er

---

δε καί τὰς Πολιτείας, διὰ τὸ πολλοὺς εἶναι λόγους, καὶ μὴ διαλογικῶς γεγράφθαι. καὶ τοὺς νόμους δὲ διὰ τὸ αὐτό.

*) Senec. Excerpt. Controvers. III. p. 397 Bip. Eloquentissimi viri oratio, quae pro Socrate scripta est, *nec patrono nec reo digna est.*

**) Er erklärt es seltsam genug: Non patrono quidem (digna) qui sciret magistrum suum illa neutiquam indigere; Nec reo, qui iniquitatem inimicorum suorum indignam responsione habebat. *Bibl. Graec.* T. II. lib. III. c. 1. p. 8.

***) Tacit. Annal. I. Cap. 72 u. IV. cap. 21.

****) Dial. de orat. Cap. 26.

brauchte, ungelenk und aus Begier zu verletzen meist niedrig, nicht stritt, sondern zankte« — an ein Werk, wie die platonische Apologie des Sokrates, anlegen mußte, ist leicht zu begreifen, und ein Tadel aus solchem Munde möchte eher unter den Lobsprüchen aufgeführt werden. — Auf diesen Beystand wird also der Verf. verzichten müssen, uns aber liegt ob zu zeigen, daß auch seine Gründe nichts enthalten, was jenes Urtheil rechtfertigen, oder dem Plato die Apologie entreißen könnte. Er findet es

1. für sich selbst mehr als unwahrscheinlich, daß Platon eine Vertheidigungsrede für den Sokrates geschrieben habe...... »denn dieses widerspricht geradezu den im Gorgias aufgestellten Grundsätzen des Plato. S. 474.

Daß Plato die Rede vor des Sokrates Verurtheilung für ihn geschrieben habe und zu seinem Gebrauch, wird besonders nach dem, was Schleyermacher in der Einleitung zur Apologie gesagt hat, niemand weiter annehmen. — Wenn aber Sokrates im Gorgias sich gegen die Rhetorik seiner Zeit, d. i. gegen die entartete Beredsamkeit erkläret, die er als Theil der Schmeichelkunst und als etwas Schändliches bezeichnet, mit welcher sich zu befassen eines Weisen unwürdig sey, so folgt daraus doch wohl nicht, daß Sokrates und Plato eine Vertheidigung vor Gericht überhaupt für verwerflich gehalten, sondern nur die unredliche, die im Geiste der Rhetoren jener Zeit geführt wurde. Wie ließe sich auch denken, daß Sokrates, ohne die Verläumdung seiner Gegner niederzuschlagen, sich ihnen gleichsam zur Willkür ausgeliefert habe, er, der nie, auch in unwichtigem Streit, das Wort schuldig blieb, und dessen ganzes Leben ein Streit gegen Lüge, Irrthum und Dünkel war? Dazu wissen wir durch Xenophon *), daß er auf das wahrste, freymüthigste und gerechteste seine Sache geführt hat, und selbst im Phädon des Plato wird seiner Vertheidigung vor den Richtern gedacht. Kann es also nur im Geringsten unwahrscheinlich seyn, daß Plato, gegenwärtig und ergriffen von der einfachen Größe dessen, was sein Lehrer öffentlich sprach, als es sich um seine Wirksamkeit und sein Leben handelte, versuchte, gleich, oder kurz nach der Verurtheilung durch Aufzeichnung seiner Rede, so weit sein großes Gedächtniß sie bewahrte, ihr Dauer zu verschaffen?

Wenn übrigens die rednerische Form vom Verf. »dem Charakter des Sokratischen Vortrags und seinem eigenen Wesen, sowohl in philosophischer als in

*) *Memorab.* IV. Cap. 8, 9.

schriftstellerischer Hinsicht gerade entgegengesetzt genannt wird, so käme es darauf an, was er unter rednerischer Form verstünde; denn solche, wie die Apologie hat, mit lockerer, nicht kunstgemäßer Folge der Gegenstände, mehr eine freye Erörterung der Beschuldigungen und seines Betragens, sogar in das Gespräch übergehend, ist weder dem Wesen des Sokrates, noch des Plato fremd, und was sonst in Fassung und Vortrag von der Weise platonischer Dialogen abweicht, erklärt hier Ort und Veranlassung. Oder will der Verf. den nackten Gedanken aus seiner Behauptung hervorziehen und beschützen, daß weil Plato nur Dialogen geschrieben, es seinem Wesen widerstritten habe, also ihm unmöglich gewesen sey, zum Gedächtniß seines Lehrers aufzuzeichnen, was dieser bey der wichtigsten Handlung seines Lebens gesprochen?

Aber zugegeben, daß Sokrates sich in zusammenhängender Rede vertheidigen und Plato die Vertheidigung später aufzeichnen konnte, so frägt es sich weiter, ob es wahrscheinlich, daß Sokrates sich so vertheidigt habe, wie wir in der Apologie lesen. Der Verf. läugnet das natürlich.

2. Sokrates scheint sich vielmehr nach seiner gewohnten elenktischen Weise gerechtfertigt zu haben, indem er die verläumderische Verdrehung und Entstellung der Wahrheit aufdeckte, und seine Gegner der Falschheit überführte (was er unsers Erachtens in der Apologie vollständig gethan hat); ohne Zweifel auch hat er sich, alle rhetorischen Uebertreibungsmittel verschmähend (das hat er ganz und gar) und selbst die herkömmliche zusammenhängende Redeweise nicht beobachtend (auch dieses bis auf einen gewissen Punkt) dialogisirend an seine Ankläger selbst gewandt u. s. w. S. 475.

In einem ununterbrochenen, vom Anfange der Vertheidigung bis zu ihrem Ende fortlaufenden Dialoge, wird wohl auch der Verf. nicht annehmen, daß Sokrates den Rechtshandel geführt habe, sondern nur, daß er, des Rechtes der Angeklagten sich bedienend, im Laufe der Vertheidigung seine Ankläger befragt, und durch ihre Antworten mit sich in Widerspruch zu setzen wird gesucht haben. — Dieses hat nun nach der angeführten Stelle der Verf. in der Apologie nicht gefunden, weil er es sonst nicht der von ihm angefeindeten als ein Kennzeichen der wahren würde entgegen gehalten haben; aber im Fortgange der Bestreitung ist ihm, wie bey einem Anakoluthon, ihr Anfang entfallen, und S. 486 findet er, was jeder Leser derselben gefunden hat, auch Dialogisches in der Rede, ja sogar platonisches Gespräch und sokratischen

Vortrag, wie er es nennt, nachgebildet. Freylich erscheint ihm die Nachbildung, wie die ganze Apologie, schlecht genug; aber er findet nun doch darin, was er eher nicht darin gefunden hatte, und der platonische Sokrates hat ihm offenbar dasselbe angethan, was seinem athenäischen Ankläger, dem Melitus, welchen er in jenem Gespräch zu der widersprechenden Behauptung trieb, daß er, Sokrates, keine Götter glaubend, Götter glaube.

3. Indeß, fährt der Verf. fort, könnte die Apologie, gesetzt auch, sie wäre in der bezeichneten Absicht, vom Plato geschrieben, »nicht so antiplatonisch seyn, wie diese Apologie, deren bloß rednerischer Ursprung und Character unverkennbar ist.«

Der bloß rednerische Ursprung soll andeuten, daß sie von einem Rhetor als ein Schaustück und in der schlechtesten Art geschrieben sey. Um dieses zu zeigen wird zunächst behauptet, das Meiste sey Ausführung dessen, was Xenophon in der obenangeführten Stelle sagt: Sokrates habe sich auf das wahrste, freymüthigste und gerechteste vertheidigt. Ist aber eine Ausführung dieses Stoffes wirklich hier zu finden, so ließe sich ja doch umgekehrt daraus schließen, daß wir eben die echte, vom Plato aufgezeichnete Apologie besäßen; weil sich in ihr wieder findet, was Xenophon von des Sokrates Vertheidigung berichtet hat, vorausgesetzt nämlich, daß gegen die Ausführung selbst nichts erhebliches aufzubringen ist. Aber hier gerade greift der Verf. an. Diese ist ihm eine »übertreibende und bloß rhetorische, also entblößt von philosophischer Gesinnung.« — Jenes »auf das wahrste« des Xenophon erscheint ihm nur umschrieben in der wiederkehrenden Versicherung des Sokrates, daß er die Wahrheit sage, und das ganze Gepräge der Lauterkeit und Sicherheit einer reinsittlichen Gesinnung, welches diesem wunderbaren Werke aufgedrückt ist, hat ihm keines seiner Züge enthüllt. Das weitere »auf das freymüthigste« findet er in der Apologie übertrieben, und statt der Freymüthigkeit prahlerische Selbsterhebung, Ruhmredigkeit, Eitelkeit, Hochmuth neben scheinbarer Selbstverachtung und Selbstherabsetzung. Ehe wir dem Strome der Verunglimpfungen, mit welchen der Verfasser die Apologie überschüttet, weiter folgen, müssen wir uns über die Ausführungen in derselben verständigen, welche dazu veranlaßt haben.

Sehr weise hat Sokrates (denn dieser spricht uns hier, und Plato nur als sein Dollmetscher), von der beschwornen Anklage des Melitus und seiner Genossen die ungeschriebene, aber alte und weitverbreitete seiner zahlreichen Feinde geschieden, jene furchtbare Verläumdung, welche ihn, als den Heerführer der So-

phisten und den abscheulichsten Rechtsverdreher, als Gottesläugner und Jugendverderber schon in den Wolken des Aristophanes dem Untergange zu weihen schien. — Diese Verläumdung saß zu tief in den Gemüthern, als daß sie auf einmal mit der Wurzel konnte ausgerissen werden, und in ihr sieht Sokrates seine ärgste Feindin, deren Gewalt er unterliegen müsse, und auch unterlegen ist. Er hat sie dadurch gegen sich aufgeregt, daß er, unverdrossen in seinem Berufe arbeitend, die Weisen seiner Zeit ihrer Thorheit geziehen, und, ein oft lästiger Mahner, alles von eitlen Dingen auf Tugend und Recht zu wenden gesucht hat. Dieser sein Beruf aber ist ihm kein zufälliger, und nicht aus eigner Wahl hat er ein Leben geführt, das ihn so vielen verhaßt und furchtbar gemacht hat. Der delphische Gott hatte ihn durch seinen Spruch für den Weisesten erklärt. Hierdurch erhielt sein Geschäft eine höhere Weihe, und er achtete sich als handelnd im Dienste des Gottes, wenn er, forschend nach dem Sinne seines Spruches, die auf eine Weisheit Eingebildeten ihres Wahnes überführte, und in sich die Ueberzeugung zu befestigen bemüht war, »daß in Wahrheit nur der Gott weise sey, die menschliche Weisheit aber nur ein Geringes und nichts werth sey, derjenige aber noch der Weiseste unter den Menschen könne genannt werden, welchem, wie ihm, es klar geworden, daß er in Absicht auf Weisheit nichts bedeute.

Diese Ansicht seines Wirkens, wie uns scheint, seine wahre und innerste Ueberzeugung, wenn auch in der Ausführung Züge von Ironie sichtbar sind, stellt Sokrates in dem Theile der Apologie, von dem wir sprechen, auf. Nichts anders enthält jener Theil, und ein jeder kann urtheilen, ob diese unbefangene Darlegung seines Bewußtseyns des Nichtwissens, in seiner Beziehung auf den pythischen Spruch und mit dem seiner Folgen für ihren Urheber, eine einzige der Bezeichnungen verdiene, durch welche sie der Verf. verunstaltet hat; ob Sokrates, der sein Nichtwissen offen bekennt, und sich vor andern nur die Einsicht in dasselbe beylegt, »sich herabsetzt, um sich indirect desto mehr zu erheben,« und ob hierin »Geringschätzung anderer liegt, die den eitlen Zweck hat, sich selbst zu verherrlichen« S. 477, ob bey der sorgfältigen Darstellung dessen, was sich auf den pythischen Spruch bezog, die nöthig war, um sein, Andern lästiges, Thun in seiner höhern Beziehung darzustellen, »das Eitle und Prahlerische schon in der Ausführlichkeit liegt, mit der Sokrates davon spricht. Doch wir würden kein Ende finden, wenn wir das wahre Bild des Sokrates in der Apologie nach allen seinen Zügen mit der ab-

scheulichen Maske vergleichen wollten, in die es sich unter den Handen, oder vielmehr hinter dem verschliffenen Glase des Verfassers verzogen und verrückt hat. — Uebrigens bemerken wir nur noch, daß zu dieser Einen Seite seines Wesens, der rücksichtlosen Zerstörung des Wahnes und eines falschen Wissens unter dem Schutze und Ansehen des Gottes noch die andere genommen werden muß, die in dem Verlauf der Apologie hervorgewendet wird, sein eben so eifriges und den Eitlen und Zerstreuten nicht weniger lästiges Bemühen, die Menschen in sich selbst gleichsam heim zu suchen, und von dem Trugbilde falscher Weisheit, von dem Jagen nach nichtigen Dingen sie auf den Schatz sittlicher Größe und Würdigkeit in ihnen selber zu verweisen, den zu bewahren, zu nutzen und zu vermehren die erste und letzte Pflicht sey. Selbst Herr Ast, den wir mit schonungsloser Härte gegen die Apologie gerüstet sehen, hat nicht gewagt, diesen Theil derselben anzutasten; und vereinigen wir beydes zu Einer Ansicht, so tritt in ihr gleichsam absichtlos durch die Apologie enthüllt, die wahre Größe des Sokrates, jedem der da sehen will, deutlich vor die Augen, als ruhend in jener Einsicht, welche durch ihn zuerst dem menschlichen Geschlechte gewonnen ward, daß alles Wissen und alle Speculation in sich vergehe und sich selbst vernichte, dem Menschen aber der Mensch zum Gegenstande seines Forschens gegeben sey, und in einem Leben, das sich alles dessen entschlagend, was andern wünschenswerth erschien, in der Erkenntniß und der Verbreitung jener Einsicht sein Glück und, so weit sie Sterblichen gegönnt ist, eine wahre Seligkeit gefunden hat.

Doch uns liegt ob, dem Verf. weiter nachzugehen.

4. Eben so hat unser Apologiker(?) gerade das Schönste in seiner (des Sokrates) Rede, was ihm als Thatsache vorlag, jene Aeußerungen nämlich der edelsten und stolzen Freymüthigkeit und Seelengröße des Sokrates, in Schein verwandelt, indem er es durch den Gegensatz wieder aushebt (wahrscheinlich aufhebt); dieser Gegensatz ist die Besorgniß, die Richter, auf deren Geneigtheit alles ankam, zu erzürnen.

Der Verf. bezieht sich dann wieder auf die öftern Ermahnungen zum ruhigen Anhören seiner Rede »erregt kein Getümmel«, »zürnet mir nicht, wenn ich die Wahrheit rede« u. a., und findet daß er eben auch aus Furcht die Gründe seiner Aeußerung weitläufig und »mit fast ängstlicher Sorgfalt« auseinander setze u. dgl.

Wie aber, wenn, was auch aus andern Nachrichten über jenen berühmten Rechtshandel bekannt genug ist, das Gericht der

Heliasten, vor denen er stand, meist gemeine Bürger und attische Landleute, die ein ganz anderes Benehmen der Beklagten, Bitten, Thränen und Verzweifeln zu sehen, und durch Demuth und Unterwürfigkeit gerührt zu werden gewohnt waren, durch die männliche Festigkeit des großen Weisen, durch das starke Selbstbewußtseyn, mit dem er ihnen entgegen tritt, in Bewegung und Unwillen geriethen, wenn er, um sich Gehör zu verschaffen, und zu erhalten, nicht nur für ihre Fassung ausführlich und verständlich, sondern auch mit Vorsicht sprechen mußte, und, wo seine Richter dennoch in Bewegung geriethen oder gerathen konnten, sich veranlaßt findet, sie an ihre Pflicht zu erinnern, oder den Ausbrüchen ihres Unwillens vorzubeugen? Wer, der den Demosthenes kennt, weiß nicht, mit wie großer Vorsicht auch dieser zuvor alles anordnet und einleitet, und mit denselben Redensarten, deren sich hier Sokrates, als der in solchen Fällen gewöhnlichen bedient, das Volk zur Ruhe ermahnt, ehe er es wagt, ihm nachdrückliche Wahrheiten zu sagen, oder seinen Unwillen auszuathmen? — Indeß andere in der Apologie des Sokrates, in der Langmuth eines überlegenen Geistes, in dieser Herablassung zu den beschrankten Ansichten derer, die ihn richten sollen, ohne ihn zu verstehen und begreifen zu können, eine neue Veranlassung finden werden, diese Vertheidigung zu bewundern, sieht der Verf. nur überall Besorgniß und Furcht, die der Freymüthigkeit immer gegenübertritt, sie aufhebt und in Schein verwandelt, und selbst in der Ausführung des Sokrates, daß die Athenäer durch seine Verurtheilung nicht ihm, sondern sich selber schaden werden, und ihn um ihretwillen verschonen sollen, rednerische Wendung, Schein und Täuschung.

Hierauf greift der Verf. S. 480 die eigentliche Vertheidigung an. Diese ist ihm »theils mangelhaft und ungenügend, theils rednerischer Schein.« Sokrates war bekanntlich angeklagt, daß er die Jugend verderbe, und nicht an die Götter des Staates glaube, sondern neue einführe.

5. »Die Widerlegung des ersten ist leere Sophistik... In den eigentlichen Sinn jener Anklage wird gar nicht eingegangen.« S. 480.

Sokrates sucht nämlich den Richtern zu zeigen, daß Melitus ihn leichtsinnig in so gefährlichen Handel verwickelt habe, indem er sich stelle, für Dinge zu eifern, um welche er sich niemals bekümmert habe, Kap. 11. Diese Unkunde des Mannes bringt er dadurch an den Tag, daß er ihn durch Fragen zu der Behauptung treibt, alle andern Athenäer, die Richter, die Zuhörer, die im Rath und in der Versammlung machten die Jünglinge besser, Sokrates allein verderbe sie, und darauf, daß er ihn mit der Anschuldigung

eines absichtlichen Verderbens mit sich selbst in Widerspruch setzt, und zeigt, wenn er die Jünglinge verderbe, »so könne er dieses »nicht vorsätzlich thun; denn wen man verderbe, den mache man »schlechter, so daß man von ihm nichts als Böses zu befürchten »habe; wie könne man daher annehmen, daß jemand vorsätzlich »die andern verderbe, da er sich selbst dadurch nur Böses zuberei»ten würde u. s. f.«. Diese Beweisführung, welche wir zuletzt mit des Verf. Worten im Auszuge geliefert haben, nennt derselbe leere Sophistik, und findet darin und sonst also nirgends die Widerlegung des ersten Klagepunktes; beydes mit Unrecht, denn leer ist die Behauptung doch wohl nicht, daß jemand nicht für seinen Schaden sich vorsätzlich bemühen werde, und also auch nicht sophistisch, vielmehr so ganz in der sokratischen und platonischen Art des Gespräches, daß es unbegreiflich scheint, wie ein Ausleger des Plato, und keiner von den unerfahrenen, daran Anstoß nehmen konnte. Dann ist darin auch nicht die ganze Widerlegung des ersten Klagepunktes enthalten, sondern die von Sokrates selbst angedeutete Absicht, den Kläger als der Dinge, welche er treibt, unkundig darzustellen. Wäre die Apologie, wie Hr. Ast glaubt, von einem Rhetor geschrieben worden, so würde dieser, der Schule folgend, alles wohl zusammen gestellt haben, was er, jene Anklage zu entkräften, sagen konnte; aber Sokrates, ohne weitere Vorbereitung auftretend, theilt zwar im Allgemeinen ein, was er zu sagen hat, was dem Verf. wieder ein Aergerniß ist, und den Rhetor anzeigt, faßt jedoch, wie sich die Klagepunkte im Sprechen seinem Geiste wieder vorführen, und nicht nach schulgerechter Weise, die Gegner, wo es ihm eben gut dünkt, anzugreifen, und, nachdem er auch rücksichtlich der zweyten Anschuldigung, in Betreff der Götter, den Melitus als einen unerfahrnen und mit sich selber im Widerspruch begriffenen Verläumder bezeichnet hat, wird die Rede mehr und mehr eine Darstellung seiner Art zu handeln, und auf andere zu wirken, und nun zur wahrhaften und vollkommensten Apologie. Jetzt tritt auch die weitere Widerlegung des ersten Klagepunktes in dieselbe ein, sich wie von selbst aus der Darstellung seines Bestrebens und seiner Lehre entwickelnd, und ein jeder kann sie in dem siebzehnten und den folgenden Kapiteln nachlesen. Hier genüge es den Schluß mitzutheilen. »Denn nichts »Anderes thuend gehe ich umher, als daß ich euch »bewege, die Jungen, wie die Alten, nicht um den »Leib zu sorgen, noch um Schätze früher, noch um ein »anderes Ding so sehr, als um die Seele, wie sie am »besten gebildet werde, und lehre, daß nicht aus »dem Reichthum die Tugend kommt, sondern aus der »Tugend der Reichthum und das andere alles was

»dem Menschen gut ist, wie jedem einzeln, so auch »dem Volke. Wenn ich nun durch solche Rede die »Jungen verderbe, so würde sie ja selbst eine schäd»liche seyn. Wenn aber jemand sagt, daß ich ande»res spreche als dieses, der sagt nichts.«

Wir wüßten nicht was sich gegen diese weitere eben so bündige als würdevolle Vertheidigung, welche der Verf., gleich schlimm aus welchem Grunde, bey seinem Angriffe ganz umgangen hat, einwenden ließe, und finden darin auch den gegen Sokrates von den Klägern aufgebrachten Vorwurf, daß er die Jünglinge bestehende Staatsordnungen verachten lehre, und sie gewaltthätig mache, wenigstens der Sache nach vorläufig abgewiesen. Der Verf. führt diese Beschuldigung aus Xenophon an, um zu zeigen, daß unsere Apologie in den Sinn der Klage gar nicht eingehe, verschweigt aber, daß auch Xenophon *) keine andere Vertheidigung dagegen geliefert hat, als welche dem Wesen nach in der Apologie steht. Auch Xenophon begnügt sich zu beweisen, daß diejenigen, welche verständiges Wesen (φρόνησις) übten, wozu Sokrates anleitete, der Folgen des Uebermuths wohl kundig, am wenigsten gewaltthätig seyn würden, und stellt so als Schutz und Abwehr gegen die Anklage gerade dasselbe auf, was Sokrates als seine Lehre und als das Ziel seines Bemühens den Richtern dargestellt hat. Hierzu muß noch im 21. Cap. die Ausführung genommen werden, daß er Niemanden als Lehrer etwas besonderes vortrage, sondern einem Jeden, der ihn hören und befragen wolle, über Alles Rede stehe. Demnach könne er weder als Lehrer noch als Schuldiger betrachtet werden, wenn Männer, welche seines Umganges genossen, nachher schlecht geworden, weil von ihm sie nichts im Geheim gehört, sondern nur, was auch die andern; und das waren seine Ermahnungen zum Recht und zu der Tugend. Hierin aber ist offenbar die beste Vertheidigung gegen jene Beschuldigung enthalten, in so fern die Ankläger, um ihn als Jugendverderber zu zeigen, das Beyspiel des Alcibiades und Kritias, welche durch ihn dem Vaterlande verderblich geworden seyen, angeführt hatten. Nur in dieser Beziehung war des Alcibiades in der Anklage gedacht worden. Wenn der Verf. eine andere annimmt, daß nämlich die Athenäer den Sokrates deshalb als ihren Widersacher betrachtet, weil er gesucht den Alcibiades »diesen geistvollen Athenäer dem verführerischen Volke zu entreißen«, und ihn darum einen Verderber der Jugend genannt, so wie auch, weil er die Jünglinge nur überführe und in Verlegenheit bringe, sie ängstige, daß sie sich nicht zu helfen wüß-

*) Memor. I. Cap. 2. §. 10.

ten« (S. 481) so heißt das der Anklage des Melitus willkürlich einen Sinn unterlegen, um darauf sagen zu können, daß sich davon »in der Apologie nicht einmal eine Andeutung finde. Jener Rechtfertigung aber in Bezug auf den Alcibiades und Kritias läßt Sokrates sodann noch einen Beweis in aller Form des Rechts, nachfolgen, daß er auch sonst niemanden verdorben habe, indem ja weder ein Alter, noch ein Junger gegen ihn als Verführer zeuge, dagegen viele aus seinem nähern Umgange, die nach Namen und Verwandtschaft aufgestellt werden, ihm gegen die Anklage Zeugniß geben für sich selbst und ihre Brüder oder Söhne, worauf die Vertheidigung gegen diesen Klagepunkt also geschlossen wird: »Und anderer viele habe ich noch euch »zu nennen, von denen doch Einen wenigstens dem Melitus in »seiner Rede als Zeugen aufzustellen gebührt hätte. Wenn er es »aber vergaß, so bringe er ihn jetzo hervor, ich gebe ihm Raum, »und er sage, ob er einen solchen hat. Aber ganz das Gegentheil »von diesem werdet ihr finden, o Männer, daß alle mir beyzustehn »bereit sind, der ich sie verdorben, der den Ihrigen Böses ge»than, wie Melitus und Anytus sagen. Denn sie selber, die »Verdorbenen, könnten wohl Grund haben, mir beyzuspringen; »aber die Unverdorbenen, die schon ältern Männer, die Verwand»ten derselben, welchen andern Grund haben sie, mir zu helfen als »eben den graden und gerechten, nach welchem sie mit dem Me»litus wissen, daß er lügt, mit mir aber, daß ich die Wahrheit »sage; wohl dann, o Männer, was ich zu meiner Vertheidigung »zu sagen hatte, ist etwa dieses und vielleicht anderes dieser Art.«

Faßt man nun alles gewissenhaft zusammen, was Sokrates gesagt hat, um sich gegen die Anklage der Jugendverführung zu schützen, wie es zwar nicht in rednerischer Folge und Strenge nach einander auftritt, sondern, und eben zum Beweis, daß wir die wahren Ergießungen seiner freyen Rede in der Apologie besitzen, in den mannigfachen Wendungen der Vertheidigung wie mit bewußtloser Absichtlichkeit in gehöriger Stelle und Fügung erscheint, und erwägen, wie er zuerst den Ankläger als einen des Vorwurfes und der Sache ganz Unkundigen durch seine eigenen Antworten überführt, dann seine Lehre, welche Tugend und Recht verkündigt, als die Jugend nicht verderbend, sondern bessernd darstellt, weiter hin aber die Vorwürfe wegen Alcibiades und Kritias von sich abwendet, zuletzt die Jünglinge und Männer aus seinem nähern Umgange als Zeugen für sich aufführt, und mit der Ruhe und Würde, die wir gesehen haben, seine Vertheidigung über diese Klage beendigt, so möchte wohl auch Herr Ast, wenn er diese Angaben gehörig erwägt, seine Anschuldigung, daß eine solche Widerlegung leere Sophistik sey, und in den eigentlichen Sinn der

Anklage gar nicht eingehe, zurücknehmen, oder es könnte ihm begegnen, daß Sokrates, wie dem Melitus, welcher sein Leben angriff, nun ihm beym Angriff auf die Vertheidigung seines Lebens zuriefe: »aber, o Melitos, es ist nicht anders, als daß du nur um uns zu versuchen diese Anklage geschrieben hast, oder weil du nicht wußtest, welcher wahren Unbill du mich zeihen solltest.« Kap. 15.

6. Nicht besser steht es mit dem, was der Verfasser gegen die Widerlegung der andern Anklage, daß Sokrates nicht an die Götter des Staates glaube, sondern neue einführe, angebracht hat. Auch hier gehen seine Einwendungen aus einem recht gründlichen Mißverständnisse des angefeindeten Werkes hervor, und, weder vorwärts sehend noch rückwärts, findet er, als ob nicht Sokrates sondern ein Rhetor spreche, und gegen seine Behauptung eines blos rhetorischen Ursprungs der Apologie die ganze Vertheidigung wieder nur da, wo Sokrates den Kläger zum Gespräch nöthiget, und ihn mit sich selbst in Widerspruch bringt. Es wird nämlich Melitus hier wieder zu einer unhaltbaren Behauptung getrieben, Sokrates glaube gar keine Götter, und dann durch die eigene Klageschrift geschlagen. Denn in dieser war dem Sokrates der Glaube an Dämonisches zugestanden, also auch an Dämonen, also auch an Götter, deren Kinder oder Abkömmlinge die Dämonen sind. Mit des Klägers mündlicher Behauptung zusammengehalten, gewann sie demnach diese Gestalt: »Sokrates thut unrecht, indem er keine Götter glaubt, sondern Götter glaubt.« Kap. 14 am Ende. Nachdem Sokrates den Gegner so verstrickt hat, verläßt er ihn, zu andern Erwägungen übergehend, mit diesen Worten: »Wie du aber irgend einen der Menschen, »welcher auch nur ein wenig Verstand hat, überreden könntest, »daß es desselben Mannes sey, Dämonisches und Göttliches zu glau»ben, und wiederum weder Dämonen, noch Götter, noch Heroen, »dafür ist gar keine Möglichkeit. Jedoch, o athenische Männer, »daß ich nicht Unrecht thue nach des Melitus Klage, scheint »mir keiner großen Schutzrede zu bedürfen, sondern hinreichend »auch dieses zu seyn.« Für die so geordnete Widerlegung, welche zu verstärken nach sokratischer Art handgreiflicher Beweisführung auch Pferde, Esel und Maulesel nicht fehlen, hat der Verfasser, offenbar des Sokrates vergessend, um den Sokrates anzufeinden, noch stärkere Bezeichnungen in Bereitschaft, als für die erste. Sie ist ihm »nicht nur sophistisch und abgeschmackt, sondern auch eitel und grundlos, weil sie dem eigentlichen Sinne der Anklage zuwider läuft.« S. 482. Sokrates nämlich sey nicht als ein Got-

tesläugner, sondern nur als ein Neuerer in göttlichen Dingen angeklagt worden. Indeß läugnete Sokrates, wie die Klage sagt, die Götter, welche der Staat annahm, das heißt Athen, der götterreichste Staat, und demnach doch wohl alle den Griechen ehrenwerthe Götter; welche blieben dann wohl noch übrig, an die er glauben konnte, zumal die Griechen ihren Zeus, Dionysos, ihre Demeter, Aphrodite — und welche ihrer Gottheiten sonst nicht? — in Aegypten, Asien und bey andern barbarischen Völkern wiederfanden? Es war also ganz folgerecht, daß Melitus ihn auf seine Einladung ohne weiters für einen gottlosen (ἄϑεος) im eigentlichen Sinne erklärte, und so in die Falle des Widerspruchs mit sich selbst gerieth, die er im Grunde sich selber gelegt, und in der ihn Sokrates nur gefangen hat. Mußte er ihm aber, um sich daraus zu retten, den Glauben an Götter, Dämonen und Heroen zugestehen, so drehte sich offenbar die Klage nur noch um das neue Dämonische, oder, wie es der Verfasser nimmt, die neuen Götter, welche er einführen sollte. Sokrates hatte unstreitig Recht, wenn er in diesem Klagepunkte nur eine possenhafte Verunstaltung seines Dämonions wahrnahm (im neunzehnten Kapitel); denn nach allen Nachrichten über jenen Rechtshandel bestand alles, was der Kläger in Bezug auf die neuen Götter des Sokrates vortrug, nur in Verunstaltung jener Vorstellung, welche dieser von einer ihn abmahnenden Götterstimme genährt und verbreitet hat, und ihm konnte hinreichend scheinen, der Epikomödie des Klägers eine einfache und unverfängliche Erklärung der ohnedem allen bekannten Sache entgegenzustellen, was er auch in dem erwähnten Abschnitt gethan hat, im Begriff nämlich, sein von öffentlichen Geschäften abgezogenes Leben zu vertheidigen, welches ihm die Aufkläger ohne Zweifel in naher Verbindung mit der angeschuldigten Gottlosigkeit zum Vorwurf gemacht hatten.

Wie aber diese Beweisführung und Erklärung hinreichte, des Feindes unmittelbaren Angriff abzuwehren, so enthält der fromme Sinn der ganzen Rede, die Beziehung seines Wandels auf den delphischen Spruch, und die Darstellung seiner ganzen Bestimmung als einer göttlichen, eine tiefere und beredtere Vertheidigung gegen die Anklage, als alle in sich verdächtige Anführungen, daß er, wie andere, Opfer und Feste gefeyert, dergleichen wir bey Xenophon lesen, und Hr. Ast von Sokrates selbst verlangt, würden enthalten haben. Zugleich aber bereitet sich auf diese Art am besten vor, daß Sokrates seine Schutzrede überzeuglich für die Richter schließen konnte, wie er im fünf und zwanzigsten Kapitel gethan hat: »Meinet nun nicht, o athenäische Männer, daß ich »solches müsse gegen euch thun (euch durch unmännliche Bitten

»rühren) was ich weder für gut achte, noch für gerecht, noch für »heilig, zumal ja beym Zeus, da ich jetzo der Gottlosigkeit be»züchtiget werde von diesem Melitus. Denn offenbar, wenn »ich euch überredete, und durch Flehen zwänge, die ihr geschwo»ren habt, so würd' ich euch anweisen zu glauben, daß keine Göt»ter sind, und ohne weiters in meiner Vertheidigung mich ankla»gen, daß ich nicht an die Götter glaube; aber vieles fehlt, daß »es sich also verhalte. Denn ich glaube an sie, o athenäi»sche Männer, wie keiner meiner Ankläger, und über»lasse nun euch und dem Gotte, zu richten über mich, wie es mir »am besten seyn wird und euch.«

In diesen letzten Aeußerungen liegt zugleich angedeutet, worein er den Hauptbeweis von seinem Glauben an die Götter setzet, nämlich in die sittliche Strenge und Gewissenhaftigkeit seines Lebens, diese sogar und mit Recht zum Maßstab desselben erhebend, nach welchem er mehr wie irgend einer von seinen sittenlosen Anklägern in That und Wahrheit die Götter glaubend und ehrend erscheint, den Glauben nämlich durch sein Leben bezeugend. — Von solchen großartigen Gedanken, kurzen Andeutungen und nicht ausgeführten, sondern mehr eingeworfenen Beweisen ist diese Rede voll; und wie ihrer ein Rhetor nicht fähig gewesen wäre, die vorgefundenen aber weiter ausgeführt, kunstreicher zusammengeordnet und geschmücket hätte, so stimmt es ganz zu der kunstlosen Weisheit des Sokrates und der Art seiner Mittheilungen, das alles eben hinzustreuen und einfach auszusprechen, wie den Göttern überlassend, ob es empfängliche Herzen treffen und wirken werde. Hiermit glauben wir zugleich auf einen innern Beweis der Echtheit des Werkes hingedeutet zu haben, welcher, Schleyermachers Ansicht von seinem Ursprunge vorausgesetzt, dieselbe über allen Zweifel erhebt, und welcher durch die Bemerkungen dieses ausgezeichneten Mannes über die Eigenthümlichkeiten der Darstellung, die zahlreichen Abbrechungen (Anakoluthien) der Rede und ähnliches noch eine größere Stärke gewinnt. — Doch der Verfasser hat noch Einwürfe gegen die Ansichten der Apologie vom Dämonion, welche uns zu prüfen obliegt.

7. »Was das Dämonion selbst betrifft, so liegt in der Darstellung des Verfassers (der Apologie) eine doppelte Unrichtigkeit. Er versteht δαιμόνια in der Anklage *) adjectivisch, als δαιμό-

*) Die Anklage hat nach der Urkunde aus dem Metroon, welche Diog. Laertius II, 19 anführt: Ἀδικεῖ Σωκράτης, οὓς μὲν ἡ πόλις νομίζει θεοὺς οὐ νομίζων, ἕτερα δὲ καινὰ δαιμόνια εἰσηγούμενος. Eben so Xenophon Memorab. zu Anf. und unsere Apolog. Kap. II.

νια πράγματα oder ἔργα, und unter δαιμόνιον denkt er sich das göttliche Anzeigen, die göttliche Stimme« S. 483.

Was den ersten Umstand anbelangt, so könnte man den Verfasser, welcher unter καινά δαιμόνια der Anklage neue Götter versteht, sich selbst überlassen, weil er den Beweis, daß in der Mehrzahl δαιμόνια Götter bedeuten, schuldig geblieben ist, und auch in Zukunft schuldig bleiben wird. Doch da in der Sache selbst, besonders in dem Verhältniß jener Anschuldigung der καινά δαιμόνια zum δαιμόνιον des Sokrates Schwierigkeit liegt, müssen wir dabey verweilen. Diese Schwierigkeit wird aber keineswegs durch die Bemerkung des Verfassers gehoben, daß τὸ δαιμόνιον weder rein adjectivisch, noch rein substantivisch sey, im Gegentheil wird sie erst hineingetragen, wenn man das Wort zu einem Mittelding zwischen Adjectiv und Substantiv, zu einem Nichts, das Etwas seyn solle, machen will. Ursprünglich ist δαιμόνιον reines Adjectiv, obwohl kein Vorsichtiger dabey etwas weiters verstehen wird, etwa πρᾶγμα oder ἔργον, so wenig wie bey unsern »das Göttliche, das Ueberirdische.« In diesem Sinne steht es von den Dingen im menschlichen Leben, deren Lenkung sich die Götter vorbehalten, so daß es den Menschen ganz unbekannt ist, wie ausgehen werde, was sie beginnen: Τούς δέ μηδὲν τῶν τοιούτων οἰομένους εἶναι δαιμόνιον, ἀλλὰ πάντα τῆς ἀνθρωπίνης γνώμης, δαιμονιᾷν ἔφη. Xenoph. Memorab. I. 8, 9. Es bezeichnet also das Walten göttlicher Macht in menschlichen Dingen, göttliche Schickung und im allgemeinen das Ueberirdische, Göttliche. In diesem Sinne allein kommt es im Plural vor. So sind die δαιμόνια alles Ueberirdische, was zum κοσμος der Sophisten gehört, im Gegensatz des Menschlichen (ἀνθρώπινα) Mem. I. 1, 12. In so fern nun jenes Dämonion sich als Walten göttlicher Macht ankündiget, wird es, da hier Ursache und Wirkung, Person und Eigenschaft nie scharf geschieden, sondern immer in Gemeinschaft, wenn auch dunkel, gedacht werden, zugleich für die Ursache, das Persönliche, welches ihm zum Grunde liegt, genommen, und stehet so ganz unserer Gottheit gleich: Οὔτοι, ἔφη, ἔγω, ὦ Σώκρατες, ὑπερορῶ τὸ δαιμόνιον, ἀλλ' ἐκεῖνο μεγαλοπρεπέστερον ἡγοῦμαι, ἢ τῆς ἐμῆς θεραπείας προσδεῖσθαι*); und als Gottheit gebraucht, kommt es nie im Plural vor, so daß δαιμόνια Gottheiten hießen. Es ist also ganz in der Ordnung, wenn in der Apologie die καινά δαιμόνια rein adjectiv gefaßt werden, und Schleyermacher, der sich nach Hrn. Ast »von dem Verfasser der Apologie

*) Memor. I. 4, 10. Vergl. IV. 3, 14, 15.

hat verführen lassen, δαιμόνια und δαιμόνιον adjectivisch zu nehmen,« wird auch hier gegen ihn Recht behalten, wie in so vielen andern Dingen, in welchen er denselben mehr begierlich als bedächtig angegriffen hat. Damit aber soll gar nicht geläugnet werden, daß es in der Absicht der Kläger gelegen, den Sokrates der Einführung neuer Götter zu zeihen, ohne daß darum καινά δαιμόνια diese bedeuten. Das Dämonion des Sokrates, von dem unten zu sprechen seyn wird, verwandelten sie, unterstützt von den widersprechenden Sagen über dasselbe, in die neuen dämonischen Dinge, unter welcher Bezeichnung sich alles, den Philosophen zur Last gelegte, als daß die Sonne ein Stein, der Mond Erde sey, und der Umschwung des Himmels und der Jahreszeiten nicht von Zeus, sondern vom Wirbel geleitet werde, welcher, wie Aristophanes sagt, den Zeus aus dem Himmel getrieben, bequem unterbringen ließ. Von da aus aber war es wieder leicht, durch einen Schluß auf die neuen Götter zu kommen, welche den neuen dämonischen Dingen zum Grunde und hinter ihnen verborgen liegen sollten.

Der andere Vorwurf, daß die Apologie unter δαιμόνιον das göttliche Anzeigen, die göttliche Stimme verstehe, welcher auf diese Weise gefaßt, kein Vorwurf ist, wird S. 484 dahin näher bestimmt, daß die Apologie darunter eine bloß abmahnende, nie antreibende, oder auffordernde Stimme verstehe, worin ihr der »unkritische« Cicero folge, welcher also dem unkritischen Aristoteles bey den Gesetzen hier zum Gesellen gegeben wird. Dagegen aber sey diese Beschränkung auf das nur Abmahnende an sich unglaublich, und es finde sich bey Xenophon, daß dem Dämonion auch eine antreibende Kraft beygelegt werde.

Was in dieser Sache an sich unglaublich sey, muß wohl auf sich beruhen, da uns so gut, wie des Sokrates Zeitgenossen eine vollständige Einsicht in das, was er in sich dämonisches wohnend oder wirkend dachte, nämlich in seiner eigenen Vorstellung davon, abgeht, und diese Seite seines Wesens wie so vieles andere in ihm fortdauernd zu dem Unergründlichen gehört. Denn damit, daß er es bald als Zeichen, bald als Stimme beschrieb, oder als etwas, das ihn vom Knaben an begleite, bekommen wir eben nichts mehr als Namen, und die Frage kehrt nun nach der Stimme, nach dem geheimnißvollen Etwas eben so zurück, wie nach dem Dämonium. Uns scheint eine geschichtlich sichere Ueberlieferung in dem, was Plutarch, oder vielmehr ein anderer unter seinem Namen in der bekannten Schrift über das Dämonion des Sokrates von Sim-

mias berichtet, enthalten zu seyn. Als dieser den Sokrates einst selbst über das Dämonion befragte, verstummte er, und Simmias, durch dieses Verstummen bewogen, unterließ es, ihn zum zweyten Male, darnach zu fragen. Die Schüler aber vereinigten sich in der Meinung, es sey eine innere Erwägung der Sachen, die ihm auf ungemeine Weise zu Theil werde *). Indem wir dieses und noch anderes, was darüber dort zu lesen steht, als zu unserm Zwecke nicht gehorig, hier übergehen, und indem wir nur noch bemerken, daß Sokrates das Dämonion in Bezug auf sich nichts anders bezeichnen läßt, als was es auch sonst bedeutet **), nämlich überhaupt etwas Göttliches, was ihm sich offenbaret, δαιμόνιόν τι, und die Gottheit selbst, welche sich ihm durch Zeichen der Stimme offenbaret, τό δαιμόνιον, haben wir zur Würdigung dessen, was der Verfasser gesagt hat, aus den Alten selbst noch eine Reihe verschiedener Ansichten über den Umfang jener Offenbarungen anzugeben. Nach Plato im Phädrus wehret das Dämonion den Sokrates nur ab, und da jene Stelle sowohl selbst nicht anzutasten ist ***), als auch mit keiner andern bey Plato im Widerspruch steht, wo Plato vom Dämonion des Sokrates spricht, so hätte die Apologie für ihre Angabe über das Dämonion an dem Plato einen Schutz, der durch keines andern Sokratikers abweichende Vorstellung kann bestritten werden. Indeß liegt dem Abwehren das Zulassen zur Seite, ist oft in jenem schon enthalten, und in so fern kann das abmahnende Götterzei-

*) S. 588. C.

**) Das entging auch dem Aristoteles nicht, welcher offenbar auf Sokrates Beweisführung hinweisend (Rhetor. II. K. 23 §. 27 Schrader) diesen Punkt derselben also zusammenfaßt: ὅτι τὸ δαιμόνιον οὐδέν ἐστιν, ἀλλ' ἢ θεός, ἢ θεοῦ ἔργον.

***) Die Stelle lautet S. 242 B. Ἡνίκ' ἔμελλον, ὦ 'γαθέ, τὸν ποταμὸν διαβαίνειν, τὸ δαιμόνιόν τε καὶ τὸ εἰωθὸς σημεῖόν μοι γίγνεσθαι ἐγένετο, ἀεὶ δέ με ἐπίσχει, ὃ ἂν μέλλω πράττειν, καί τινα φωνὴν ἔδοξα αὐτόθεν ἀκοῦσαι, ἥ με οὐκ ἐᾷ ἀπιέναι. Hier nahm Heindorf an dem ἀεὶ δε με ἐπίσχει ὃ ἂν μέλλω πράττειν ungebührlich Anstoß, als ob Sokrates, was er auch habe thun wollen, vom Dämonion sey abgehalten worden, also überhaupt gar nichts gethan habe. Er übersah also, daß nach einer sehr bekannten Eigenheit der griechischen Sprache, nach welcher Wörter im Vorangehenden, auf welche die Beziehung des Folgenden leicht ist, oder, wie hier, sich von selbst versteht, nicht wiederholt werden, und daß hier bey ἀεὶ δέ με ἐπίσχει aus dem vorigen γενόμενον beyzudenken ist. Indeß Hr. Ast, dieser leichtfertigen Kritik ohne weiters beystimmend, trägt kein Bedenken, jene Stelle als »das Glossem im Phädros« zu bezeichnen.

chen auch ein Zulassen einschließen, ohne deßhalb aufzuhören ein bloß abwehrendes zu seyn. So erscheint es im Theätet S. 151 A, wo Sokrates sagt, daß wenn Freunde, die ihn verlassen und schlechter geworden, zu ihm wiederkehren, das ihm gewordene Dämonion einigen den Umgang wehrt, andern gestattet. Von dieser Ansicht ausgehend hat Xenophon jene Einwirkung des Dämonion auf Sokrates erweitert, läßt ihn durch dasselbe vorher sagen, was er thun und was er lassen soll (Mem. I. 1, 4. IV. 8, 1) und erhebt es dadurch zu einer Vorsicht im Leben des Sokrates, in deren Schutz und unter deren Eingebungen er gehandelt habe. Von dieser Meinung ist nur noch ein Schritt zu jener im Theages, offenbar aus dem Theätet geflossenen, nach welcher eine dem Sokrates inwohnende Kraft der Weisheit und Rede selbst ohne Unterricht in diejenigen, welche mit ihm leben, überfließt; nicht in alle, sondern in solche, welchen es der Gott gewährt, so daß darum Theages mit diesem Dämonion einen Versuch machen soll *). Eine solche wunderthätige Kraft in Sokrates aber, welche als ein besonderes Dämonion nach eigenem Willen wirket, steht wieder dem selbstständigen Schutzgeist des Sokrates ganz nahe, bis zu welchem sich in der späteren Vorstellung jenes abwehrende Götterzeichen ausgebildet hat, und nach der plutarchischen Schrift hat, wie Sokrates sein Dämonion, so auch Epaminonda's das seinige gehabt, die Seele nämlich des Pythagoräers Lysis, und so andere wieder ihre besonderen **). In dieser Genealogie der Schutzgeister, bildet die Vorstellung von der abwehrenden Götterstimme offenbar den Grund, über den sich die folgenden Vorstellungen weiter ausgeführt erhoben, und weit entfernt, mit dem Verfasser, den Sokrates in eine derselben hineinzurücken, werden wir eben darin, daß die Apologie die einfachste als die seinige angibt, einen neuen Grund zu der Annahme haben, daß in ihr durch Plato die ächt-sokratischen Vorstellungen und Aeußerungen sind erhalten worden.

8. Um sodann S. 486 zu zeigen, daß »in vielen andern Stellen das bloß Rhetorische unverkennbar, und mehreres mißlungene oder ungeschickte Nachahmung des Plato« sey, verläßt der Verf. den Streitpunkt plötzlich, und erscheint auf einer andern Seite wieder, wo das Werk keinem Angriffe ausgesetzt oder zugänglich ist. Denn gleich zu Anfange S. 476 hatte er mit Recht gesagt, daß in Bezug auf die Apologie, da Sokrates sie weder selbst geschrieben, noch Plato für ihn,

*) Auctor Theagis p. 130 und 131.

**) De genio Socrat. S. 586 A.

man nur annehmen könne, Plato habe »auch wenn sich Sokrates nicht in einer förmlichen Rede vertheidigte, das was Sokrates vor Gericht gesprochen, aus der Erinnerung aufgezeichnet, und dem Ganzen die Form einer Vertheidigungsrede gegeben.« Statt nun diese Ansicht festzuhalten und zu bekämpfen, zieht er S. 486 den Plato wieder allein in die Streitlinie, und als handele es sich von einer rein-platonischen, von einer regelrechten Schutzrede, nicht von einer freyen sokratischen durch Plato überlieferten Erörterung der Klage, findet er das Mythische als »in einer zur Vertheidigung und gründlichen Rechtfertigung geschriebenen Rede, ungeschickt angewendet.« Dieses nun zu beweisen, läßt er eine nackte Aufzählung der mythischen Beziehungen folgen, wo sich dann findet, daß ein großer Theil in der eigentlichen, vor dem Spruche gehaltenen Vertheidigung gar nicht steht, sondern erst in den nach erfolgtem Spruche vorgetragenen Theilen; mit seinem Tadel aber haftet er in dem Abschied von denen, welche ihn losgesprochen, an der einzigen Stelle, wo von der Glückseligkeit des Umganges und des Gespräches mit denen, welche er in der Unterwelt zu finden hofft, die Rede ist: »um wie vieles »würde jemand es wählen, den Führer des großen Heeres nach »Troja, oder den Odysseus oder Sisyphus zu prüfen, und »andere zahllose könnte jemand nennen, Männer und Frauen, mit »denen Gespräche daselbst zu führen und Umgang zu pflegen, und »sie zu prüfen von einer ganz unermeßlichen Seligkeit seyn würde. »Denn fürwahr darum werden sie mich nicht tödten, weil sowohl »in andern Dingen jene dort glückseliger sind, als die hier, und »auch für die künftige Zeit unsterblich, wenn denn die Sage wahr »ist«, wo der Verf. den einfachen Rückblick auf seine Verurtheilung, die Andeutung, daß ihm bey seinen Gesprächen und Prüfungen unter Seligen und Unsterblichen nicht begegnen werde, was in Athen — »vorzüglich lächerlich und eigentlich kindisch findet, weil er dann schon todt sey.«

Desgleichen findet er das Einweben homerischer Verse »gegen Platon's Weise«, als ob Sokrates sich nach Platon's Weise hätte vertheidigen müssen, oder Plato aus seiner Vertheidigung nichts hätte aufzeichnen können, was der besondern Weise seines eigenen Vortrags entgegen gewesen wäre. Dazu kommt noch, daß ein solcher Widerstreit blos eingebildet, und es der platonischen Weise sehr gemäß ist, Stellen aus aller Art Dichtern, lyrische, dramatische und epische, homerische nicht ausgenommen, in seinen Vortrag zu weben. Solchen handgreiflichen Erwiederungen setzt sich auf mehrfache unbegreifliche Art ein Mann aus,

der doch gewiß gegenwärtig hatte, was platonische Weise in Rede und Vortrag sey.

Etwas anders aber ist unter dieser Rubrik nicht aufgebracht; denn, daß das Dialogische bloße Nachbildung des platonischen Gesprächs und des sokratischen Vortrags und das Populäre darin übertrieben sey, ist eben eine Behauptung des Verfassers, wie die andern auch, und hat, selbst ohne weitern Grund auftretend, auch ohne weitere Erörterung ihren Lohn dahin.

9. Sodann zeigt sich die Rhetorik der Apologie »als gänzliche Unphilosophie oder grundlose, prahlerische »Sophistik in den Stellen, wo der Redner den Sokrates vom Tode sprechen läßt.«

Diese Anschuldigung, weder die argste noch die letzte, zu beweisen, die »nämliche Standhaftigkeit«, mit welcher nach Xenophon Sokrates sein Todesurtheil ertrug, als »eine geist- und gemüthlose Gleichgültigkeit« erscheinen zu lassen. wird zuerst erwähnt, die Apologie lasse »nach der Verurtheilung den Sokrates nicht über den Ausspruch »der Richter, sondern über die Zahl der beyderseitigen Stim»men sich wundern, und die kaltblütige Berechnung anstellen, daß »er entkommen seyn würde, wenn nur drey Stimmen anders ge»fallen wären, und daß Melitos, wenn nicht Anytos und »Lykon mit ihrer Anklage hinzugekommen wären, tausend Drach»men erlegen müßte, weil ihm der fünfte Theil der Stimmen nicht »zugefallen wäre« S. 497.« — Wenn also Sokrates statt, wie er sagt, nicht unwillig zu seyn über die Verurtheilung, statt sich zu wundern, daß noch so viele Stimmen für ihn gewesen, über den Ausspruch der Richter, das heißt darüber, daß nicht noch einige mehr für ihn gestimmt, und ihn losgesprochen hätten, in Verwunderung gerathen wäre, so würde unser Verf. weder Geist noch Gemüth vermißt haben, denn dann enthielte die Apologie, was, wie wir eben sehen, er verlangt. Wo ist hier Grund, wo Maßstab des Urtheils? Sodann setzt eine so schneidende Anklage doch Genauigkeit in den Angaben, Gewissenhaftigkeit in Erwägung der einzelnen Umstände voraus, wenn jemand bisher allgemein hochgeachtete Werke als die schlechteste Schreiberey unfähiger Redekünstler darzustellen sucht. Nun aber vergleiche man Herrn Asts Anklage in der einen, und Sokrates Vertheidigung in der andern Hand, Beschuldigung und Thatsache. Er denkt sich einen Sokrates, der sein Todesurtheil vernommen, und führt seine Aeußerungen aus dem fünfundzwanzigsten Capitel nach dem ersten Spruche des Gerichtes den, der ihn nicht zum Tode verurtheilte, sondern mit einer Mehrheit von drey Stimmen ihm auflegte, sich gegenüber der Todesstrafe, auf welche der Kläger

antrug, eine andere, Verbannung, oder Geldbuße aufzulegen. Wer aber lesen will, was Sokrates nach seiner Verurtheilung zum Tode gesprochen, der muß doch wohl erst vom neunundzwanzigsten Capitel anfangen. Der erste Grund also, welcher uns den Unphilosophen, den prahlerischen Sophisten, den geistlosen Redekünstler zeigen soll, beruht — um es auf das gelindeste zu sagen, auf einer nicht rühmlichen Verwechselung der verschiedenen Theile des befeindeten Werkes, welche sich aus einer nicht besonnenen Hast, eine Beschuldigung auf die andere zu häufen, kaum hinlänglich erklären läßt. Doch das waren nur leichte Vorlaufer, an denen nichts gelegen, die der Gegner in die Schanze hauen kann, während der schwergerüstete Zug heranrückt. Dieser aber greift des Sokrates Aeußerungen über den Tod selber an. Weil Sokrates erklärt, nicht zu wissen, ob der Tod dem Menschen ein Gut, oder ein Uebel sey, so gründet sich seine Furchtlosigkeit auf nichts, also ist sie leere Prahlerey S. 488, ungeachtet im zweyunddreyßigsten Capitel jene berühmte Erörterung eintritt, nach welcher viele Hoffnung, daß zu sterben den Menschen gut sey, weil der Tod entweder ein tiefer von keinen Träumen gestörter Schlaf ist, oder, wenn die Sage von den Dingen nach dem Tode wahr redet, der größte Gewinn. Doch das reicht dem Verf. nicht hin. Weil Sokrates erklärt nicht zu wissen, was der Tod ist — und wer vor ihm und nach ihm hat gewußt, was allein Sache des Glaubens, des philosophischen, wie des christlichen ist? — »so zeigt er sich im Betreff der philosophischen Ansichten als Skeptiker«, und »konnte Plato, der Verf. des Phädon, »den Sokrates so über den Tod reden lassen, und »ihm eine solche wahrhaft gemeine, geist- und ge»fühllose, ja fast lächerliche Gleichgültigkeit zuschrei»ben, wie sie sich vorzüglich in den Worten S. 127 »ausspricht ὅτι ἐμοὶ μὲν θανάτου μέλει, ἐι μὴ ἀγροικότερον ἦν »ειπεῖν, οὐδ' ὁτιοῦν« (daß ich um den Tod, wenn es nicht zu hart zu sagen war, auch gar keine Sorge habe). — Uebrigens begegnet in dieser Diatribe dem Verf. wieder, was schon oben, daß er, des Streitpunktes vergessend, meinet, Plato habe den Sokrates nicht so können reden lassen, weil er im Phädon sich anders äußert. Und worin besteht am Ende die wesentliche Verschiedenheit zwischen dem, was der Phädon und die Apologie vom Tode enthält? Daß Sokrates vor den Richtern und dem Volke sich des Philosophischen in der Lehre von Unsterblichkeit und Tod enthält, wird der Verf. selbst nicht hierher rechnen; dieses aber hinweggenommen, tritt uns, wie in der Apologie so auch im Phädon, die Hoff-

nung entgegen, daß der Tod die größten Güter gewähren werde, welche Hoffnung durch die Gespräche daselbst gestützt und befestiget wird. — Das alles hinlänglich erwogen, finden wir hier wieder nicht das geringste, was unsere große Achtung auch gegen diesen Theil der Apologie herabzustimmen im Stande wäre, und wir werden fortfahren, ihn mit dem »unkritischen« Cicero *) und denen, welche seiner Meinung sind, zu bewundern, während wir dem Verf. rathen, bey Zeiten darauf zu denken, wie er für seine künftigen platonischen Arbeiten sich die erzürnten Manen des Sokrates und Plato durch ein Sühnopfer geneigt mache.

10. »Auch im Vortrage verräth sich der Redner (?) nicht nur in der Entgegenstellung der Gedanken, sondern auch der Worte S. 488. Für das Erstere wird allein die Aeußerung C. 23 angeführt: ἀλλ' ἐν πενίᾳ μυρίᾳ εἰμὶ διὰ την τοῦ Θεοῦ λατρείαν »ich bin in gänzlicher Armuth geblieben, weil ich dem Gotte diente«, über deren Gewicht unnütz wäre mit dem zu sprechen, welcher es nicht selbst gefühlt hat. Für das zweyte soll zeugen, was der Verf. spielende Antithesen nach dem Vorbilde des Gorgias und Lysias nennt. Das Meiste, was er aufbringt, οὔτε μέγα οὔτε σμικρόν, oder διαβολὴν ἐξελέσθαι, ἐν οὕτως ὀλίγῳ χρόνῳ οὕτω πολλὴν γεγονυῖαν und ähnl. kann als sehr gleichgültig und auch gemeiner Rede nicht widerstrebend füglich auf sich beruhen. Dahin gehört auch der Gegenklang der Buchstaben (allitteratio) z. B. von der Schlechtigkeit θᾶττον γάρ θανάτου θεῖ »worüber man«, heißt es, »nicht einmal lächeln kann, weil es zu abgeschmackt ist«, παρὰ τὸ δέον δείσας θάνατον u. a. Es wäre übrigens sogar nicht besonders auffallend, wenn Sokrates selbst in seiner Vertheidigung ähnliche Andeutungen rhetorischer Art hätte durchscheinen lassen. Denn offenbar ist, daß ihn auch in dieser Vertheidigung, ungeachtet des großen Ernstes der Sache jene alles durchdringende Ironie nicht ganz verlassen hat, welche so tief in seinem Wesen und in seiner Ueberlegenheit begründet war. — Was

---

*) Tusculan. Quaestiones L. I. 42, wo das Meiste davon übersetzt ist mit dem Schlusse: Et haec quidem hoc modo; nihil autem melius extremo: »Sed tempus est, inquit, jam hinc abire me, ut moriar; vos, ut vitam agatis. Utrum autem sit melius, Dî immortales sciunt; hominem quidem scire arbitror neminem. *Nae ego haud paulo hunc animum malim*, *quam eorum omnium fortunas*, *qui de hoc judicaverunt*. Mit ähnlicher Bewunderung äußert sich Montaigne (T. 4. p. 217 der kl. Ausg.) darüber: Voilà pas un playdoyer sec et sain, mais quand et quand naïf et bas *d' une hauteur inimaginable*, *véritable; franc et juste au delà de tout exemple* u. s. w.

sodann über »leere Wortmacherey« gesagt wird, könnte jemand, welcher mit so erniedrigendem Namen das Bestreben dem beschränkten Richter faßlich zu sprechen, belegen will, noch weiter ausführen als es hier geschehen ist, und zur Stütze des gebrechlichen Beweises die Anzahl der Anakoluthien, welche der lockere Vortrag der gewöhnlichen Redeweise veranlaßt, herbey ziehen. Wir lassen dergleichen billig an dem mit Trümmern zerschlagener Waffen besäeten Wege liegen, so wie wir nicht begreifen, wie der im zweyten Capitel vorläufig angedeutete Gang der Apologie, daß nämlich Sokrates sagt, er wolle zuvor von den frühern Verläumdungen, dann erst von der Anklage sprechen »eine rednerische Consequenz« seyn kann, »die eben so wenig dem Character des Sokratischen, als des Platonischen Vortrags angemessen ist,« und fassen noch einiges leichte Volk flüchtiger Beweise kurz zusammen, was hinter dem schwerbewaffneten einherzieht. Der Verf. findet es »sehr unwahrscheinlich«, daß dem Sokrates seine Freunde »zugeredet, seine Strafe auf dreyßig Minen zu schätzen.« Was ihm diesen an sich doch wohl sehr geringen Dienst der Zahlung und Bürgschaft übernehmender Freunde, wir wollen nicht sagen sehr, sondern nur im geringsten unwahrscheinlich mache, wäre kaum zu begreifen, wenn sich nicht fände, »daß die angeblich xenophontische Apologie §. 23 läugnet, daß sich Sokrates selbst geschätzt, oder eine Strafe zuerkannt habe. Auch angenommen, beyde Apologien stünden als zwey gleiche Autoritäten einander widerstreitend gegenüber, so würde sich erst noch fragen, ob nicht der Irrthum auf Seite der xenophontischen sey. Wie aber mag jemand aus der sicher untergeschobenen, die des Xenophon Namen trägt, Gründe hervorsuchen gegen diejenige, deren Unechtheit erst noch zu erweisen steht? — Ferner heißt es »in vielen Stellen hatte der Verfasser unläugbar den Plato vor Augen.« Ist es, wie wir gesehen haben, Sokrates, welcher in der Apologie spricht, so darf man diesen Satz umkehren, und niemanden wird es auffallen, wenn in andern sokratisch-platonischen Gesprächen Ansichten und Aeußerungen der Apologie wiederkehren. Alle platonischen Werke erinnern auf ähnliche Art an andere ihres Urhebers, und die Apologie oder andere in Beziehung auf sie machen nur von der Regel keine Ausnahme. Dasselbe gilt von dem, was als Nachahmung des Xenophon und Isokrates ausgezeichnet ist. Ueberzeugt, wie wir sind, von der Echtheit der Apologie im angegebenen Sinne, können wir dem Xenophon und Isokrates überlassen, sich über das ihnen mit der Apologie Gemeinsame, und wie sie dazu gekommen, dem Sokrates und Plato auszuweisen.

Zur weitern Beruhigung derjenigen aber, welche ein so kühner und schonungsloser Angriff irre gemacht hätte, führen wir noch an, was auch dem gelehrten Verfasser nicht entgangen ist, daß mehrere Stellen in des Aristoteles Rhetorik zeugen, dieser habe die Apologie des Plato vor Augen gehabt und benützt. So faßt er offenbar 2. B. 23. Kap. §. 27 des Sokrates Beweisführung, daß er, Dämonisches annehmend, Götter glaube, in diese Worte zusammen. »Ein anderer Beweis fließt aus der Erklärung, zum Beyspiel das Dämonion ist nichts, außer entweder Gott oder Gottes Werk. Wer nun an Gottes Werk glaubt, »dieser muß nothwendig auch glauben, daß Götter sind.« Noch offenbarer bedient sich derselben Beweisführung, die unserm Verfasser, wie wir sehen, nicht nur sophistisch und abgeschmackt, sondern auch eitel und grundlos war, derselbe Aristoteles als eines Beyspiels vom richtigen Gebrauche der Frage in den Reden, Rhetor. 3. B. 18. K. §. 5 »hat man den einen Vordersatz gefragt, so darf nicht noch dazu nach dem, was offenbar ist, sondern nach dem, was aus dem ersten folgt, gefragt werden, so wie Sokrates, als Melitus behauptete, er glaube an keine Götter, ihn fragte, ob er doch das Dämonion für etwas halte? Als jener zusagte, fragte er weiter, ob nicht die Dämonen Söhne der Götter, oder sonst etwas Göttliches seyen? Als er auch dieses zugab, fuhr er fort: »Ist nun wohl jemand, welcher Söhne der Götter annimmt, Götter aber nicht?« Ἐστιν οὖν, ἔφη, ὅστις θεῶν μὲν παῖδας οἴεται εἶναι, θεοὺς δὲ οὔ; wo man fast die Worte der Apologie Kap. 15 τίς ἂν ἀνθρώπων θεῶν μὲν παῖδας ἡγοῖτο εἶναι, θεοὺς δὲ μή; wieder findet.

Und hier endlich wären wir mit diesem in der Form und Ausführung unerhörten Angriff auf die Apologie zum Ziele gekommen. Dem Leser aber bleibt es überlassen, nach Erwägung dieser nicht eben verwickelten noch schwierigen Streitsache sich zu bestimmen, ob er mit Hrn. Ast die Apologie für »das Machwerk eines Redners« halten will, und für welch' ein Machwerk welches Redners haben wir gesehen, oder ob er mit Cicero, Montaigne, Schleyermacher und mit wie viel andern Ehrenmännern *) außer ihnen, sich an derselben, als an der wahren von Sokrates vor Gericht gesprochenen, von Plato überlieferten Vertheidigung erfreuen, und in ihr außer vielen groß gedachten und einfach gesagten Dingen in der erhabensten Ruhe

*) Auch Wolf, den Wiedererwecker und Gründer des kritischen Studiums der platonischen Werke, dürfen wir wohl hierher zählen, der noch neulich die Apologie durch Reinigung ihres Textes und neue lateinische Uebersetzung geschmückt, auch besonders herausgegeben hat.

verbunden mit unwandelbarer Heiterkeit des Geistes, das Bild und gleichsam den Abdruck des großen und wahren Weisen auch in Zukunft mit Bewunderung betrachten will.

Einer ähnlichen Kritik, wie die Einwendungen gegen die Gesetze und Apologie, ließe sich das Meiste unterwerfen, was er gegen bisher unangefochtene Dialogen des Platon aufgestellt hat. Rücksichtlich des Lysis und Laches, welche, von dem Verfasser verworfen, in der neuen Ausgabe der Uebersetzung von Schleyermacher fortdauernd als echt-platonische aufgeführt werden, erklärt dieser größte Kenner platonischer Sprache, Art und Lehre, daß er, was Stellung und Echtheit jener Gespräche betrifft, durch die Astische Kritik keines andern ist überzeugt worden, und so mag denn wohl der wahre Hector unerreicht von allen Geschossen dieses Werkes in den Mauern von Troja ausruhen, während sein Schutzgott den Gegner durch ein Trugbild des Helden von dem rechten Pfade abgelenkt und getäuscht hat.

Der andere, auf dem Titel angegebene Hauptgegenstand, der Versuch die Zeitfolge der echten Gespräche zu bestimmen, ist, den ganzen Plato gegen den astischen gehalten, schon deßhalb unvollständig geblieben, weil bey den von ihm verworfenen Gesprächen von dieser Sache nicht die Rede seyn konnte, und dieselbe deßhalb nur bey den vierzehn verhandelt wird, welche der Verurtheilung entgangen sind. Was aber Zeit des Ursprungs und Folge bey diesen anbelangt, so ist, wie bekannt, aus äußern Gründen, den Hindeutungen auf Geschichten und Personen in denselben wenig Genügendes zu gewinnen, weil diese Beziehungen selten deutlich genug sind, und meist nicht auf die Zeit gehen, in welcher das Gespräch geschrieben, sondern in welche es zurückgelegt und angeblich ist gehalten worden. Alles Aeußere demnach kann nur als Hülfsmittel einer tiefer eingehenden Untersuchung betrachtet werden, welche die Werke selbst, ihren innern Zusammenhang und die fortschreitende Entwickelung platonischer Kunst und Lehre beachtet. Hiervon ausgehend hatte Schleyermacher die Hauptwerke in drey Klassen oder Reihen gebracht, so daß immer die Werke der folgenden die der vorangehenden voraussetzten, und hatte die zu einer jeden gehörigen so geordnet, daß er den Ursprung des folgenden aus oder nach dem frühern, und sein Verhältniß zu ihm darlegte. Diese wissenschaftliche That, wenn es erlaubt ist, das Wort zu brauchen, die größte und rühmlichste, welche in der neuern Zeit für den Plato ist ausgeführt worden, laßt sich von keinem Nachfolger wiederholen, sondern nur in ihren Folgen anerkennen und benützen, wenn auch über Einzelnes, die Stellung des einen oder des andern Gespräches,

besonders der beygeordneten, und die Richtigkeit dieser oder jener Beziehung der Werke aufeinander, noch weiteres zu verhandeln bleibt. Auch Hr. Ast legt jene Eintheilung der Dialogen in drey Reihen zum Grunde, ob er gleich dabey des Vorgängers nicht gedacht hat, sey es, weil er sein Verdienst als bekannt vorausgesetzt, oder weil er geglaubt hat, die Arbeit desselben durch seine Abänderungen und Zusätze zu der seinigen gemacht zu haben. Denn Schleyermacher hatte, als Grund der Unterscheidung und Anordnung den Inhalt und die Form betrachtend, diejenigen Werke, welche eine den Gegenstand feststellende wissenschaftliche Untersuchung und Darstellung enthalten, und die in dem andern geführten Unterredungen als ihre Grundlage voraussetzen, nämlich die Politeie, den Timäus und Kritias als die letzten bezeichnet, und ihnen eine Reihe anderer Gespräche entgegen gestellt, welche die Ahnungen und ersten Keime dessen, was sich in den folgenden weiter entwickelt und deutlicher darstellt, so wie die ersten in das Große gearbeiteten Versuche der dialektischen Methode enthalten, bey vielen Spuren von Jugendlichkeit der Ansichten und der Darstellung, den Phädrus, Protagoras und Parmenides. Zwischen beyde Reihen legte er diejenigen, welche den Uebergang bildend, die aus den erstern hervorgehenden Grundsätze und Grundansichten in fortschreitender Entwickelung gebrauchen, um den Unterschied zwischen der philosophischen und der gemeinen Erkenntniß darzulegen, und ihrer Seits die reine Wissenschaft der letzten vorbereiten und begründen, den Theätetus, den Sophisten, Staatsmann, Phädon und Philebus, die übrigen eintheilend, wie ihnen die Beschaffenheit ihres Inhalts die Stelle anwies. Zwar scheint Hr. Ast diese erzeugende Anordnung, welche die Kunst und Lehre des Philosophen bey ihrem Ursprunge faßt, und sie beobachtend und bestimmend bis zu ihrer Gestaltung zur Wissenschaft geleitet, zu verwerfen, indem er S. 39 u. s. w. behauptet, Plato sey bey Abfassung seiner Gespräche weit davon entfernt gewesen, seine Grundsätze und Ideen nach und nach bis zur vollständigen Darstellung zu entwickeln, und seine Gespräche seyen durch keinen wissenschaftlichen Zusammenhang verknüpft; doch werden diese Behauptungen zum Theil dadurch widerlegt, daß Plato selbst die Hauptgespräche der zweyten und auch die der dritten Reihe als zusammenhängende bezeichnet, und am Ende hat der Verfasser jene drey Reihen beybehalten, indem er sich begnügt, ihnen eigene Namen zu geben, den Parmenides in die zweyte Reihe, und in der ersten den Protagoras vor den Phädrus zu stellen. Die übrigen fünf, welche ihm außer den genannten allein noch als echt gelten, hat er dann auf seine Weise in den drey Reihen untergebracht.

Das Besondere aber, was bey jedem Gespräche noch auszuführen war, um die Stelle, welche es einnimmt, zu rechtfertigen, und die Zeit seines Ursprungs zu erforschen, ist bey mehrern kaum berühret. Beym Phädon heißt es S. 167 nur, Plato habe sich vielleicht selbst in Phlius beym Echekrates befunden, als er, nicht lange nach dem Tode des Sokrates, den Phädon geschrieben. Mit gleicher Leichtigkeit wird die Sache beym Theätet S. 192 abgethan, und in Bezug auf den Sophisten S. 212 nur bemerkt, daß nach Angabe des Plato das Gespräch einen Tag nach dem Theätet gehalten worden. Beym Staatsmann wird S. 238 nur Tennemanns Meinung angeführt, und beym Parmenides S. 249 bemerkt, daß er mit den andern dialektischen Gesprächen der zweyten Reihe in Verbindung stehe, und ihre positive (?) Ergänzung sey.

Doch uns hindert die Länge, zu welcher diese Beurtheilung bereits angewachsen ist, bey diesen Untersuchungen über Folge und Stellung der Gespräche und bey dem, was sonst noch über platonische Philosophie und Kunst verhandelt wird, in das Einzelne einzugehen, und wir scheiden von dem reichhaltigen Buche, zwar bedauernd daß es in Bestreitung platonischer Lehren und Werke vieles Einseitige und Abstoßende enthält, zugleich aber auch darin anerkennend die eigenthümliche Ansicht, den Scharfsinn, die gründlichen Kenntnisse und in einem Theile einen bedeutenden und selbst ausgezeichneten Werth. Wir meinen nämlich die Beurtheilung der für ächt erklärten Gespräche, die der Verf. nach der Angabe des Inhaltes bey einem jeden folgen läßt, welche sich eben so sehr durch Umsicht und Reichhaltigkeit empfehlen, als sie durch Genauigkeit und Gründlichkeit auch den Forderungen der Kritik genug thun. Irre ich nicht, so gehören sie zu dem Besten, was über den Plato ist geschrieben worden.

Friedrich Thiersch.

Art. VI. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo. Zweyter Band. Hannover, 1817. Bey den Brüdern Hahn. XII, und 554 S.

Der Verfasser hat in diesem zweyten Bande einen weit strengeren Gang beobachtet, indem ihm Zerstückelungen der Nachrichten weniger entschlüpft sind, die leider im ersten Bande häufig vorkommen (wie z. B. über Erzbischof Thiemo von Salzburg die Nachrichten S. 91, 187 und 205 verstreut, und zum Theil wiederholt sind). Dagegen ist auch hier eine unverschuldete Ungleichförmigkeit bey genauerer Betrachtung nicht zu verkennen,

deren Grund natürlich in den mehr oder mindern Nachrichten, die der würdige Verfasser fand, und die er daher benutzen konnte, liegt; oft fehlten leider Nachrichten ganz.

Ehe wir nun zur Beurtheilung und Durchgehung des zweyten Bandes schreiten, erlauben wir uns noch eine kleine Nachlese zum ersten Bande, um so eher, da die ganze Hälfte des zweyten Bandes keiner Musterung bedarf, indem sie der Betrachtung einzelner bekannter ausgezeichneter deutscher Künstler und ihrer Schüler gewidmet ist, über die es an umfassenden Nachrichten im Ganzen nicht fehlt.

Nordhausen ist im ersten Bande gänzlich vom Verfasser vergessen worden, und doch enthält es manch Wichtiges. Die Domkirche ist aufmerksamer Betrachtung wohl werth, und ein ganz eigenes, auf diese Art selten vorkommendes Gebäude. Das Chor ist niedrig und als eine kleine, eigene, länglicht vierseitige Kirche zu betrachten, aus großen Viereckſteinen ist es erbaut. Die Fenster sind klein und schmal, haben aber den Spitzbogen, um welchen oben ein runder Stab als einzige Verzierung gelegt ist, welcher im Gewände auf einem Säulenstabe mit Knauf, Ring um die Mitte und auf kleinem Fuße steht. Oben am Dache ist eine Verzierung dicht neben einander stehender kleiner Bogen, die wir an vielen Gebäuden gefunden haben, welche entweder bewiesen sehr alt sind, oder von denen sich doch ein höchst bedeutendes Alterthum vermuthen läßt. Wir wissen sehr wohl, daß man diese neben einander stehenden Bogen für ein Zeichen der neugriechischen Baukunst hält, was wir nicht abläugnen wollen, wenn uns gleich unsere fortschreitenden Untersuchungen den Glauben an neugriechische Baukunst in Deutschland sehr erschüttert haben. Davon in einer andern Anzeige. — Die Seite gegen Morgen ist gerade geschlossen, mit drey kleinen und schmalen Fenstern. Vor dieser kleinen Kirche stehen gegen Abend zwey hohe spitze Thürme, und nun folgt das große Schiff mit breitem Giebel und mit mächtigen Seitenflächen vor dem kleinen ursprünglichen Kirchlein (denn so betrachten wir die eben beschriebene), weit vorspringend und es auf allen Seiten überragend. In den Thürmen haben die Fenster doppelte runde Bogen, welche in der Mitte auf einer Säule ruhen. Alles ist ohne Strebepfeiler, durch eigene Dicke der Mauer getragen, und nicht durch zu hohes Gewölbe im Innern auf den Seitendruck wirkend. Das Schiff der Kirche ist von Backsteinen gebaut, und hat gegen Mittag eine Vorhalle, die mit einem Spitzbogen überwölbt ist, so wie auch die tief liegende Thür, durch welche man in die Kirche tritt, mit Stäben geziert ist.

Betrachten wir nun die Kirche im Innern, so ist sie auch da

sehr merkwürdig. Was jetzt Chor ist, das war früherhin die ganze Kirche, das zeigt sich inwendig deutlich. Im letzten Theile gegen Morgen nämlich, wo der Altar steht, ist das Gewölbe einfach ohne hervorstehende Gurten. Dann folgt ein breiter Bogen, wie sich sonst bey Scheidung des Chores und Schiffes findet, und darauf sieht man zwey Gewölbeabtheilungen mit hervorstehenden Gurten, aber ganz einfach gewölbt. Unter den abgeschnittenen Gurten, die keine Gurtfortsetzungen an den Wänden niederschicken, sind steinerne Bilderdecken, unter denen sechs Bildsäulen stehen. Sie sind nicht unmerkwürdig und zum Theil gut gearbeitet, Könige und Königinnen, die, zum Zeichen der Stiftung, Kirchen in den Händen tragen. Sie sind weiß und nur an einzelnen Stellen, an Zepterknäufen, Gürteln, Knöpfen u. s. w. vergoldet. Besonders sind aber auch noch die Kragsteine, auf welchen sie stehen, ausgearbeitet, und zeigen verschiedene Gestalten, als: einen Mann der einem Löwen das Maul aufreißt; ein Geschöpf, das unten Pferd mit dickem Wanst, oben aber Mensch ist und die Trommel schlägt u. s. w.

An der Seite des Altares hinterwärts ist altdeutsches Bogenwerk in die Wand eingelassen, ein Spindchen zur Bewahrung des Allerheiligsten. In den Fenstern ist ein kleiner Rest von Glasmalerey, Maria mit dem Christkinde zwischen zwey Bischöfen. An den Sitzen der Geistlichen ist allerhand hübsches Schnitzwerk, als: ein Mann, der einen Hirschkopf hält, neben ihm ein Hund; ein lesender Einsiedler; ein Drache hält das Gesims über den Sitzen, und ringelt sich mit dem Schweif bis zur Lehne nieder; ein Löwe mit einem Frauengesicht und einer Kappe; ein Löwe, der ein Thier im Munde hält; ein Geyer, der einen Vogel geraubt hat und im Schnabel hält, und wieder ein bärtiger Mann, der einem Löwen den Rachen aufreißt, Simson? wie wir ihn schon oben als Kragstein sahen.

Das Schiff der Kirche ist, wie gesagt, weit neueren Ursprungs; es ist dreyfach und alle drey Theile sind von gleicher Höhe. In der ersten an das Chor anschließenden Gewölbereihe ist das Gewölbe niedergesunken und mit Holz vertäfelt. Eben so sind im Seitenschiffe links noch zwey Gewölbeabtheilungen eingesunken. Das mittlere Schiff ist kunstreich und sehr zusammengesetzt gewölbt, ohne die sonst gewöhnlichen, die einzelnen Gewölbe trennenden, Hauptbogen-Schläge, so daß die Gurten des einen gebrochen in die Gurten des andern übergehen. Es ist so künstlich, daß es wohl eine Abzeichnung verdient. Acht Pfeiler tragen alles, woran an den Ecken die Gurtfortsetzungen als drey Säulen niedergehen, und durch ihre brechende Rundung den Pfeilern ein sehr schlankes Ansehen gewähren. In den Seitenschiffen stehen die

Gurten auf dreyfachen kleinen Dreyviertel-Säulen. Die Fenster sind hoch, mit altdeutschem Kleeblätter-Schmuck, zum Theil jetzt nur halb mit Glas, das andere mit Holz versetzt, zum Theil mangelhaft, ja gar der mitten stützende Steinstock zerbrochen, und den Einsturz drohend. Von Glasmalereyen finden sich unbedeutende Reste. Von außen zeigt sich der Neubau des Schiffes auch darin, daß es Strebepfeiler hat, die aber unverziert sind.

Wir können nicht umhin, bey Nordhausen ein Bild zu erwähnen, was wir zu den vorzüglichsten Arbeiten Lucas Kranach's rechnen. Herr Fiorillo erwähnt es, auch Band II. S. 374, doch mit großem Mißverständnisse, indem er zwey ganz verschiedene Gemälde zusammen wirft. Er sagt nämlich: »und in der St. Blasienkirche zu Nordhausen das Epitaph des berühmten Meyenburg (?), ebenfalls von unserm Meister verziert. Hier hat er die Geißelung Christi dargestellt, und die Portraite von Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Paul Eber angebracht.« Es ist nun so. Rechts seitwärts im Chore der St. Blasienkirche zu Nordhausen hängt ein sehr großes Bild Kranachs, mit einem Fleiß in der Ausführung, so reich und anziehend und einer so lebendigen Farbengebung, das uns nur wenige ihm gleiche vorgekommen sind. Die auf dem Gemälde stehende Jahreszahl deutet zwar auf Lukas Kranach den Sohn, aber wir halten es doch für ein Werk des Vaters, das nur erst später zum Grabdenkmale genommen ward. Ein ganz ähnliches, welches aber wohl von Lukas Kranach dem Sohne gewiß ist, findet sich zu Eisleben unter einigen erst vor kurzem entdeckten Bildern.

Die Darstellung ist: Christus erweckt Lazarus; links stehen Luther, Melanchthon und viele schwarz gekleidete Männer, wohl lauter erste evangelische Glaubenslehrer. In der Mitte des Hintergrundes ist Christus, welcher Lazarus erweckt, umgeben von mehrern vor ihm knieenden Frauen, und im Hintergrunde eine bedeutende Anzahl von Männern, welche dem wundervollen Werke, einige mit nicht sonderlicher Andacht, sondern lebhaft ausdrückend, daß der Todte schon lange in der Erde ruhte, zu sehen. Vorne knieen die Schenker. Rechts drey Frauen mit zwey Wappen zur Seite, links ein Mann in einem Pelze, neben sich ein Wappen, dahinter zwey Männer mit Wappen, dann folgen drey Männer; vorne kniet ein Kindchen im Sterbehemde, und hinter dem schwarzen knieenden Schenker sieht man zwey andere so angezogene. Unten steht eine große Menge lateinischer Verse als Grabschrift, darunter: Discessit ex hac vita anno MDLV die Novembris XIII. aetatis suae LXIII. *J. Masse*, theologiae Doctor. Das Bild ist vortrefflich. Ein zweytes

Bild von Lukas Kranach hängt im Schiff der Kirche; es ist auch sehr brav, hat aber nicht die Farbenweichheit des eben beschriebenen, auch ist der Gegenstand schon unlieblicher. Es ist ein Ecce homo in Lebensgröße, zum Theil die Nachahmung der Natur, welche mehr zurückstößt als anzieht und das ohnehin Traurige, ja Grausige keck und unverhüllt darstellt. Christus ist nackt, hat die Hände auf der Brust gekreuzt, und ein Tuch um die Hüften geschlagen. Das Blut fließt sanft aus seinen Wunden, zu seinen Füßen liegt eine Geißel. Dabey ist ein Wappen: im Schilde und auf dem Helm ein Mann, der einen rothen Pfeil in den Händen hält.

Von der St. Jakobskirche zu Sangerhausen weiß der Verfasser nichts, und erzählt nur Band I. S. 494: »daß die alten vergoldeten Bildsäulen von Heiligen, welche auf dem Altare stehen, dem vierzehnten Jahrhundert angehören und aus der Augustinerkirche dorthin versetzt worden sind.« Einige Baunachrichten werden nicht unwichtig erscheinen. Das Chor ist alt, einfach, mit starken Strebepfeilern, niedriger als das Schiff, zusammengesetzt gewölbt und dreyseitig geschlossen. Die Fenster sind ziemlich schmal, aber hoch und enthalten Reste von Glasmalerey. Der Hochaltar ist geschnitzt und alt: Christus am Kreuz, zu jeder Seite fünf Heilige. Die Thüren sind auch inwendig geschnitzt, auf jeder Seite fünf Heilige; auswendig sind die Thüren bemalt, und stellen vor: rechts die Geburt Christi, links Maria zur Elisabeth kommend, alle mit Spruchbändern. Die Malerey ist gut, auf Goldgrund. Hinter dem Altar findet sich ein altes gut gemaltes Altarbild auf Goldgrund: Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes, auf jeder Seite noch zwey Heilige. Auch an diesem Bilde sind Thüren, von denen die links Christus auf dem Oehlberge zeigt, die rechts den Judaskuß. Das Schiff der Kirche ist dreyfach, hat kein Gewölbe, sondern nur eine sehr hoch liegende Holzdecke, welche auch über die Seitenschiffe geht. — So weit die Nachlese, die wir hier abbrechen müssen; wir gehen nun zum vorliegenden Bande über, wobey wir auch zuweilen auf wichtige Bauwerke aufmerksam machen wollen, von denen Beschreibungen fehlen, wenn wir sie auch selbst nicht ergänzen können, nur um andere darauf aufmerksam zu machen.

S. 9. Die Nachricht von Dom zu Minden ist ganz ungenügend. S. 14, vom Dome zu Paderborn fehlt die Beschreibung ganz. Ueberhaupt sind die nähern Umgebungen des Verfassers etwas stiefväterlich behandelt. Wann werden einmal die höchst bedeutenden Alterthümer des so merkwürdigen Westphalen-Landes und der nahe liegenden, wo so höchst viel Wichtiges und Altes seyn muß, ihren Beschreiber finden, und zwar ihren umsich-

tigen Erforscher, der weiß was er sieht, und was er zu beschreiben hat? Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Dom zu Hildesheim S. 23, dessen Vollendung in das Jahr 1061 fällt. So ist es auch S. 25 mit der Stiftskirche zu Gandersheim. Indessen geben die Antiquitates Gandersheimensis von Leuckfeld doch Abbildungen, die nicht zu vernachläßigen sind. Ueberhaupt müssen wir hier auf eine Quelle über altdeutsche Baukunst aufmerksam machen, die noch gar nicht benutzt ist, und, wenn auch nicht untrüglich, doch vielfältig belehrend seyn kann. Es ist bekannt, daß auf den ältesten Denkmälern in Stein, welche den Kirchen-Stiftern gesetzt wurden, diese, zum Zeichen der Stiftung, immer mit einem Kirchengebäu im Arme abgebildet werden. Diese, so glauben wir und haben bereits dazu den Anfang vorlängst gemacht, müßte man sammeln; entsprechen sie auch nicht treu dem Gebäude, welches der sie haltende Stifter aufführte, obgleich dieß auch oft gewiß der Fall ist, so zeigen sie doch im Allgemeinen die Grundzüge damaliger Bauart, und sind stets belehrend. Auch bis in spätere Zeiten pflanzte sich noch diese Darstellungsart fort, indem auf Gemälden überaus oft solche Kirchenbilder vorkommen.

S. 27. Der Dom zu Goslar ist ein ewiger Schandfleck für die französisch-westphälische Herrschaft, und für den Sinn der Bürger dieser Stadt, der noch jetzt leider sie zu beherrschen scheint. Nicht allein jene Zertrümmerer drangen und arbeiteten auf Vernichtung des alten Domgebäudes, an welches sich so manch geschichtliches Andenken knüpft, sondern die Stadt-Behörden selbst drangen eifrig auf gänzliche Vernichtung! Ein Befehl von England aus soll das Gebäude jetzt gerettet haben; zur Ehre Deutschlands wollen wir die Wahrheit dieses Gerüchts als gewiß annehmen. Wir wollen jetzt erzählen, was wir noch im Jahre 1817 an diesem Gebäude bemerkten, dessen überaus große Bauwichtigkeit nicht zu verkennen ist. Er gehört nicht zu den Prachtbauten, denn sein Bau fällt weit vor die Zeit der schönen altdeutschen Baukunst, aber er hat sich in ursprünglicher Reinheit bedeutend erhalten, und wirft daher auf die Bauart des elften Jahrhunderts ein wichtiges Licht. Verändert hat die neuere Zeit wenig an ihm, nur vernichtet. Der Anblick, welchen die Kirche von weitem gewährt, ist nicht besonders erhaben, sondern eher sehr einfach. Das Schiff ist zwar ziemlich hoch, die angebauten Abseiten sind aber sehr niedrig, die Thürme keinesweges reich geschmückt und bedeutend. Aber der vorherrschende runde Bogen wird einem jeden als höchst wichtig gleich auffallen, und die an der Kirche befindlichen Spitzbogen in den Abseiten, den Chorfenstern und der Kapitelstube wird ein jeder sogleich als spä-

tern Zusatz erkennen. Die Hauptthüre gegen Mittag, an einem Vorbaue (einer Art Vorhalle) angebracht, fällt zuerst auf. Herr Fiorillo beschreibt sie richtig, bey der Inschrift steht nur vor Hartmannus ein †, und statt basin heißt es basisque. Die darüber in Blenden stehenden Gestalten sind halbe Bildsäulen (das heißt der Rücken fehlt, und ist grade abgeschnitten); sie sind ohne sonderliche Kunst gearbeitet, aber eben darum wieder merkwürdig.

Gegen Abend sind zwey ganz kurze übelgestaltete Thürme, schlecht oder gar nicht verziert, und unten darunter ist eine Vorhalle ohne Verzierung. Da hier nichts zu betrachten bleibt, so wendet man sich wohl bald wieder gen Mittag, und bemerkt nun an der Abseite, welche von der vorgebauten Hauptthür anfängt, sechs Giebel, an welche sich das Kreuz anschließt, dann folgt das Chor. Chor und Schiff sind außen gleich hoch, und unstreitig auch aus einer Zeit des Baues. Oben darauf, auf dem Mittelpunkte des Kreuzes, steht ein kleines achteckiges Thürmchen. Das Chor ist dreyseitig geschlossen (auf das abgeschnittene Achteck deutend), und hat nur kleine Strebepfeiler, das Schiff der Kirche hat gar keine. Am Chore ist gegen Mitternacht ein vierseitiger Anbau (man lernt ihn inwendig als Kapitelstube kennen); an der Ecke gegen Mitternacht ist an ihm eine gewundene Säule und darüber ein Bilddach; außerdem findet man noch zwey Kragsteine und ein Bilddach, die Bildsäulen fehlen.

Der Zugwind haust jetzt schrecklich, wenn man in das alte Gebäude tritt, bey dem nun bald, wenn nichts dazu geschieht, die früher ausgesprochene Unwahrheit zur Wahrheit werden wird: daß es ganz unbrauchbar baufällig sey. Es ist keine ganze Scheibe, im strengen Wortverstande, in dem Gebäude mehr zu finden. Zimmerleute, die darin ihre Werkstätte gewählt, haben den Fußboden aufgerissen; man kann durch die Kirche nur mit großen Schritten gehen oder vielmehr stolpern, da kein Stein einen festen Halt gibt. Aus dem hohen Chore ward ein gemaltes Fenster gerettet, die Bilder Konrads, Heinrich III. und Friedrich I. in ganzer Gestalt zeigend, welche in die Stephanskirche daselbst gebracht worden; dort steht auch der berühmte Krodo-Altar, der nach Paris gewandert war, und den der Friede 1815 zurück brachte. Das alte Grabdenkmal (Fiorillo S. 32) ist noch der einzige Rest im Chore, und einige wenige noch gut erhaltene Teppiche. Das Chor ist einfach mit runden Bogen gewölbt, ohne hervorspringende Gurten. Aus dem hohen Chore geht man in die Kapitelstube, die auf Säulen inwendig ruht, und die ihren neuen Anbau durch den Spitzbogen bekundet.

Chor und Schiff sind durch eine Wand von einander getrennt

Auch hier herrscht die grausigste Zerstörung. Die metallenen Säulen, welche einst zum Krodo-Altar gehörten, sind verkauft worden; sie sollen sich in Frankfurt am Main befinden. Der Kaiserstuhl ward verkauft, er steht jetzt zu Berlin, ein Eigenthum der Kunst und Alterthum liebenden Prinzessin Wilhelm von Preussen. Gar traurig steht die Sandstein-Umzäunung noch da mit merkwürdigen Gestalten geziert. Darunter fallen auf: zwey Affen mit Mönchskutten; zwey Meerungeheuer mit Mönchskutten; ein alter Kopf, zwey Fische im Munde haltend, welchen die Sage zum Krodo macht, und die ganze Verzierung fälschlich mit dem Krodo-Altare in Verbindung bringt, als heidnische Verspottung christlichen Mönchthums; ein Vogel mit einem Menschenkopf; Löwen, Drachen u. s. w. Das Gewölbe des einfachen Schiffes ruht auf Wandpfeilern, und zeigt keine künstliche Verschlingung, es ist das einfache Klostergewölbe mit runden Bogen durchweg. Daran schließen sich die niedrigen Abseiten wieder mit runden Bogen. Dann sind aber noch Hallen angebaut so lang wie die Abseiten, und diese haben Spitzbogen und viereckige Fenster. Altes und Neues scheidet sich hier klar. Nur die drey Chorfenster haben spitze Bogen, sie rühren aber gewiß aus späterer Zeit her, als die Kapitelstube angebaut ward. Im Schiffe wechseln zur Stütze der Seitenwände des Schiffs, dieses von den Abseiten trennend, acht große Pfeiler, zwischen denen sechs Säulen und zwey kleine schmale Pfeiler stehen. Wendet man sich gegen Mittag in die Vorhalle, die wir von außen oben beschrieben, so führt aus ihr ein reich und zierlich geschmücktes Thor, mit Säulen und Stäben tief eingelegt, in die Kirche, dem vergleichbar, welches Moller in seinen Denkmälern aus dem Dom zu Mainz bekannt macht. Auch hier nur runde Bogen. Die Thüre verdient eine Zeichnung und einen Stich.

Die unter dem Chor befindliche unterirdische Kirche ist sehr merkwürdig. Daß nur runde Bogen herrschen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Das Gewölbe, auch hier ohne vorstehende Gurten, ruht auf zehn kurzen Sandsteinsäulen, mit verzierten Kopfgesimsen. In dem Fenster gegen Morgen sind an der Wand Malereyen sichtbar, die Geistliche vorzustellen scheinen. Man könnte leicht verführt werden, sie für uralt zu halten, aber, obgleich die ganzen Darstellungen undeutlich und unsichtbar geworden sind, so fanden wir doch die Jahreszahl 1484 heraus. Merkwürdig ist die Fortsetzung des Gewölbes, welche unter die Kapitelstube geht. Hier zeigt sich deutlich der Neubau, indem auf einmal, wie oben, der Spitzbogen eintritt. Das Gewölbe ruht, mit vorspringenden Gurten auf zwey Säulen.

S. 33. Die Kirche des heil. Damian und Kosmas ist

weit jünger. Das Chor ist einfach und dreyseitig geschlossen, das Gewölbe gleich hoch wie das des Hauptschiffes. Im Chore ist ein vermauertes Seitenfenster, welches Glasmalereyen enthält, die, der Vermaurung wegen, natürlich nicht sichtbar sind. Im Chore ist das Gewölbe einfach, Spitzbogen mit hervorstehenden Gurten. Darauf kommt das Kreuz, dann das Schiff mit zwey niedrigen Abseiten, alles gewölbt, aber ohne vorspringende Gurte. Das merkwürdigste darin ist der Taufstein, rund, von Messing gegossen zu Goslar 1573 durch Magnus Karsten, mit besonders reichen Zierrathen an dem durch eine Stange an der Decke befestigten Deckel, der darüber schwebt.

Von den andern Kirchen (Herr Fiorillo spricht nicht von ihnen) ist noch die Kirche des Klosters Neuwerk und die des Klosters Frankenberg wichtig. Neuwerk war schon um 1178 gestiftet. Die Kirche ist gegen Morgen gerade geschlossen, mit einem Giebel, doch mit einer runden Vorlage für den Altar, die eine runde Kuppel hat. In dieser Kuppel sieht man die Spuren eines alten Gemäldes auf der Wand, von dem man doch noch das Ganze erkennen kann: Maria mit dem Christkinde, von Engeln und Heiligen umgeben. Auch alte Schrift ist sichtbar, aber unleserlich. Auf der rechten Seite vom Altar ist ein Heiligthumshäuslein (Tabernakel) in eigener Bauart, doch weniger zierlich, als wir so viele finden. Auf einer vielleicht vier Fuß hohen Säule steht ein breites Sandsteinwerk, die ganze Ecke einnehmend, einem mit Bildwerk und Gestalten gezierten Baum ähnlich. Ueber dem Spinde, in welches das heilige Brot gestellt ward, ist ein Ecce homo, dann folgen noch vier kleine, schlecht gearbeitete Gestalten und viel Bildwerk zur Verzierung. Am Fuße liest man die ungewöhnlich gestellte Jahreszahl M° LXXX IIII° CCCC°.

Auf das Chor, welches einfach, folgt das Kreuz. Den darin befindlichen erhöhten Grabstein des Stifters Volkmar von Wildenstein bildete Heineccius in Antiquit. Goslar. sehr schlecht ab. Im Kreuz und im Chor herrscht allgemein der runde Bogen, die Fenster sind schmal und klein. Erst im Schiff tritt der Spitzbogen ein, und hier findet sich nun eine merkwürdig verzierte Gurtfortsetzung, die uns bisher noch nirgends vorgekommen. Die Gurten gehen nämlich an den Pfeilern in gewohnter Art als Dreyviertel-Säulen nieder. In Zweydrittel der Höhe aber löst sich die Gurtfortsetzung vom Pfeiler ab, wird zur ganzen Säule, macht einen Bogen, so daß zwischen ihr und dem Pfeiler ein hohler Raum bleibt, dann geht diese Säule wieder an den Pfeiler an, und an ihm als Dreyviertel-Säule nieder. In jenen hohlen Raum ist nun da, wo der Bogen unten wieder an den Pfeiler anschließt, ein Ring von wahrscheinlich gebranntem

Thon gelegt. Wo mag sich etwas Gleiches finden? Die Kirche hat gegen Abend zwey Thürme; am hohen Chore gegen Morgen finden sich außen verschiedenartige kleine Säulen zwischen den Fenstern, welche auch selten vorkommen, und gemeinhin auf sehr alte Zeit deuten.

Die Kirche des Klosters Frankenberg soll 1215 gebaut seyn; das Chor ist zugerundet, mit drey schmalen Fenstern, in denen einige Glasmalereyen. An der Seite sind ebenfalls kleine Fenster mit runden Sturzen. Die Gewölbe sind einfach, doch noch ohne hervorstehende Gurten. Auf das einfache Chor folgt das Kreuz der Kirche, und dann ein dreyfaches Schiff. Im Seitenschiff rechts treten hervorstehende Gurten ein. Die Stellung und Wechslung der Pfeiler, welche die Decke tragen, hat Aehnlichkeit mit der im Dom, und zeigt daher auf Nachahmung jener Bauart.

S. 57. Die Domkirche, dem heil. Blasius geweiht, zu Braunschweig, ist auch eines von den merkwürdigsten Gebauden Deutschlands, indem es sich in seiner Alterthümlichkeit, wenigstens von außen, sehr erhalten hat. Die Thürme, das Schiff, das Kreuz und das Chor müssen alt seyn; neu sind die Abseiten und das verzierte Gebäu zwischen den beyden Thürmen oben. Höchst auffallend ist die widerliche glatte Wand zwischen den Thürmen gegen Abend. Kein Haupteingang (er liegt zur Seite) unterbricht die einförmige Fläche. Strebepfeiler zeigen sich am alten Baue nirgends, die Abseite nur hat welche. Am Gesims des Daches zeigen sich die alten nebeneinanderstehenden runden Bogen. Friedrich Görges hat eine Beschreibung dieses Doms (Braunschweig 1815) herausgegeben, durch welche vieles in Ribbentrop's Beschreibung verbessert wird. Einige Worte daraus werden wohl hier an ihrer Stelle stehen. Das Schiff hat 137 Fuß Länge, und 61 Fuß Höhe. An jeder Seite sind acht Bogen, von denen die beyden ersten 28 Fuß Höhe, die andern nur 24 Fuß Höhe haben; ihre Breite mißt am Boden 11 Fuß. Leider erfahren wir nicht, ob es runde oder spitze Bogen sind. Trügt uns die Gestalt der äußern auf der Abbildung bey der Beschreibung von Görges nicht, so muß der runde Bogen im Gebäude herrschen; in den alten Fenstern und in der alten Thür ist er wenigstens gewiß; dieß wäre für die Zeit ihrer Erbauung eine höchst wichtige Anzeige, wie spät erst der Spitzbogen allgemein ward. Sieben Säulen stützen die Bogen, von denen die großen 22 1/2 und die kleinen 13 1/4 Fuß Umfang haben. Ein großes Bogengewölbe von 12 1/2 Fuß Tiefe und 22 1/2 Fuß Breite, auf welchem die Morgenseite des Thurmes ruht, verbindet die Kirche mit dem Thurme, dessen innere Tiefe 15 1/2 Fuß beträgt.

Acht Fuß breite steinerne Treppen führen auf das Chor. Die

Höhe des Gewölbes beträgt hier 50 Fuß; hieraus ergibt sich, daß das Chor 11 Fuß höher als das Schiff liegt. Das Chor selbst zerfällt in das vordere und hintere Chor und in die Flügel des Kreuzes. Das Vorderchor hat 36 Fuß Länge, die Breite ist der des Schiffes gleich; zu beyden Seiten sieht man eine doppelte Reihe altdeutscher Stühle. Zwey 1½ Fuß hohe Stufen führen in ganzer Breite auf das Hinterchor. Die ganze Länge des Hinterchores beträgt 43 Fuß, und endigt sich in eine Bogenhalle, die gleich am Altare anfangt. Aus den angegebenen Berechnungen zeigt sich nun die ganze Länge der Kirche von 231 Fuß. Zwey große Bogengewölbe, mit dem des Schiffs von gleicher Höhe und von 30 Fuß Breite, verbinden die Flügel des Kreuzes mit dem Vorderchore. Heinrich der Löwe baute auch gewiß Abseiten zu seiner Kirche, wie auch die kleine Kirche andeutet, die er auf seinem Grabmal in der Hand hält. Die jetzige gegen Mittag baute Herzog Otto der Milde 1318. Sie besteht aus zwey Bogengängen, durch 7 Säulen getragen, und hat 126 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 31 Fuß Höhe. Sie soll dem Baue des Schiffes entsprechen. Die Abseite gegen Mitternacht erbaute Herzog Wilhelm der Aeltere 1469, sie besteht ebenfalls aus zwey von sieben Säulen getragenen Bogengängen. Außerdem, daß sich diese Abseite in der Bauart von dem Schiffe und der Mittagshalle sehr unterscheidet, sieht man den spätern Anbau an dem Aufsetzen der Bogen auf die Kopfgesimse der Säulen des Schiffs. Im Schiffe, wie in der Südhalle, ist das Gewölbe schlicht, hier gefächert; dort sind die Säulen eckig; hier gewunden. Allgemein hält man diese Abseite für ein Kunstwerk; die Säulen sind so schlank aufgeführt, daß man kaum begreift, wie sie eine so ungeheure Last zu tragen vermögen. Nirgends sieht man, wo die Säulen zusammengefügt sind; die erste ist die künstlichste. Die Breite ist mit der andern Abseite gleich, ihre Höhe beträgt aber 30 Fuß.

Unter dem Chore des Doms, sechs Fuß unter dem Boden der Kirche, liegt eine unterirdische Kirche. In früheren Zeiten war sie eine der heiligen Era *) geweihte Kapelle, und wurde der heiligen Era Kluft genannt. 1681 ward sie zum Begräbniß des Fürstenhauses eingerichtet. Der Eingang ist in dem Flügel des Kreuzes der Mitternachtseite, durch eine große Flügelthür verschlossen, eingedeckt mit rundem Bogen. Eine steinerne Treppe von sechs Stufen führt zu der Grabespforte hinunter. Das Gewölbe wird durch acht Pfeiler in zwey Reihen gestützt (von der

*) Eine solche Heilige, das angeführte Buch nennt sie so, kennen wir nicht.

Bogengestalt des Gewölbes erfährt man nichts), das Gewölbe zerfällt dadurch in drey Gänge. Sechs Fenster erleuchten das Ganze. Die Höhe des Gewölbes beträgt 13, die Breite 31, und die Länge 78 Fuß. In der Mauer an der Westseite findet man eine alte Bildsäule des gegeißelten Christus, neben der gut gearbeiteten Säule mit dem Hahne aufgestellt, in den Blenden stehen die Bildsäulen von Johannes und Blasius; es sind Alterthümer aus der Zeit Heinrich des Löwen. Görges gab auch zuerst ausführliche Nachricht von dem messingenen, sieben Zentner schweren, Armleuchter, welchen Heinrich der Löwe verfertigen ließ. Davon einige Züge: auf vier kleinen Löwen ruhen mit den Krallen und Köpfen vier Drachen, deren Hinterseite durch Gelenke in die unterste Kugel befestigt ist. Auf dieser Kugel liegt ein Kranz von Laubwerk. Darauf folgt die Säule, welche gereift ist, und aus fünf Theilen besteht, die durch Kugeln zusammengesetzt werden. Die Säule schließt sich mit einem großen Kelche, dem der Lilie ähnlich. Das Fußgestell ist 3 Fuß 1 Zoll hoch, und die Säule 13 Fuß 9 Zoll. Vom dritten, vierten und fünften Absatz der Säule gehen die Arme aus, und die Breite des Obertheils beträgt 15 Fuß 4 Zoll. Auf der zweyten Kugel sieht man eine Malerey, wo an den vier Hauptseiten die vier Evangelisten sind; ist sie gleichzeitig, so würde sie sehr merkwürdig seyn.

S. 92. Die Nachricht von der heiligen Johanneskirche zu Lüttich, welche Notker um 981 baute, ist überaus wichtig, und wir halten dies Gebäude für eines der allerwichtigsten in Deutschland, da es die wiederholte Bauart eines zweyhundert Jahre vorher aufgeführten Gebäudes zeigt, das, für die damalige Zeit, gewiß von größter Bedeutung war. Auch daß sie ein Achteck ist, ist gerade für uns von besonderer Wichtigkeit. Wie gestaltete sich nun das Gebäude, nach altem Muster und einer zweyhundertjährigen spätern Ansicht in Bauwerken? Diese Frage können wir nicht beantworten, da Everhardt Kints délices du Pays de Liège noch immer zu den Büchern gehören, die wir nirgends haben auffinden können.

S. 107. 108. Ueber die Domkirche zu Bremen wären wohl ausführliche Nachrichten aus mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; denn wir können nicht recht begreifen, wie Bezelin die Domkirche bis auf Bogen, Säulen und Seitenmauern nach dem Muster des Köllner Dom's aufführen konnte, und es doch seinem Nachfolger Adalbert möglich war, von dem Plane Bezelin's abzugehen, und die Münsterkirche zu Benevent zum Muster zu nehmen? An den jetzigen Dom zu Kölln ist dabey freylich nicht zu denken, dessen Bau erst zweyhundert Jahre später begann.

S. 156. Der Dom zu Halberstadt ist ein überaus treffliches Gebäude, dessen ausführliche Darstellung sehr zu wünschen ist. Der Aufriß in der seltenen Beschreibung des Domküsters Haber (1728) ist erbärmlich, dagegen ist der Grundriß recht gut und belehrend (so weit dieß ohne Ausmessungen möglich ist); nur das sogenannte Paradies vor den Thürmen findet sich nicht mehr. Wir haben diese treffliche Kirche 1817 so genau als einem Reisenden erlaubt ist, untersucht und hier geben wir einen Auszug des Wesentlichen unserer Untersuchung. Drey Seiten bietet er zu wichtiger Anschauung von außen. Gegen Abend hat dies Münster zwey Thürme, die, wie das ganze Gebäude von Viereckstei-nen erbaut sind. Die Fenster darin sind groß, mit stockartigen Seitensäulen verziert; an den Gesimsen ist der kleine Schmuck der neben einanderstehenden runden Bogen. Diese beyden Thürme halten ein kleines Giebeldachhaus, welches, mit breiten und großen Fenstern versehen, mehr einem seitenoffenen Gange gleicht. Darunter ist ein großes, rundes, ungeschmücktes Fenster, und unter diesem die Thür, welche mit Säulen tief eingelegt ist. Oben ist ein hoher, geschwungener Spitzbogen, darunter sind zwey runde Bogen auf einem Pfeiler ruhend. An diesem Pfeiler steht auf einem Kragsteine der heilige Stephan, der unter seinen Füßen ein Schild hat, auf dem steht: F. M. Episcopus Gedanensis. Ueber den runden Bogen und zwischen dem Spitzbogen ist eine orgelpfeifenartige Säulenabstufung, woran unten, oben und an den beyden äußern Ecken die Zeichen der Evangelisten, in den andern Ecken sind Engelbilder. Die in's Gewände tief eingelegten Säulen springen vorne an jeder Ecke vor der Thurmmauer in einem Säulenbündel hervor, auf deren gekuppelten Kopfgesimsen sonst wohl Bilder standen. Auf jeder Seite, unter jedem Thurme, ist eine Thürblende, von kleinen Säulen unten getragen; wie denn überhaupt die seltene Säulenverzierung hier sehr reich angebracht ist.

Gegen Mitternacht erblickt man zuerst einen Umgang mit durchbrochener Brüstung oben am Dache des Hauptschiffes, der um die ganze Kirche sich erstreckt, und der bleyerne Gang genannt wird. An das Hauptschiff schließen sich unten die Abseiten, welche beynahe um die Hälfte niedriger sind, und starke Strebepfeiler haben, die, sobald sie über die Höhe des Abseiten-Daches steigen, einen starken und weitgespannten Bogen über die ganze Breite des Daches an das Hauptschiff werfen, und so auch die Widerlage von dem Gewölbe dieses mächtig hohen Gebäudes bilden. Diese Strebepfeiler-Einrichtung geht um die ganze Kirche, und fehlt nur an den Kreuzseiten und an dem bald zu erwähnenden kapellenartigen Anbau gegen Morgen. Die vier ersten Strebepfeiler an den Thürmen haben in ihrer Mitte kleine Gehäuse, an drey

Seiten offen und auf Säulen ruhend; in dreyen derselben steht noch ein Weltheiland, ein Stephan und noch ein Heiliger. Diese vier Strebepfeiler (Haber hat auf seiner Abbildung nur drey) sind sehr merkwürdig, indem sie ganz anders gestaltet sind, als diejenigen, welche den übrigen Theil des Gebäudes halten und verzieren. Zuerst sind die vier vorgebauten Bilderhäuschen etwas Eigenes, dann haben sie auf ihrer Vorderseite nur eine Spitze, schlagen aber auch einen Bogen zum Hauptschiff hinüber, der oben am Gesims des Daches einen kleinen Giebelpfeiler hat, welcher als höherer Spitzpfeiler, als Abschnitt und Haltpunkt des eben erwähnten steinernen durchbrochenen Gitters erscheint. Das Dach, welches der überschlagende Bogen hat, ist von Schiefer. Die zwischen den Strebepfeilern stehenden Fenster der Abseite zeigen nur eine rohere Arbeit; in den Schlußverzierungen stehen Kreise mit Spitzen innerhalb. Um etwas hier vorweg zu nehmen, so zeigt sich innerhalb in der Kirche bey den Gewölben, welche diese drey Fenster erhellen, auch noch eine nicht unbedeutende Bauunbehülflichkeit, selbst in schiefer und ungleicher Stellung der Gurten und Bogen. Diesen Theil der Kirche müssen wir also auf jeden Fall wohl für den ältesten der Kirche anerkennen, so eigen es auch ist, daß er gegen Abend gerichtet und wir uns von dem Gange des Baues keinen rechten Begriff machen können. Wäre er nun vielleicht auch nur um einige Jahre älter, als der andere treffliche Theil des Gebäudes, so ist doch wenigstens so viel gewiß, daß wir das Werk zweyer Baumeister sehen, von denen der eine ein minderer Kunsterfahrener, der andere ein vollendeter Künstler war. Einem wackern Bauverständigen ist hier der Vorwurf zu nicht unbedeutenden Forschungen geboten, und es wäre zu wünschen, daß ihm die Geschichte dabey zu Hülfe käme.

Die nächstfolgenden und nun um das Gebäude gehenden Strebepfeiler sind überaus reich und künstlich verziert. Zuerst zeigt ein jeder zwey offene Bilderblenden, mit Kragstein-Fuß und Bilderdach (die Gestalten, welche wohl in allen standen, sind herausgefallen. Darüber ist ein Absatz mit scheinbar Durchbrochenem, mit Spitzbogen gedeckt und darauf eine Spitze stehend, die mit der in altdeutscher Baukunst bekannten Blume verziert ist. Dahinter treten wieder ein paar Spitzen hervor, und dann schlägt der Bogen, der aus lauter eng verbundenen Viereckſteinen besteht, wieder gegen das Hauptschiff hinüber. Der untere Kreis des Bogens ist mit vielen Blumen und Blätterwerk in Stein verziert. Die dazwischen befindlichen Fenster haben vielen Schmuck, und bestehen aus einer reichen Ineinanderfügung von Spitzen und Kleeblättern. Nun tritt die Kreuzseite ein, die, wie schon gesagt, keine Strebepfeiler hat, und bey der oben in dem Geländer nur die kleinen

Strebepfeiler-Spitzen stehen, die aber auf Kragsteine gesetzt sind, welche kleine Männerchen in wunderlichen Stellungen auf ihrer Vorderseite zeigen. An den Ecken sind zwey Pfeiler, den eben beschriebenen kunstreichen Strebepfeilern ähnlich, nur nicht so weit vorspringend und mehr übereinstimmende Zier, als Giebelstützen. Das große Fenster in der Mitte der Wand unter dem Giebel ist im Spitzwinkel reich verziert, darunter folgt eine breite Wandfläche mit scheinbar Durchbrochenem; weiter ein großes Kreuz ohne Bild daran, nur an einer jeden Ecke das Sinnbild eines der vier Evangelisten. Zu einer jeden Seite ist ein zierlicher Kragstein, und in gemessener Entfernung darüber ein Bilderdach, zum Zeichen, daß darauf einst Bildsäulen, unstreitig Maria und Johannes, standen; jetzt fehlen sie ebenfalls.

Die nun darunter befindliche Thür ist wieder tief eingelegt. In dem Bogenwerke mancherley Bildnerey, besonders viel sitzende und halbe Gestalten Heiliger; in dem innern Bogen sechs, in dem größern äußern zehn; allen, bis auf zwey, sind die Köpfe muthwillig abgeschlagen; eine jede Gestalt hält ein Spruchband. Der eigentliche Thürsturz ist gerade, und ruht auf einem Pfeiler, an dem aussen eine Säule ist, auf der zwey Engel zu knieen scheinen, die in einem Buche lesen. Auch ihnen fehlen die Köpfe. In der Ausfüllung zwischen Sturz und Bogen findet sich der Tod der Maria in einem Hochbilde; nur sechs der Zwölfboten umstehen das Sterbelager, darüber Christus in der Herrlichkeit, die Seele der Maria (auf bekannte Art, als ein kleines Kind) haltend, neben ihm zwey alte Männer mit Spruchbändern. Auf jeder Seite sind noch drey Heilige (etwa die andern sechs der Zwölfboten?) und aus der Seite stehen Engel hervor. Seitwärts von der Thüre links ist ein altes Steinwerk, welches aber entstellt, mit Unterschrift, rechts eben so; die Unterschrift konnten wir uns auf keine genügende Art enträthseln, und hatten auch nicht die dazu gehörige Zeit. Am Chore herum gehen die Strebepfeiler, wie eben beschrieben, indem das Chor auch eine rundum laufende Abseite hat.

Hinter dieser Abseite steht nun noch, gegen Morgen, eine kleine angebaute Kapelle, gewiß in alter Zeit als Chor benutzt. Sie heißt die Bischofkapelle, und der Bischof soll selbst vor Zeiten in ihr Messe gelesen haben. Sie ist dreyseitig geschlossen, und hat nur kleine, ungeschmückte und schmale Strebepfeiler. Gegen Abend hat diese Kapelle eine Giebelmauer von Sandstein mit einem kleinen ganz steinernen Thürmchen, mannigfach gezackt und geziert. An jeder Ecke dieser Giebelmauer steht ein großer Strebepfeiler, der seinen Bogen nach dem hohen Chor hinüber schlägt. Die Reihe der Strebepfeiler wird nicht durch die Kapelle unterbrochen. Der schlechte Aufriß in der Beschreibung des Domkü-

sters Haber wird wenigstens einiges meiner Beschreibung versinnlichen, die Verbindung der Strebepfeiler mit dem Hauptschiff ist so dargestellt, daß man sieht, der Künstler verstand das nicht, was er darstellen wollte; die runden Bogen in den Fenstern sind ganz falsch u. s. w.

Gegen Mittag ist die Kirche leider sehr verbaut, indem daran der Kreuzgang stößt. Die Verzierungen dieser Seite sind nur schwach, da vor den Strebepfeilern noch das Dach des Kreuzganges liegt, so daß sie sehr zurückliegen, aber wieder das Seitenschiff, wie auf der Mittagsseite, halten und ihre Bogen gegen das Schiff hinüberwerfen. Das Fenster in der Kreuzseite erscheint hier sehr groß, und hat das Eigene, daß es, seiner Größe wegen, doppelt ist, indem anfangs gerade Gewände aufsteigen, in der Mitte des Fensters ungefähr geht ein runder Bogen von dem einen Gewände zum andern, einen Mittelsturz bildend; darauf stehen wieder gerade Gewände, die sich in einem Spitzbogen verjüngen und schließen. Oben darüber steht der heilige Stephan. Die beyden Pfeiler an den Ecken der Kreuzseite, die einzigen, welche vor der Kreuzgangs-Bedachung vortreten, sind wie die auf der andern Seite mit Bilderblenden und Zierrathen.

Die hohe Vortrefflichkeit des Gebäudes zeigt sich nun besonders im Innern; es ist groß, höchst prachtvoll und merkwürdig gebaut, und wie der Magdeburger Dom und so viele Münster Deutschlands, eine Quelle nicht so leicht aufhörender Forschungen. Die Reihe der einzelnen Theile erscheint innerhalb so: ganz gegen Morgen das alte einfache Chor, die Bischofskapelle, niedriger als das Hauptschiff, kapellenartig behandelt (daher der Name), dreyseitig geschlossen. Dann folgt die Chorabseite, beträchtlich niedriger, hierauf das eigentliche Chor, hoch und trefflich gebaut, auch dreyseitig geschlossen. Daran stößt das Kreuz, eben so hoch und eben so licht und schön, mit einer Empore auf jeder Kreuzseite, sternartig und zusammengesetzt gewölbt. Das hohe Chor ist, wie gesagt, dreyseitig geschlossen, auf das abgeschnittene Achteck deutend. Die Gurten stehen in höchster Höhe auf einem Kopfgesims, worunter sie in deutlicher Fortsetzung als Dreyviertel-Säulen wieder bis zur Erde gehen. Die Chorabseiten sind vermittelst, so zu sagen Thüröffnungen, oder vielleicht besser unausgefüllter Fensteröffnungen, mit dem Chore verbunden, dickere Säulen schließen sich hier an die Pfeiler an, um die verschiedenen Bogen der Abseiten, der durchgebrochenen Thüröffnungen innerhalb und der Gurtfortsetzung des Hauptgewölbes zu tragen, die zusammen um den Pfeiler ein großes Säulenbündel bilden. Die Kopfgesimse aller dieser Säulen sind geschmackvoll verziert.

Das Chorgewölbe tragen vierzehn Pfeiler; an jedem Pfeiler

ist vorne an der Gurtfortsetzung (die nicht unterbrochen ist) ein Bilderdach und ein Kragstein darunter befestigt, auf dem immer ein Heiliger, in beynahe Lebensgröße steht. Das ganze Chor wird von einer festen Mauer rund umgeben, die einen zierlichen bunten Aufsatz hat. Rund am Schluß des Chores herum sind alte merkwürdige Teppiche befestigt, mit eingewebten Gestalten, die durch ihr Alterthum, ihre Arbeit und Bewahrung der Farben und Darstellungen gleich merkwürdig sind. Die darauf befindlichen Vorstellungen gehören zum Leben der Maria und Christi, und zwar sieht man links: die kleine Maria allein die Stufen des Tempels emporsteigend, und dahinter die sich verwundernden Joachim und Anna; die Trauung mit Joseph; die Verkündigung; Maria Ankunft bey der Elisabeth; Geburt Christi (Maria kniet' anbetend an einer Seite des Kindes, an der andern Seite tritt Joseph ein, in der einen Hand eine Laterne, in der andern einen Stab haltend); zuletzt die Beschneidung. Rechts ist zu sehen: die Anbetung der drey Könige; Simeon, das Christkind auf seinen Armen haltend; die Flucht nach Aegypten; Christus im Tempel; Tod der Maria, umgeben von allen Zwölfboten; Maria neben Christus in der Herrlichkeit von Engeln umgeben.

In der Mitte des Chores steht ein alter dreyarmiger gegossener messingener Leuchter, nur schlecht gearbeitet. Davor findet sich ein größerer auch dreyarmiger, weit kunstreicher gegossen. Drey Löwen tragen ihn als Füße; auf der darüber befindlichen Fußrundung sieht man zwey kleine Gestalten: links Gott den Vater, rechts den heil. Stephan. Ueber den Rückenlehnen der Sitze der Domherren finden sich wieder alte Teppiche, als: Die Zwölfboten, gewirkt, nicht schlecht, bis auf die Gesichter. Ein jeder der Zwölfboten hat seinen Namen auf einem Spruchbande in der Hand. Christus auf dem Regenbogen, die rechte Hand zum Schwur erhoben, in der linken ein Buch. Dann: Gott Vater auf dem Throne. Auf der rechten Seite sind wunderliche uns zum Theil ganz unverständliche Darstellungen, doch steht rund um erklarende Schrift, zu deren immer mühsamen Entzifferung uns die Zeit fehlte. Um nur einer zu erwähnen, so macht den Anfang gegen den Hochaltar zu: der Traum Jakobs. — Zwischen den Pfeilern, welche Chor und Schiff von einander absondern, steht in der Höhe ein Kreuzbild von Holz. Auf dem Stehbalken sieht man gegen das Chor zu eingeschnitzt: den Engel am Grabe mit den zwey Frauen, und auf jeder Seite fünf Heilige. Die Thüren, welche aus der Chorabseite in's hohe Chor führen, sind bemalt, aber zerschnitten und beynahe ganz undeutlich geworden.

Vor dem Chore ist, gegen das Schiff zu, ein überaus zierliches Bauwerk mit einer Empore, welche der Bischofssitz genannt

wird, und von wo aus man den schönsten Ueberblick des ganzen Gewölbes hat. Unter dieser Empore ist ein Durchgang, worin ein Altar steht, an dem ein Gemälde auf Goldgrund: Christus am Kreuze ist; wir konnten, da das Gemach, welches jetzt daraus gebildet ist, verschlossen war, nicht über den Werth entscheiden. Von außen ist dies Häuschen überaus reich und schön verziert, und mit der höchsten Sorgfalt in der Ausführung gemacht. Es sind daran drey Spitzbogen-Oeffnungen, darüber scheinbar Durchbrochenes und dann ein wirklich durchbrochenes Gitter. Rundherum, unter Bilderdecken und auf Kragsteinen, die beyde sehr zierlich gearbeitet sind, stehen sechs künstliche Bildsäulen, heilige Frauen und Männer darstellend, zwey fehlen. Unter denen, die daselbst vorhanden, zeichnen wir aus: St. Damian mit der Jahreszahl 1510, und dem Zeichen eines doppelten G, in einander stehend; St. Kosmas auch von 1510, eine Maria mit dem Kinde; der Bau der ganzen Zierlichkeit gehört also wohl in das Jahr 1510. Oben über den Bilddächern schließt sich die Verzierung zu einer Spitze, welche die in altdeutschen Bauwerken gewöhnliche Blume trägt. Ueber diesem Vorbau ist das große hölzerne Kreuz, das wir schon oben erwähnten. Christus hängt an ihm, und eine geschnitzte alte Mannsgestalt trägt das Ganze. An jeder andern Ecke ist ein Engel, zur Seite stehen Johannes und Maria, und jedem von beyden zur Seite ein Cherubim. Auf dem die ganze Darstellung tragenden Balken sind hier zwey Engel eingeschnitzt, und zu jeder Seite fünf Heilige.

In der Mitte des Schiffs steht, vor dem Kreuze, ein kleiner Altar, woran Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes von Speckstein überaus zierlich und kunstreich geschnitten. Unten sind mehrere Gruppen von derselben Masse gemacht. Rechts halten einige zu Pferde, in der Mitte würfeln einige freche Gestalten auf einem Tisch um die Kleider des Erlösers. Links Longinus, der die Seite Christi geöffnet hat, und noch zwey zu Pferde; an das eine Pferd ist eine große wunderliche Maske, auf einem Schilde befindlich, angelehnt, die den Ernst des Ganzen mildert. Dabey ist noch ein Geharnischter zu Fuß mit einem Hündchen. — Das Schiff wird von sechzehn Pfeilern getragen. Anfangs gegen das Kreuz zu, und im Kreuze stehen mehrere Gestalten von Stein auf Kragsteinen, als: der heil. Georg vom Jahre 1487; Johannes der Täufer vom Jahre 1561. Außerdem sieht man noch das Bild Karl des Großen, dessen ich schon oben gedachte, und gegenüber in der andern Kreuzseite einen nackten Adam und eine Eva, welche ich beyde für die ältesten Bildsäulen des Doms halten möchte. Alle sind bemalt.

Ehe wir nun noch einige wenige Einzelnheiten erwähnen,

wollen wir uns nach der oben genannten Bischofskapelle verfügen, welche die Kirche gegen Morgen endet. Sie ist dreyseitig geschlossen; die Gewölbe sind einfach; unter den Gurten stehen auf Kragsteinen: die Bildsäule der Maria mit dem Kinde, und noch fünf Heilige. In den Fenstern sind beynahe alle Scheiben noch bemalt, und zwar so, daß auf ein jedes Fach eine eigene Vorstellung kommt; doch sind sie schon alt, das meiste erscheint unbeholfen, ist sehr bestäubt und undeutlich, zum Theil auch schon verdorben. Es sind mehrere Steinbilder in der Kapelle, worunter besonders auffallend: die etwas bejahrte Anna, welche eine sehr jugendliche Jungfrauengestalt auf dem Arme trägt, die wieder auf ihrem Arme das kleine Christkind hält. — In den Abseiten sind viel alte Altäre und Bilder, in den Fenstern sind mehrere oder wenigere Reste alter Malerey, welches sehr verschieden ist, je nachdem die Fenster mehr oder minder gut erhalten sind. Wir haben uns zwar alles, was die Bilder verlassener Altäre und Wandgemälde betrifft, genau angemerkt, doch ist hier nicht der Ort der Erwähnung. Aus der linken Chorabseite führt eine zierliche Eingangsthüre auf das Chor; runde Bogen, darüber ein Eselsrücken, von zwey Thürpfeilern gehalten. Zwischen Bogen und Eselsrücken zwey Bildsäulen, Maria und Christus, alles sehr zierlich gearbeitet. Gegenüber führt aus der rechten Hand gelegenen Chorabseite wieder eine schöne Thür ins Chor. Abermals runde Bogen, darauf sitzen Maria und Christus auf einem Throne, Christus seine heilige Mutter krönend; Bilderdächer darüber. Die Zierlichkeit ist auch hier ausgezeichnet.

Das Einzige, was wir nun noch erwähnen wollen, ist das Vortrefflichste in der ganzen Kirche. In der dritten Wölbung von den Thürmen an, zwischen der Abseite linker Hand und dem Schiff findet sich ein Altar. Auf den Thüren sieht man links Thomas und die übrigen Jünger, rechts acht heilige Frauen, unter denen Barbara, Katharina, Apollonia u. s. w. Innerhalb ist in diesem Altare ein überaus vortreffliches Bild auf Goldgrund, das nicht genugsam zu bewundern ist, und gewiß zu den allervorzüglichsten Gemälden altdeutscher Schule, welches das nördliche Deutschland aufzuweisen hat, gehört; wir wissen wenigstens nur ein einziges, welches ihm am nächsten kommt, obgleich es dasselbe nicht erreicht — das Bild auf dem hohen Altare des Doms zu Brandenburg vom Jahre 1518. Eine Beschreibung wird nie ausreichen, und so mögen dann einige wenige Andeutungen von der Zusammenstellung des Gemäldes genügen. In der Mitte sieht man Christus am Kreuze, dessen fließendes Blut Engel in Kelchen auffangen. Dem rechts neben ihm hangenden Schächer will so eben ein Teufel die Seele aus den Hirnschädel mit ei-

ner Zange reißen, dem links hangenden hat sie schon ein Engel sanft entführt. Auf dem überaus gestaltenreichen Bilde sieht man vorne rechts die um die Kleider Christi würfelnden Kriegsknechte. Hinter ihnen, nahe dem Kreuze ist eine kühne, ausgezeichnete Rittergestalt in ganz goldener Rüstung, mit trefflichem ausdrucksvollen Kopfe, die Rechte nach dem Gekreuzigten ausstreckend, und die Göttlichkeit des Geopferten erkennend. Daneben steht ein Mann, der den Schwamm hält, mit nicht minder ausdrucksvollem Gesichte. Auf der linken Seite ist eine ganz herrliche Gestalten-Verbindung um die von edlem Schmerze zerrissene Mutter Gottes, deren Gesicht überaus schön ist, gereiht. Sie umgeben die nicht minder herrlichen Köpfe des Johannes, der Maria Magdalena, der Salome, alle um die Leidende mit thränenden Augen und doch alle, wie die Mutter, edel und unverzerrt im Schmerz, beschäftigt. Die Zartheit und der unübertreffliche Farbenschmelz, die liebliche Gegeneinanderstellung und Verschlingung der Farbentöne macht, daß wir dieses Werk nur für das eines der trefflichsten rheinischen Meister erklären können, wie uns denn auch ein umsichtiger Kunstkenner versichert hat, er habe kein Bedenken, dies Bild dem berühmten Köllner Dombilde noch vorzuziehen. Einige Gestalten erinnern an Albrecht Dürer, wie z. B. das Löwenhündchen unter dem Kreuze, ein Mann mit dickplutzigem Gesichte, der auf die unten würfelnden Kriegsknechte mit dem Zeigefinger der rechten Hand deutet. Beydes zeigt sich auf Dürer's Holzschnitten mehr als einmal. — Der innere Theil der Thüren zeigt überaus zierlich gemalte kleine Darstellungen; links: oben die Verkündigung und unten die Anbetung der Könige, vortrefflich; rechts: die Anbetung der Hirten, sehr schön, und darunter Simeon, der das Christkind auf seinen Armen hält. Auf dieser letzten Darstellung liest man die Jahreszahl 1509, aber sonst findet man auf dem ganzen Bilde, so aufmerksam wir es betrachtet haben, kein Namenszeichen eines Malers, ihn lehrt aber die Unterschrift. Um das ganze Bild geht ein goldener Rahm, auf dem goldene Buchstaben, welche um jedes Bild die Beschreibung der Darstellung, oft mit biblischen Worten, alles in lateinischer Sprache, geben. Die ganze untere Reihe der Schrift, über beyde Thüren und das Hauptbild gehend, lautet merkwürdigerweise so: Anno domini millesimo quingentesimo octavo presens opus per me *Johannem Raphon* in *Embeck* est completum pariter et fabricatum. Und so erfahren wir also hier den Namen eines ganz vortrefflichen Malers, von dem die Kunstgeschichte bisher schwieg, und dessen Daseyn Fiorillo Bd. II. S. 37 nur beyläufig bemerklich macht (von dem trefflichen Gemälde zu Halberstadt weiß er nichts, und wir finden auch über-

haupt dasselbe nirgends erwähnt), indem er sagt: zu Walkenried sey ein Altar verfertigt worden mit der Aufschrift: Praeclarissimum hoc opus perfectum est procurante *Johanne Piper*, Priore officiosissimo, lectore insuper prómtissimo, et *Johanne Raphon*, quasi Apelle altero pingente. M. C. C. C. C. XCIX. Dieser Altar ward im dreyßigjährigen Kriege nach Prag gebracht; ob er wohl noch dort seyn mag? Die Beantwortung dieser Frage wäre sehr wichtig. Unter dem Halberstädter Altar findet sich noch ein Altarvorsetzblatt, Maria mit dem Christkinde von acht Heiligen umgeben, auch sehr brav gemalt, aber leider an vielen Stellen verletzt und undeutlich geworden. Und mit der Nachricht von diesem kostbarsten Schatze des Doms wollen wir ihn verlassen und nur wünschen, daß wir recht bald von einem tüchtigen Künstler mit einer genauen Nachbildung beschenkt werden möchten.

Außer dem Dom sind noch einige merkwürdige Gebäude in Halberstadt. Auf dem Domplatze steht gegen Abend noch eine Kirche, die: unser lieben Frauen. Wir sahen sie nur von auswendig, da sie durch Benutzung zu einem Vorrathshause entheiligt war. Von außen erscheint sie nicht unmerkwürdig. Sie gehört zu denen, welche die nicht häufig vorkommende Anlage auf vier Thürme zeigt. (Wir bemerken hier beyläufig, daß, was bisher noch nicht gehörig gesondert ward, bey vierthürmigen Kirchen wohl zu unterscheiden ist, ob sogleich die Anlage dahin ging, oder ob sie hervorgebracht wurden, indem an die alte, mit zwey Thürmen versehene Kirche ein neues Schiff mit zwey Thürmen gebaut, und nun das, was erst ganze Kirche war, als Chor allein behandelt und gebraucht ward.) Die vier Thürme, welche nur plump und nicht beträchtlich hoch sind, haben alle die ihnen bestimmte Höhe erreicht, und sind mit einem nicht sehr hohen Spitzdache eingedeckt. Daß die ganze Anlage auf vier Thürme ging, zeigt ihre Stellung: zwey gegen Abend und zwey am Schiffschluße vor den Kreuzesseiten. Die ganze Kirche ist aus Backsteinen aufgeführt, und, wie schon angedeutet, eine Kreuzkirche mit zwey Abseiten, welche beträchtlich niedriger sind als das Hauptschiff; auch das Chor hat zwey Abseiten, die eben so niedrig sind. Das Chor und seine Abseiten sind gegen Morgen mit einem Giebeldache gerade abgeschnitten, und ein jedes hat eine runde Vorlage, von denen die mittlere groß, die beyden Seitenvorlagen aber klein sind. Chor und Hauptschiff sind außen von einer Höhe. Die Fenster sind lang, schmal und mit runden Bogen ohne Verzierungen eingedeckt. Nachrichten über diese von außen merkwürdige Kirche (besonders auch ob der runde Bogen innerhalb herrscht), würden sehr wichtig seyn. Auf der Mittagsseite steht eine achtseitige Ka-

pelle angebaut. Die Martinikirche liegt ungefähr in der Mitte der Stadt auf einer kleinen Anhöhe. Zwey Thürme, von denen der eine kleiner; zwischen beyden ein Glockengemach mit großen durchbrochenen Fenstern. Ueber der Thür gegen Mittag ist ein großes Steinbild, den heil. Martin zu Pferde vorstellend, der mit seinem Schwerte seinen Mantel theilt, um ihn dem unter ihm liegenden zuzuwerfen. Der Altar steht in einem dreyseitig geschlossenen Anbau, der aber nur klein; daran schließt sich gleich das Chor mit einer Abseite, die niedrig ist. Die Gewölbe im ganzen Gebäude sind gleich hoch und ohne vorspringende Gurten. Gegen Mittag sind in einem Fenster Luther und Melanchthon als Glasgemälde. Der Taufstein ist rund, getragen von vier Gestalten, von Metall gegossen, rund herum mit vielen Vorstellungen geziert. Auf dem vielfach mit Spitzen und allerley Künstlichkeiten geschmückten Deckel sieht man Maria mit dem Christkinde, darum unten Vorstellungen aus dem Leben Christi. Der Bau der dreyseitig geschlossenen Paulskirche ist nicht ganz unmerkwürdig; auch sie hat der Kirchenschänderey, die vom Rheine an bis hinter die Oder, ja bis Preussen hinauf die Städte entehrt hat, erliegen müssen, und — wie viel heilige Orte leiden noch darunter!

Ueber den Dom zu Magdeburg redeten wir bereits Bd. I. S. 72—79 dieser Jahrbücher. Die Nachricht S. 166 von den ehernen Thorflügeln, die Petrus Wickmann im elften Jahrhundert gegossen, und die in der Nowogoroder Kirche sich finden sollen, ist gewiß um mehrere Jahrhunderte zu früh. Wie hätte damals, bey dem Kampfe der christlichen und slavischen Völker (wenn auch in Hinsicht Rußlands andere Bedingungen obwalteten) ein solches Kunstwerk dahin gelangen können? Erst nach 1272, da die Hansa in Nowogorod eine Niederlage errichtete, könnten sie wahrscheinlicher dahin gelangt seyn. Eine Abbildung der Thüren wäre immer für Deutschland ein großes Geschenk, welches wohl so bald nicht zu erwarten ist. Tilly's Belagerung Magdeburgs und seine unbegränzte Wuth hat der Stadt sonst fast alle Alterthümer geraubt, wenig blieb nur. Dahin rechnen wir ein paar gute Bilder, die aus der Kirche auf die Dombücherey gekommen sind, und die gehörige Aufbewahrung verlangen, da sie wenigstens zur Kunstgeschichte Magdeburgs von Wichtigkeit, und überdieß nicht ohne künstlerischen Werth sind. Das eine ist ein Gelübdebild: Maria zur heiligen Elisabeth kommend, dabey steht der heilige Moriz und unten kniet der Schenker; es ist recht gut gemalt. Die Verkündigung und die Anbetung der Hirten, welche auf farbigem Grunde dabey stehen, sind schlechter.

Die andern Kirchen Magdeburg's, außer dem Dome, litten alle höchst bedeutend im dreyßigjährigen Kriege, nicht unbedeutend von 1807—1814. Es ist gräßlich, wie mit den heiligen Gebäuden gehaust worden, die Pferde- und Ochsen-Ställe, Schmieden und Vorrathshäuser für Zucker u. a. seyn mußten, welches den Kaufleuten entwendet ward. Alle sind jetzt in einer Gestalt beynahe, und von den merkwürdigern daher nur ein Paar Worte. In der heil. Geistkirche ist das Chor einfach, dreyseitig geschlossen. Das Schiff besteht aus einem Hauptschiff und zwey Nebenschiffen, alle drey gleich hoch; die Gewölbe sind in Stern-Gestalt zusammengesetzt gewölbt, mit gebrochenen Gurten; sechs Pfeiler tragen es; in den Seitenschiffen und im Chor stehen die Gurten auf Kragsteinen. Hinter dem Altare findet sich ein Bild nach einem sehr tüchtigen Meister: Christus dem Volk gezeigt, neben Pilatus stehend, nach Rembrand hier sehr groß ausgeführt, und 1666 der Kirche geschenkt. Leider ist es abscheulich beschmutzt und bestäubt. — Bey der Katharinenkirche ist das Chor vorlagenartig angelegt, aber so hoch wie das Gewölbe des Hauptschiffes; es ist fünfseitig geschlossen. Die Gewölbe sind einfach, es ist ein Hauptschiff und zwey gleich hohe Nebenschiffe, welche von zehn Pfeilern gestützt werden. (Diese Kirche war es, welche die Franzosen so entheiligten, aus ihr einen Kuhstall zu machen; jetzt ist sie durch den Eifer der Gemeinde wieder zu einem freundlichen Aufenthalt gediehen.) — Die Johanneskirche hat einen Vorbau zum Eingange, mit eigenem Dache und Giebel, scheinbar durchbrochen. Auf den vielen Kragsteinen an diesem Giebel sind nur noch zwey Bilder vorhanden, die andern sind alle niedergefallen. Das Chor ist von außen wieder gleichsam als Vorlage behandelt, niedriger als das Hauptschiff von außen, von innen aber sind beyde Gewölbe gleich hoch. Der Schluß des Chores ist fünfseitig. Das Schiff ist dreyfach, die Gewölbe sind einfach. Diese Kirche zeigt Spuren hohen Alterthums, wie z. B. gegen Abend Viereck- und Feld-Steine zusammen zur Mauer genommen worden sind. Das Kirchenzimmer ist als ein eigener Anbau gegen Mitternacht und Morgen behandelt und hat das eigene, daß es achtseitig ist; Ziegeln decken das spitze Dach. (Eben so ist es in Rathenow in der Mark, doch liegt da das Kirchenzimmer gegen Mittag, und auch das Dach besteht aus großen Viereck-steinen). — Bey der Kirche unser lieben Frauen sieht von außen der hintere Theil des Chores beynahe einer Vorlage ähnlich, obgleich es keine ist. Es ist dreyseitig geschlossen, mithin wieder auf das Achteck deutend. Die Fenster sind klein und sehr schmal. An diese scheinbare Vorlage stoßen nun die geraden Seiten des Chores, nur eine Gewölbe-Abtheilung, welche etwas höher ist,

aber mit einfacher Wölbung. Nun folgt das Kreuz. Diese Kreuzseiten haben in ihrem mittlern Theil, mit dem Chore in einer Linie liegend, ein kuppelartiges Gewölbe, mit oben einer achteckigen Wölbung einfach gewölbt. Die Kreuzseiten schicken sieben Gurten zusammen. Das Schiff ist so hoch wie das Gewölbe in der Kuppel. Das Gewölbe ist etwas zusammengesetzter, indem immer sechs Gurten erscheinen, die in einer halben Säule, nach ihrer Vereinigung, bis zur Erde gehen. Die Fenster sind auch hier wieder sehr klein. In der Höhe findet sich ein kleiner Umgang um Schiff und Kreuzseiten bis zum Chor. Die Abseiten sind sehr niedrig, mit gewöhnlichen Klostergewölben, ohne vorspringende Gurten. So zeigt das Ganze eine wunderliche, sehr verschiedenartige und zusammengesetzte Bauung, aber wohl immer ein bedeutendes Alterthum verrathend. Der Haupteingang gegen Abend ist mit einem runden Bogen. Nur der hintere Theil des Chores hat Strebepfeiler, welches wieder auffallend; das Kreuz hat keine, das Schiff wird dagegen wieder davon gestützt. — Die Sebastianskirche ist ganz zerstört; die Franzosen fanden sie zu einer Schmiede vortrefflich. Wo sollte man in diesem schwarzen Wuste noch das Grabmal des grossen Otto von Guerike auffinden können? Die Wallonenkirche scheint sehr alt. Das Chor ist von außen niedriger als das Schiff, innerhalb sind beyde gleich hoch; der Schluß ist dreyseitig. Alles ist mit einer geraden Holzdecke überlegt. Die Fenster sind lang und schmal. An dem Chore steht ein kleiner Thurm, unten rund und oben ein achteckiger Aufsatz mit Zinnen. — Bey dem Maria-Magdalenenstift ist eine kleine Kirche, welche fünfseitig geschlossen ist, doch durch die Stellung der Seiten auf das Achteck deutend. Ehemals war dies Kirchlein gewölbt, darauf deuten in den Ecken noch die abgehackten und oben gerade gemachten Gurtfortsetzungen und die Säulchen, auf denen sie stehen. Die Fenster sind mit mancherley Verzierungen, besonders mit Kleeblättern. Die Gurtfortsetzungs-Säulchen gehen bis zur Erde nieder. Jetzt hat es eine Holzdecke; wir halten es für sehr alt. Die andern Kirchen, welche wir alle besucht, müssen wir unbeschrieben lassen.

Was S. 185 die Berliner Kirchen, das heißt nur die vier altdeutschen: die Kloster-, Nicolai-, Marien- und heilige Geist-Kirche, betrifft, so werden wir von ihnen, die eine uns sehr wichtige Baueigenthümlichkeit zeigen, bey Betrachtung eines andern Werkes sprechen, um hier nicht zu weitläuftig zu werden.

S. 193. Von den Kirchen zu Brandenburg erfahren wir nichts, und doch sind sie sehr merkwürdig. In Brandenburg wandelt man auf deutsch-alterthümlichem Boden. Die Kirche

der heil. Katharina zieht den Blick mächtig auf sich, und sie ist einer der wichtigsten Prachtbaue der Mark. Die Kirche mag alt seyn; so wie sie jetzt ist, rührt sie erst aus dem Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; denn an der Kapelle, welche gegen Mitternacht angebaut ist, findet sich eine steinerne Tafel mit diesen Worten: Anno domini MCCCCI constructa est hec ecclesia in die assumptionis marie virginis per magistrum *Henricum Brunsberg* de *Stetin*. Also Heinrich Braunsberg von Stettin baute die Kirche aus. Der Schmuck dieser Kirche ist ausgezeichnet, und, was besonders zu merken ist, nicht mit großen Steinen, sondern alles von gebrannten Ziegeln. Zuerst geht oben unter dem Dache eine breite Bande runder und ausgezackter Verzierungen um Chor und Schiff. Gegen Mitternacht und Mittag springen ein paar Kapellen weit hervor, die an Giebeln, Giebelpfeilern und Verbindungen zwischen den Pfeilern, in Rosen, Kreisen, Kleeblättern reich geschmückt sind. Besonders erscheinen ein Paar große Rosen gegen Mittag sehr merkwürdig, von denen indessen nur eine recht deutlich erhalten ist. Was die Strebepfeiler betrifft, so sind eigentlich keine da, und bedarf es derselben bey der Bauart der Kirche, wie wir sogleich zeigen werden, nicht. Dennoch sind die Stellen derselben am Schiffe an den vorspringenden Kapellen, am Chore angedeutet, und zwar durch eine Art Wandpfeiler (durch welchen Namen wir sie am besten zu bezeichnen hoffen), die nur vielleicht $\frac{1}{2}$ Fuß über die Mauer hervortreten. In diesen Pfeilern sind nun zweyfach oder dreyfach übereinander Bilderblenden, immer zwey neben einander, von denen indessen nur noch sehr wenige, und immer die untern, die obern gar nicht, mit Gestalten der Heiligen ausgefüllt sind, wodurch die Kirche, als sie in ihrer ganzen Pracht da stand, ein außerordentlich lebendiges und freudiges Ansehen muß gehabt haben. Diese Bilderblenden sind mit laubgezackten Füßen und eben so reich geschmückten Spitzen, aus zwey geraden Schenkeln bestehend, geschmückt. Was nun aber das Wunderbarste dieses ganzen Schmuckes ist, den wir an den prachtvollsten Denkmalen altdeutscher Baukunst erscheinen sehen, ist, daß er nicht aus Sandsteinen wie gewöhnlich besteht, sondern vielmehr, wie die ganze Kirche aus gebranntem Thone (auch die Gestalten der Heiligen) gemacht ist, der nun Jahrhunderte lang schon, zum größten Theil wenigstens, den zerstörenden Stürmen der Zeit getrotzt hat. Möge das jetzt seine Vorwelt erkennende und würdigende Zeitalter dafür sorgen, daß dieser Schmuck nicht weiter der Vernichtung entgegen geht. Die Haupteingangsthüre ist nicht unter dem Thurme, sondern seitwärts gegen Mittag, zusammengesetzt aus mehreren halben Rundstäben nebeneinander, die sich

oben in einem Spitzbogen schließen; ein sogenannter Eselsrücken steht darüber. Wir finden immer, daß an einzelnen Orten sich besondere Stücke der Bauart wieder finden, oder auch im Ganzen eine Uebereinstimmung herrscht. So auch hier, indem diese Thüren mit Rundstäben und Eselsrücken darüber, sich an Brandenburgs Kirchen einigemal wiederholen. — Die Höhe der Kirche im Gewölbe beträgt 25 Ellen (die ganze Höhe der Kirche bis zum First soll 75 Ellen seyn), die Länge wird auf 94, die Breite auf 44 Ellen angegeben. Sie besteht aus einem Hauptschiff und zwey Nebenschiffen, die auch um das Chor herumlaufen (der Nikolaikirche zu Berlin darin entsprechend), alle gleich hoch so wie auch das Chor dieselbe Höhe hat. Dieses prachtvolle Gewölbe tragen zwanzig Pfeiler, auf jeder Seite zehn, von denen indessen zwey bey der Orgel gegen Abend in die Wand als halbe Pfeiler fallen. Eben so viele Pfeiler tragen nun auch rundum die Wandseite der Seitenschiffe, und zwischen ihnen und der Kirchenmauer geht noch ein schmaler, im Lichten ungefähr etwas über zwey Fuß breiter Gang um die Kirche herum, nur die Abendseite hat ihn nicht, bey dem an jeden Pfeiler ein doppelter übereinander stehender Durchgang mit einem Spitzbogen gedeckt ist, das andere füllt eine die Pfeiler und Seitenwände verbindende Mauer aus. Der Raum bis zum Fenster zwischen dem Gewölbe des Seitenschiffs und der Seitenmauer ist eigends wieder gewölbt. So ist deutlich, daß die zweyte Reihe der Pfeiler das Seitengewölbe trägt, daß die Bindemauern der Pfeiler und Wand die Festigkeit jener vermehrt, und daß es nun keiner Strebepfeiler bedarf, um dem Seitendruck ein Gegengewicht zu geben, so daß die zweyte Reihe Pfeiler die Stelle äußerer Strebepfeiler ersetzt. Demnach sind in der ganzen Kirche vierzig Gewölbepfeiler. Das Gewölbe in den Seitenschiffen ist einfach, im Hauptschiffe und im Chore dagegen kunstreicher zusammengesetzt, indem die Hauptgurten gebrochen sind, und mit den Gurten des Nebengewölbes in einem Winkel zusammentreffen, wodurch die ganze Decke in vielfache Rauten und Dreyecke getheilt erscheint. Die Pfeiler sind achteckig, die Ecken sind abgestumpft, und auf ihnen gehen kleine halbe Rundstäbe bis zum Fuß nieder. Da wo die Scheidegurten der einzelnen Gewölbe aufstehen, gehen sie in einer halben dickeren Säule ebenfalls bis zum Fuß nieder. Die Fenster sind überaus licht und breit, besonders im Chore und hier vorzüglich wieder das Fenster hinter dem hohen Altare. Das Chor ist fünfseitig geschlossen, welches wieder auf den achteckigen Schluß hindeutet, von dem aber anstatt drey hier fünf Seiten hinaus gebaut sind. Der Hochaltar ist von geschnitzter Arbeit, sehr alt, aber die Beschreibung würde uns hier zu weit führen.

Sehr merkwürdig ist der Taufstein. Er ist achtseitig, von Glockenspeise gegossen, ruht auf einem Fuß von gleichem Metall, woran vier Drachen, und unten darunter liegen vier Löwen, züngelnd und mit aufgesperrtem Rachen. Außerhalb ist der Taufstein mit aufgesetzten Gestalten verziert. Vorne: die Taufe Christi durch Johannes; rechts herum: Petrus und Andreas, Johannes, dann einer der Zwölfboten mit einem Spieß, einer mit einem Beile, Paulus, wieder einer mit einem Beile, einer mit einem Messer, einer mit einer Säge, einer mit einem Stabe, dann Thomas mit einem Wallerstabe, woran die Pilgermuschel, wieder einer mit einer Säge, die aber anders gestaltet, als die vorige, dann zwey heilige Frauen mit Kirchen auf dem Arme. (Das Taufbecken ist das alte: Adam und Eva in getriebener Arbeit (S. unsere wöch. Nachr. Bd. IV.) ungefähr 1 1/2 Fuß im Durchmesser. Unten um den Taufstein herum zieht sich folgende Inschrift: an godes gebort virtein hundert in deme virtigisten iare is gemaket desse dope bey der borgermeistere tyden .... (es fehlt ein Stück, das Ganze hieß: herman dames) claus kopernik wilke mutzelitz hans monnik andreas palmdach vnde claus fricke. Unten am Fuß soll stehen (es war uns zu niedrig und bestäubt, als daß wir es selbst hätten klar lesen können): meister Friedrich morner von Cerpst der hat gegossen desse touffe. Oben darüber ist ein schwebender Deckel, von lauter Messingbändern und Stäben, sehr zierlich mit vielen Verzweigungen, Thürmchen und Blumen geziert. Das Ganze schließt sich zu einer Spitze zusammen, auf der ein Pelikan steht, welcher seine Jungen mit seinem Blute tränkt. Unten um den weitesten Kranz steht: dit sin de godeshus lude gewest in den tyden alse desse dope gemaket is claus ..... e (fricke) borgermeister vnde ..... es (dee godes) husman laurentz borgewitz vnd henning rodenwolde; got geue ein dat ewige leuen amen. Dieser Deckel ist 1777 ausgebessert worden, und in die Stelle, wo wir Punkte gestellt, sind flache Messingstücke eingesetzt; uns ward die Ergänzung aus einer gefälligen Mittheilung der alten Schrift. — Die Johannes-, Pauls- und Gotthardskirche übergehen wir.

Der Dom ist ein altes, tüchtiges, wenn auch nicht prachtvolles Gebäude. Der Thurm steht gegen Abend und deckt wieder die ganze Seite, eine verfallene, widerliche, kahle Wand darbietend. Indessen ist die darunter befindliche Thür durch einiges Stabwerk nicht ganz übel. Die Kirche besteht aus einem Hauptschiff und zwey sehr niedrigen und gedrückten Abseiten, die Wölbung ist einfach, aber in hohen Spitzbogen, und die Kappen sind tief ausgehöhlt gewölbt. Vier und zwanzig Stufen führen zu dem hohen Chor empor. Das Chor ist ins Kreuz gebaut, und der

Blick von oben herab wird durch die Schmalheit des Schiffes weit weniger angenehm, als er bey einem prächtigen Bau seyn müßte. Das Chor ist fünfseitig geschlossen. Das Bild auf dem Hauptaltare, das aber gewiß nicht von Lucas Kranach ist, wie einige behaupten wollen, ist vortrefflich; Fiorillo beschrieb es S. 194 folg. — Auf dem Altare stehen zwey aus Messing gegossene Bildsäulen, zween knieende Engel darstellend, von denen jeder bestimmt ist, die eine Altarkerze zu tragen. Mit dem Fußgestell ist jede Bildsäule 2 Fuß 2 Zoll hoch; sie tragen einen 11 Zoll hohen Leuchter, den sie auf das Knie stützen. Der Guß ist nicht roh zu nennen, die Gestalt hat im Ganzen wirklich etwas Gefälliges. An der Schulter hat ein jeder zwey länglichte Oeffnungen, bestimmt Flügel einzusetzen, welche zu fehlen scheinen. Unten am Fußgestelle steht mit großen Buchstaben, an dem einen: ecclesie sancte brandenburgensis (nun kommt ein Wort, über welches wir nicht im Klaren sind, wir lasen es: Kubke) prepositus. Am andern: Anno domini M. CCCC. XLI venerabilis dominus petrus. — In der Kirche befinden sich mehrere Grabsteine von Sandstein; was aber das Merkwürdigste ist, sind Grabsteine, die aus gebrannter Ziegelerde bestehen, und nach Art der Grabsteine von Sandstein gebildet sind. Nicht allein die erhöhten Gestalten sind darauf sichtbar gemacht, sondern auch die Umschriften finden sich sehr leserlich, und es verdient wohl eine genaue Untersuchung, die verschiedenen Jahreszahlen an einander zu reihen und überhaupt nachzuweisen, wie alt diese Gewohnheit ist. — Die unterirdische Kirche, welche unter dem Chore liegt, und wodurch die Höhe desselben hervorgebracht wird, haben wir leider nicht besehen, und können daher von dieser großen Merkwürdigkeit keine Nachricht geben. Ob in ihr der Spitzbogen oder der runde Bogen herrschen mag?

Auf dem Dom befindet sich noch ein sehr altes, überaus merkwürdiges Bauwerk: die Peterskirche. Sie soll die älteste Kirche des Doms seyn, und wirklich deutet dahin auch der Bau aus Feldsteinen und die schmalen kleinen Fenster. Die Morgen- und Abendseite schließt eine Giebelwand. Das bewunderungswürdigste ist das Gewölbe, welches wohl einzig in seiner Art zu nennen ist, wenigstens kam uns ein dergleichen noch nicht vor. Es scheint uns unmöglich, eine genügende Beschreibung davon zu geben, die Deutlichkeit gewährte. Wir versuchen einen kleinen Begriff davon zu ertheilen. Das ganze Gewölbe besteht aus unregelmäßig neben einander stehenden, großen und kleinen, höhern oder etwas niedrigern Spitzgewölben, oder vielmehr Spitzgruben, so daß das Ganze so aussieht, als wenn man aus Papier durch mancherley Kniffungen und Biegungen eine Gestalt zusammenlegt, die wie

vier Näpfchen neben einander aussehen, unten spitz, oben breiter auslaufend. Solcher vierfachen Näpfchen müßte man sich nun neben einander eine bedeutende Anzahl denken. Dies wunderliche Gewolbe ruht auf drey Pfeilern in der Mitte, durch die also eigentlich sich die Kirche in ein Doppelschiff theilt. Es ist merkwürdig, dies wunderbare Gewölbe auch von oben, unter dem Dache, zu sehen; dort sieht es aus, wie ein wildbewegtes Meer, dessen Wellen auf einmal erstarrten, oder wie ein Kirchhof mit vielen hohen und niedern Grabhügeln dicht bey einander. Ein Baumeister sollte das Ganze genau untersuchen, nachzeichnen, wenn er es vermag, und uns erklären.

Da die Kirchen der Mark Brandenburg wenig beachtet sind, und daher Herr Fiorillo nicht viel von ihnen sagt, so sey es uns erlaubt, hier von ein Paar noch zu sprechen; um so mehr, da wir uns dem Ende unserer Betrachtung über das vorliegende Werk nähern. Die Kirche zu Rathenow (gar nicht erwähnt von Hrn. F.) ist von Backsteinen erbaut; gegen Abend der Thurm, wie gemeinhin in dieser Gegend. Gegen Mitternacht, dicht am Chore, scheint ein alter runder Thurm gestanden zu haben, oder man hat ihn bauen wollen. Jetzt ist nur noch ein Theil desselben da, der, überwölbt, zum Eingang dient, der andere Theil ist eingedeckt. Gegen Mittag erscheint dagegen am Chore ein sehr merkwürdiger Anbau, dessen wir schon oben, bey den Kirchen Magdeburgs gedachten. Ein kleines, niedriges, achtseitiges Gebäude, von Viereckſteinen nicht allein das untere gebaut, sondern auch das Dach bis zur Spitze, auf der ein kleines Kreuz von Sandstein steht und den Beschluß macht. Das Chor ist von außen beträchtlich niedriger als das Schiff, oben mit einer kleinen bunt ausgezackten Steineinfassung. Das Chor, welches siebenseitig geschlossen ist, und so auf eine Bauverwandtschaft mit den dadurch merkwürdigen Berliner Kirchen deutet, wird von sechs achteckigen Pfeilern getragen. Es ist nur schmal, aber rund herum geht ein Gang, die Fortsetzung der Seitenschiffe, der halb so breit als der mittlere Theil ist. Das Schiff besteht aus einem Haupt- und zwey Nebenschiffen. Das Gewölbe ist zusammengesetzt, indem die Gurten im Hauptschiffe einen Stern bilden. Die Nebenschiffe sind niedriger als das Hauptschiff. Sechs große und vier halbrunde Pfeiler, welche letzte an das Chor zwey und zwey an die Hinterwand fallen, tragen das Gewölbe.

Von Havelberg nennt uns der Verf. nur den Namen, rühmt das Alter der Kirche, sagt aber nichts von ihr. Auf einer ziemlichen Anhöhe, die Umgegend beherrschend, liegt der Dom. Auf dem Abhange des Berges gegen Abend liegt, hart an der Landstraße, eine kleine achteckige Kapelle mit achtseitigem Dache;

sie erschien uns uralt. Sie ist von Ziegelsteinen erbaut; in Thür und Fenstern herrscht der runde Bogen. Bey den Fenstern stehen unter einem größern runden Bogen immer zwey Fenster mit rundem Bogen neben einander; nur die gegen Morgen und Mittag sind offen, die andern zugemauert. Gegen Morgen ist ein Altartisch; von einem Gewölbe zeigt sich keine Spur, vielmehr nur eine Holzdecke. Strebepfeiler sind nicht. Der Dom zeigt gegen Abend wieder einen Thurm, der unbedeutend, und die breite große Giebelmauer, ungeschmückt, welche die Thürme in der Mark so unansehnlich macht. Die Strebepfeiler um die Kirche her sind nur schmal, selbst an dem Hohenchor; das Schiff der Kirche halten, ungeachtet seiner Höhe, die niedern Abseiten als Widerlage. Der Blick über die Kirche wird durch das ganz geschiedene Chor beschränkt, und kann nur an dem herrlichen Gewolbe hin schweifen, und die Länge der Kirche ermessen. Hauptschiff und Chor haben Eine Höhe, und laufen in gleichem Bau ohne Absatz fort. An den Seitenwänden gehen Pfeiler nieder und an ihnen die Gurten, zu einer halben Säule vereint. Dahinter geht oben in der Höhe, bis zum Altare, ein Umgang von vielleicht zwey Fuß Breite um die ganze Kirche, und wendet sich in die Kreuzseite beym Chor hinein. Das Gewölbe ist einfach, aber überaus hoch, glatt und schön. Das Schiff ist nicht sehr breit, aber eben diese größere Schmalheit vermehrt den Eindruck der Höhe. Die Abseiten gehen nur bis an das Kreuz, aber sie scheinen gleichzeitig zu seyn, und sind bedeutend niedriger als das Chor, ja beynahe, im Verhältniß des Ganzen, zu niedrig. Prachtvoll und ganz vortrefflich ist die Scheidewand des Chores und Schiffes gearbeitet, welche beyde streng von einander abgesondert und Gemeinde und Geistlichkeit vollkommen schied. Sie ist von Sandstein verfertigt. Kleeblätter, Rosen und Blätterwerk, alles scheinbar durchbrochen (denn die feste Wand ist dahinter), macht den Schmuck des herrlichen Werkes, und dazwischen finden sich vorzüglich gearbeitete Hochbilder von Sandstein. Der Künstler hat gewußt, dem bröckelnden und weichen Steine Leben und Bedeutung zu geben, einzelne Köpfe sind vortrefflich und sehr ausdrucksvoll gearbeitet. Die Darstellungen sind sämmtlich aus dem Leben Christi, und gehen auf beyden Abseiten noch herum, bis ans Kreuz, wodurch das Chor eine gewaltige Ausdehnung gewann. In der Mitte steht ein niedriges von Stein aufgeführtes Gehäus, das von drey Seiten offen ist, vorne auf zwey Säulen ruht, und wodurch man gehen kann. Es ist mit Rosen, Kleeblättern, Kreisen, worin der spitzwinklichte Kreis, die Bogendreyecke u. s. w. sind, verziert. Davor steht der ehemalige Laien-Altar. Im Chore sind sonderbare Gestalten, welche die Kerzen halten, von Sandstein gearbeitet,

und mehrere Leichensteine, mit eingekratzten Gestalten, worunter einer vom Jahre 1291, der andere 1292, deren Abzeichnung wichtig wäre. Reste von Glasmalereyen finden sich, die zum Theil sorglos und schlecht in früher Zeit erhalten worden. In den Kreuzseiten sind Reste einer hübschen Malerey, die aus Rosen und Blättern bestand, denen ähnlich, welche Moller aus der Kirche zu Grünberg mittheilt. In der einen Abseite fand sich noch als Glasmalerey eine ganz vortrefflich gemalte Grablegung Christi. — Die Pfarrkirche hat ihre wahrscheinlich alte Gestalt ganz verwandelt, der dreyseitige Schluß ist bloß anzuführen. Nur ein überaus treffliches Bild ist noch in ihr zu bemerken, das über dem Kirchenzimmer hängt; es ist auf Holz gemalt und stellt vor: Christus, sein Kreuz tragend, mit dem einen Schächer zusammen gebunden; hinten treibt ein Kriegsknecht den Schächer dadurch an, daß er in seine Haare greift und ihn fortzuschieben trachtet. Christus ist ganz bekleidet, ein herrlicher Kopf; der Schächer nur halb, entblößt bis zur Mitte des Leibes, umhüllt diese ein weißes Tuch. Zusammensetzung, Haltung, Farbe, Ausdruck, alles ist vorzüglich. Ein deutsches Werk ist es nicht, sondern ein italienisches, und wir hielten es für ein Bild der venezianischen Schule, das gewiß einen alten trefflichen Maler als seinen Meister nennt.

Die Kirche zu Wilsnack, erbaut von den Spenden, die das Wunderblut an sich zog, ist einer der kühnsten, wenn auch nicht prachtvollsten Baue, den wahrscheinlich die ganze Umgegend aufzuweisen hat, und in Hinsicht der Kühnheit geht sie noch über den Havelberger Dom. Gegen Abend steht eine breite, viereckige Masse, welche zur Tragung des Thurmes, der jetzt wenig bedeutet, bestimmt ist. Unter dem Thurm ist der Haupteingang. Die ganze Kirche ist von Backsteinen erbaut, die Hauptthür aber von Sandsteinen mit einem Spitzbogen, aber doch über der Thür mit einem geraden Sturze, welcher in der Mitte auf einem Pfeiler ruht. Der Theil zwischen dem Sturze und dem Bogen ist mit Mauerwerk ausgefüllt, und daran sind drey Kragsteine und drey Bilderdächer befestigt. Das große Bilddach, welches in der Mitte befindlich, ist sehr zierlich gearbeitet. Die Sandsteinbildsäulen, welche einst auf diesen Kragsteinen standen, sind nicht mehr da. Die Kirche besteht aus einem sehr breiten Hauptschiff, in welches jene viereckige Thurmmasse weit hinein tritt; die Spannung des wölbenden Bogens ist bedeutend groß. Daran schließen sich zwey gleich hohe, ebenfalls ziemlich breite Seitenschiffe, die länger als das Hauptschiff sind, indem sie sich noch zur Seite des Thurmgemäuers erstrecken, eine seltene Bauart, welche indessen in den Marken einigemal vorkommt, und sich besonders auch zu Stendal findet, deren Kirchen viel Bauähnlichkeit mit der Wilsnacker

haben. Das ganze Gewölbe ruht auf vier Pfeilern, welche unbeworfen sind, die rohen Steine und weißen Striche dazwischen in den Fugen zeigend, oben mit altdeutschem Spitzsaulenwerk und Kreuzen darauf geziert (eine ebenfalls sehr seltene und uns sonst nicht vorgekommene Bauart). Nun folgen zwey mächtig große Pfeiler, von denen ein jeder ein einfaches Gewölbe trägt und stützt, und daran schließt sich das Kreuz (es ist eine Kreuzkirche). Das Chor wird nur von zwey Wandpfeilern gestützt und ist sehr breit, wie das Hauptschiff; der Schluß ist fünfseitig. In den neun Fenstern, welche es erhellen, sind viele und schöne Glasmalereyen, z. B. Wappen; Ritter, Bischöfe, Maria mit dem Kinde, Maria in der Herrlichkeit, ein Bischof mit einem herrlichen und wahrhaft leuchtenden blauen Kleide. — Die Kappen sind in der ganzen Kirche, besonders aber im Chore und in dessen Schluß, hoch und kühn, sehr spitz zugehend, ausgewölbt. Die Gurtfortsetzungen laufen in kleinen und dünnen Rundstäben nieder. An den Seiten des Chores, in der Hohe des ersten Geschosses, wenn man so sagen darf, sind die Gurtfortsetzungen gebrochen, und es stehen dazwischen kleine Bildsäulen von Heiligen aus Sandstein. Der Taufstein ist achteckig, aus Sandstein, mit Kleeblättern und andern Verzierungen. Der Hochaltar ist sehr alt und geschnitzte Arbeit. In jeder Kreuzseite ist ein übermächtiges und großes Fenster, und diese beyden erhellen das Gebäude mit noch zehn andern Fenstern, so daß im Ganzen ein und zwanzig Fenster ein helles und glänzendes, durch den Farbenteppich gemildertes Licht, in die ringsum unverbaute und frey stehende Kirche werfen. Außen vor der Thüre gegen Mittag stehen auf Kragsteinen zwey Gestalten von Sandstein, einen König und eine Königin vorstellend. Die Strebepfeiler des Chors sind mächtig, und besonders gegen den Boden so breit, daß durch sie eine thürähnliche Wölbung gebrochen ist, und man rund herum durch diese, der Kirchenmauer naher, gehen kann.

Die Marienkirche zu Stendal hat gegen Abend wieder die große Thurmmauer, und auf ihr stehen zwey schlanke spitze Thürme, die zwischen sich ein kleines Thürmchen mit einer Glocke haben. Gegen Mittag über dem Eingange sieht man, von Sandstein gearbeitet, Christus am Kreuz, und daneben Maria und Johannes; über jener erscheint die Sonne, über diesen ein halber Mond. Sie besteht aus einem Hauptschiff und zwey Nebenschiffen. Das Hauptschiff ist um etwas höher, und die Seitenschiffe gehen um's Chor und den hohen Altar als Chorabseiten. Die innere Auszierung der Kirche gleicht der zu Wilsnack, die rohen Mauersteine mit weißen Strichen umgeben, an Wänden und den das Gewölbe tragenden Pfeilern, die indessen oben die altdeutsche Verzierung nicht haben.

Das ganze Gewölbe: das Hauptschiff, die Nebenschiffe und das Chor ruhen auf sechzehn großen Pfeilern und zwey Wandpfeilern, welche an die Thurmmauer fallen. Das Gewölbe ist einfach; das Chor ist fünfseitig geschlossen; Chor und Schiff sind gleich hoch, außen bezeichnet auf dem Dache ein kleiner Thurm die Scheidung beyder. Der Hochaltar ist von geschnitzter Arbeit. Das Chor wird von dem Schiff der Kirche durch ein Holzgitter mit vielen Gestalten getrennt; diese Art der Chor und Kircheneinrichtung findet sich in Stendal häufigst. In den Fenstern sind wenige Reste von Glasmalerey.

Sehr prachtvoll und schön ist der Dom zu Stendal, der die auffallendste Aehnlichkeit mit der Kirche zu Wilsnack zeigt, sowohl in Größe und Höhe des Gewölbes, als auch in Einrichtung und Abputzung der Pfeiler und des Gemäuers, und in den beyden, bis hinter einen Theil des Chores gehenden Emporen (die wir oben bey Beschreibung der Wilsnacker Kirche nicht mit angaben), die an das Kreuz anschließen. Sie hat das Eigene, was sie ganz von der Wilsnacker Kirche unterscheidet, daß das Chor durch eine feste Mauer ganz von dem Schiff der Kirche abgesondert ist, doch geht diese Mauer nur ungefähr ein Drittel des Gewölbes hoch, wie bey der Domkirche zu Havelberg. Das Chor ist fünfseitig geschlossen, sehr hoch mit spitz und hochgewölbten Kappen, aber durchweg (auch im Schiffe) einfach gewölbt. Die Aehnlichkeit mit der Wilsnacker Kirche zeigt sich auch darin, daß im Chor die Gurtfortsetzungen durchbrochen sind, und darunter kleine Bildsäulen stehen. Das Chor ist nur einfach, mit zwölf Fenstern, alle mit trefflich gemalten Scheiben, von denen sich einige Fenster noch sehr gut erhalten haben. An den schönsten wechselt auf das erfreulichste das heiterste Farbenspiel, Purpurroth und Blau und herrliches Grün, bey dem Daraufscheinen der Sonne einen mächtigen Eindruck bewirkend. An den Stühlen der Domherren sind einige gut in Holz geschnitzte Bilder, als: Adam und Eva; Abrahams Opfer; Kain und Abel u. s. w. — In der Schönbeckschen Kapelle scheint, wenigstens von weitem ein kleines Denkmal recht gut gearbeitet, die Anbetung der Hirten darstellend; es ist von Alabaster. Auch im Kreuze der Kirche und im Schiffe finden sich höchst bedeutend viel alte gemalte Scheiben, unter denen ein Fenster gegen Mittag besonders gut, worin Leben und Martyrertod der heil. Katharine abgebildet. Die Kirche ist überaus licht und hell (sie steht ganz frey), und die Kühnheit des Baues zeigt sich auch darin, daß die Kirche ein und zwanzig Fenster hat, zwischen denen die Wände nur schmal sind. Vier Pfeiler tragen das Kirchengewölbe und vier Wandpfeiler. Außen

sind Schiff und Kirche von gleicher Höhe, gegen Abend sind zwey Thürme, die aber nicht ausgeführt, sondern kulpicht eingedeckt sind.

Die Petrikirche zu Stendal ist bedeutend alt, welches sich auch durch den zum Theil aus Feldsteinen vollführten Bau zeigt; die Kirche ist vierseitig geschlossen. Im Schiff sind acht kleine und schmale Fenster; das Gewölbe ist einfach; ein Haupt- und zwey Nebenschiffe; vier Pfeiler und die Morgenseite der Thurmmauer stützen das Gewölbe. Die Gurten gegen das Chor fallen ganz in die Mauer ohne Fortsetzungen zu haben. Chor und Schiff sind durch eine Steinmauer getrennt, die aber in der Mitte ein Fenster hat; der Hochaltar ist alte geschnitzte Arbeit. — Die Jakobskirche ist dreyseitig geschlossen; sie enthält noch einige nicht üble Glasmalereyen.

S. 202. Unsere Untersuchungen zu Tangermünde ergaben Folgendes. Die Stephanskirche, angeblich von Kaiser Carl dem Vierten gebaut, ist groß und schön. Gegen Abend sieht man die hohe und mächtige Thurmwand, und das dazu gehörige Thurmgrundviereck, welches aus großen Feldsteinen erbaut ist. Das Ganze ward auf zwey Thürme eingerichtet, von denen nur der gegen Mitternacht auf eine geschmackvolle Weise, mit Fenstern und Blindfenstern im altdeutschen Bogen, ausgeführt ward, der gegen Mittag ward dicht über der Giebelmauer mit einem kleinen Dache eingedeckt. Das Aeußere der Kirche ist gefällig und im Einzelnen wirklich groß zu nennen. Wir besitzen die Zeichnung eines sehr großen und wohlgerathenen Aufrisses. Schiff und Chor haben von außen eine Höhe, und das verräth wohl immer, daß beyde zu einer Zeit gebaut worden sind. Gegen Mittag ist ein weiter Vorbau, welcher eine Kapelle, die eine Kreuzseite und die Dreskammer enthält. Die Giebelpfeiler sind geradestehend, mit Stäben und in der Mitte mit einem gewundenen Stabe. Die Thüre dabey ist im Spitzbogen ausgeführt, aber darüber ist ein Viereck, welches mit bunter Backstein-Arbeit, mit einer Fläche von Rosen, ausgeziert ist. Rund um die ganze Kirche geht am Gesims ein Saum solcher Steinarbeit, der aus einer doppelten Rosenverzierung, wie eben erwähnt, besteht. An den Strebepfeilern gegen Mitternacht ist in der Mitte eine Vertiefung, wie ein längliches Viereck, die mit buntem Steinwerk, wie eben beschrieben, ausgefüllt ist; gegen Mitternacht sind nur noch die Mauerblenden dazu da, das Steinwerk selbst ist herausgefallen. Die Kirche hat ein Haupt- und zwey Nebenschiffe, die beyde um ein weniges niedriger sind, als das Hauptschiff, wie es der Abfall des Daches erfordert. Das Ganze wird von zehn vielfach gestabten runden Pfeilern getragen, indem nicht nur die Gurtfortsetzungen Stäbe bilden, sondern auch noch dazwischen andere gesetzt sind, um dem

Ganzen ein noch schlankeres Ansehen zu geben. In den Seitenschiffen stehen die Gurten auf halbrunden Säulen. Das Gewölbe ist nicht sehr hoch. Das Chor ist ins Kreuz gebaut, und ruht auf sechs runden Pfeilern, an denen nur die Hauptgurten bis unten niedergehen; zwey sind Wandpfeiler, und fallen in die starken Mauerpfeiler, welche Chor und Kirche von einander scheiden, und die von beträchtlichem Umfange sind. Die beyden hintersten Pfeiler sind durch eine Mauer verbunden, und davor steht der Altar. Aus dieser Beschreibung der Pfeilerstellung geht schon hervor, daß die Seitenschiffe sich als Seitenchöre um's Hauptthor fortsetzen. Das Chor ist fünfseitig geschlossen, und in dem einen Fenster findet sich noch ein höchst geringer Theil von Glasmalerey. An der Mitternachtseite im Chore, im Kreuze, findet sich noch eine alte Schrift, die wir, wegen der großen Höhe und der bedeutenden Entfernung, aus der wir sie lesen mußten, nur halb entziffern konnten. Was wir heraus brachten, war dieß: **Anno domini M° CCCC° LXX° feria V ante palmarum ad honorem dei inceptus est chorus iste. Eodem tempore Bartoldus schulte emit....** (was?). Auf der Seite gegen Abend, außen, unten am Thurm, findet sich ein altes Steinbild mit Inschrift, welches uns von hohem Alterthum zu seyn scheint. Die Schrift ist durch Regen sehr verwaschen, und es hat sich über dieselbe noch überdieß ein dicht aufliegendes Flechtenmoos gezogen, von dem wir mit dem Stocke die Buchstabenzeichen nicht befreyen konnten. Es schien uns aber oben die Jahreszahl 1300 (und einige) hervorzuschimmern. Unter der Schrift sieht man ein Bild, das durch die Zerstörung der Witterung gewaltig gelitten, aber man erkennt doch noch, daß die Hauptvorstellung Christus auf dem Oelberge ist. Wie werth dies Bild mag gehalten worden seyn, geht daraus hervor, daß man Spuren daran findet von Haken, in denen eine hölzerne Thür davor hing, so wie die Befestigung für eine Krampe.

Das merkwürdigste Gebäude ist das alte Rathhaus, welches bekanntlich Kaiser Heinrich der Erste erbaut haben soll. Uns scheint es weit jünger, auf alter Stelle erbaut. Ueberhaupt bekennen wir, daß wir gegen alle die sehr alten Gebäude in der Regel höchst mißtrauisch sind, da die wenigsten den Ruf ihres Alterthums bewähren. Manche ursprüngliche Mauer mag noch da seyn, aber sie ward im Laufe der Zeit so umgewandelt, wenigstens in ihrem Aeußern, daß von der alten Zeit nichts übrig blieb. So ist es denn nun auch besonders mit dem alten Tangermünder Schlosse hergegangen. Der gewöhnlichen Angabe nach in Beckmann's Beschreibung der Mark Brandenburg, brannte 1646 das Rathhaus durch Verwahrlosung eines Puppenspielers ab, der

mit Schwärmern und Strahlfeuern seine Zuschauer belustigte. Nur die vordere Giebelseite soll stehen geblieben seyn; aber es blieb mehr stehen, die ganzen Mauern rundum erhielten sich, und wurden bey dem Wiederaufbau benutzt; der Giebel ist freylich die Hauptsache. Zu ihm wenden wir uns daher auch. Die ganze Seite ist gewiß in späterer Zeit erst geschmückt worden, im funfzehnten Jahrhundert. Es wechseln an der äußern Seite der Spitzbogen mit dem runden Bogen ab (ersterer könnte nun schon gar nicht bey einem Werke Heinrich I. seyn), beyde sind verbunden und erscheinen zusammen, doch ist der Spitzbogen vorherrschend. In die spitzbogigen Wölbungen sind aber auch durch Zumauerung viereckige Fenster hineingebracht, und überhaupt die wunderlichsten Abweichungen, wahrscheinlich nach 1646 vermehrt. Der eigentliche Giebeltheil ist dreyfach, und wird von vier Giebelpfeilern gestützt. Diese zeigen zwey Seiten vorne, und sind mit mancherley Schmuck von gebranntem Thon geziert. Seitwärts stehen oben, zwischen zwey Giebelpfeilern zwey Rosen, auf jeder Seite eine, ebenfalls von gebranntem Thon, von denen indessen nur noch die eine vorhanden ist, die andere ist ausgefallen; wie denn solcher Schmuck oben und unten am Gebäude vielfach vertheilt ist, in Banden, Rosen, Gesimsen und Spitzen der Giebelpfeiler und Mauerblenden. Dieser ganze Schmuck gleicht im Hauptsächlichsten durchaus dem an der Katharinenkirche zu Brandenburg, und deutet demnach wohl auf das funfzehnte Jahrhundert, indem er, wenn wir annehmen wollen, die alten Mauern und ihre Einrichtung rühren aus Heinrich des Ersten Zeit her, dem Gebäude hinzugefügt ward, vielleicht auch von Heinrich Braunsberg. Wer weiß nun aber, welche Aenderungen er vielleicht auch in den Fenstern bewirkte? indem er aus den wahrscheinlich kleinen und mit runden Bogen gedeckten Fenstern kühne und größere Fenster im Spitzbogen machte, welche die spätere Zeit zum Theil wieder vermauerte, um viereckige darin anzubringen. Wir besitzen eine sehr wohl gerathene Zeichnung dieses merkwürdigen Gebäudes, die wir nächstens bekannt zu machen gedenken. Bey einem Anbau gegen Mittag zeigt sich im Giebel der gedrehte Rundstab, wie an der Stephanskirche daselbst.

Und zum Schluß dieser Anzeige stehe nun noch eine kurze Beschreibung der sehr merkwürdigen Oberkirche zu Frankfurt an der Oder. Das Chor ist siebenseitig geschlossen und vorlagenartig behandelt. Innerhalb ist durchweg eine Höhe. Das Chor wird durch zehn Pfeiler getragen, die einen dreyseitigen Schluß zeigen, und dahinter geht das gleich hohe Nebenchor rund um, das, wie gesagt, einen siebenseitigen Schluß hat. Die Gewölbe sind allenthalben nicht bedeutend hoch und einfach, die

Pfeiler im Chore sind achtseitig. Drey Fenster enthalten noch Glasmalereyen, auf jedes Fach eine Vorstellung. Der Hochaltar ist von 1489, in der Mitte zeigt er Schnitzwerk unter hübsch gearbeiteten Bilderdecken: Maria mit dem Christkinde auf halbem Monde, rechts ein Heiliger mit einer Kirche im linken, und ein paar Schuhen im rechten Arme; links ein Bischof mit Buch in der linken und den Bischofsstab in der rechten Hand. Die Flügelthüren sind auf Goldgrund mit tief eingedrückten Verzierungen, vorstellend: rechts die Geburt, das Kind auf der Erde liegend, und Maria mit Joseph anbetend dabey knieend, Joseph ein Licht in der rechten Hand haltend, die Nacht anzuzeigen, da der helle Goldgrund nur die bildliche Andeutung erlaubte; Ochs und Esel liegen darneben. Darunter ist die Anbetung der heiligen drey Könige. Links: oben die Verkündigung, darunter Maria zur Elisabeth kommend. Alles brav gemalt. Im Chore steht ein sehr merkwürdiger siebenarmiger Leuchter, der jetzt leider grün überstrichen ist. Er ruht auf vier Adlern, dann kommt ein breiter Fuß von Zweigen und solchen Früchten, wie an der Vorhalle des Doms zu Breslau, durchbrochen gearbeitet. Daran zeigen sich viele Vorstellungen: die Flucht nach Aegypten; die Anbetung der drey Könige; die Geburt Christi, welche, merkwürdiger Weise, auf griechische Art gearbeitet ist, da Maria auf einem Ruhebette liegt, zwey Engel dabey, einer mit einer Kerze, der andere mit einem Rauchfaß, Ochs und Esel und der dabey stehende Joseph sind nicht vergessen. Der Stammbaum Christi (?) folgt; auf einem Ruhebette liegt ein Alter, aus seinem Leibe wächst ein Mann, worauf vier Männer mit Spruchbändern. Freystehende Gestalten auf dem auf den Adlern liegenden Ständer sind: die Verkündigung; die Verheiratung Josephs und der Maria; zwey Hirten, denen die Geburt des Herrn verkündiget wird, Maria zur Elisabeth kommend. Nun folgt der Ständer des Kreuzes, und auf ihm folgende Vorstellungen: auf der ersten Abtheilung: die Taufe Christi, wobey ein Engel und oben die Taube, Christus ist bis zur Mitte des Leibes vom Wasser umflutet, wie er auch auf dem Siegel der Domherren des Breslauer Domstifts von Alters her erscheint. Der Kindermord, angedeutet durch den sitzenden Herodes und einen Krieger, der ein Kind durchsticht. Zweyte Abtheilung: Christus auf einem Esel in Jerusalem einreitend; zwey wunderliche Götzenbilder, von denen das eine das Gesicht auf dem Bauche hat, beyde haben Schwänze. Sind sie etwa nach Anleit alter Götzenbilder gemacht? Beachtung verdienen sie wohl immer. Dritte Abtheilung: Christus auf dem Oelberge und das Abendmal. Vierte Abtheilung: der Judas-Kuß, Christus verspottet und dem Volke dargestellt, in drey Abschnit-

ten. Fünfte Abtheilung: Christus am Kreuz, neben ihm Longinus; die Geißelung; die Kreuzabnahme. Sechste Abtheilung: die Erlösung der Erzväter aus der Hölle, und einige nicht recht sichtbare Darstellungen; daran schließen sich die Arme mit sechs Leuchterschalen, und an den wie Zweige gebogenen Armen hangen Wappenschildchen mit Adlern. Darüber noch ein Rand am Ständer, der die mittlere Leuchterschale hält, mit Vorstellungen, die von unten nicht recht sichtbar. Das Ganze ist schön gegossen, und verdient eine genaue Nachmessung und getreue Zeichnung.

Unter mehreren tüchtigen Gemälden zeichnen wir nur wenige hier aus: von 1415 ein sehr braves Bild. An einer Seite steht ein Gebeinhaus, davor steht ein Kreuz, an dessen Fuß ein Ritter knieet, der sein Pferd angebunden hat. Dieß alles umgibt eine Mauer; Ritter mit Armbrüsten und Schwerten stürzen auf das Thor zu, dagegen kämpfen die Todtengerippe, welche aus ihren Gräbern erstanden, und vertheidigen den heiligen Ort. Es ist auf farbigem Grunde. Sollte es aber wohl so alt seyn? Es hängt schlecht. Dabey hängt das Weltgericht, welches tüchtig gemalt und von demselben Meister herzurühren scheint, der das jüngste Gericht in der Nikolaikirche zu Berlin malte, ein treffliches Bild, von dem wir bey der Betrachtung der Berliner Kirche, wie wir bereits andeuteten, bey Gelegenheit eines andern Buches sprechen werden. — Im hintern Theil des Chores ist ein drittes Bild, das auch noch hier eine Erwähnung verdient. Es zeigt zwey Vorstellungen: drey Ritter, von denen der eine dem Hiob, welcher seitwärts liegt, ein Almosen gibt. Hinter dem mit Schwären bedeckten Kranken steht eine Frau, die ihm aus einem Gefäß etwas Kühlendes über den Rücken auf seine Geschwüre gießt. Im Hintergrunde ist der heilige Thomas als Waller hinschreitend. Die Ritter haben an einer Kette einen Schild um den Hals; auf jedem ein Adler. Jeder der Ritter hat eine Schalmey in der Hand. Es ist ein tüchtiges Gemälde. Auf derselben Tafel zeigt die zweyte Vorstellung: Christus auf dem Kreuze knieend; er hat die Augen und die linke Hand gegen den Himmel erhoben, und zeigt mit der rechten auf das seiner Seitenwunde entströmende Blut; ihm gegenüber das Bild der gegen Himmel blickenden Maria, die ihren Mantel über Priester, Kaiser, Könige und Laien ausgebreitet hat, um sie vor dem oben aus den Wolken schauenden Gott zu schützen, der eben drey Pfeile mit einemmale vom Bogen entsenden will, Engel umgeben ihn. Es ist zierlich gemalt.

An das Chor schließt sich das Kreuz, aber nicht recht deutlich; gegen Mitternacht ist eine siebenseitig geschlossene Kapelle

ausgebaut. Das Schiff ist dreyfach; gegen Mitternacht ist noch eine gleich hohe Seite angebaut mit zusammengesetzter Wölbung. Die Pfeiler im Schiffe sind zierlich mit Dreyviertel-Säulen ausgeziert.

Und hiermit wollen wir die Betrachtung dieses lehrreichen Buches, des ersten, welches uns einen Ueberblick über unsere Kunstgeschichte verstattet, schließen, etwaige Nachträge auf andere Beurtheilungen, oder auch auf das Anzeigeblatt dieser Jahrbücher versparend. Zugleich wünschen wir, daß der würdige Verfasser des vorliegenden Buches und die Leser dieser Anzeige in der Ausführlichkeit derselben, außer dem Wunsche die Kenntniß der deutschen Kunstgeschichte zu erweitern, auch einen Beweis finden mögen, wie hoch wir das Verdienst des mühevollen Werkes anschlagen.

Büsching.

Art. VII. Asiatic Researches; or Transactions of the Society instituted in *Bengal*, for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences, and Literature, of *Asia*.

(Beschluß.)

III. Philosophie und mathematische Wissenschaften.

Ehe wir dieselben nach der gewöhnlichen Eintheilung europäischer Encyklopädie durchgehen, wollen wir der indischen Eintheilung des wissenschaftlichen Lehrgebäudes, welche nach dem Begriffe der Inder das ganze Reich des menschlichen Wissens umfängt, erwähnen. Dieses Lehrgebäude besteht nach dem eingebornen Inder Goverdhan Caul (I. B. 18) aus sechs Sastras, d. i. Anordnungen, welche alles göttliche und menschliche Wissen, die geistlichen und weltlichen Wissenschaften umfassen. Diese sechs Sastras sind 1. die vier Vedas oder heiligen Schriften (Theologie). 2. Die vier Upavedas oder Kunstbücher, welche die vorzüglichsten vier Künste der Inder, die Arzneykunst, die Tonkunst, die Kriegskunst und die mechanischen Künste behandeln. 3. Die sechs Vedangas oder Angas, d. i. die eigentlichen Wissenschaften, in denen jedoch Grammatik und Prosodie mit Liturgie und Astronomie auf eine sonderbare Weise durcheinander geworfen sind. 4. Die achtzehn Puranas oder poetischen Ueberlieferungen, worin die ganze Ethik der Inder enthalten. 5. Dherma, worunter sowohl die Philosophie im engsten Verstande als die Rechtsgelehrsamkeit begriffen ist. 6. Dersana [1])

[1]) Dersana ist augenscheinlich die Wurzel des arabischen Wortes Ders درس, welches eine wissenschaftliche Vorlesung bedeutet, und

oder Kommentare über die Wissenschaften so daß sie hinter dem Dherma ungefähr wie die Puranas hinter den Vedas folgen.

Von den vier Vedas (Rigveda, Jadscherveda, Samanveda und Atharvanveda) ist bereits in der vorigen Abtheilung hinlängliche Kenntniß gegeben. Die vier Upavedas oder Quellen der Kunst sind:

1. Ajusch, die Arzneykunst. 2. Gandharva, die Tonkunst, wodurch das Gemüth zur Glückseligkeit göttlicher Natur erhoben wird. 3. Dhanusch *) die Waffenkunst. 4. Stahapatia begreift vier und sechzig mechanische Künste und Handwerke in sich. Die sechs Angas oder eigentlichen Wissenschaften sind 1. Sikscha, d. i. Lehre von der Aussprache vom Panini. 2. Kalpa eine Auseinandersetzung religioser Pflichten und Handlungen von Aswalajana. 3. Die Viakerana oder Paninia, d. i. die Grammatik von dem Hauptgründer derselben so genannt. 4. Tschandas, d. i. die Prosodie, welche zugleich die heiligen Formeln, wie das Gajatri und andere Beschwörungen enthält. 5. Dschiotith, d. i. die Astronomie, deren Hauptwerk Suria Siddanta von dem größten Astronomen der Inder, Suria, also geheißen wird. 6. Niructi, eine Erläuterung der schwierigsten Worte und Redensarten der Vedas. Die drey folgenden Sastras, nämlich die Puranas, Dherma und Dersana werden unter dem gemeinschaftlichen Namen von Upanga begriffen, und verhalten sich zu den Vedangas, wie die Upaveda zu den Vedas. Puranas sind achtzehn: nämlich 1. Brahma, d. i. der große Einzige, 2. Padma die Lotos, 3. Brahmanda das Weltey, 4. Agni das Feuer (diese vier enthalten die Schöpfungsgeschichte), 5. Wischnu der Durchdringer, 6. Garuda der Adler Wischnu's (der Simurgh der Perser), 7. die Verwandlungen Brahma's, 8. Siva, 9. Linga, 10. Nareda der Sohn Brahma's, 11. Scanda der Sohn Siva's, 12. Marcandeja der unsterbliche Mensch, 13. Bhawischija, die Vorhersagung der Zukunft; diese neun beziehen sich auf die Attribute der Gottheit. 14. Mathija, 15. Varaha, 16. Curma, 17. Vamina (beziehen sich auf eben so viele Verwandlungen der Gottheit), 18. Bhagawat, das Leben Krischna's.

---

woher Medresse مدرسه, d. i. eine Akademie oder Collegium abgeleitet ist.

*) Dhanusch ist dasselbe Wort als das persische Danisch دانش, so daß sowohl der Araber als der Perser, den Grund seines Wissens etymologisch und historisch aus der Sanskrit ableiten kann.

Diese Puranas enthalten nicht weniger als eine halbe Million von Stanzen, und die anderen Werke der übrigen Sastras noch einmal so viel. Die Philosophie heißt Niaja von der Wurzel Ni, welche wahrnehmen bedeutet, und zerfällt für sich in sechs Sastras oder Lehrgebäude besonderer Schulen, nämlich: die erste Niaja auf das Werk Gautamas gegründet, entspricht der peripatetischen Schule, und ihr Gründer ist der indische Aristoteles. 2. Vaisischica die jonische, deren Stifter Cunada dem Thales der Griechen gleich kommt. 3. und 4. die zwey Mimansa, wovon die erste die sokratische, und die zweyte die platonische Schule vorstellt, jene von Dschaimini dem indischen Sokrates, diese von Viasa dem indischen Plato gestiftet. 5. Santschaja die Anhänger desselben nähern sich den Philosophen Großgriechenlands, und ihr Stifter Capila ist der indische Pythagoras. 6. Patandschala, die Stoiker vom ihrem Stifter Patandschala dem indischen Zeno so genannt. Die Rechtsgelehrsamkeit besteht in dem Studium des corpus juris, das Simriti heißt, in achtzehn Bücher eingetheilt, deren jedes in drey Theile zerfällt, 1. die Religionspflichten, 2. die Gerechtigkeitspflege, 3. die Lehre von der Sühnung der Verbrechen. Unter die vorzüglichsten juridischen Werke außer den Menusmriti, welches dem Meer zugeschrieben wird, gehört das von Jadschniavalcia und sechzehn anderer Munis, d. i. gelehrten frommen Männern; eine Abhandlung über die Erbschaften von Dschimata Vahana, und vollständige Digesten in sieben und zwanzig Bänden vor einigen Jahrhunderten von Raghunandan, dem indischen Tribonianus zusammengetragen. In dieser Eintheilung geht sowohl die Ethik als Geschichte leer aus, aber jene ist schon in den Vedas und Puranas, diese in den großen Gedichten nämlich in dem Mahabarat und Ramajana enthalten, und alle diese Wissenschaften zerfallen in die theoretischen und praktischen, so daß die drey ersten Sastras nämlich die Vedas, Upavedas und Vedangas die theoretischen, die drey letzten Sastras aber oder Upangas die praktischen Wissenschaften vorstellen.

Das Studium aller dieser Wissenschaften ist aber bloß den drey obern Kasten gestattet, und der vierten, nämlich den Sudras ist es nicht erlaubt, ihren Geist durch diese Studien wissenschaftlich auszubilden; so weit geht der geistunterdrückende Despotismus der Kasteneintheilung. Sie haben jedoch andere Bücher in hundert zwey und neunzig Theilen, deren Studium ihnen anbefohlen ist, und sie sind deshalb nicht weniger gelehrte Aerzte, Dichter, Redner und Sittenlehrer, ohne mit ihrem Wissen den Stolz der Brahmanen zu verbinden. Statt den Vedas studieren sie das Radschaniti oder die Unterweisung für Fürsten; statt der Rechts-

wissenschaft das Nitisastra, oder ein allgemeines System der Moral. An die Stelle der Puranas treten die Sahitia oder Cavia Sastra, welche aus einer zahllosen Menge von Gedichten bestehen, meistens von Aerzten geschrieben, in denen alle Geschichten, welche in den drey großen Gedichten dem Mahabarat, dem Ramajana, und Bhagavat vorkommen, abgehandelt werden. Es ist ihnen erlaubt, rhetorische Abhandlungen (Alancara, und die bürgerliche Geschichte Radscha darangini) zu studieren, und die Nataca oder die dramatischen Spiele in Sanskrit und Prakrit zu lesen. Wir haben also hier eine doppelte Gelehrsamkeit, deren erste die priesterliche und adeliche, die zweyte die bürgerliche ist, und deren jeder das Studium gewisser Werke ausschließlich zugetheilt ist; eine dritte Classe ist die Gelehrsamkeit der ketzerischen Sekten, nämlich der Dschainas und Baudhas, welche in Vorder-Indien nirgends vorherrschen, deren Religion aber und heilige Sprache Bali auf der östlichen Halbinsel die herrschende ist, wovon schon oben bey der Religion und Literatur der Birmanen das Nöthige gesagt worden.

Da in der vorhergehenden Eintheilung der Wissenschaften so vieles nicht zu einander Gehörige zusammengeworfen ist, so durchgehen wir nun der gewöhnlichen Ordnung nach die philosophischen Wissenschaften, als: die mathematischen und physischen, wovon die ersten die Arithmetik, Algebra, Geometrie, Astronomie, Mechanik und Musik; die zweyten die eigentliche Physik, Chemie und Medicin, die Mineralogie, Botanik und Zoologie in sich begreifen sollen. Für die eigentlichen philosophischen, die Logik, Metaphysik und Ethik, ist fast Nichts geleistet worden, indem sich in allen zwölf Bänden hierüber nichts anderes, als (im VIII. B. 4.) Auszüge aus dem persischen Werke Tehsibol-mantik von Francis-Balfour und in dem (VII. B. 22) ethische Auszüge von Sittensprüchen aus den Schriften der großen tamulischen Philosophin Aviar befinden. Dafür sind die obengenannten mathematischen und physischen Wissenschaften desto fleißiger beachtet worden, und wir ordnen das zu jeder Gehörige hier kurz zusammen.

1. Arithmetik. Der größte Mathematiker der Inder, Bhascara Atscharaia, zugleich als Reformator der Brahmanen berühmt, im Jahre Christi 1114 geboren, hinterließ drey Werke über Arithmetik, Algebra und Astronomie, welche noch heut zu Tage als die Grundwerke dieser Wissenschaften von den Hindus studieret werden. Das erste heißt Lilawati, das zweyte Bidscha Ganita, nnd das dritte Siromani. Das erste, welches nicht nur allein die Arithmetik, sondern auch die Geometrie in sich begreift, ist von Dr. John Taylor übersetzt, zu Bom-

bay im Jahre 1816 in Druck erschienen. Der Titel desselben ist der Nawe der Tochter Atscharaja's, welcher, da sie keine Kinder hatte, ihren Namen durch dieses Werk verewigen wollte. Im Vorbeygehen sey über diesen Namen bemerkt, daß die Lilawati der Hindus dieselbe mit der Leila der Araber und der Lilith der Hebräer seyn dürfte, deren Name in beyden diesen letzten Sprachen die Nacht heißt, und bey uns durch die Blume lilas (der Farbe der erblassenden Wangenfarbe des unglücklich in Leila verliebten Medschnun: hergenommen ist. Durch die Erscheinung dieses Werkes hat man genügende Kunde von der indischen Arithmetik, zu der sich auch in den Abhandlungen der asiatischen Gesellschaft ein Paar kleine Beyträge: wie Reuben Burrow's demonstration of one of the Hindu rules of Arithmetic (III. B. 6.) befinden.

2. Algebra. Was Dr. John Taylor durch die Uebersetzung des Lilawati für die Arithmetik gethan, leistete Eduard Strachey durch eine Uebersetzung des Bidscha Ganita für die Algebra. Außer dem lieferte er (im XII. B. 3) eine umständliche Abhandlung über die Algebra der Araber nach dem persischen Werke Chulaßatal Hissab, d. i. der Ausbund der Rechenkunde von Behaijeddin gest. i. J. d. Hedsch. 1031. (1621). Aus der Vergleichung des Inhalts der algebraischen Werke der Inder und Araber mit dem griechischen des Diophantus geht hervor, daß die Araber ihre Kenntniß der Algebra nicht den Griechen, sondern den Indern schuldig sind, wiewohl sie die indische Algebra in ihrem ganzen Umfange nicht gekannt zu haben scheinen.

3. Geometrie. Ohne Bezug auf indische Geometrie, deren Grundsätze in dem Lilawati enthalten sind, haben die Mitglieder der Gesellschaft mehrere Arbeiten über reine und angewandte Geometrie geliefert (wie Reuben Burrow im III. B. 16) einen Beweis über die Schneidung der krummen Linien, und Paul Limrick (VII. B. 17) seinen Beweis des zwölften Axiom's des ersten Buches Euklids. Das größte Verdienst um die angewandte Geometrie hat sich aber Major William Lambton durch die (im VII. B. 10. VIII. B. 5. X. B. 4. XII. B. 1. und 8.) erstatteten Berichte über die binnen eines Zeitraums von vierzehn Jahren auf der westlichen Halbinsel angestellten trigonometrischen Vermessungen erworben. Er stattet die genaueste Rechenschaft sowohl über die dabey gebrauchten Instrumente, und über die auf ihre Vervollkommnung verwandte Sorgfalt als über die Resultate seiner Bemühungen ab, deren Zweck dahin ging, die Halbinsel in der Quere zu durchschneiden, und Fort St. George mit Mangalor trigonometrisch zu verbinden, gewisse Punkte an der Küste von Koromandel und Malabar zu bestimmen, und die

Länge und Breite der vorzüglichsten Oerter festzusetzen. Seine Messungen begannen im Jahre 1803, wo er einen kleinen Bogen des Meridians maß. Er erweiterte dann seine Arbeiten von einem Meere zum andern, so daß sie sich über zwey Breitengrade erstrecken. Zugleich wurde eine Reihe von Dreyecken in südlicher Richtung fortgeführt, wodurch ein Bogen von drey Graden und mehr erhalten ward, der die Länge des Grades am Meridian durch eine große Zahl von Fixstern-Beobachtungen in der Breite 11° 59′ 55″ = 60494 Klafter (fathoms) auswies. Sein Bericht hierüber läßt an Ausführlichkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, indem derselbe die ganze Folge der Dreyecke, alle Sternbeobachtungen, und Bestimmungen der Höhen, Längen und Breiten und die Maße der Grundlinien enthält. Die zwey letzten Berichte (im XII. B.) enthalten die Fortsetzungen dieser Arbeiten, nämlich die Messung eines Bogens am Meridian zwischen 8° 9′ 38″ 39 und 10°, 59′, 48″ 90 nördlicher Breite, und dann eines zweyten von 10° 59′ 49″ bis 15°, 6′ 0″ 65 nördlicher Breite.

Nicht weniger wichtig für die erdmessende Geographie ist der (im XII. B. 7) von dem Präsidenten der Gesellschaft abgestatteten Bericht über die vom Lieutenant Webb und dem Oberstlieutenant Colebrooke und Crawford angestellten Messungen des Himalaja oder indischen Schneegebirges, wodurch die schon längst gehegte Vermuthung, daß dasselbe das höchste Gebirge der Welt sey, vollkommen bestätiget wird, indem die Höhe desselben nach Beobachtungen, welche nach der mittleren Refraktion berechnet wurden, 27550 Fuß beträgt, und die Höhe des Dawalagiri oder des weißen Berges, der indischen Alpen, mehr als 26862 Fuß über der Oberfläche des Meeres beträgt, so daß dadurch die Andes und Cordilleras der bisher ihnen zugedachten Ehre, die höchsten Berge der Erde zu seyn, beraubt worden sind. Die Richtigkeit dieses Höhenmaßes wurde durch die Vergleichung mit der Berechnung von Höhen gleicher Beobachtungen in kleinen Winkeln auf große Entfernung, wo die Höhe bekannt oder näher bestimmt war, erprobt, wie dieses bey der Messung des Montblanc von Pregny aus geschehen war. Beobachtungen mit dem Barometer, die auf den höchsten Gipfeln nicht angestellt werden konnten, wurden auf den Gipfeln der Mittelgebirge angestellt, und bestätigten das gefundene Maß. Hier wird gelegenheitlich bemerkt, daß der Barometer wie in den meisten nahe an den Wendekreisen gelegenen Ländern, nur sehr wenig steige und falle, und sich nicht nach dem Wechsel der Temperatur richte; die Quecksilbersäule steht bis auf einige Zehentel eines Zoll das ganze Jahr hindurch auf derselben Höhe, und zeigt nur in sehr engen Gränzen die Erscheinungen des täglichen Luftwechsels an, die auch

mit dem Steigen und Fallen des Thermometers nicht übereintreffen.

4. Astronomie. Unter den vielen astronomischen Aufsätzen, welche entweder blos astronomische Beobachtungen liefern, oder sich über die astronomischen Systeme der Inder verbreiten, zeichnen sich vorzüglich zwey Abhandlungen Herrn Bentley's (im VI. Bande 13 und im VIII. B. 6) aus. In der ersten bemüht er sich die Grundsätze auseinander zu setzen, welche den indischen astronomischen Systemen zur Grundlage dienen. Diese können in drey Klassen eingetheilt werden, 1) Systeme, welche das Zusammentreffen der Sonne, des Mondes und der Planeten mit den aufsteigenden und absteigenden Knoten ihrer Laufbahnen in dem ersten Punkte des Widders zum Anfange und Ende der Epoche von Brahma annehmen. (Diese Epoche, Kalpa genannt, enthält 4,320,000,000 Jahre, und begann 1,972,944,000 Jahre vor dem Anfange des Kalijug oder gegenwärtigen Zeitalters). 2) Systeme, welche ein solches Zusammentreffen oder allgemeinen Sternenkongreß im ersten Punkte des Widders zum Anfange und Ende des Kalpa von Varaha annehmen; diese Epoche besteht aus eben so viel Jahren als die vorigen, beginnt aber um 17,064,000 Jahre später, und leitet ihren Namen von Varahamihir dem Verfasser des Suria Siddhanta und anderer berühmter astronomischer Werke der Hindus ab. 3) Systeme, welche keinen solchen Sternenverein, weder zu Anfang noch zu Ende irgend eines Kalpa oder einer andern Periode annehmen; nach diesen Systemen lassen sich alle astronomischen Werke der Hindus klassificiren. Zu dem ersten Systeme gehören die Werke des Brahma Gupta, nämlich: das Siddhanta und das Siromani von Bhasker. Zu dem zweyten das Suria Siddhanta, das Soma Siddhanta und Vaschista Siddhanta, das Dschat Karnob von Varaha, und die Tafeln von Trivalor; zu dem dritten das Brahma Siddhanta, Vischnu Siddhanta, Bhasvati, Drubo, Rathono, Tschondrika. Diese letzten treffen fast mit dem europäischen überein, indem sie keinen ursprünglichen Verein, sey es am Anfange oder zu Ende was immer für einer Periode annehmen. Der Verfasser geht nun alle Revolutionen der Planeten in einem Kalpa, d. i. in einer Periode von 4,320,000,000 Jahren, die der aufsteigenden und absteigenden Knoten, die Länge des Jahres der Hindu, und den Beginn desselben, die Stationen der Planeten u. s. w. durch, um daraus zu beweisen, daß das Suria Siddhanta keineswegs das angegebene hohe Alter, sondern höchstens das von sieben Jahrhunderten habe. Zu den aus den astronomischen Berechnungen gezogenen Gründen kommt noch der, daß der Kommentar des Bhasvati ausdrücklich sagt, daß Varaha

der Verfasser des Suria Siddhanta sey, das Bhasvati wurde aber von Satamund, einem Schüler Varaha's, gerade zum Schlusse des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben; dieser Betrug verrückte das wahre historische Alter des Suria Siddhanta in das fabelhafte des Kalijug, wo dasselbe durch göttliche Offenbarung auf die Welt gekommen seyn soll. Dasselbe ist der Fall mit mehreren andern (achtzehn an der Zahl, das Suria Siddhanta mit einbegriffen), welche die achtzehn astronomischen Schaster genannt werden, von denen aber die meisten nur Wiederholung von drey bis vier Original-Werken, heute sehr schwer zu haben sind.

Die wohlbegründete Meinung des Verfassers von der Neuheit der astronomischen Systeme fand einen rüstigen Widersprecher im Edinburg Review, den Herr Bentley aber (im VIII. B. 6.) mit neuen verstärkten Gründen siegreich widerlegt, und zeigt, daß die drey heute in Indien herrschenden Systeme alle neueren Ursprungs sind. Das erste Brahma Kalpa, erfunden von Brahma Gupta, 1300 Jahre alt; das zweyte Padma Kalpa vor 800 bis 900 Jahren eingeführt, das dritte Varaha Kalpa, erst sieben Jahrhunderte alt. Diese Systeme tragen die Namen ihrer Stifter und nicht von Gottheiten; denn es gibt keine Gottheit Namens Padma, und diese wirklichen Systeme der Astronomen wurden die Grundlage, worauf die Verfasser der neueren Puranas ihr mythologisches System des Brahma Kalpa, Padma Kalpa, und Varaha Kalpa bauten, wovon die ersten zwey verflossen, und in deren dritten wir uns befinden sollen. Der Widerspruch der Meinungen über das angebliche hohe und wirkliche spätere Alter der astronomischen Systeme der Hindus beruhet blos auf Verwirrung der wirklichen astronomischen Systeme der Siddhantas mit den eingebildeten mythologischen der Puranas. Herr Bentley beweiset endlich das neuere Alter des Suria Siddhanta aus der Natur der Fehler selbst der darin enthaltenen astronomischen Berechnungen, welche von der Art sind, daß sich daraus auf die Zeit, wo diese Tafeln verfasset wurden, ein richtiger Schluß machen läßt, indem dieselbe nicht von unrichtigen Beobachtungen, sondern aus dem von dem Verfasser angenommenen künstlichen Systeme herrühren, welches keine größere Annäherung zur Wahrheit zuließ.

Nach der Widerlegung des Reviewers geht der Verfasser zur Bestimmung der vorzüglichsten historischen Perioden der indischen Geschichte nach zweyen der ältesten astronomischen Systeme der Hindus über. Nach diesen beginnt das Satia oder goldene Zeitalter des ersten Systems zugleich mit dem dritten Manwantara des zweyten Systemes, d. i. im Jahre 3164

vor Christi Geburt, und das neunte Manwantara des zweyten Systems beginnt im Jahre nach Christi Geburt 1022, und nur achtzehn Jahre nach dem Anfange des Kalijug oder eisernen Zeitalters des ersten Systems. Durch eine falsche Vergleichung der Perioden dieser beyden Systeme geschah es, daß Parassara, Kiasa, welche beyläufig vor dreytausend Jahren lebte, in ein Alter von mehr als fünftausend Jahren zurückgesetzt wurde, und daß andere, die längst gelebt, als Personen, welche in folgenden Zeiten erst leben sollen, erscheinen, woraus dann die Prophezeihungen der Puranas entstanden sind. Es läßt sich begreifen, daß, wie schmeichelhaft auch der Eitelkeit der Hindus das hohe Alter seyn mußte, das ihnen durch diese neuen Systeme zugesichert ward, dieselben doch viele Gegner fanden, so lange noch Spuren von dem alten Systeme übrig waren. Die Unterdrückung ward nothwendig, und es besteht daher unter den gelehrten Hindus noch heute die Ueberlieferung, daß die Mahratten die Werke aller älteren Astronomen, deren sie habhaft werden konnten, zerstörten. Daher finden sich keine astronomischen Werke, die über die Zeit von Brahma Gupta, d. i. über dreyzehnhundert Jahre hinausreichen. Die Puranas sind aber wenigstens in ihrer heutigen Form nicht über sechshundert vier und achtzig Jahre alt, mehrere derselben sind in noch späterer Zeit zusammen getragen.

Astronomische Sternen-Beobachtungen zur Bestimmung von Breiten haben geliefert: der Oberste Pearse (I. B. 2) zu Fort William; William Hunter (IV. B. 9) in den obern Theilen von Hindostan auf einer Reise nach Audschain. Der erste lieferte auch ein sehr umständliches meteorologisches Tagebuch als Anhang des ersten Bandes, wie Henri Trail als Anhang des zweyten; William Hunter aber gab (V. B. 15) einen aus dem Persischen übersetzten Bericht sammt dem beygelegten Original-Texte über die astronomischen Arbeiten von Dschajasinha den berühmten Radscha von Ambher, der im Jahre Christi 1693 regierte, und dessen Namen unter den Fürsten, welche selbst Liebhaber der Astronomie dieselbe schützten und förderten, auf immer glänzen wird. Er gab astronomische Tafeln heraus, wie Mamun der Chalife, wie Hulagu der Chan der Mongolen, wie Alphons der Kastilier, und die Vorrede zu diesen Tafeln, welche Sidsch Mohammed Schahi genannt werden, hat Herr Hunter übersetzt. Der Radscha gibt darinnen Bericht, wie er mit Kenntniß aller vorigen Tafeln zur Vervollkommnung der seinigen sich auch die europäischen (die von Leyner herausgegeben von De la Hire im Jahre 1687) verschaffet habe. Dschajasinha errichtete fünf Observatorien, deren vier näm-

lich: das von Dehli, von Audschain, von Matra und Benares Hr. Hunter aus eigener Ansicht beschreibt. Einen Bericht über die astronomischen Beobachtungen, die in den Jahren 1806 und 1807 auf dem Observatorium Fort St. George angestellt worden, mit Bemerkungen über die Abweichungen gewisser Sterne und der Sonne, wenn sie sich dem Zenith dieses Ortes nahern, und einen zweyten Bericht über die auf derselben Sternwarte über die Schwingungen des Pendels angestellten Beobachtungen und Versuche hat Hauptmann John Warren (im X. B. 8 und XI. B. 5) geliefert.

Sechs astronomische Fragen von großem Interesse im nächsten Bezuge auf Indien, legte der berühmte Professor der Mathematik von Edinburg, Playfair, der Gesellschaft der Beantwortung vor (im IV. Bande 10) und Sir William Jones, noch damals Präsident, begleitete dieselben mit dem Wunsche, daß mehrere europäische Astronomen seinem Beyspiele folgen möchten. Herr Reuben Burrow theilte (im I. B. 16) einen Aufsatz über die Methode, die Parallaxen des Mondes zu berechnen, mit, und (im selben Bande 26) einen andern Aufsatz über die Verbesserung der Methode durch Mondes-Beobachtungen die Längen zu bestimmen. Er fand nämlich, daß die Entfernungen des Mondes und eines Sternes, von den dunkeln Theilen des Umkreises genommen, richtigere Resultate geben, als die von den hellen Theilen des Randes genommenen Entfernungen, und daß daher die wahre Methode die Entfernung zu nehmen darin bestehe, daß der Stern den Mond von innen und nicht von außen zu berühren scheine. Beobachtungen über einige Eclipsen der Satelliten Jupiters von Reuben Burrow, finden sich im Anhange des zweyten Bandes. Ueber das Alter des indischen Thierkreises, das weit über jenes des arabischen und griechischen hinaus reicht, gab zuerst Sir William Jones (im II. Bande 16) wichtige Aufschlüsse, wodurch Montuclas Meinung, daß der indische Thierkreis von den Arabern und Griechen hergenommen sey, zu Boden fällt. Sir William Jones glaubt, daß sowohl Griechen als Inder die Bilder des Thierkreises von einem ältern Volke entlehnt haben, was nur von den Chaldäern oder Aegyptern verstanden werden könnte. Die Bilder sind übrigens mit wenigen Abänderungen dieselben, nur statt der Zwillinge findet sich ein Mädchen, das die indische Lyra (die Vina) spielt; ein Jüngling mit einer Keule; die Jungfrau steht mit einem Boote auf dem Wasser, in der einen Hand eine Lampe, in der andern eine Kornähre haltend; der Wassermann wird durch einen Wasserkrug vorgestellt, den ein Mann auf dem Rücken trägt, und der Schütze durch einen Centauren. Was den Zodiacus des

Mondes betrifft, so haben die Inder denselben zwar mit den Arabern gemein, allein jene zählen sieben und zwanzig, diese acht und zwanzig Mondesstationen, und die Sterne, welche jeder dieser Stationen zugezählt werden, sind gar nicht dieselben; endlich sind ihre Namen im Sanskrit auch weit älter, als alle Verbindung der Inder mit den Arabern, und als die Kultur der letzten. Sehr umständlich und gründlich (wie jeden Gegenstand den er zu behandeln unternimmt) hat Herr Colebrooke dieselbe Frage (im IX. B. 6) erörtert, und das Resultat seiner Untersuchungen ist dem aus den Untersuchungen des Sir William Jones hervorgehenden gerade entgegen gesetzt; er findet nämlich die Uebereinstimmung zu groß, und die Abweichungen zu unwesentlich, um nicht zu glauben, daß die indischen und griechischen Sternbilder von einander abgeleitet seyen, wahrscheinlich durch ein Mittelvolk (die Aegypter oder Araber). Herr Colebrooke vergleicht die Sternbilder der indischen und arabischen Mondbahn, wovon jene noch Schatra, diese Menāsilol-Kamr, d. i. die Mondesstationen genannt wird, und bezeugt die auffallende Uebereinstimmung zwischen beyden. Die Verfertigung der Sphaera armillaris gibt er aus dem astronomischen Werke Suria Siddhanta. Da aber, wie wir oben gesehen, Bentley bewiesen hat, daß diese vier sehr alt gehaltenen Werke viel späteren Ursprungs sind, so fallen auch alle Gründe, die daraus für das höhere Alter des indischen Thierkreises und der Mondbahn hergenommen sind, zu Boden. Außer der Eintheilung der acht und zwanzig Mondesstationen, deren leitende Sterne Jogatara heißen, und mit den von Sir William Jones angeführten sieben und zwanzig Eintheilungen (Jagas), welche eigentlich in die Astrologie gehören, nicht zu vermischen sind, haben sie noch eine zweyte Abtheilung, die der sechs und dreyßig Dreschkana, die ganz den Decanis der europäischen Astrologen entsprechen. Die Hindus theilen nämlich, wie die Aegypter und Babylonier, von denen die Astrologie zu den Griechen und Römern übergegangen ist, jedes Zeichen des Thierkreises in drey Theile, deren jedem ein planetarischer Regent vorsteht. Die Uebersetzung dieser sechs und dreyßig Dreschkanas aus der astrologischen Abhandlung Vrahamihiras über die Stellung der Nativität ist besonders wegen der Abhandlung der Planeten und anderer Sternbilder merkwürdig, indem daraus erhellet, daß die Araber die Ikonologie ihrer Planeten wirklich von den Indern entlehnt zu haben scheinen; auch die Araber theilen jedes Zeichen des Thierkreises in drey Theile, die sie Wudschuh heißen, und vom Psellus lernen wir, daß die Decane des griechischen Thierkreises mit besonderen Attributen und Anzügen vorgestellt wurden, und als dieselben (wie bey den Indern)

nur den Einfluß der Planeten vorstellten. Firmicus schrieb diese astrologische Eintheilung einem ägyptischen Könige zu, und Psellus führt einen babylonischen Schriftsteller an. Salmasius und Kircher suchten mit Recht den Ursprung des Wortes Decanus in einer fremden Sprache, und da der indische Name Dreschkana selbst im Sanskrit nichts bedeutet, so hält Herr Colebrooke auch die ganze Lehre der Astrologie für exotisch, und aus dem Osten nach Indien eingewandert.

In einer Note dieses Aufsatzes berührt Herr Colebrooke eine Stelle Bhascaras über das Fortschreiten der Tag- und Nachtgleichen, welche er (im XII. Bande 6) im Sanskritterte mit der Uebersetzung und dem Commentare liefert. Diese Stelle, wodurch der Fortschritt der Tag- und Nachtgleichen festgesetzt ist, wird von anderen indischen Astronomen nicht anerkannt, und selbst der Commentator Muniswara verwirft die Meinung eines gänzlichen Umlaufes der Tag- und Nachtgleichen, und nimmt mit allen übrigen indischen Astronomen nur eine theilweise Veränderung (libration) der Stellen der Coluren an. Es scheint, daß einige der ältesten und berühmtesten Astronomen, wie Brahma Gupta, die Frage von der Veränderung der Aequinoctialpunkte ganz und gar mit Stillschweigen übergingen, oder wenigstens ihr periodisches Vorrücken läugneten. Die größere Anzahl berühmter, und alle neueren indischen Astronomen geben wenigstens die theilweise Bewegung (libration) zu. Diese Meinung hatte auch vormals unter den europäischen und arabischen Astronomen Vertheidiger gefunden. Der Spanier Asrael, der Araber Thabith Ben Kora, Al-Batani und andere, lehrten ein Schwanken der Fixsterne zwischen den Gränzen von acht Graden östlich und westlich, so daß die Bewegung in achtzig oder vier und achtzig Jahren einen Grad ausmacht. Al-Batani (Albategnius) der diese Meinung anführt, behauptete aber die einförmige Bewegung des Vorrückens um einen Grad in sechs und sechzig Jahren. Da er der erste aller arabischen Astronomen diese Meinung behauptet, so ist es wahrscheinlich, daß die früheren, deren er erwähnt, Inder gewesen seyn. Herr Colebrooke schließt, daß die Inder über das Vorrücken der Aequinoctien eine eigene Theorie hatten, welche, wiewohl fehlerhaft, ihnen zuerst angehörte, und welche in der Folge unter den westlichen Astronomen Vertheidiger fand, und daß sie vor siebenhundert Jahren schon die wahre Lehre der einförmigen Bewegung der Tag- und Nachtgleichen kannten, über welche damals die europäischen Astronomen getheilt waren. Hieraus erhellet, daß die indische Astronomie ein weit größeres Studium, als womit dieselbe bisher betrieben worden, verdiene, nicht sowohl den Fortschritt der Wissenschaften zu be-

fördern, als die Geschichte ihrer Verirrungen kennen zu lernen. Einen sehr schätzbaren Beytrag dazu lieferte Herr Davis (im II. B. 15) durch den gehaltreichen Aufsatz über die Berechnung der Hindus. Die indische Astronomie mit ihrer excentrischen und epizyclischen Apparatur hat in so vielen Stücken Aehnlichkeit mit der griechischen, daß es wahrscheinlich wird, daß die Inder noch früher als die Araber die Astronomie wissenschaftlich kultivirt, dann einige Kenntniß der griechischen erlanget hatten, und sich derselben bedienten, die Unvollkommenheit ihrer eigenen zu verbessern. Bey dieser Reform der indischen Astronomie nahmen aber Brahma Gupta und die Astronomen seine Vorfahrer, die Bewegungen der Planeten nicht unbedingt von den griechischen Astronomen an, und sie sind meistens mehr von der Wahrheit entfernet als Ptolemäus. Nur in der vorliegenden Frage über die Bewegung der Tag- und Nachtgleichen, kommen sie der Wahrheit näher, und diese Annäherung war eine Frucht ihrer eigenen Arbeiten. Die Araber nahmen die Theorie des Ptolemäus über die Bewegungen der Planeten ganz, die Inder nur zum Theile an. Die Araber aber verbesserten diese Theorie in vielen Punkten, worin die Inder zurück blieben. Al-Batani entdeckte die Bewegung des Punktes der größten Erdferne der Sonne, und vermuthete durch Analogie eine Bewegung der auf- und absteigenden Knoten der Planeten. Die Inder setzten diese Bewegung der Erdferne und der Knoten aus Analogie der über das Drachenhaupt und den Drachenschwanz angestellten Beobachtungen voraus, ohne im Stande zu seyn, ihre Voraussetzungen durch Beobachtungen zu bestätigen. Sie nehmen für die vorausgesetzten Umwälzungen ganz willkürliche Zahlen an, um ihre Voraussetzungen beyläufig herauszubringen. Ihre astronomischen Instrumente, deren Bhascara neun beschreibt, worunter eines von seiner Erfindung, der Quadrant, der halbe Kreis, der ganze Kreis, die Armillarsphäre, der Stundenring, die Sonnen- und Wasseruhr begriffen sind, waren zu grob gearbeitet, um damit genaue Beobachtungen zu machen, und sie fanden (wie dieses bey dem Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen der Fall war) keine Hülfe einer aufgezeichneten Stellung in ihren älteren Schriften. Unmittelbar vor dieser sachkundigen gelehrten Abhandlung Herrn Colebrooke's, als Präsidenten der Gesellschaft geht (im XII. B. 5) ein Bericht des Hauptmanns Warren, über die Beobachtungen auf der Sternwarte des Fort George, um die schiefe Richtung der Sonnenbahn in den Monaten December 1809, Juny und December 1810 zu bestimmen. Ueber die Chronologie der Hindus, welche natürlich unmittelbar auf die Astronomie gegründet ist, haben zuerst Sir William Jones (im II. B. 7.

27) dann Wilford und Bentley (im V. B. 18 und 21) im Allgemeinen, endlich Davis (im III. B. 9) insbesonderes über den indischen Cyklus von sechzig Jahren, und Gilchrist (im V. B. 5) über das indische Stundenmaß geschrieben.

Herr Bentley gibt sehr deutlich die zwey Hauptursachen aller Verwirrung an, welche in der indischen Chronologie herrschet, nämlich: 1. die Einbildungskraft der Brahmanen und Dichter, welche die Geschichte mit allegorischen Dichtungen vermischen; 2. die Unwissenheit der heutigen Hindus, welche die poetischen und historischen Zeitalter, so zwar einen Namen tragen, der Sache nach aber sehr weit unterschieden sind, mit einander vermengen. Die astronomischen Zeitalter sind allein sammt der bestimmten Anzahl ihrer Jahre bekannt. Die größte astronomische Periode Kalpa hat 4,320,000,000 Jahre, sie besteht aus vier Jugs oder Zeitaltern: 1. Satiajug, 2. Tretajug, 3. Dwaparjug, 4. Kalijug (das letzte ist das Zeitalter, worin wir leben). Diese vier Jugs zusammen machen ein Mahajug, d. i. ein großes oder göttliches Zeitalter; ein und siebenzig Mahajugs mit einem Sandhi, welches die Länge eines Satiajug hat, machen ein Manwantara, und vierzehn Manwantaras machen ein Kalpa. Von dem gegenwärtigen Kalijug der Hindus sind nun 4918 Jahre verflossen. Die poetischen Zeitalter tragen dieselben Namen, sind aber von ganz anderer Dauer, indem ein astronomisches Jahr tausend poetischen gleich ist. Das astronomische Satiajug hat 1,728,000, das poetische 1728; das astronomische Tretajug hat 1,296,000, das poetische 1296; das astronomische Dwaparjug hat 864,000, das poetische 864; das astronomische Kalijug hat 432,000, das poetische 432 Jahre.

Hierauf folgt eine vergleichende Tafel der astronomischen und poetischen Zeitalter der Awataras und Puranischen Manwataras, und der Pitris (Patriarchen), Rischis (Altväter), und Munis (fromme Männer), welche in diesen vierzehn Manwantaras lebten.

Ueber die Eintheilung des heutigen indischen Monden-Jahres, und des alten Sonnen-Jahres, und über das ganze Kalenderwesen hat Sir William Jones (im III. B. 12) eine zwar unvollständige, doch immer sehr schätzbare Abhandlung geliefert, welche mit dem, was sich bey Orme und Sonnerat über den indischen Kalender findet, verglichen werden muß, um sich einigermaßen in der Folge der indischen Festtage zurecht zu finden. Eine noch weit merkwürdigere und weit ergiebigere Vergleichung ist zwischen dem indischen Kalender und dem der ältesten Völker anzustellen, welche Sir William Jones, einem seiner Nachfolger

überlassen hat, ohne daß (unseres Wissens) dieser Wunsch in den zwanzig Jahren, welche seit der Erscheinung jener Abhandlung verflossen sind, in Erfüllung gegangen wäre. Sir William schließt mit den Worten: If the festivals of the old Greeks, Romans, *Persians*, *Egyptians*, and Goths, could be arranged with exactnefs in the same form with these Indian Tables, there would be found, I am persuaded, a striking resemblance among them; and an attentive comparison of them all might throw great light on the religion, and, perhaps, on the history, of the primitive world. In Ermanglung einer solchen Zusammenstellung wollen wir hier nur die der vorzüglichsten gleichzeitigen Feste der alten Völker der Welt vorlegen, wodurch die obige Vermuthung auf das vollkommenste bestätiget, und ein lichtvolles Resultat über die ursprüngliche Einheit der ältesten Feste der Inder, Perser und Aegypter, der Hebräer, Syrer und Araber (in deren Fußstapfen Griechen, Römer und die späteren Europäer traten) hervorgeht.

Diese Uebersicht kann zwar nicht hier in die Umständlichkeit der einzelnen Feyertage aller dieser Kalender eingehen; auch dürfte dieß selbst bey größerem Umfange einer solchen Arbeit überflüßig seyn, weil viele derselben aus National-Begebenheiten oder bloß örtlichen Umständen abzuleiten sind; dafür ist aber unser Gesichtskreis so weiter gesteckt, indem derselbe nicht nur die Kalender mehrerer Völker umfaßt, sondern auch die vollkommenste Uebereinstimmung des neuesten mit den ältesten augenscheinlich darthut. Zur bequemeren Uebersicht mögen die Monatsnamen dieser neun Kalender hier vorausgehen, weil daraus außer der Identität der hebräischen mit den syrischen (nach Alfaraganı) noch die Uebereinstimmung so mancher anderer, wie z. B. des ägyptischen Athyr mit dem persischen Ader und syrischen Adar, des persischen Di (d. i. der zehnte) mit dem römischen Dezember, des römischen Julius mit dem hebräischen und syrischen Elul, und des ägyptischen Chiac mit dem hebräischen Cisleu hervorgeht [1]).

[1]) In dem von Sir William gegebenen Kalender sind einige Verwirrungen in den Monatsnamen untergelaufen, indem öfters zwey und drey Monate einen und denselben Namen erhalten; so wird z. B. der Name Magha, d. i. der Name des Februars (Marse), sowohl dem Pauscha, d. i. dem Jänner (bey Orme Tai Jano) als dem Phalguna, d. i. dem März (bey Orme Pangouin) beygelegt, und die Identität der Monate bey Jones Orme und Sonnerat ist nur aus denselben darin vorkommenden Festen zu erkennen.

Christlicher Kalender.	Indischer.	Altpersischer.	Aegyptischer.	Hebräischer.	Syrischer.	Arabischer.	Griechischer.	Römischer.
Jänner.	Pauscha.	Behmen.	Tybi.	Thebeth.	Kanūn ßanī.	Dschemasiul ewel.	Γαμηλιων.	Januarius.
Februar.	Magha.	Isfendarmad.	Mechir.	Schebet.	Schubāt.	Dschemāsiul ßani.	Ελαφηβολιων.	Februarius.
März.	Phalguna.	Ferwerdin.	Phamenoth.	Adar.	Adar.	Redscheb.	Μουνιχιων.	Martius.
April.	Tschaitra.	Ardibebescht.	Pharmuthi.	Nissan.	Nīssān.	Schabān.	Θαργηλιων.	Aprilis.
May.	Baisacha.	Chordad.	Pachon.	Jiar.	Ījār.	Ramasān.	Σκιροφοριων.	Majus.
Juny.	Dschaischtah.	Tir.	Payni.	Siuan.	Chasirān.	Schewāl.	Εκατομβαιων.	Junius.
July.	Aschadah.	Mordad.	Epiphi.	Tamus.	Tamūs.	Sil = kide.	Μεταγειτων.	Julius.
August.	Srawana.	Schehrijar.	Mesori.	Ab.	Āb.	Sil = hidscheh.	Βονδρομιων.	Augustus.
September.	Bhadra.	Mihr.	Thoth.	Elul.	Ilūl.	Moharrem.	Μαιμακτηριων.	September.
October.	Aswina.	Aban.	Paophi.	Tisri.	Tischrīn ewel.	Ssafer.	Πυανεψιων.	October.
November.	Cartica.	Aser.	Athyr.	Marcheswan.	Tischrīn ßanī.	Rebīul ewel.	Ανθεστηριων.	November.
December.	Margasirscha.	Di.	Chiac.	Cisleu.	Kanūn ewel.	Rebiul ßani.	Ποσειδων.	December.

Aus der nun sogleich folgenden Zusammenstellung der auf dieselbe Zeit fallenden Hauptfeste der ältesten Völker wird es klar, daß weil die Sonne der älteste Gott war, auch die Hauptfeste alle in die vier Hauptepochen des Jahres, nämlich um die doppelte Tag und Nachtgleiche und Sonnenwende fallen. Die Zeit, wo die Sonne im Abnehmen ist, oder um in der symbolischen Sprache der Aegypter, Syrer und Inder zu sprechen, wo **Wischnu** schläft, wo **Osiris** in den Sarg gelegt, und der erschlagene **Adonis** beweint wird, war eine Zeit der Fasten und der Trauer; und umgekehrt, die Epoche der Wintersonnenwende, wo die Rückkehr der Sonne von den Aegyptern als die Geburt des **Harpokrates**, und von den Persern als die Geburt des **Mithras** gefeyert ward, war ein Fest der Freude, so wie der Eintritt desselben in das Himmelszeichen des Frühlings, wo Alles mit Wonne und Lust belebt wird. Freudenfeuer und Beleuchtungen waren der älteste Ausdruck allgemeiner Volksfreude, und sie finden sich bey allen Völkern, entweder um die Zeit der Sonnenwende oder der Tag und Nachtgleichen. Zu diesen vier großen Sonnenfesten kommen dann noch die der gehofften oder eingebrachten Ernte, die Bittgänge und Dankfeste; in **Aegypten** und **Indien**, die Epochen des Nilwachsthums und der Ueberschwemmungen der Regenzeit, die Kriegs- und Friedens-, die Sühn- und Todtenfeste, nebst den gewöhnlichen Feyertagen bey jedesmaliger Veränderung des Mondenlaufs, so daß die kleinen Feyertage auf den Lauf des Mondes, alle großen auf den Lauf der Sonne sich zurückführen lassen [1]).

Jänner. Der sechste Jänner, auf welchen die Kirche das Fest der **Epiphanie** gesetzt hat, war das größte Fest der Aegypter, an welchem die **Epiphanie** des **Osiris** gefeyert ward [2]). Es war ein Fest der Freude des gefundenen **Osiris**, an dem sich die Aegypter gegenseitig mit der Formel *ευρηκαμεν συγχαιρομεν* begrüßten, wie die Griechen noch heute zu Ostern mit der Formel *συγχαιρομεν*, *Ανεςη*. Eine Hauptceremonie dieses Festes war die Wasserweihe *ὑδρευσις* [3]), und noch heute ist bekanntlich die Wasserweihe an diesem Tage das größte Fest der griechischen Kirche,

---

1) Wiewohl Inder und Araber, Perser und Hebräer Mondenjahre haben, so liegt doch überall ein älteres Sonnenjahr zum Grunde, welches für das spätere Monden-Jahr aufgegeben ward. Die arabischen und indischen Monate sind daher oben als feststehend nach dem alten Sonnenjahre angesetzt.

2) *Jablonsky* nova interpretatio tabulae isiacae XIV, und derselbe in seiner Abhandlung de diebus aegyptiacis, in vetusto Calendario romano commemoratis.

3) *Plutarchus* de *Iside* et *Osiride*.

von welcher dasselbe so zu Constantinopel als zu Petersburg von den Patriarchen mit der größten Feyerlichkeit begangen wird [1]). Vier Tage früher, nämlich am 2. Jänner (d. i. am 7. Tybi) wurde die Rückkehr der Isis aus Phönizien gefeyert, und an diesem Tage Kuchen mit dem Bilde des Seepferdes bezeichnet gebacken [2]). Dieser Gebrauch der Kuchen hat sich bekanntermaßen noch in denen des heiligen Drey-Königsfestes (auf französisch Gateau de Rois, englisch Cakes of the Twelfthe-day) erhalten. Auch bey den Persern wurde am 2. des Monates Behmen ein großes Fest gefeyert, an welchem eine besondere Speise gekochet ward. Diese zwey Festtage (des 2. und 6. Jänners) sind im römischen Kalender, wie alle folgenden ägyptischen Feste, immer als dies aegyptiaci angegeben.

Februar. Zwey solche ägyptische Tage, welche der römische Kalender auf den 7. Februar (d. i. auf den 13. des ägyptischen Monats Mechir) und auf den 25. Februar (den 1sten des Monats Phamenoth) ansetzt, bezeichneten die Wiederkehr des Frühlings. An dem letzten wurde der Eintritt des Osiris in den Mond gefeyert (wie noch heute in Indien, wiewohl in einem andern späteren Monate, der Eintritt Krischna's in den Mond). Dieser Monat war sowohl bey den Aegyptern, Römern und Persern religioser Reinigung heilig, worauf der lateinische Name Februarius (von februare, scheuern, reinigen) hindeutet. Die Perser verfertigten in diesem Monate Talismane, um sich von Scorpionen und andern Thieren zu reinigen, und dem Schutzengel des Monates selbst Sapendomad war die Sorge für die Reinigung der Erde übertragen [3]). Der fünfte Tag dieses Monates war ehelichen Verlobnissen und freundschaftlichen Bündnissen heilig. Das Andenken an dieses Fest hat sich in England sehr lebhaft in der gesellschaftlichen Feyer des Valentinitages erhalten, an welchem Unverehelichte sich ihre künftige Liebes- und Lebensgefährten auserseben [4]). Die Luperkalien und das

1) Das Kreuz wird in das Wasser geworfen, und selbst in den türkischen und arabischen Kalendern ist dieser christliche Festtag mit den Worten سعد الصّليب في الما, d. i. das Erstehen des Kreuzes im Wasser (Auferstehung des Osiris aus den Fluten, d. i. Wiederkehr der Sonne im Wassermann) bezeichnet.

2) *Plutarchus* de *Iside* et *Osiride*.

3) Angelus, qui terram a pollutione conservat. *Hyde* Hist. Rel. Vet. Pers. p. 257.

4) Why Valentinis a day to choose
Mistress and our freedom loose. S. *Bourne's* Observations on Popular Antiquities. Mit einem Anhange, herausgegeben von John Brand. London 1810.

am dritten Tage derselben gefeyerte festum stultorum des römischen Kalenders, entspricht den drey Faschingstagen, und das Feuerfest (Rus Neīrān), das nach dem ältesten persischen Kalender in dieses Monat fiel, ist durch Maria Lichtmeß ersetzt, so daß an diesem Tage die zwey alten persischen Feste der Reinigung und des Lichtes zusammen fallen.

März. Dieser Monat war wegen der in denselben fallenden Frühlings- Tag- und Nachtgleiche allen Völkern heilig, und die Zeit unmittelbar vor dem Eintritte der Sonne in den Widder war eine Zeit der Klage und der Trauer. Die Inder feyern zu Anfang dieses Monats das kleine Fest der Durga oder Naturgöttin, deren großes Fest bey der Herbst- Tag- und Nachtgleiche Ende Septembers oder Anfangs Octobers gefeyert wird. Diese beyden Feste stellen das Ostern und Pfingsten der Inder oder die beyden Bairame der Moslimen vor. In dem römischen Kalender ist an dem fünften März das Schiffsfest der Isis angesetzt, welches ganz mit dem der indischen Durga übereinstimmt. Das große und kleine Fest der Durga wird mit nächtlichen Schifffahrten und Beleuchtungen auf dem Ganges gefeyert, und die Beschreibung, die Lord Valentia davon gibt, erinnert ganz an das von Herodot so prächtig beschriebene Lampenfest der Neith zu Sais. Am 24sten dieses Monats wurde zu Rom Sanguen, d. i. ein blutiges Fest der Cybele gefeyert, wo die Priester derselben den erschlagenen Atys beweinten, worunter in der phrygischen Mythologie nach Makrobius die Sonne verstanden ward, deren Rückkehr in das Zeichen des Frühlings, gleich am folgenden Tage durch ein allgemeines Freudenfest (Hilaria am 25. März) begangen ward. Da nach dem ältesten persischen Kalender der März nicht der Ferwerdin, sondern Ader war, welcher dem Athyr der Aegypter entspricht, so ist noch zu bemerken, daß in diesem Monate die Aegypter das Begräbniß und die Trauer des Osiris feyerten, welcher wie Atys nichts als die Sonne ist, deren Abwesenheit unmittelbar vor der Wiederkehr des Frühlings unter dem Bilde des erschlagenen Meisters und des Grabes betrauert ward. — Im Monate Ader hatte auch die Feyerlichkeit des Eselrittes statt, wobey ein Possenreißer auf einen Esel gesetzt, und öffentlich verspottet ward. Diese Eselsritte, gleichsam als eine Parodie des Palmensonntags, erhielten sich durch das ganze Mittelalter und bis auf unsere Zeit, wo dieselben erst beyläufig vor dreyßig Jahren zu Hernals (bey Wien) abgestellt wurden. Der Palmsonntag selbst aber als Palmenfest ist von uraltem indischen Ursprunge. Palmen sind in Indien Symbole des Phallus. Zu Athen wurden Palmen am Feste der Zweigetragung

(ωοχοφοριων) feyerlich herumgetragen [1]), wie dieselben noch heut im ganzen Oriente bey Hochzeits-Feyerlichkeiten im großten Pompe vorgetragen werden. Am 14ten d. M. (Phalguna) wird aber in Indien ein außerordentliches Fest zu Ehren des Phallus (dessen Name von dem indischen des Monats, oder dieser von jenem abzuleiten seyn dürfte) gefeyert [2]). Auch wird in Indien zu Ende dieses Monats oder zu Anfang des folgenden, das Fest von Darmaradscha und Drobede mit Feuern begangen, wobey man sich die Stirne mit einreibt, wie bey uns am Aschermittwoch [3]). Endlich fiel um die Tag- und Nachtgleiche eines der zwey größten Feste der Perser, das Newrūß oder neue Jahresfest (das andere war das Mihrigan oder Mithras-Fest um die Winter-Sonnenwende, das sieben Tage lang mit Spenden und Gaben gefeyert ward. Zu Athen wurde das von Porphyrius [4]) beschriebene Fest im Θαργηλιων auf dieselbe Weise mit Gaben und Früchten-Pyramiden gefeyert.

April. Im griechischen Monate Thargelion, der dem Ende des März und dem April, und folglich beyläufig unserer Faste entspricht, wurde zu Athen das große Fest Πλυντηρια begangen, wo die Tempel gereiniget, der Schmuck derselben weggenommen, und die Bilder der Gottheit verhüllet wurden [5]). Der April war bey den Römern der Venus, und ist bey den Indern dem Kamadiu, d. i. der Göttin und dem Gott der Liebe heilig. Sehr merkwürdig ist, daß unsere Sitte des Aprilschickens in Indien noch heute ein um eben diese Zeit begangenes Volksfest ist, nur daß dort indische und mohammedanische Fürsten sich den Zeitvertreib machen, ihre Minister mit falschen Aufträgen und Ernennungen in April zu schicken [6]). Die in dem römischen Kalender angesetzten ägyptischen Tage vom 19 auf den 21sten treffen mit dem ägyptischen Schnitterfeste zusammen [7]), und um dieselbe Zeit feyerte man zu Rom die Cerealia und Palilia, an welchem Tage zugleich zufällig der Tag der Erbauung Roms eintraf. Das Fest der Ceres wurde mit öffentlichen Spielen,

---

1) *Plutarchi Theseus* XXIII.

2) S. *Maurice* Indian Antiquities VI, wo die Ableitung der engschen Poles von Φαλλοι wahrscheinlich gemacht wird.

3) Eine gleiche Feyerlichkeit des Aschen-Einreibens hat im Monate Cartica statt, welcher dem persischen Ader, d. i. dem ältesten März der Perser entspricht.

4) *Porphyrius* de abstinentia.

5) *Plutarchi Alcibiades* XXXIV.

6) Asiatic Researches. II. Band 20.

7) *Jablonskii* opuscula II. Theil de diebus aegyptiacis XIV.

das der Pales mit Freudenfeuern verherrlichet, wobey Thiere und Menschen durch das Feuer sprangen [1]). Dasselbe hatte um dieselbe Zeit bey dem syrischen Feuerfeste statt, dessen Ausschweifungen Lucian ausführlich beschreibt.

May. So wie der erste April noch heute in Osten und Westen als ein Narrenfest begangen wird, so ist der erste May durch die an demselben aufgepflanzten Maybäume, in welchen der Inder nur das Vorbild des Phallus sieht, überall ein festlicher Tag. Derselbe ist in Indien der Bahavani (Venus Urania) als der zeugenden Göttin geweiht, und man errichtet ihr Stangen mit Blumen und Bändern geziert [2]). Zu Rom wurden in den drey letzten Tagen des Aprils, und in den drey ersten des May's die Florealia, d. i. Feste der Flora und Vesta mit Spielen und Lichtern gefeyert [3]). Um dieselbe Zeit begehen die Hindus und Birmanen ihr großes Frühlingsfest mit Beleuchtungen, und indem sie sich gegenseitig mit rothgefärbtem Wasser als Nachahmung der Frühlings-Blumen anspritzen und durchnässen [4]). Bey den alten Persern aber ward in demselben Monate das Fest Neirān und Ābrīsegān, d. i. das Fest des Feuers- und des Wasserausgießens begangen [5]), welches auf diese Art sich noch heute in seinen wesentlichsten Bestandtheilen sowohl bey den Hindus als Birmanen erhalten hat. Ein Nachhall desselben sind die bey den Persern und Türken in diesem Monate gefeyerten Tulpenbeleuchtungen [6]), und die in Brasilien übliche Sitte sich mit Kugeln von durchdüftetem Wasser zu bewerfen, und zu durchnässen. Der zehnte des indischen Monats ist dem Ganges heilig, der an diesem Tage zur Erde stieg, und zu Rom wurde am 15ten mit besonderer Feyerlichkeit ein Stück Holz in die Tiber geworfen [7]). Endlich hat sich das Andenken an das römische Fest Lemuralia, das auf den 8. May

---

1) Hoc argumenti flamma Palilis habet. —
Per flammas saluisse pecus, saluisse colonos?
Ovid. Fastorum Libr, IV.

2) *Maurice* Indian Antiquities VI. Band.

3) Lumina restabant, quorum me causa latebat. *Ovid* Fast. Libr. V.

4) Siehe den von Sir William Jones gegebenen Kalender III. B. XII. und Buchanans Aufsatz über die Religion der Birmanen. VI. B. 8.

5) Kaswini der hier mit Unrecht von Hyde zurecht gewiesen wird.

6) Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reiches. I. B. 497.

7) Scirpea pro Domino *Tiberi* jactatur imago. *Ovid.* Fast. Libr. V.

fiel, in der Sage der auf den ersten May gesetzten Hexen-Versammlung auf dem Blocksberg erhalten [1]).

Junius. Auch in diesem Monate wurde von den alten Persern das von Caswini schon im vorigen angesetzte Doppelfest der Wasser- und Feuertaufe begangen, die noch im ganzen Westen am Tage Johannis des Täufers durch die Sonnenwend-Feuer ohne die geringste Ahnung des uralten Ursprungs dieses altpersischen und indischen Feuerfestes im feyerlichen Andenken erhalten wird [2]). Der Ursprung des schon in der Hälfte des vorigen Monats von den Römern gefeyerten Scirps in *Tiberim*, wo das hölzerne Bild einer Jungfrau in den Fluß geworfen ward [3]), findet sich in dem ägyptischen Nilfeste, wo am 12ten des Monats Payni eine Jungfrau dem wachsenden Nil geopfert ward [4]). Bey dieser Gelegenheit wurden Kuchen gebacken, denen das Bild eines Esels eingeprägt war [5]). Noch heute werden um die Zeit des ersten Wachsthums des Nils Kuchen gebacken, und gegenseitig zum Geschenke gegeben, und bey der Durchstechung des Dammes von Kairo (welcher der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1801 mit den Generalen des brittischen und osmanischen Heeres) als Augenzeuge beygewohnt, wird noch heute eine Figur aus Lehm, welche das Bild der vormals geopferten Jungfrau vorstellt, in den Nil geworfen. In Bezug auf das den Kuchen eingebackene Bild des Esels bemerke man, daß am 8. Junius zu Rom auch der Esel des Priapus feyerlich mit Blumen gekrönet ward [6]). Am selben Tage wurde aber auch das Fest der Vernunft (mens) gefeyert. Nun wird am fünften des Monats Aschada in Indien das Fest der Manasa, d. i. der Göttin der Natur begangen, welche, während Wischnu schlief, in der Gestalt einer Schlange wachte, damit den Menschen von bösartigen Schlangen kein Unheil zugefügt werde. Wer die Ableitung des lateinischen Mens vom indischen Manas bezweifeln wollte, kann diesen Zweifel durch die Erinnerung an den Mens

---

1) Ritus erit veteris nocturna Lemuria sacri. *Ovid.* Fast. Libr. V.

2) Siehe Bourne's Popular antiquities.

3) Tum quoque priscorum virgo simulacra virorum
Mittere roboreo scirpea ponte solet.
Ovid Fast. Libr. V.

4) *Jablonskii* opuscula tomus II. De diebus aegypt. §. XV. u. XVII.

5) *Plutarch.* de *Iside* et *Osiride.*

6) Ecce coronatis panis dependet asellis,
Et velant scabras florida serta molas.
Ovid. Fast. Libr. VI.

(*Νους*) der Gnostiker beschwichtigen, indem dieser laut den Zeugnissen aller Kirchenväter unter Schlangengestalt abgebildet ward, und darüber wachte, daß der Mensch nicht vom Weltdrachen verschlungen würde [1]). Noch feyerten die Römer in diesem Monate die Feste zweier ihnen selbst ganz dunklen Gottheiten, deren indischer Ursprung aber schon oben (nach den Asiatic Researches) nachgewiesen worden ist: nämlich der Anna Perenna (die Anna Perna der Brahmanen) und des Summanus (der Saman der Budaisten) [2]). In diesem Monate wird in Indien das große Fest Dschaganat's mit dem feyerlichsten Umgang gefeyert und das Bild des Krischna, d. i. des Sonnengottes in seiner Eigenschaft als Dschaganat, d. i. als Herr der Welt, in einer feyerlichen Prozession auf einem Prachtwagen herumgeführt; mit der Sommer-Sonnenwende beginnt die Nacht der Götter, während deren (d. i. während der Regenzeit) Wischnu vier Monate auf der Schlange Sischa schlaft.

Julius. Bekanntermaßen ist Krischna bey den Indern, wie Horus bey den Aegyptern, Adonis bey den Syrern, Phoebos bey den Griechen, und Apollo bey den Römern ein und derselbe Gott der Sonne. Durch eine äußerst auffallende Uebereinstimmung war dieser Monat bey allen diesen Völkern den Festen dieses Einen vielnamigen Gottes geweiht. Die Inder feyern am 8. Sravana den Geburtstag des Krischna, der in diesem Monate sich in den Mond verbirgt (wie Osiris früher bey den Aegyptern) [3]). Am 13ten des ägyptischen Monats Epiphi wurde das Geburtsfest der Augen des Horus nämlich der Sonne und des Mondes begangen [4]). Der syrische Monat Temus ist selbst nichts anders als der syrische Name des Adonis, dessen Klagefeyer in Syrien wie zu Athen festlich begangen ward [5]), und zu Rom wurden vom 5ten auf den 7ten, und abermal am 13ten

---

1) Die Gnostiker, die den Νους oder Mens als schlangenförmigen Sohn des Urvaters, als den Wegweiser zur Erkenntniß der Sophia (die ihnen der heilige Geist war) verehrten, feyerten deshalb und vorzüglich das Pfingstfest, das im christlichen Kalender beyläufig um dieselbe Zeit fällt, wie das Festum Mentis im römischen.

2) Ovid wußte selbst so wenig, wer dieser Summanus sey, daß er sagt:

Reddita, quisquis is est, *Summano*, templa feruntur.
Fast. Lib. VI.

3) The Lunar Year of the Hindus. In den Asiatic Researches. III. B. 12.

4) *Plutarchi* de *Iside* et *Osiride* L. II.

5) *Plutarchi* Nicias XIII.

die apollinarischen Spiele gehalten [1]). In dem alten persischen Kalender findet sich in diesem Monate ein einziges merkwürdiges Fest, nämlich das der Lotusblume, welches auch ursprünglich auf Sonne und Mond, als die Augen des Horus, hinzudeuten scheint, indem die Lotusblume noch durchaus bey allen persischen Dichtern das Wasserauge ist, in welchem sich das Auge des Himmels, die Sonne, abspiegelt. In Irland hat sich noch heute der heidnische Gebrauch von Rauchwerk, Opferspenden und Kuchen, welche ehemals in diesem Monate dem Sonnengotte dargebracht wurden, erhalten [2]).

August. Die Inder feyern am 1ten d. M. das Fest Lachschmi's, der Göttin des Ueberflusses, und am 14ten das des unbekannten Gottes [3]). Im römischen Kalender ist am 5ten das Festum salutis, der Tag aber der dem unbekannten Gotte Ajo Locutio geheiligt war, nicht angemerkt. Plutarch nennt denselben *Φημη και Κληδων* [4]), d. i. Ruf und Gerücht, und es dürfte daher einiger Bezug zwischen dem Feste dieses Gottes und dem ägyptischen Zungenfeste obwalten, das in diesem Monate (Mesori) statt fand, wobey man *Γλωσσα τυχὴ, γλωσσα δαιμων*, d. i. Zunge Glück! Zunge Geist! ausrief, und Hülsenfrüchte herum trug [5]). Am 13ten d. M. (welcher der Diana heilig war) war zu Rom das Fest der Mägde und der Sklaven [6]). Die Siegesfeste, welche zu Rom in diesem Monate wegen der Siege wider die Armenier und Cimbern, und zu Athen wegen der Siege zu Marathon, Platea, Mykale, Arbela, Naxos und Salamis, und der Amazonenschlacht gefeyert wurden [7]), gehören nicht hieher, wohl aber die gro-

---

1) Siehe den römischen Kalender.

2) 23. July. *St. Bridget.* Rollin thinks, she was the queen of heaven to whom the jewish women burnt incense, pourd out drink offerings, and made cakes. This pagan costum is still preservd in *Ireland.*
Brand's Popular antiquities.

3) Siehe Orme's indischen Kalender.

4) *Plutarchi* Camillus XXX.

5) *Plutarchi* de *Iside* et *Osiride* LXVIII. Dieses Zungenfest war vermuthlich wie bey uns das Pfingstfest, das Fest der Dollmetsche, die in Aegypten als Προφηται, Ερμενευται, Εξηγηται, eine große Rolle spielten; wenn die Persea wegen der Aehnlichkeit ihres Blattes mit der Zunge einen symbolischen Sinn hatte, so war dieß auch mit den Hülsenfrüchten als Sprachwerkzeugen unter anderer Beziehung der Fall.

6) *Plutarchi* Quaest. Rom. C.

7) *Plutarchi* Camillus XIX.

ßen Mysterien, welche in diesem siegreichen Monate Boedromion gefeyert worden, indem der mystische Jakchus aus der Stadt geschickt ward [1]). Auch die Perser feyerten zu Ende dieses Monates die Mysterien ihrer Athene. (Plut. Alex. 31.) In dieses Monat fiel auch das größte Fest der alten Araber, nämlich das Opfer der Wallfahrt am 10 Sil-hidsche, und um dieselbe Zeit nämlich am 15ten Abb begehen auch die Juden ihren Freudentag.

September. Mit diesem Monate, als der Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, fingen mehrere alte Völker ihr Jahr an, und die Diocletianische Zeitrechnung beginnt vom September. Auch der Moharrem der Araber, der nach dem Sonnenjahre dem September entsprach, war Jahresanfang und eben so heilig als die Monate Redscheb, Ramasān und Silkide, in welchen die alten Araber zu Hause blieben, und in welchen es ihnen eben so verboten war, die Waffen zu ergreifen als den Macedoniern in ihrem Monate Daisios [2]). Von diesen vier heiligen Monaten der Araber war der Ramasān (d. i. Hitzmond) die Faste, und es läßt sich begreifen, daß man in dieser warmen Zeit lieber als in einer andern bey Tage schlief und fastete, und bey der Nacht sich lustig allen Ausschweifungen hingab. Zu Ende des Ramasān's, d. i. am ersten Tage des darauf folgenden Monats Schewal, war eines der großen Feste (der große Bairam der Moslimen), und am 10. Sil-hidsche das Opferfest (der kleine Bairam der Moslimen). In dem Sonnenjahr fiel jener in den Junius, den allgemeinen Freudenmonat aller Völker, um die Zeit von unsern Pfingsten; das eigentliche Osterfest der alten Araber war das erwähnte Opferfest des Sil-hidsche. Das dritte große Fest derselben fiel am 10. Moharrem, Áschūrah genannt. Die arabische Sage knüpft an dieses Fest die wichtigsten Begebenheiten der biblischen und Korans-Geschichte, den Ausgang des Noe aus der Arche, des Jonas aus dem Wallfisch, des Abraham aus dem Feuerofen, des Joseph aus dem Kerker, kurz ein allgemeines Befreyungs-, Rettungs- und Versöhnungsfest. Merkwürdig genug begehen die Juden gerade an demselben Monatstage, nämlich am 10. Elul ihren großen Versöhnungstag, und fünf Tage darauf das Laubhüttenfest, bekanntlich das größte ihrer Feste, das Plutarch mit dem Adonis-Feste vermengt hat [3]).

1) *Plutarchi* Camillus XIX. und *Phocio* XXVIII.

2) *Plutarchi* Alexander XVI.

3) *Plutarchi* Symposiacon. lib. IV. quaest. VI.

An dem Feste Aschūrah kochen die Moslimen noch heute einen Potpourri von allerley Gemüsen und Hülsenfrüchten, wie die Athener im folgenden Monate (Pyanepsion) kochten. Die Araber zum Andenken der mit Noe aus der Arche, die Athener zum Andenken der mit Theseus aus dem Labyrinthe Geretteten [1]). Wie das große Fest der Juden und Araber fällt auch in diesem Monat das größte Fest der Inder und der alten Perser. Diese feyerten das Mithrasfest Mihrgān, und am 16ten d. M. wurde eine Speisetafel aus sieben Ingredienzen [2]) (Zucker, Reis, Pfirsiche, Granaten, Kubeben, Weinbeeren und Lotos) bestehend zugerichtet. Man sieht daraus, daß das heutige Aschurah der Moslimen und das an diesem Tage eben so zugerichtete siebenfache Gerücht nichts als ein Abstrahl des alten persischen Sonnenfestes ist. Endlich wird noch heute in diesem Monate das große Fest der Durga oder indischen Naturgöttin mit Beleuchtungen und Wasserfahrten begangen. Des kleinen Durgafestes ist bereits im Monate März Erwähnung geschehen. Beyde dauern neun Tage, und bey diesem wie bey jenem wird das Bild der Göttin zuletzt in den Ganges geworfen, wie zu Rom ein hölzernes Bild (im May) in die Tiber, und in Aegypten (im Junius) das Bild einer Jungfrau in den Nil. Beyläufig um dieselbe Zeit, als das kleine und große Durga in Indien, wurden zu Athen die kleinen und großen eleusinischen Mysterien neun Tage lang gefeyert. Die Göttin von Eleusis war keine andere als die indische Naturgöttin. Bey den Mysterien wurden wie bey den zwey Durgas Geißeln und Fackeln geschwungen, und so wie Demeter durch die Possen der Baubo in ihrem Schmerze getröstet ward, so wird auch noch heute die indische Naturgöttin mit Possen und Musik geweckt, wie sie zu Anfang der Schöpfung von Brahma während der Nacht der Götter geweckt ward [3]).

October. In Aegypten, wo der Nil abnahm, wurden in diesem Monate eben solche Eselskuchen gebacken, als im Monate Payni, und wie damals eine Jungfrau, oder später ein Bild derselben ins Wasser geworfen ward, werfen die Kopten noch heute das Kreuz in den Nil [4]). Am 8ten des abnehmenden Mondes Phaophi das Geburtsfest der Sonnenstäbe,

---

1) *Plutarchi Theseus.* XXII.

2) هفتخوان επτατραπεζα siehe *Hyde* hist. relig. vet. Persarum. pag. 246.

3) Asiatic Researches. III. 12.

4) Siehe *Jablonski* Opuscula II. de diebus aegypt. XVII.

um anzuzeigen, daß die herbstliche Sonne Stützen bedürfe, d. i. altere. Sie trugen bey dieser Gelegenheit die heilige Kuh siebenmal um den Tempel herum, und hießen diesen siebenmaligen Umgang das Suchen des Osiris, oder den Umlauf der Sonne [1]). Auch in Indien wird in diesem Monate, wo man die Weihe der Pagoden und Krischna's Fest feyert, um die Tempel in Kreis getanzet, den Tanz der Sphären vorzustellen, den Krischna mit den Gopias oder Kuhmädchen tanzte [2]). Auch feyern die Inder das Waffenfest, indem sie ihre Waffen und anderes Geräthe in einem besonderen Zimmer zur Weihe aussetzen, welche von den Brahmanen durch Besprengung mit Wasser verrichtet wird, und bey den alten Persern war der Genius Aban, nach welchem der Monat genannt wird, der Beschützer des Eisens, weshalb man die Waffen reinigte und bereitete [3]). Die Magen begingen auch das Todtenfest, indem sie gekochte Speisen für die Seelen der abgeschiedenen Heroen aussetzten [4]). Zu Athen wurden im Monate Pyanepsion die Thesmophorien gefeyert [5]).

November. Am elften des zu Ehren des Bakchus gefeyerten griechischen Monates Anthesterion wurde zu Athen das Fest *Πιϑοιγια*, d. i. die Eröffnung der Fässer begangen [6]), und am 11. November bey uns der Martinstag, als das Fest, wo der neue Wein gekostet wird [7]). In den ersten Tagen dieses Monates endete nach dem römischen Kalender die neuntägige Andacht der Isis, welche die Trauerfeyer um den nun in den Sarg gelegten Osiris vorstellte [8]). Man sieht, daß das persische Todtenfest, das zu Ende des vorigen Monats gefeyert ward, und um die Trauer des begrabenen Osiris, um die Zeit unseres Allerseelentages fiel. Isis, welche im vorigen Monate, im siebenten, mit Harpokrates schwanger sich ein Amulet umgehangen

---

1) Plutarchi de *Iside* et *Osiride* LII.

2) Siehe Orme's indischen Kalender.

3) *Hyde* Hist. vet. Persar. pag. 247.

4) Eben allda pag. 248.

5) *Plutarchi Demosthenes.* XXX.

6) *Plutarchi* Symposiacon L. III. Quaest. VII.

7) *Martin Mass* meat, provisions cured for the winter; new wines tested. *Brand's Popular antiquities.*

8) Im römischen Kalender Novena Isidi Sacra. *Plutarchi* de *Iside* et *Osiride* XLII. Die Sarglegung des Osiris geschah am 17. des Monats Athyr, wo die Sonne in den Skorpion trat. Eben allda XIII. XXXIX.

hatte [1]), zog in diesem nach Phönizien [2]). Am siebenten Tag dieses Monats feyern die Inder einen Sieg des Gottes Supramani [3]), und in Irland und auf den Hebriden waten die Bauern in das Meer, um den Kopf von Schama zu suchen. Der Saman der Brahmanen und Budaisten ist aber ein unterirdischer und Seegott zugleich [4]). Die Inder feyern durch neuntägige Feuer die Erscheinung Wischnu's als Feuersaule, und der altpersische Monat Ifer ist dem Genius des Feuers heilig [5]). Das älteste Jahr der Perser fing mit diesem Monate an, und noch heute beginnt bey uns mit demselben in mehreren Ländern das bürgerliche oder sogenannte Militarjahr.

December. Am achten des altpersischen Monates Di oder Dei fiel bey den alten Persern das Fest Churremruß, d. i. des frohlichen Tages, an welchem der König vom Throne stieg, und sich in die Reihen seiner Unterthanen mischte, die mit ihm an einem Tische aßen, und denen er sagte: »Ich bin wie einer aus euch« [6]), kurz ein Fest der Gleichheit, wie die Saturnalien der Römer, welche in diesem Monate gefeyert wurden [7]). Eben so auffallend ist die Uebereinstimmung des am 11ten d. M. im römischen Kalender angesetzten Festes Septimontia mit dem von den Indern am 7ten des Mondes gefeyerten Sonnenfestes Mitra Septami [8]). Die alten Perser verfertigten in diesem Monate Puppen aus Teig oder Thon, denen sie königliche Ehren erwiesen, und dieselben aßen oder verbrannten. Etwas ähnliches findet sich in den Puppen und Eßwaaren des Nikolaifestes, wiewohl diese Sitte nicht vom Bischof von Patara, sondern zunächst vom römischen Patrizier abzuleiten ist, dessen Name gewissen Kuchen beygelegt ward [9]). Das größte Fest dieses Monates war aber bey den Aegyptern das Geburtsfest

---

1) Eben allda LXV. und LXVIII.

2) Eben allda.

3) Siehe den Kalender bey Sonnerat.

4) In *Ireland* and the western isles of *Scotland* the peasants, wade iu the sea for searching the head of *Shanma* or Shony. Saman the infernal Deity was a seagod. Buddha the God of Obsequies. *Faber an the Origin of pagan idolatry II.* 365.

5) Hist. relig. vet. Pers. pag. 248.

6) *Hyde* Hist. vet. Pers. pag. 252.

7) *Plutarchi* Quaestinones Romane XXXIV.

8) The Lunar Year of te *Hindus*. III. 12.

9) Siehe Suidas unter dem Artikel Nicolaus.

des **Harpokrates**, bey den Persern das des **Mithras**, welches auch von den Römern am 25. Dezember gefeyert, und worauf in der Folge von der christlichen Kirche Christi Geburt verlegt ward [1]). Alle Festlichkeiten der Christmeßnacht, und der darauf folgenden zwölf Tage finden sich schon in den von den Aegyptern, Indern und Persern um diese Zeit begangenen Spielen und Erlustigungen. In der längsten Nacht, welche bey den Persern **Schebijelda**, bey den Arabern **Leiletol wukud**, d. i. die Nacht der angezündeten Feuer, heißt, wurden überall Feuer angezündet. Diese Gewohnheit hat sich in **England** in dem sogenannten Juleclag, d. i. in dem Holzblocke, der am Christabende verbrannt wird, erhalten.

Auch die englische Mintspye, d. i. der Pfefferkuchen mit der in der Mitte desselben angezündeten Flamme ist in **Indien** noch heute bey dem schon im vorigen Monate gefeyerten Feste der Erscheinung **Wischnu's** als Feuersäule gebräuchlich [2]). Die alte Herrschaft des englischen Narrenkönigs (um Christmeß hieß er the Lord of misrule, am 1. May the Abbat of unreason), die ehemals gebräuchlichen Waffen- und Schellentänze (Sword dance, Morrisdance), die Nachtwachen (Country wakes, Revellings), und andere Possen dieser Zeit [3]), die sich noch heute erhalten haben, scheinen blos Ueberbleibsel der Saturnalien zu seyn, an denen ähnliche Lustbarkeiten statt hatten, und an denen auch Geschenke (Munera), wie bey uns die Weihnachtsgeschenke gegeben wurden.

Aus dieser Zusammenstellung erhellet, daß die Hauptfeste der ältesten Völker in die Epochen der Tag- und Nachtgleichen und Sonnenwenden fielen [4]), und daß die meisten der heuti-

---

1) Natalis Mithrae invicti.

2) Les Chivapatis font un gateau de paté de ris, pétri avec de l'eau; ils font un trou au milieu, y mettent du beurre et une mèche, qu'ils allument; ils adorent ce feu, jeunent le jour, et mangent le soir ce gateau. (Voyage de Sonnerat.)

3) *Brand's* und *Bourne's* Popular antiquities.

4) Von allen oben zusammengestellten Festkalendern hatten die alten Araber den einfachsten, und richteten sich als Wüstenbewohner wenig nach den Festen der gebildeten Völker ihrer Nachbarn, als: der Aegypter und Perser; so sahen sie z. B. im November und Dezember, diesen beyden den Aegyptern und Persern so heiligen Monaten, nichts, als das Hervorsprossen des ersten Grüns (nach der Regenzeit), und deshalb hießen sie den November **Rebiul-ewel**, d. i. die Zeit des ersten Grüns, und den Dezember **Rebiul-ßānī**, d. i. die Zeit des zweyten Grüns; denn so müssen diese beyden Monatsnamen übersetzt werden, nicht Premier printemps und second printemps, wie es in dem im Jahre 1810

gen Volksfeste (so wie die Volksspiele) uralten Ursprungs sind, und der neuplatonische Philosoph Proklus hatte für seine Zeit so unrecht nicht, wenn er als ein eifriger Anhänger des Heidenthums an den Festen aller Religionen den Göttern opferte, weil im Grunde alle Götter und alle Feste immer auf eines und dasselbe, auf die Verehrung der Sonne und den Naturdienst, hinausliefen.

5. Mechanik. Die in den Asiatic Researches abgehandelten mechanischen Fragen haben keinen besonderen Bezug auf die Mechanik der Inder, sondern betreffen allgemeine mechanische Theoreme, wie die von Reuben Burrow (I. B. 6.) über die Reibung in der Mechanik gegebenen Winke und die von Lambton (im VI. Bande 4 und 7) gelieferten Beobachtungen über die Theorie der Mauern und über das Maximum der mechanischen Kräfte und die Wirkungen der Maschinen in Bewegung. Ganz anders verhält es sich mit der

6. Musik, indem das hierüber gesagte bloß auf die indische Tonleiter, Musiksysteme und Musikinstrumente Bezug hat; so findet sich (im I. Bande 13) eine Beschreibung der indischen Lyra, Vina, oder Vin genannt. Eine Art von Guitarre (dieser Name ist ebenfalls rein persisch, nämlich Sitare ستاره die dreysaitige) das Griffblatt $21^6/_8$ Zoll lang, sieben Saiten, wovon zwey von Stahl und fünf von Erz. Die Griffe, neunzehn an der Zahl. Die große Sonderbarkeit dieses Instrumentes ist die Höhe der Griffe, denn der beym Kopf ist $1^1/_8$ Zoll, der an der entgegengesetzten Seite $^7/_8$ Zoll, und die Abnahme verhältnißmäßig. Die Abhandlung von Sir William Jones (im III. B. 4) über die Tonweisen der Inder ist bereits in Deutschland seit sechzehn Jahren durch Uebersetzung des verstorbenen Freyherrn von Dalberg bekannt, der dieselbe mit vielen Zusätzen vermehrt (Erfurt 1802) herausgegeben hat. Einen schätzbaren Zusatz zu dieser Abhandlung enthält die einige Jahre hierauf vom Dr. Paterson (im IX. B. 11) gelieferte, über die Grammas oder Tonleiter der Hindus.

Zu der angewandten Mathematik gehört auch das Schachspiel, über dessen verschiedene Arten, wie es nämlich bey den Indern, Persern und Birmanen gespielt wird, Sir William Jones (I. B. 9) und der verstorbene Hauptmann Hieram Cox (VII. B. 20) Aufschlüsse gegeben haben, welche einerseits die be-

erschienenen Rapport du Calendrier Grégorien avec les Calendriers réformé, russe, hebraïque et musulman geschehen ist. Den Uebersetzer hätte wenigstens der Unsinn aufsichtig machen sollen, daß auf den printemps unmöglich gleich die Gelée folgen kann, was doch nach seiner Uebersetzung so ist, indem auf die beyden Rebii unmittelbar die beyden Dschemas folgen.

kannte Geschichte des morgenländischen Schahspieles von Hyde (historia Schahiludii. Oxonii 1694) berichtigen, andererseits aus dem Artikel Schahspiel (in dem zu Konstantinopel im Jahre d. Hedsch. 1221 (1806) gedruckten Werke Al-ghalatāt d. i. Verwirrungen der Rede), noch einige Zusätze erhalten könnte. Es wird schachspielenden Lesern nicht unangenehm seyn, über die ursprünglichen Benennungen des Spiels und der Figuren hier kurze, aus diesen Werken geschöpfte Nachricht zu finden.

Das Spiel und sein Name sind ursprünglich in Indien zu Hause, von wo dasselbe unter Nuschèrwan dem Großen nach Persien eingewandert ist, wofür die Inder von den Persern um dieselbige Zeit oder schon früher das Spiel des Würfelbrets (Langen Puff) erhielten. Der Erfinder Ledschladsch (von einigen auch Sissa, der Sohn Daher's genannt) soll dasselbe zum Andenken des blutigen Krieges der beyden Brüder Thalhand und Gaw erfunden haben, um dem Schmerze der den Tod des einen dieser Prinzen, und den Sieg des andern überlebenden Mutter tröstende Nahrung zu gewähren. Es ist also ein rein taktisches Spiel und alle darin gebrauchten Figuren finden ihre Stelle wirklich in der Feldschlacht; die Namen einiger derselben, welche, wie der Thurm, die Königin und der Laufer nicht dahin zu gehören scheinen, sind, wie wir sogleich sehen werden, bloß europäische Verstümmelungen, und haben ursprünglich eine ganz andere Bedeutung und Bestimmung.

Der indische Name des Spieles ist Tschaturanga, d. i. die vier Streitkräfte, worunter die vier Waffengattungen, aus denen eine indische Armee zusammengesetzt ist, nämlich: Elephanten, Pferde, Streitwagen und Fußsoldaten, verstanden werden. Diesen Namen veränderten die Perser in Schatrandsch شطرنج oder Schadrendsch صدرنج woraus allerley irrige Etymologien (siehe Hyde) entstanden sind, so daß man es als das Spiel der hundert Ränke (hundert heißt auf persisch Sad und Ränke Reng) verdollmetschte, so daß Megiser in der Polyglotte sogar das deutsche gestreng von Schatreng ableitete. Die wahre Ableitung ist von den Sanskrit-Wörtern Tschatur quatuor und *anga* das Glied oder die Streitkraft eines Heeres. Diese vier Bestandtheile, wovon die drey ersten Pferde, Wagen und Elephanten bey uns (Reiter, Thürme und Laufer) jedes durch zwey, die Fußgänger aber durch acht gleiche Figuren vorgestellt sind, werden durch den König (Schah) und seinen Feldfürsten (Fers), bey uns fehlerhaft die Königin, befehligt. Aus dem ursprünglichen Namen Fers (dasselbe Stammwort mit dem deutschen Fürst) haben die Franzosen eine Vierge

und die anderen europäischen Nationen aus der Vierge eine Königin gemacht, deren Platz nirgends (am wenigsten aber bey den morgenländischen, wo die Frauen in den Haremen verschlossen sind) auf dem Schlachtfeld ist. Die Araber und Türken heißen diese befehlführende Figur der Schlacht, diese Seele des ganzen Spiels, mit Recht den Wesir, weil der Wesir in allen Reichen des ganzen Morgenlandes die höchste ausführende Gewalt des Reiches, so im Frieden als im Kriege in sich vereint, und so im Kabinete als am Schlachtfeld den eigentlichen Befehl führt, während der Schah, nur im Hintergrunde, in majestätischer Ruhe, nie selbst thätig erscheint.

Den Namen des Elephanten Fil haben die Franzosen als Fol übernommen, und durch diese bloße Verwechslung eines Vokals in den andern ist der indische Elephant zum französischen Narren, und dieser Narr bey den Deutschen zum Laufer, bey den Engländern gar zum Bischof (bishop) geworden. Nur bey den Italienern hat sich so der Name, als die Verrichtung des Elephanten in dem Worte Alfino oder Alfiere fast unverändert erhalten; dem Worte Fil ist bloß der arabische Artikel Al vorgesetzt, und das Geschäft des Elephanten, der die Fahne auf seinem Rücken trägt, damit dieselbe dem ganzen Heere desto sichtbarer sey, ist in der Bedeutung des Wortes Alfiere als Fähnrich berücksichtiget worden. Unsere Fähnriche sind also wirkliche Surrogate der indischen Elephanten, welche sich wohl als Träger der Heersfahnen, aber weder als Läufer noch als Bischöfe denken lassen. Eher kann man sich dieselben als die Träger der Thürme denken, weßhalb auch wirklich einige diese für Stellvertreter der ursprünglichen Elephanten angesehen, andere aber dieselben wegen des morgenländischen Namens Roc für die Platzhalter des fabelhaften Riesenvogels Roch der Tausend und einen Nacht gehalten haben; beydes aber irrigerweise, denn der asiatische Name Roc (der sich im rockiren durchaus erhalten hat) ist selbst nichts als eine Verstümmlung des indischen Roth oder Rath, d. i. des Streitwagens, dem ein Thurm aufgesetzt war. Solche Streitwägen mit acht Deichseln und hölzernen Thürmen wurden (laut Xenophon) von Cyrus in Persien eingeführt, und Darius bediente sich deren gegen Alexander [1]).

Die Rosse und die Bauern oder eigentlich die Reiterey und das Fußvolk haben sich unverändert und sogar mit ihren morgenländischen Namen erhalten, denn das deutsche Wort Pferd

---

[1]) *Xenophon* Cyropaedia VI. B. *Curtius* IV. B. *Diodor.* XVII. *Arrian.* III. B.

ist stammverwandt mit Feres, und der Name Pion ist aus dem persischen Piade (piëton) ein Fußgänger abgeleitet.

Das heutige indische Schahspiel hat nicht die Einfachheit des in Europa gebräuchlichen, und unterscheidet sich dadurch, daß die Stelle der Königin durch einen Elephanten und die Stelle des Laufers (des eigentlichen Elephanten) durch ein Boot ersetzet wird, und daß die Bewegungen nicht durch die freye Wahl der Spieler, sondern durch Würfel entschieden werden. Diese Einmischung des Schiffes und der Würfel geschah vermuthlich in der Absicht, dieses Spiel als Sinnbild des Krieges zu vervollkommen, weil Truppen auch Flüsse zu übersetzen haben, und der Zufall entscheidend einwirkt; allein außer dem, daß derselbe nicht allein entscheidet, verliert, unseres Bedünkens, das Spiel ungemein dadurch an Einfachheit und Interesse, indem es durch die Würfel eine Zwitterart zwischen dem reinen Schahspiel und dem Würfelbrete wird. Die Sinesen haben auch das Boot, aber auch dafür in der Mitte des Schahbretes einen Fluß, der die beyden Heere von einander trennt (was bey dem indischen nicht der Fall ist), bewegliche Festungen und Artillerie. Das Schahbret der Birmanen ist von dem heutigen persischen oder europäischen nur sehr wenig unterschieden. Das Wort Schahmat ist allen abend- und morgenländischen Völkern gemein, und heißt der König ist todt. Das große morgenländische Schahspiel, dessen in dem zu Konstantinopel gedruckten Werke Seite 232 erwähnt wird, hat zwey Ferse oder Fürsten (bey uns Königinnen), einen Hirsch und ein Rhinozeros; eine in jeder Hinsicht noch weit unglücklichere Zusammenstellung, indem zwey Feldherren in Einem Heere schlimmer sind, als zwey Köche bey Einer Suppe, und weil endlich Hirsche und Rhinozeros in Wald und Morast, aber nicht aufs Schlachtfeld gehören. In demselben Buche findet sich auch die Beschreibung eines noch weit unsinnigeren astronomischen Spieles, das zu Konstantinopel im Jahre d. Hed. 1171 (1757) von Chalifehsādeh Ismaīl Efendī erfunden ward, und wobey die sieben Planeten, die Mondesknoten und die Himmelszeichen vorkommen; ein rein phantastisches Spiel, indem der Mensch sich zum Lenker der Sphären und Gestirne aufwirft.

7. Physik. Von rein physischen Gegenständen ist bloß der Barometer und Hygrometer (der erste im IV. Bande 13 von Doktor Balfour, der zweyte im IX. Bande 2 und 9 von Kater) wissenschaftlich durchgenommen worden. Dr. Balfour hatte kurz vorher in einer Abhandlung über die Fieber gezeigt, daß alle einer Siebner-Veränderung, d.i. einer nach sieben oder acht Tagen eintretenden Veränderung unterliegen. Weitere Versuche von Farquhar angestellt, zeigten, daß der Barometerstand abgesehen

von der außerordentlichen Einwirkung der Luft täglich eine siebenmalige Veränderung seines Standes erleide, was auch durch Toaldo's Beobachtungen bestätiget ward. Lieutenant Kater legte der Gesellschaft einen von ihm erfundenen und von ihm selbst verbesserten Hygrometer vor, wozu er eine für Feuchtigkeit sehr empfindliche und empfängliche Grasart (Andropogon contortum Linnaei) verwandte.

8. Chemie. Archibald Keir stattet (im I. B. 15) Bericht ab, über die einfache und doch in vielen Stücken vorzügliche Distillirmethode der Inder; so z. B. findet er die Ursache, warum die Inder besseres Rosenöl verfertigen, bloß in dem minderen und langsameren Hitzgrade ihrer Distillation. Über die Verfertigung des Rosenöls hat Oberst Polier (ebenfalls im I. Bande 17) besondere Auskunft gegeben. Der Name des Rosenöls ist im ganzen Morgenlande Attar عطر oder Ottr, welches die gemeine englische Aussprache als Otto of roses verstümmelt. Óttr oder Áttr heißt im Morgenlande eigentlich jeder gewürzige Auszug von Duft und Geruch in Wasser oder Oel, und man erkennt dasselbe im malobathrum bey Horaz. Ueber die Manufaktur des Indigo zu Ambor finden sich (im I. B. 15) zwey Blätter vom Dr. Cossigny und Oberstlieutenant Claude Martin.

9. Arzneykunde. Dr. Balfour, der die siebenmaligen täglichen Veränderungen des Quecksilberzustandes beobachtet hatte, fand mit demselben seine (im VIII. B. 1) mitgetheilten Beobachtungen über die täglich eintretenden Veränderungen in den Fiebern übereinstimmend, und zeigt, daß Heftigkeit oder Schwäche des jedesmaligen Paroxysmus von dem Sonnen-Mondeinflusse abhänge, der auch wohl anderswo nicht wirkungslos ist, aber nirgends sich so bestimmt äußert, als in den Veränderungen der indischen Fieber. Dieser Einfluß ist natürlich ungemein größer während der Zeit der Flut und Ebbe und besonders in der Periode der Tag und Nachtgleichen, und alle vom Doktor hierüber angestellten Beobachtungen über Fieber von verschiedenen Typus, stimmen mit der aufgestellten Theorie des Sonnen-Mondeinflusses überein.

Die Heilung der Elephantiasis wird von den Eingebornen mit Arsenik versucht, und ein kurzer diese Heilart anrathender, und von dem wirkungslosen Versuche mit Merkur abrathender Aufsatz des Eingebornen Athar Alichan von Dehli findet sich im II. B. 8. Ueber Schlangenbisse und die Gegengifte wider dieselben sind nicht weniger als vier Aufsätze vorhanden. John Williams führt (im II. B. 18) sieben Fälle an, in denen der reine kaustische Alcaligeist mit Wasser vermischt und innerlich gebraucht

von der glücklichsten Wirkung war; er geht von der Hypothese aus, daß das Schlangengift die ganze Reizbarkeit des Fiebernsystemes abstumpfe, und daß das Alcali nicht als unmittelbar das Gift zerstörend, sondern nur die verlorne Reizbarkeit wieder hervorrufend, wirke. Dieser Voraussetzung widerspricht aber die vom Wundarzte John Macrae an sich selbst gemachte und (im XI. B. 6) umständlich beschriebene Erfahrung, vermög welcher der Schlangenbiß, weit davon alle Reizbarkeit abzustumpfen, dieselbe vielmehr auf einen fürchterlichen Grad erhöht; nachdem er Branntwein mit Wasser vermischt genommen, um den Uebelkeiten des heftigen Erbrechens etwas zu steuern, nahm er Spiritus ammoniae compositus lieber, als glattes flüchtiges Alcali, in der Idee, daß dasselbe durch das aromatische Oel dem noch immer mit Uebelkeiten beschwerten Magen willkommener seyn werde; er fuhr damit löffelweise fort, und hatte dreyzehn Löffel voll eingenommen, ehe er sich außer Gefahr betrachtete. Aus den an ihm selbst angestellten Beobachtungen schien es ihm, daß die erste Wirkung des Giftes darin bestand, das Schlagen des Herzens und der Schlagadern zu erhohen, im ganzen Körper eine große Hitze hervorzubringen, daß folglich Schlangengift als ein Reizmittel wirke, und durch Ueberreiz tödte. Eine nähere Untersuchung über die Natur des Schlangengiftes, die Wirkungs- und Heilungsart hat Herr William Boag (im VI. B. 5) angestellt, nachdem er, auf Fontana's Beobachtungen gestützt, daß das Schlangengift nicht durch die Nerven tödte (weil, wenn mit diesen in Berührung gebracht, dasselbe vollkommen unschädlich bleibt), sondern, daß es durch das Blut die Reizbarkeit der Fibern zerstöre, und den Tod verursache, stellt er seine Meinung auf, daß Schlangengift das Blut des Sauerstoffes beraube, von welchem das Leben desselben abhängt. Er begründet seine Meinung vorzüglich dadurch, daß Schlangengift bey Thieren, welche das wärmste Blut und die lebendigste Bewegung des Herzens haben, am schnellsten und verderblichsten wirke. In Rücksicht der Heilungsart geht er von dem obigen durch William's aufgestellten, durch Macrae aber widersprochenen Satze aus, daß Alcali keine andere Wirkung hervorbringe, als das Herz und Gefäßsystem zu größerer Thätigkeit aufzureizen. Er glaubt, daß die Oxyde einiger Metalle, wie Arsenik, Merkur, Silber eine größere Aufmerksamkeit verdienen, und er glaubt, daß hiedurch sein angenommener Satz bestätiget werde, indem die Heilung durch die Entwicklung des mit den Oxyden verbundenen Sauerstoffes geschehe, wodurch der dem Blute geraubte ersetzet werde. Seine Heilmethode geht also davon aus, das Blut so viel als möglich mit Sauerstoff zu versehen, und er führt zwölf mit Thieren gemachte Versuche an, wo das Alcali ganz wirkungslos blieb.

10. Mineralogie. Das feinste Gold wird auf Sumatra, in dem Distrikte von Limong gefunden, und Herr Macdonald schließt (im I. B. 17) daraus, daß Sumatra Salomons Ophir gewesen sey; eine Meinung, worin er durch den Umstand bestätiget wird, daß Ophir im Malaischen wirklich ein goldhaltiges Gebirg bedeutet. Hauptmann Hieram Cox gibt (im VI. B. 6) einen Bericht über die Steinölbrunnen in dem Birmanengebiete, über die Art, wie dieselben angelegt und bearbeitet werden, über die Kosten und den Ertrag desselben. Sehr merkwürdig sind die Versteinerungen bey dem Dorfe Trivikera im Karnatischen, welche Hauptmann John Warren (im XI. B. 1) beschrieben hat. Von einem wagerecht in der Erde steckenden Baume, den Steinschneider schon größtentheils fortgeschaffet haben, bestehen noch zwanzig Schuhe; die Wurzel hat sieben Schuh im Durchmesser. Ein anderer versteinerter Baum nicht weit davon ist vierzig Fuß lang. Alle diese Versteinerungen liegen wagerecht, und kein Zweig ist sichtbar, vermuthlich, weil dieselben, ehe die Versteinerung vor sich ging, verwesen waren. Solcher Versteinerungen sind funfzehn bis zwanzig, die größte und merkwürdigste ist die eines ungeheuren Baumes, der sechzig Fuß in die Länge, und dessen Wurzel im Durchmesser acht bis neun maß. Aus den in der Gegend herum gefundenen Bruchstücken läßt sich mit Grunde vermuthen, daß dort noch mehrere solche versteinerte Bäume unter der Erde liegen. Da diese Versteinerungen angeschliffen sehr schöne Farben spielen, verwendet man dieselben statt Carniolen und Agaten zu Halsbändern.

11. Botanik. Für die wissenschaftliche Beschreibung indischer Pflanzen ist verhältnißmäßig mit den vorhergehenden Wissenschaften von den Mitgliedern der Gesellschaft sehr viel geleistet worden. Der Gründer selbst gab ein sehr schönes Beyspiel davon durch die Beschreibung von acht und siebzig indischen Pflanzen, nach dem Linné'schen Systeme mit ihren Sanskrit-Namen (im IV. B. 16 und 17) und mit besondern Beobachtungen über jede derselben, nämlich: 1. Taraca (*Linnei* Amomum), 2. Bhuchampaca (L. rundwurzlichte Kaempferia), 3. Sép'halicá (L. die traurige Nyctanthes), 4. Maghya (L. Nyctanthes Sambac), 5. Mallica (L. wellenblätteriger Nyctanthes). 6. Asp'hota (L. engblätterige Nyctanthes), 7. Málati (L. großblümigter Jasmin), 8. Jut'hica (L. azorischer Jasmin), 9. Amlica (L. Tamarindus), 10. Sára (L. Spontaneum Saccharum), 11. Dúrvá (König's Agrostis Linearis), 12. Cus'a (Koen. Poa Cynosuroides), 13. Bandhúca (L. Scharlach Ixora), 14. Carnicara (L. indianische Pavetta), 15. Mashandari (L. amerikanischer Callicarpus), 16. Sringáta (L. fluthende Trapa), 17. Chandana

(L. wahres Santulum), 18. Cumuda (L. Menianthes?), 19. Chitraca (L. Plumbago von Seilan), 20. Cámalatá (L. Ipomea Quamoclit), 21. Cadamba (L. orientalische Nauclea), 22. Gandira (L. Solanum), 23. Samudraca (L. Aquilicia, aber eine neue Art), 24. Sómarájí (L. stinkende Paederia), 25. Syámá (die schöne Pflanze, deren in der Sakontala erwahnt wird, und die noch sieben andere Sanskrit-Namen hat. 26. Avinga (L. Carissa Carandas), 27. Caravira (L. Nrium Oleander), 28. Septaperna, d. i. die siebenblätterige (L. School Echites), 29. Arca (L. die Riesen-Asclepias), 30. Pichula (Kön. indische Tamarix), 31. Dugdhica, d. i. die Milchpflanze (L. eßbare Periploca), 32. Lángali (L. Nama von Seilan), 33. Uma (L. das gemeinste Linum), 34. Múrva (L. Hyacinthoid. Aletris), 35. Taruni (L. Aloe perfoliata), 36. Bacula (L. Mimusops Elengi), 37. Asóca, 38. Saivála (L. Vallisneria), 39. Puticaraja (L. Guilandina Bonducella), 40. Sabhanjana (L. Guilandina Moringa), 41. Covidára (Bauhinia variegata), 42. Capitha (Kön. Crateva Valanga), 43. Cuveraca (L. zwischen Cedrela und Swietenia), 44. Nichula, 45. Atimucta (L. bengalische Banisteria), 46. Amrátaca (L. Spondias Myrobolan. β), 47. Hémassagára, d. i. das Goldmeer (L. Cotyledon mit gezahnten Blättern), 48. Madhuca (L. langblätterige Bassia), 49. Cahlára (L. Nymphaea Lotos), 50. Champaca (L. Michelia), 51. Devadáru (L. luftigste Unona), 52. Parnasa (L. heiliges Ocymum), 53. Patali), L. Bignonia, Chelonoides), 54. Gocantaca (L. langblatterige Barleria), 55. Sindhuca (dreyblätteriger Vitex oder Negundo), 56. Caravella (L. fünfblätterige Cleome), 57. Nágacésara (L. eisenharte Mesua), 58. Salmali (L. siebenblätteriger Bombax), 59. San'a (L. schilfigte Crotalaria), 60. Dschajanti (L. Aeschynomene Sesban), 61. Palása (Kön. Butea frondosa), 62. Carandschaca, 63. Ardschuna (König. Königsblume, Lagerstraemia), 64. Vanda (L. stumpflaubiges Epidendrum), 65. A'malaci (L. Phyllanthus Emblica), 66. Gadschapippali, 67. Saeotaca (Kön. rauhblätterige Trophis), 68. Virana (Roxb. aromatisches Andropogon), 69. Sami (L. farnesische Mimosa), 70. Tschandraca (L. Ophioxylum), 71. Pippala (L. heiliger Feigenbaum), 72. Udumbara (Lin. traubenartige Feige), 73. Plachscha (L. indische Feige), 74. Vata (L. bengalische Feige), 75. Caraca (L. Fungus Agaric.), 76. Ta'la (L. Borassus), 77. Naricella (L. nußtragender Cocos), 78. Guvaca (L. Areca Catechu.

Einen Katalog der Medizinal-Pflanzen und auch einiger andern in Indien einheimischer Apothekerstoffe gab Dr. John Flemming (XI. B. 3) um den in Indien ankommenden jungen

Aerzten das erste Studium der materia medica zu erleichtern. Die systematischen Namen sind nach Willdenow angegeben, neue Arten ausgenommen, welche Dr. Rouxburgh geordnet und beschrieben hat. Bey den bekannten indischen Pflanzen wird sich bloß auf *Muray's* Apparatus medicaminum (Tom. VI. Göttingen, 1790) und auf *Woodville* medical Botany (*Lond.* 1794) berufen, überall aber der Hindu- und Sanskrit-Name beygesetzt. Diese Pflanzen sind: 1. Abrus precatorius, 2. Acacia arabica, 3. Acacia Catechu, 4. Acorus Calamus, 5. Allium sativum, 6. Aloe Perfoliata, 7. Alpinia Cardamomum, 8. Amomum Zingiber, 9. Andropogon Schoenanthus, 10. Anethum So'wa, 11. Anethum Panmorium, 12. Apium involucratum, 13. Aristolochia Indica, 14. Artemisia vulgaris, 15. Asclepias Asthmatica, 16. Boswellia Thurifera, 17. Caesalpinia Bonducella, 18. Cannabis sativa, 19. Capsicum frutescens, 20. Carica Papaja, 21. Cassià Fistula, 22. Cedrela Tuna, 23. Citrus Aurantium, 24. Citrus Medica, 25. Cordia Myxa, 26. Coriandrum sativum. 27. Croton Tiglium, 28. Cucumis Colocynthis, 29. Cuminum, Cyminum, 30. Curcuma longa, 31. Curcuma Cedoaria, 32. Datura Metel, 33 Daucus Carota, 34. Dolichos pruriens, 35. Echites Antidysenterica, 36. Gentiana Chisayta, 37. Glycyrrhiza glabra, 38 Hyperanthera Morungo, 39. Jatropha Curias, 40. Justicia paniculata, 41. Laurus Cinnamomum, 42. Laurus Cassia, 43. Ligusticum Ajawain, 44. Linum usitatissimum, 45. Melia Azedarachta, 46 Melia sempervirens, 47. Menispermum cordifolium, 48. Menispermum verrucosum, 49. Mentha viridis, 50. Mirabilis Jalappa, 51. Nicotiana Tabacum, 52. Nigella Indica, 53. Ocimum pilosum, 54. Phyllanthus Emblica, 55. Papaver somniferum, 56. Piper thyrum, 57. Piper longum, 58. Plantago Ispaghul, 59. Plumbago Zeylanica, 60. Plumbago rosea, 61. Pterocarpus Santalinus, 62. Punica Granatum, 63. Ricinus communis, 63. Rubia Manjith, 64. Ruta graveolens, 65. Sida cordifolia, 66. Sida Rhombifolia, 67. Sida Rhomboidoea, 68. Strychnos Nux vomica, 69 Strychnos Potatorum, 70. Sinapis Dichotoma, 71. Sinapis ramosa, 72. Swietenia febrifuga, 73. Syrium Myrtifolium, 74. Tamarindus Indica, 75. Terminalia Belerica, 76. Terminalia Chebula, 77. Terminalia Citrina, 78. Triconella Faenum Graecum, 79. Valeriana Jatamansi, 80. Vitex Negundo.

Die folgenden botanischen Apothekerstoffe sind in Indien nicht einheimisch, sondern aus der Nachbarschaft eingeführt; sie finden sich aber auf allen Märkten der ganzen Halbinsel: 1. Asa Foetida, 2. Benzoin, 3. Kadscheput-Oel, 4. Kampher,

5. Chinawurzel, welche aber im Gebrauche durch die Smilax Sarsaparillia längstens verdrängt worden. 6. Gewürznelken, 7. Columbowurzel, wovon Dr. Andrew Berry (im X. B. 5.) eine besondere Beschreibung sammt der Abbildung gegeben, 8. Kubeben, 9. Galläpfel, 10. Gampir, welches die Malajen mit dem Betellaube und der Arecanuß essen, wie die Hindus das Chatethu, dem das Gambir auch in seinen Medizinal-Eigenschaften ähnlich ist. 11. Gamboge, 12. Mana, 13 Myrrhe, 14. Muskatnüsse, 15. Myristica aromatica, 16. Rhebarbara, 17. Sago, 18. Salep, 19. Scammonium, 20. Senna. Die mineralischen Apothekerstoffe sind Bley, Eisen, Kupfer, Zinn, Antimonium, Quecksilber, Salze, Schwefel, Steinol; die animalischen Moschus, Amber, Honig, Wachs, Igeln, und die sogenannten spanischen Fliegen.

In demselben Bande (XI. B. 7) befindet sich auch die Beschreibung mehrerer monandrischen indischen Pflanzen, welche zu dem Geschlechte der Scitaminae (von Jussieu Cannae, bey Ventenat Drimyrhizae genannt) gehören. Die beschriebenen sind: 1.Canna Indica, 2.Phrynium dichotomum, virgatum, capitatum. 3. Hedychium coronarium, 4. Kaempferia galanga, rotunda, angustifolia. pandurata. 5. Curcuma Zedoaria, Zerumbet, caesia, aeruginosa, ferruginea, rubescens, comosa, leucorrhiza, angustifolia, longa, amada, viridiflora, montana, reclinata. 6. Amomum, cardamomum, angustifolium, aculeatum, maximum. 7. Zingiber officinale, Zerumbet, Cassumunar, roseum, ligulatum, rubens, squarrosum, capitatum, marginatum. 8. Costus speciosus. 9. Alpinia galanga, allughas, malaccensis, nutans, mutica, calcarata, cardamomum, spicata. 10, Globba marantina, bulbifera, orixensis, .hura, pendula, radicalis.

Eine Pflanzenliste ist auch dem Tagebuche, welches Hauptmann Thomas Hardwicke von seiner Reise nach Sirinagur (im VI. B. 9) gegeben hat, angehängt. Die von ihm beschriebenen Pflanzen sind: *Monandria Monogynia.* 1. Costus speciosus, 2. Curcuma. *Diandria Monogynia:* 3. Jasminum, drey Arten. 4. Justicia thyrsiformis, 5. Salvia integrifolia. *Triandria Monogynia:* 6. Valeriana. *Tetrandria Monogynia.* 7. Ixora. *Pentandria Monogynia:* 8. Androsace rotundifolia, 9. Lonicera quinquelocularis. 10. Verbascum Thapsus. 11. Datura, stramonium, 12. Ehretia tinifolia, 13. Ventilago, 14. Celastrus scandens, 15. Ein andrer Celastrus, 16. Cedrela, 17. Art Hirtella ? 18. Vitis, 19. Gardenia uliginosa, 20. Gardenia zwey Arten, 21. Nerium reticulata, 22. Ein andres Nerium, 23 Echites Antidysentricum, 24. Genus nicht bestimmt. *Pentandria Digynia.* 25. Apocy-

num, 26. Herniaria, 27. Gentiana nana. *Pentandria Trigynia*, eine klimmende Pflanze, die auf den Bergen, nahe bey Hurdwar gefunden wird. *Pentandria Pentagynia*. 28. Linum trigynum. *Hexandria Monogynia*. Berberis Ilicifolia. *Hexandria Trigynia*. 29. Rumex Aegypticus und Rumex acetosella. *Octandria Monogynia*. 30. Polygonum convolvulus. *Enneandria Monogynia*. 31. Laurus Cassia. *Decandria Monogynia*. 32. Bauhinia scandens, 33. Bauhinia variegata, 34. Guilandrina Moringa, 35. Murraja exotica, 36. Melia Azadirachta, 37. Zweifelhaft zwey Arten, 38. Arbatus Zweifelhaft. *Decandria Trigynia*. 39. Banisteria Benghalensis. *Decandria Pentagynia*. 40. Spondias Myrobalanus, 41. Sedum album, 42. Oxalis Acetosella, 43. Cerastium alpinum, 44. Zweifelhaft. *Dodecandria Monogynia*. 45. Cratacva Tapia, 46. Grislea tomentosa. *Dedecandria Trigynia*. 47 Euphorbia canarensis. *Icosandria Monogynia*. 48. Punica granatum, 49. Prunus. *Icosandria Digynia*. 50. Crataegus. *Icosandria Pentagynia*. 51. Pyrus, 52. Spiraea. *Icosandria Polygynia*. 53. Rosa, 54. Rubus, 55. Rubus Idacus, 56. Fragaria sterilis, 57. Potentilla fragarioides, 58. Potentilla reptans. *Polyandria Monogynia*. 59. Lagerstroemia montana, 60. Zweifelhaft. *Polyandria Polygynia*. 61. Uvaria. *Didynamia Gymnospermia*. 62. Ballata. *Didynamia Angiospermia*. 63. Bignonia Chelonoides, 64. Gmelina Arborea, 65. Volkameria, 66. Vitex trifolià. *Monadelphia Monogynia*. 67. Ein Baum im Walde bey Coadwara. *Monadelphia Decandria*. 68. Geranium. *Monadelphia Polyandria*. 69. Bombax Ceiba, 70. Bombax Gossypium. *Diadelphia Decandria*. 71. Drey Arten von Robinien, 72. Pterocarpus. *Polyadelphia Polyandria*. 73. Hypericum. *Syngenesia Polygamia aequalis*. 74. Prenanthes, 75. Leontodon taraxacum, 76. Hypochoeris glabra und radiata. *Syngenesia Monogamia*. 77. Lobelia Kalmi. 78. Viola palustris, 79. Impatiens noli tangere. *Gynandria Diandria*. 80. Limodorum, 81. Zwey Arten von Epidendrum. *Gynandria Decandria*. 82. Helicteres Isora. *Gynandria Polyandria*. 83. Zwey Arten von Grewia, 84. Bollos. *Monoecia Triandria*. 55. Haatphool, 86. Phyllanthus grandifolia. *Monoecia Tetrandria*. 87. Betula, 88. Cicca disticha, 89. drey Arten Morus. *Monoecia Polyandria*. 90. Quercus, 91. Juglans, 92. Carpinus zweifelhaft. *Monoecia Monadelphia*. 93. Pinus taeda. *Dioecia Diandria*. 94. Salix. *Dioecia Pentandria*. 95. Xanthoxylon, 96. Cannabis sativa. *Dioecia Dodecandria*. 97. ein noch unbenannter Baum. *Polygamia Monoecia*. 98. Terminalia alata, glabra, 99. Mimosa Catechu, 100. Mimosa. *Polygamia Trioe-*

cia. 101. Ficus-laminosa. Vier Arten Cryptagamia Filices, 102. Asplenium, 103. Polypodium, 104. Adianthum, 105. Mariattia.

Auch Dr. Wallich hat (im XII. B. 14) die Beschreibung von zwey neuern Arten von Sarcolobus, der Campanula dehiscens, und der Bauhinia racemosa geliefert. Außerdem findet sich in diesen zwölf Bänden noch ein Dutzend von Aufsätzen, welche sich mit botanischer Beschreibung abgeben, als (im I. B. 14): von Carl Hamilton die Beschreibung des Mahwa-Baumes, der auf Sanskrit Madhuca heißt, in die Polyandria Monogynia gehört, aber eine von Linneus unbeschriebene Art ist. Der Same der Frucht ist mit sehr dickem Oel gefüllt, das bey den Indern die Stelle des Ghi oder der zerlassenen Butter vertritt, so daß er eigentlich der indische Oelbaum genannt werden kann. Zum Unterschiede vom indischen Butterbaum Bassia Butyracea, eine Polyandria Monogynea, welche Dr. Roxburgh (im VIII. B. 9) beschrieben hat. Er beschrieb auch (im V. Bande 14) die Urceola elastica oder Caut-Tschuk-Rebe, von Sumatra und Pullo-pinang, und verglich die Eigenschaften des als Gummi verdichteten Saftes dieses Baumes mit den Eigenschaften des amerikanischen Caut-tschuh. Dieser Baum ist eine neue Gattung in der Klasse Pentandria Monogynia, unmittelbar nach der Tabernomontana, und gehört also zu der Klasse der Contortae des Linneus. Man nennt den von diesem Baume ausgeschwitzten Saft uneigentlich Gummi und Harz, und Dr. Roxburgh schlägt den Namen Caut-Tschuk für alle Pflanzensäfte vor, welche elastisch brennbar, und in wesentlichen Oelen ohne Hitze auflösbar sind. Ostindisches Caut-tschuk würde die unterscheidendste Benennung für dieses Gummi dieser Urceola elastica seyn, welches an Dehnbarkeit das amerikanische bey weiten übertrifft, und eben so schnell allen Bleystift wegnimmt. Die Sinesen machen davon ihre elastischen Ringe. Es enthält viel brennbaren Stoff, und verbrennt mit wenigem und nicht unangenehmen Geruch, aber mit vielem Rauche, der schönen Ruß gibt. In einem Silberlöffel über das Feuer gehalten, schmilzt es in eine schwarze brennbare Flüssigkeit, die, wenn wieder gestockt, alle Elasticität verloren hat. In Weingeist und Wasser ist es unauflösbar, und wenn Wärme dazu tritt, so wird es dadurch nur erweicht und geschmeidiger. Wie das amerikanische wird es aber in Terpentin- und Cadschepút-Oel aufgelöst. Der Zweifel, den einige Naturforscher über das amerikasche Caut-tschuk aufwarfen, ob es ein natürliches Pflanzenerzeugniß oder ein Fabrikat sey, wird hierdurch gänzlich beseitiget. Das gewöhnliche Caut-tschuk der Hindus oder die Vicus re-

ligiosa gibt den besten Vogelleim, aber in Rücksicht der Elasticität ist derselbe mit dem Harze des Caut-tschuk Gricula gar nicht zu vergleichen. Dasselbe gilt auch von dem klebrichten Safte der Artocarpus integrifolia. Die klebrichten Feuchtigkeiten von beyden sind ebenfalls brennbar, nur in einem weit mindern Grade.

Der Caut-tschuk wächst auf Sumatra, wo auch der Campherbaum (Dryobalanos Camphora) vor allen andern gedeihet. Es hatte zwar John Macdonald (im IV. Bande 1) schon eine Beschreibung des Campherbaumes auf Sumatra gegeben, den er aber aus Mangel botanischer Kenntnisse für einen Laurus angesehen. Selbst die botanische Beschreibung, welche der Präsident der Gesellschaft (Herr Colebrooke im XII. B. 11) hiervon gegeben, ist noch unvollständig, weil die Blüte von keinem Botaniker gesehen worden; aber die Frucht läßt keinen Zweifel über, daß der Baum in dieselbe Ordnung mit der Shorea, Dipterocarpus, Valeria und Hopea des Dr. Roxburgh, und sehr wahrscheinlich unter die Polyandria Monogynea des Linneus gehöre. Der Campher wird in dem Baume nach einer gewissen Anzahl von Jahren von dem Oele, das der Baum ausschwitzt, abgesondert, und aus der Menge dieses Oeles läßt sich auf die Menge des vorhandenen Camphers schließen, daß Marsdens Meinung, als ob derselbe Baum nicht zugleich Oel und Campfer enthalte, hierdurch widerlegt ist; übrigens geben nur alte Bäume Campher. Der Campher wird noch zu einem ungeheuren Preise steigen, weil von dreyhundert Bäumen kaum einer Campher in sich enthält; so bald man denselben entdeckt hat, wird der Baum umgehauen, so daß die Pflanze und das Erzeugniß sehr selten seyn wird. Dieselbe Dunkelheit, welche bisher über den wahren Campherbaum schwebte, liegt auch noch auf der Pflanze, die den Weihrauch gibt, indem die linneische Meinung, daß der Weihrauch ein Erzeugniß des Lycischen Wachholderstrauches sey, durch die Erfahrung widerlegt ist. Herr F. Colebrooke hat (im IX. B. 7) einige Stellen der Araber und Alten über die Pflanze des Weihrauchs gesammelt, und er hält dieselbe für die Boswelia Serrata des Dr. Roxburgh.

Die verschiedenen Pfefferarten, welche auf dem Eilande des Prinzen von Wales gebauet werden, beschreibt Dr. William Hunter (im IX. B. 8): 1) Piper nigrum, 2. Piper betle, 3. Piper siriboa, 4. Piper Chaba, 5. Piper latifolium. Sir William Jones, ein großer Liebhaber und Kenner der Botanik, lieferte (im II. B. 28, und im IV. B. 5) zwey Aufsätze über den Spicanardus der Alten und den indischen Speik, der auf persisch Nard, auf arabisch Sünbüle, d. i. Aehre (spica, Spike)

heißt, in den Bergen von Nipahl aber den Namen Dschatamansi führt. Sir William glaubt daher, diese Pflanze sey eine Schwester des Alpenspeiks oder celtischen Nardus, und beschreibt diese Art als Valeriana Jatamansi floribus triandris, foliis cordatis quaternis, radicalibus petiolatis. In dem zweyten Aufsatze widerlegt er die von Dr. Plaen in den philosophical Transactions gleichzeitig mit dem ersten Aufsatze geäußerte Meinung, daß der indische Spicanardus, das Andropogon Iwarancudscha sey. Nebst diesen wenigstens dem Namen nach sehr bekannten Pflanzen des Oel- und Butter-, des Campher- und Gummibaumes, des Weihrauchs, Pfeffers und der Spikenarde werden auch einige selbst den Namen nach weniger bekannte Pflanzen besonders beschrieben, als: vom Dr. Roxburgh (im IV. B. 24), die Jonesia aus der Klasse Heptandria Monogynia; von demselben (im selben Bande 30) die Prosopis aculeata Königs von den Hindus Tschamije genannt; von William Hunter (im selben Bande 3), die Pflanze Morinda des Linneus, und die Art, wie die Wurzel zur Färberey in tiefen Purpur verwendet wird, vom Dr. Andrew Berry, die Kolumbo Wurzel vom medizinischen Gebrauche; von Dr. Roxburgh (im III. B. 14), die Pflanze Butea, deren Harz vom medizinischen Gebrauche ist; und vom Dr. Buchanan (im V. Bande 8) der Baum der Birmanen Launzan.

12. Zoologie. Der Pangolin von Bahar, der schon aus Buffon unter diesem Namen bekannt ist, veranlaßte zwey besondere Aufsätze von Mathew Leslie (im I. B. 20) und von Adam Burt (im II. B. 33), wovon jener eine getreuere Abbildung als in Buffon (wenn etwa die hier gegebene Zeichnung nicht einer neuen Art von Pangolin angehört) jener die anatomische Beschreibung dieses Thieres ist. Die Beschreibung des Jak der Tartarey, d. i. des Stieres mit dem Büschelschweife, der auch in Tibet zu Hause ist, und in Hindostan Sura-goy genannt wird, hat Samuel Turner, allgemein bekannt durch seine Gesandtschaftsweise nach Tibet (im IV. Bande 33), geliefert. Außer einer ungewöhnlichen Dicke des Schweifes hat derselbe noch ober den Schultern eine scheinbare Erhöhung, die wie ein Höcker aussieht, aber nichts anderes als dickeres und längeres Haar ist, welches sich mähnenartig empor streibt. Der Schweif ist einer der größten Luxusartikel Indiens, indem derselbe unter dem Namen von Tschauri als Fächer gebraucht wird, Wind zu machen, und Fliegen abzuwehren. Eine zweyte, in Indien ursprünglich besondere Art von Rindvieh ist der Ochs Gajal, dessen schon Knox in seinem historischen Berichte über Ceylon, und Turner auf seiner Reise durch Butan erwahnten. Herr

Colebrooke beschreibt denselben (im VIII. B. 10) nach den ihm vom Dr. Buhanan und Roxburgh mitgetheilten Nachrichten. Es ist eine Büffelart, welche sich dem Bos Zebu oder indischen Ochsen nähert, sich aber von demselben eben so wie von dem europäischen, amerikanischen, kafrischen, dem gewöhnlichen Büffel und dem bartigen Ochsen unterscheidet. Dieser Ochs findet sich als Hausthier unter dem Volke der Cukis seit undenklichen Zeiten.

Sir William Jones, dessen Streifzüge fast kein Gebiet des menschlichen Wissens unberührt ließen, und dessen zehnte Rede über die Natur- und Staatengeschichte Asiens den IV. Band eröffnet, liefert in demselben (achtes Stück) eine Beschreibung des Loris, des langsam schreitenden Lemur, der, wie der vorige, unter dem Volke der Kukis in dem Gebirge von Tipra zu Hause ist, mit einigen Bemerkungen über seine Gewohnheiten; über die Benehmungsart des wilden Elephanten, und über die Art, denselben durch zahme Weibchen zu fangen, theilte John Corse (im III. B. 10) einen sehr anziehenden Aufsatz mit, der seitdem in viele Zeitschriften übergegangen ist. Die weiblichen zu diesem Fange besonders abgerichteten Elephanten heißen Kumkis, und die männlichen, welche gefangen werden, Gundas. Die Jäger gehen in mondlosen Nächten (welche hierzu die günstigsten sind), mit vier Kumkis aus, drey davon nahen sich in einiger Entfernung von einander mit langsamen Schritten dem Orte, wo der wilde Elephant seine Gegenwart durch das Getöse verräth, womit er sein Futter an seinen Vorderfüssen reibt. Wenn er die Weiblein zu empfangen nicht gelaunt ist, schlägt er den Grund mit dem Rüssel, um dadurch sein Mißfallen an ihrer Gesellschaft zu erkennen zu geben, und wenn sie fortfahren sich ihm zu nähern, verwundet er sie mit seinen Hauern; meistens aber ist er verliebter Stimmung, weil solche einzeln streifende Elephanten gewöhnlich aus einer Heerde verbannt sind, wo ihnen die Uebermacht oder Eifersucht ihres Obern oder ihres Gleichen, ihre Liebe zu verfolgen nicht gestattete. Wenn er nun dem Weiblein näher zu kommen erlaubt, so führen die Mahats oder Treiber zwey derselben auf beyden Seiten ihm rücklings zu, so daß sie mit ihrem Hintertheile ihm Schulter und Nacken berühren, das dritte Weiblein wird dann querüber an seinen Schweif gestellt. Während er nun die drey Weiblein mit seinem Rüssel betastet, und mit ihnen spielt, nähert sich das vierte mit den Jägern, welche unter den Bauch des dritten querüber stehenden schliefen, und während der männliche Elephant den Weiblein zu liebkosen fortfährt, die Hinterfüße desselben mit mehreren kurzen Stricken in Form eines Achters zusammen binden, und dann an jeden Fuß einen dicken Strick mit laufenden Knoten, sechzig Ellen lang anlegen.

Das Anlegen dieser kleinen und großen Stricke dauert zwanzig Minuten, während deren die Mahots oder Treiber der weiblichen Elephanten auf dem Nacken derselben ausgestreckt, und mit dunkeln Kleidern bedeckt liegen, damit der Gunda dieselben nicht bemerket. Geschieht dieses, oder wird derselbe, ehe noch die Stricke an den Füßen gehörig fest sind, bis zum Springen hitzig, so treiben die Mahots die Weibchen schnell fort, und halten durch ihr Geschrey den männlichen Elephanten von der Verfolgung ab; doch geschieht dieses selten, indem die Weiblein zu beyden Seiten sich so fest an ihn drücken, daß er sich kaum bewegen kann. Sobald die Hinterfüße gehörig versichert sind, verlassen ihn die Kumkis, und indem er ihnen folgen will, wird er erst seine wahre Lage gewahr, und nimmt den Rückzug in das Dickicht des Waldes, die Jäger und Treiber folgen ihm von ferne, und sobald er an einem dicken Baume vorbey gekommen, schlingen sie die nachgezerrten dicken Seile einigemal um den Stamm, wodurch er dann in seiner Flucht aufgehalten wird. Da wird er wüthend und haut die Erde mit seinen Hauern auf; manchmal, wiewohl selten, gelingt es ihm, die dicken Stricke abzureißen, in welchem Falle sich die Jäger aus Furcht der anderen wilden Elephanten nicht nahen dürfen, indem diese den Gefangenen oft selbst anfallen, und gleichsam zur Strafe seiner Schwäche zerfleischen. Wenn er von den Stricken zurückgehalten seine Wuth erschöpft hat, nähern sich ihm die Weiblein wieder in derselben Stellung, und seine Vorderfüße werden nun mit Hülfe der selben Weiblein wie die Hinterfüße mit Stricken versichert. Hierauf werden Stricke um seinen Nacken und Leib befestiget, und die an den Füssen so weit losgelassen, daß er gehen kann. Er wird dann mit Hülfe der Weiblein aus dem Walde geführt, wobey er mehr als einmal seinen Rückzug in denselben versucht, und dieses öfters mit solcher Wuth und Kraftaufwand, daß er diese Befreyungsversuche nur wenige Stunden oder Tage überlebt. Wenn er an seine Stätte gebracht ist, wird er theils mit Strenge theils mit Milde kirre gemacht, und die Weiblein nähern sich ihm wieder. Sehr merkwürdig ist es, daß er diese seine Verführerinnen nie mißhandelt, sondern sich vielmehr durch ihre Nähe über den Verlust seiner Freyheit getröstet fühlt. Weibliche Elephanten werden nie einzeln, sondern in Heerden mit männlichen vermischt gefangen. Diese Heerden von vierzig bis hundert Thiere stark, werden gewöhnlich von einem halben Tausend von Jägern umgeben, welche eine ordentliche Treibjagd anstellen, und mittelst Getöses und Feuers die Heerde aus dem größeren Kreis in einen kleineren, und endlich in die mit starkem Pfahlwerk umzäunte Hürde (Kede, Gaden) treiben. Zum Schlusse bemerkt der Verfasser wider Buffon,

daß junge Elephanten mit dem Munde und nicht mit dem Rüssel saugen, und daß sie sich auch vor Zeugen wie die Pferde bespringen. Die Tragezeit ist nicht weniger als zwey Jahre.

Eine neue Art von Delphin, der in dem Ganges einheimisch ist, hat Dr. Roxburgh unter dem Namen delphinus gangeticus (im VII. B. 4) beschrieben. Von Vögeln ist (im II. B. 6) der Baja oder indische Großschnabel vom Eingebornen Athar Atichan aus Dehli beschrieben. Von Insekten das Lak-Insekt durch Dr. Roxburgh (im II. B. 24) und eine Art von Meloe oder spanischer Fliege durch Hauptmann Hardwicke (im V. B. 16); endlich hat im selben Bande (vier und zwanzigstes Stück) Heinrich Le Beck einen Bericht über die Perlenfischerey in dem Meerbusen von Manar erstattet. In Betreff der Art, wie die Perlen gebildet werden, hält er die Meinung Reaumur's, daß Perlen wie Bezoar und andere Thiersteine durch einen Absatz gebildet werden, für die wahrscheinlichste. Die größte und vollkommenste Perle, die er sah, hatte die Größe einer kleinen Pistolenkugel.

IV. Geschichtliche Wissenschaften.

Da die Chronologie bereits bey der Astronomie ihre Stelle gefunden hat, so bleiben von den Hülfswissenschaften der Geschichte blos die Erdbeschreibung und Statistik zu durchgehen übrig. Für die Geschichte im engsten Sinne ist wenig, desto mehr aber für die Hülfswissenschaften derselben, für die Erd- und Reisebeschreibung geleistet worden, und der Schatz von geographischen und ethnographischen, von hodegetischen und statistischen Nachrichten, welche über einzelne Theile des Landes und ihrer Bewohner in den hier mitgetheilten Denkschriften und Reise-Tagbüchern zerstreut ist, gibt für diese Wissenschaft reichhaltigern Ertrag, als in jeder anderen hier behandelten ausgefallen ist; und wiewohl den Untersuchungen über das Fabelhafte der indischen Geographie und Geschichte alle Ehre gebührt, so ist der Vorzug der Gewißheit und Treue doch den Beschreibungen des heutigen Zustandes der Dinge zuzuerkennen.

1. Erdbeschreibung. Den ersten Platz behauptet hierin die Riesenarbeit Hauptmann Wilfords, der sich schon durch seinen im Abschnitte der Mythologie erwähnten Aufsatz über Aegypten als einen eben so mühsamen Forscher als kühnen Muthmaßer ausgezeichnet hat. In sechs Essay betitelten langen Aufsätzen, welche durch vier Bände hindurch laufen (VIII. B. 7, IX. B. 3, X. B. 2, XI. B. 2), umfaßt derselbe das ganze System der alten indischen Geographie, vergleicht dasselbe mit den von den Griechen über Indien erhaltenen Nachrichten, beleuchtet das Dunkel der ältesten indischen Geschichte mit der Fackel historischer Un-

tersuchung, und kommt endlich nach mancherley anziehenden Streifzügen zum Beweise seiner langangekündigten und vorbereiteten Hypothese, daß das heilige westliche weiße Eiland der Inder in Großbrittanien oder wenigstens in einem anderen von Europa nordwestlich liegenden Lande (Eisland) zu suchen sey. Er ist so aufrichtig in der Einleitung Mißgriffe, wozu er in seiner frühern Abhandlung durch die Betrügerey seines Panditen, durch Verfälschung einzelner Stellen oder Unterschiebung ganzer Theile der Puranas verleitet worden, zu gestehen, und erheischt aber dafür desto größere Glaubwürdigkeit in dem Gange und Ergebnisse seiner neuen Forschungen, welche auf allgemein als wahr und unverfälscht anerkannte Sanskrits-Quellen gegründet sind. Indessen schlägt auch hier seine entschiedene Sucht historische Forschung auf etymologische zu gründen, und Worte mit Begebenheiten zu vermengen überall vor, und nach dem ihm einmal von seinem Pandit gespielten Betruge ist wenigstens den Uneingeweihten der heiligen Sanskrit der Zweifel über die Richtigkeit so mancher seiner Angaben verzeihlich.

Der erste Essay zerfällt in drey Hauptstücke, wovon das erste die allgemeinen Ideen der indischen geographischen Systeme durchgeht, das zweyte das Verzeichniß der Berge, Flüsse und Länder der Puranas, und das dritte ganze Auszüge aus denselben sammt den zur Verständlichkeit des Textes nothwendigen Kupfertafeln enthält. In dem ersten Hauptstücke werden zuerst die Quellen indischer Erdebeschreibung nach ihren Namen und Inhalte aufgeführt. Alle diese Werke, seyen sie historischen oder geographischen Inhaltes, sind eben so viele Dichtungen, deren Sagen in das Gebiet der Tausend und einen Nacht gehören. Ihre Erdbeschreibung beschauet den Erdball durch ein Prisma in den herrlichsten Farbenstrahlen. Die Gebirge sind vom reinsten Golde hell wie zehntausend Sonnen scheinend; andere sind nichts als Massen von Edelsteinen. Einige von Silber entlehnen die milden und thauigen Strahlen des Mondes. Da sind Flüsse und Seen vom flüßigen Ambra, geläuterter Butter, süßer und saurer Milch, Honig und Wein. Alle geographische Wahrheit ist einer beliebigen symmetrischen Anordnung der Länder und Berge, der Flüsse und Seen, in der sie sich ganz besonders wohlgefallen, aufgeopfert. Sie haben zwey geographische Systeme: das mythologische der Puranas, vermög dessen die Erde eine erhabene vom Ocean umgebene Fläche ist; das zweyte das astronomische, bey weitem das schlimmere, worin die Erde zwar als eine Kugel betrachtet, wo aber die untere Halbkugel auf Kosten der oberen mit Ländern, die dieser angehören, ausgestattet wird. Nach dem ersten Systeme ist die Erde von einem Kreisgebirge umschlossen, das bey

den Hindus Loculoca, bey den Moslimen Kaf heißt. Ueberhaupt wird aus der Beschreibung dieses Systems klar, daß die ganze Geologie der Araber, Perser und Türken vom Berge Kaf, vom Felsen Sachra und vom erdtragenden Stiere rein indisch ist.

In den Mittelpunkt der Erde setzen sie einen ungeheuern, bald kegel- bald pyramidenförmigen Berg (Meru) welcher den Urlingam und die Erde die Ur-Joni vorstellt. Der Bukel der Wölbung ist der Nabel des Wischnu, die Erde selbst wird symbolisch durch die Latosblume mit ihren Pistillen oder durch ein Boot (Argha Arche) vorgestellt, wo denn immer die Lotos oder das Boot die Joni, der Staubfaden oder der Mast den Lingam vorstellt. Iswara heißt Argharnatha, d. i. der Herr des breiten Bootes, und Osiris war nach Plutarch der Befehlshaber der Argo, und wurde von den Aegyptern in einem auf den Schultern der Priester (die ursprünglichen Argonauten) getragenen Boote vorgestellt. Iswara oder Isa, d. i. Wischnu, wurde von den Griechen Asos, von den Nordländern As ausgesprochen, und das indische pur, d. i. Stadt, hieß bey den Persern burdsch, und bey den Gothen Burg, daher das As-burdsch des Schahname, worin Keikawus den weißen Teufel (Diw fessid) erlegt, und die As-burg oder As-gard der Skandinavier, auch sind die Asen in den tatarischen Usen, d. i. herumziehenden Bänkelsängern (siehe Meninski unter Usen اوزن zu erkennen. Die vier Himmelspunkte der Inder sind Osten Para, d. i. vorn; Westen Apara, d. i. hinten; Süden Dachschina, d. i. rechts, und Nord Wama, d. i. links. Nach dem Verfasser ist apar uud aparika dasselbe mit Opria und Afrika, mit Opricus und Ibericus; besser leuchtet die Verwandtschaft zwischen dem indischen Dachschina und den griechischen δεξιος ins Auge. Wenn das arabische Jemen يمن mit dem indischen Wama verwandt ist, so bedeutet es wenigstens ganz das umgekehrte, indem jenes die rechte Hand und den Süden, und dieses den Norden und die linke bedeutet. Das lateinische Hiems wird vom indischen Haima, Schnee, abgeleitet, das sich auf den Schneegebirgen Himalaja, Haimas, Imaus, Emodi und im Deutschen Himmel wieder findet [1]).

Wie der deutsche Himmel aus dem Indischen stammt, so auch das lateinische Coelum, das der Verfasser von Cailass dem

---

[1]) Κορυφαι χιονώδεος Αἵμου. *Dionys. Periegesis* 428. Derselbe heißt auch den Parnassus Παρνησσου νιφοεντος 439. und der Niphates ist ebenfalls nichts als Schneeberg.

Paradiese Wischnu's ableitet. Eine andere Eintheilung der Erde nach der indischen Geographie ist die in das feste Land und die Eilande, die sich wieder um den Mittelpunkt (den Berg Meru) gruppiren. Dieser Berg als der Berg der Versammlung, findet sich auch in dem kosmographischen Systeme der Hebräer, indem bey Isaias, Lucifer damit prahlt, daß er seinen Thron über die Sterne Gottes erhöhen, und auf dem Berge der Versammlung gegen Norden sitzen werde (Isaias XIV. 14). Nach den Puranas wird die ganze Erde in sieben Dwipas eingetheilt. Diese Theilung machte Priavratta unter seine zehn Söhne, wovon drey der Welt entsaget hatten; auf dieselbe Weise theilte Neptun die Atlantis unter seine zehn Söhne. Diese sieben Dwipas geben ihren Namen den sieben Erdgürteln, welche unsern sieben Himmelsstrichen entsprechen. Sieben ist die Lieblingszahl der Hindus, acht der Birmanen und neun der Tataren. Sieben und neun, die zwey Grundzahlen des menschlichen Lebens, haben in Rücksicht ihrer Verehrung ganz Asien unter sich getheilt, so daß sieben in Süden und Westen, neun in Osten und Norden als die heilige Zahl verehrt ward. Die Araber rechnen noch heute sieben Himmelsstriche, sieben Sterne, sieben Gebirge, sieben Erden, sieben Höllen, aber nicht, wie der Verfasser sagt, sieben Himmel, sondern acht, damit die Barmherzigkeit Gottes, über seine Strenge vorwiegend erscheine. Die sieben Dwipas sind 1. Jampu dwipa, d. i. Indien, 2. Kussa dwipa, das Land Kusch der Schrift oder wenigstens ein Theil davon. Von dem Grase Kussa (Poa) also genannt. 3. Plachscha dwipa, d. i. das Feigeneiland, umfaßt Armenien und Kleinasien. 5. Salmali dwipa, d. i. das Weideneiland, den ganzen Strich Landes vom schwarzen Meer bis an die Gestade des baltischen und adriatischen. 5. Krandadwipa, d. i. Deutschland, Frankreich und Norditalien. 6. Sacadwipa die brittischen Inseln. 7. Puschcara, d. i. Eisland. Eine andere vollständigere Eintheilung der Erde in Dwipas lautet folgendermaßen: 1. Jambadwipa, d. i. Indien, die Tatarey und das östliche Persien. 2. Cusadwipa, Kleinasien, Armenien, Arabien und Syrien. 3. Sanchadwipa, d. i. das Muscheleiland Afrika. Hier lebte der berühmte Muschelteufel Sanchasura in einer Muschel, wie bey den Griechen Nerites in einer Muschel vom rothen Meer. Der Dämon Sanchamehanaga, d. i. ein schlangenförmiger Riese mit einem Maul wie eine Muschel, wohnte ebenfalls in einer. Diesen erschlug Wischnu, und nahm die Muschel, die ihm seitdem als Siegeszeichen dient. Der Odem Sanchanagas ist der Samum. Die Berge, woher er

bläst, heißen auf arabisch Habab, und sind in tausend und einer Nacht durch die Gefahren, welche hier den Reisenden Sindbad drohen, berühmt u. s. w. Nach einer andern Eintheilung wird die Erde als eine Lotosblume vorgestellt, deren vier Blätter die vier Weltgegenden sind, deren Kelch die Joni, und der Staubfaden den Lingam oder den Berg Meru vorstellt. Der kreisförmige Gipfel dieses Berges heißt Ilavratta, d. i. der Kreis der Ila. Ila ist aber die Erde, die auch Ida genannt wird; so fließt nach dem Verfasser Meru, Ila, Ida und Olympos in Eines zusammen, und auch das lateinische Wort mundus soll von manda ein Kreis herkommen. Vom Berge Meru fließen vier Ströme, wie aus dem Paradiese der Schrift, wie die vier Milchströme in der Edda von der Kuh Audhumla. Bey den Budisten entspringen die vier Ströme unter dem Baume der Erkenntniß. Der Mythos dieses Baumes, an dessen Stelle in der Edda die Esche Ygdrasil und im Koran der Baum Tuba vorkömmt, findet sich, wie selbst Graf Stollberg im Anhange zum ersten Theile seiner Religionsgeschichte ausführlich durch Belege bezeugt hat, in den Religionslehren der ältesten Völker. Den vier Seen der indischen Geographie scheinen die vier Becken, die mit Milch, Honig, Wein und crystallenem Wasser gefüllet sind, nachgebildet. Die Puranas haben außer der Eintheilung in sieben Dwipas noch eine andere des alten festen Landes in neun Theile. Der zweyte Abschnitt des ersten Versuches enthält die Namen der Berge und Flüsse nach den Quellen der indischen Erdbeschreibung, und leidet hier eben so wenig als der dritte, welcher ganze Stücke aus den Puranas anführt, einen Auszug.

Der zweyte Versuch beschäftiget sich mit den Ländern am Ganges und besonders mit Magadha, in steter Vergleichung der indischen Quellen mit griechischen und römischen. Das Königreich von Magadha in Anur Gangam ist die Landschaft von Süd-Bahar, so genannt von den Maghas, welche aus Saca-dwipa kamen, und sich hier niederließen. Bey den arabischen und persischen Schriftstellern heißt es Mabad. Auf Ceylon und in Hinterindien sind, wie wir schon oben bey den Sprachen gesehen haben, die Benennungen Pali, Bali und Magadhi gleich bedeutend. In Indien ist Pali statt Magadhi nicht gebräuchlich, aber durch die Puranas läßt sich die Identität darthun. Diodor sagt, daß Paliputra vom indischen Herkules erbauet ward, dessen Name, nach Cicero, Belus, d. i. im Sanskrit Bala oder Balarama, d. i. der Bruder Krischna's war, der drey Städte unter den Namen von Maha-bali-pura, d. i. die Stadt des großen Bals erbaute. Eine dieser drey Städte war Paliputra am Ganges,

bey den Griechen Pali-bothra und nach der Peutingerischen Tafel Pali-potra. Der Handel dieser Hauptstadt und des ganzen Königreichs wird durch Ptolemäus, Arrianus in seinem Periplus und die in der Peutingerischen Tafel angemerkten Handelsstraßen bezeugt. Der Verfasser, der über den Marsch Alexanders durch Indien eine besondere Abhandlung herauszugeben gedenkt, und dazu alle Materialien in Bereitschaft hat, versucht hier eine kritische Verbesserung der verschiedenen Entfernungen der großen nissäischen Königsstraße nach Plinius, Ptolemäus, der Peutingerischen Tafel und dem unbekannten Geographen von Ravenna. Hierauf durchgeht er die von Ptolemäus und der Peutingerischen Tafel in Tibet angegebenen Städte. — Aspagora oder Aspacora ist nach dem Verfasser nur eine Verstümmelung von Sipagor oder Sapugor, noch heute der Name mehrerer Städte in Tibet, und auch eines Flusses der bey Ctesias unter den Namen von Sipa-c'horas, Hyparchos und Hypabarus vorkömmt. Das Amra des Ctesias ist das indische Lak-Insekt. Die griechische Fabel von den Calystrii oder dem Volke mit Hundsgesichtern hat seinen Ursprung in der Behändigkeit derselben zum Laufen. Auf Sanskrit heißen sie Cauleyace-siras, woraus die Griechen Calystrii machten. So entstanden aus den Fischessern an den persischen Küsten, welche in der Sanskrit Sir-matsyas, d. i. Fischköpfe heißen, die persischen Sermahis, d. i. das Volk mit Fischköpfen. So übersetzten die Griechen nach dem Verfasser das Wort Kuta, d. i. den Namen des Gipfels von Burraca als das Bett des Boreas, weil Koite auf griechisch ein Bett heißt. Deo-Ban, d. i. der Wald der Götter übersetzen sie Θεων ποιναι deorum poenae, und so machten sie aus Atshami einen mächtigen Stamme in den Hügeln am Ganges, die Αςομοι, d. i. Leute ohne Mund. Es gibt in Indien zwey Stämme von Brahmanen, die von Canyacubdscha oder Kanodsch und die Tacas, welche von Sakadwipa einwanderten, diese heißen auch Magas, von ihrem Ahnherrn Maga, und von ihnen entsprangen alle Megas oder Mugas in der östlichen Halbinsel im Birmanenreiche Siam und China (diese eingewanderten Magen oder Mugen scheinen uns ganz unläugbar mit den ausgewanderten persischen Magen oder Mogen verwandt).

Das Königreich von Magadha hatte seine Barden (Bhat in der gewöhnlichen Aussprache abgeleitet vom Sanskritworte Barta), und nach der Lehre der Hindus gibt es Barden der Götter und der Menschen, so ist der Planet Jupiter der Barde der Götter, und Sukra, d. i. der Planet Venus, der Barde der Dämonen. (Sukra auf arabisch Sohre زهره ist nach der

Bilderlehre der Moslimen die Sängerin des Himmels, welche die Harmonie der Sphären anführt, und bey Plutarch heißen die Dämonen die Zungen der Gerechtigkeit γλωσσαι δικης oder die Zungen der Götter).

Der dritte Versuch beschäftiget sich bloß mit den Königen von Magadha und ihrer Chronologie, angefangen von den sieben Rischis oder heiligen Vorvätern, welche in den sieben Sternen des Heerwagens wohnen, so wie ihre Frauen in denen der Pleias. Der erste Konig von Magadha war Dschara-sandha, d. i. der alte Sandha, der erste Alleinherrscher oder große König (Maha-Radscha) von Indien. Die Griechen machten aus Maha-Radscha Moreis (siehe Hesychius), und Nonnos nennt den indischen Großherrscher Morrheus Sandes mit den Beynamen von Herkules. Dieß ist Maha-Radscha-Sandha, der noch heute in Indien als das Musterbild der Helden gilt, und in das Schahname als Sam oder der persische Herkules übergegangen ist. Herr Wilford gibt mehrere Erläuterungen zu Nonnos, dessen Dionysiaca nichts als die Geschichte des Maha-Bharata, d. i. des großen Krieges sind. So sind die Sibiras der indischen Geschichten die Sabiri des Nonnos; bey diesem heißt daß indische Itenah (das Authina der Peutingerischen Tafel) Anthene. (*Dionys.* lib. 26. v. 87). Die Einwohner von Gaudidesa (die Gadrosi Arrian's) nennt er Goryandis (*Dionys.* lib. 26 v. 294.). Nonnos schrieb aber nicht aus indischen Quellen, sondern war ein ägyptischer Christ, der wie ein gewisser Dionysius die Geschichte des Mahabarat nach bloßen Sagen beschrieb. Diesen Versuch beschließt eine sehr schäzbare Tafel der indischen Magadha Kaiser aus den verschiedenen Puranas zusammengestellt.

Der vierte Versuch beschäftiget sich mit den Bala-radschas oder indischen Kaisern, und mit den verschiedenen historischen Personen, welche bey den Indern den gemeinschaftlichen Namen Vicramaditya und Salivahana führen. Wenn irgend ein Aufsaz in diesen zwölf Bänden dazu gemacht ist, von dem Studium der indischen Geschichte abzuschrecken, und den Glauben an alle Glaubwürdigkeit indischer Geschichtsquellen der neueren wie der älteren gänzlich zu vernichten, so ist es dieser; denn mit welcher Erwartung von genugthuendem Ergebnisse kann man eine Geschichte studiren, worin die Fürsten ganz verschiedener Länder, und die großen Manner der entferntesten Völker durcheinander geworfen, und mit einen gemeinschaftlichen Namen beleget werden, unter dem sie nur mit der vom Verfasser auf diese kritische Untersuchung verwandten unsäglichen Mühe und haaremporsträubenden Gelehrsamkeit zu erkennen sind. Diese Art Geschichte zu schrei-

ben der Inder ist ein trauriges Seitenstück zu der ihrer Nachbaren der Perser vor Mohammed, und aus dieser willkürlichen Verfälschung und Verwirrung der bekanntesten Thaten und Personen läßt sich für die historische Wahrheit, des Schahname z. B., kein anderer als sehr ungünstiger Schluß ziehen. Kurz, wenn schon die Griechen als Geschichtsschreiber mehr als einmal fabelten und logen, so sind sie doch noch immer in Vergleich mit den morgenländischen Geschichtsschreibern vor Mohammed die Wahrhaftigen zu nennen.

Ein Beleg hiervon ist die Geschichte des Weltherrschers Vicramaditya's und seines Gegners Salivahana, unter welchen Namen die Geschichte von Propheten und Königen, von Salomon und Jesus, von Alexander und Chosroes, von Behramgur und Parwis, von Mohammed und Mahmud, kurz Mythos und historische Wahrheit, Legende und Geschichte, willkürlich wie Heu und Spreu miteinander vermenget sind. Selbst über die Zahl dieser Vicramadityas sind sie nicht einig, indem einige davon sieben und andere neun angeben. Der Name Vicramaditya ist daher ein allgemeiner für große Fürsten und Männer, mit denen sich die Inder dieselbe Freyheit genommen haben, wie die Griechen, welche auch in ihren Sagen mehrere Herakles und mehrere Dionysos auf Einem Kopf vereinten. So ist also der indische Vicrama zuerst gleichzeitig mit Salomon, mit dem er die diesem von den Morgenländern beygelegte Zaubergewalt und Herrschaft über die Geister theilt. Ein seiniger Bruder Bhartrihari schrieb eine Sammlung von dreyhundert Sittensprüchen, die seinen Namen tragen, und die siebenzig Erzählungen eines Papagey. (Wir halten dafür, daß die zwey persischen Werke Bachtiarname, d. i. die Geschichte der zehn Vesire und das Tutinameh, d. i. die Erzählung eines Papagey, die im persischen Texte mit englischer Uebersetzung durch den Druck bekannt sind, ihren Ursprung von diesem Bhartrihari und dem Papagey ableiten). Jeder Vicrama hatte einen Papagey, einen Dämon oder eine Statue, die ihn mit Erzählungen unterhalten mußten; diese Stelle vertritt in der islamitischen Mythologie bey den präadamitischen Salomonen der Vogel Simurgh und mehrere morgenländische Mährchen sind aus den indischen Mährchen, welche der große Vetala, d. i. der große Teufel dem Vicrama erzählet, entlehnt. Ein anderer Vicrama hieß der Tri-Vicrama, d. i. der dreyfache, weil er Acrama, Pracrama und Vicrama, d. i. eine dreyfache Energie war. Jeder dieser Vicramas hatte einen Gegner in der Person Salivahana's des Sohnes eines Zimmermanns, der als ein Wunderkind von fünf Jahren die Heere Vicrama's in die Flucht schlägt,

Wie ohne diesen Umstand und viele andere, die aus den wahren und verfälschten Evangelien in die Geschichte Salivahanas übertragen sind, unmöglich in diesen Namen der von Jesus sich errathen ließe; eben so wenig würde man den Mohammed unter dem von Vicrama Mahabhat errathen, denn die Inder verstümmeln fremde Namen nicht weniger als die Sinesen. Wer würde z. B. in Sundersena den persischen König Jesdedschird, den Sohn von Behramgur erkennen? Leichter ist der letzte im Vicramaditya-Gardabha aufzufinden, weil das indische Gardabha wie das persische Gur einen wilden Esel bedeutet. Die Inder eignen sich diesen wie Mohammed und andere große Fürsten benachbarter Völker aus einer Art von Volkseitelkeit an, wovon sich in den Geschichten der ältesten und neuesten Zeit mehr als ein Beyspiel findet. So eigneten sich die Perser ihren Eroberer Alexander, und die Franzosen Napoleon als ihren Landsmann an; so suchten die Inder den letzten ihrer großen Fürsten, dem Baburiden Akbar einen indischen Ursprung anzudichten, und den Mahabad, d. i. Mohammed lassen sie als einen Saca und Vicrama gelten, wie Mohammed im Koran den Herrn Jesus für einen Propheten gelten ließ. Die Namen der ersten Chalifen tragen sie ebenfalls verstümmelt in ihre Geschichte über, und Hamir ist ihnen der Chalife Omar und der arabische Feldherr Ben Amer zugleich. Den Dabischlim der Araber und Perser, von dessen Vesir Pilpai die berühmten Mährchen herrühren, findet der Verfasser im indischen Heiligen Debsaila als Stammvater der von Massudi angeführten Dynastie der Deva-sailim in Manhaber.

Der Verfasser vergleicht alle chronologischen Quellen mit der größten Sorgfalt, und berichtiget ein paarmal Tiefenthaler'n, dem er übrigens das ehrenvolle Zeugniß strenger Sitte und reiner Wahrheitsliebe gibt. I saw, sagt er, the good old man, at Lucknow, in the year 1784. He was a man of austere manners, and incapable of deceit. In dem Anhange zu dem vierten Essay macht der Verfasser sehr wahrscheinlich, daß die Mahratten (bekanntlich ein fremder eingewanderter Stamm) Abkömmlinge der siebzehn Söhne des persischen Königs Chosru Nuschirwan seyen, welche aus Persien vertrieben und auf Befehl ihres Bruders Schiruje ermordet wurden. Herr Wilford heißt irrigerweise ihren Vater Nuschirwan, indem er diesen mit Chosru Parwis vermischt.

Der fünfte Essay handelt von dem Ursprung und dem Verfalle der christlichen Religion in Indien, und gehört bloß in soweit in die Reihe dieser Versuche, als er sich an den vorigen durch den Umstand knüpfen läßt, daß Jesus sowohl als Manes in der

indischen Geschichte als Vicramadityas aufgeführet werden. Salivahana, d. i. Jesus, war der Sohn eines Takschaka d. i. Zimmermanns, wiewohl dieses Wort auch ein Schlangengeschlecht mit zwey Gesichtern, einem Schlangengesichte nämlich und einem menschlichen, bedeutet. Salivahana war nach der indischen Lehre nichts als die eingefleischte große Schlange, von seiner Mutter noch in der Wiege, als sie ein und ein halbes Jahr alt war, empfangen. Man sieht, daß diese Vorstellung rein ophitisch ist; uns ist es aber weit wahrscheinlicher, daß die Ophiten dieselben aus der indischen Götterlehre, wo die Schlange eine so große Rolle spielet, entlehnet haben, als daß, wie Herr Wilford meint, diese Lehre erst durch die Ophiten nach Indien gekommen seyn soll.

In der Geschichte von Kischmir ist eine sonderbare Erzählung von der Kreuzigung Salivahana's, der durch die Hülfe einer Schlange (das Symbol des Lebens) wieder zum Leben gebracht wird. Sowohl die Buddhaisten als die Dschainas erkennen Salivahana als einen ihrer großen Heiligen an, sie heißen ihn Deva-Tat, eine Verstümmlung von Devataschta oder Deva-twaschta, d. i. der göttliche Künstler (woraus der Teutates der gallischen und der Tuisto der germanischen Stämme abzuleiten), eine Benennung, die ganz dem Demiurgos der Griechen und dem Opifex der Gnostiker entspricht. Aus dieser Verehrung Salivahana's bey den Buddhaisten, welche denselben als eine Incarnation von Buddha ansehen, ist in Indien die Meinung entstanden, daß die Christen selbst nichts als Buddhaisten seyen. Das Kreuz (Sula) an das Salivahana geschlagen ward, verwandelte sich in einen mit Früchten und Blüten bedeckten Baum, dergleichen auch das Kreuz der Manichäer ist. Nach einigen indischen Wörterbüchern sollte der Name Salivahana aus Halivahana verstümmelt seyn, von Hala ein Pflug oder Gabel, weil das indische Kreuz diese pflug- oder gabelartige Gestalt hat. Diesen Pflug hält auch Wischnu wie Osiris in den Händen, und aus diesem indischen und ägyptischen Attribute der Gottheit sind auch die Namen Arator, Piscator, Pastor, welche in den Litaneyen der ersten Kirche dem Heiland beygelegt werden, entstanden. Herr Wilford geht nun die ganze Geschichte der ersten indischen Christen und ihrer Bischöfe, die auf den ersten Kirchenversammlungen erschienen, durch, und er sieht keine Ursache, das Zeugniß des heiligen Hieronymus, der im Jahre 420 starb, zu bezweifeln, daß das Christenthum wirklich durch den Apostel und nicht durch den Nestorianer Thomas nach Indien verpflanzt worden seyn soll; aber außer den schon früher oben bey der Religionsgeschichte wider diese frühere Verpflanzung angeführten Gründen dürfte der bey der Kirchenversammlung zu Ni-

cäa im Jahre 325 erschienene Primas von Indien noch gar keinen Beweis für eine damalige und noch weniger für eine frühere Anpflanzung des Christenthums in Indien liefern, weil er vermuthlich, wie so viele andere vor und nach ihm, ein Bischof in partibus infidelium war. Die Namen der ältesten Christen in Indien sind Arijas, Takschakas und Bischkaras, die zwey letzten Wörter heißen Handwerker, weil Jesus der Sohn eines Zimmermanns war. Die Inder glauben, daß Jesus nicht allein ein guter Tischler, sondern auch ein guter Töpfer und Färber war, eine Meinung, die bloß aus dem verfälschten Evangelium von der Kindheit Jesu, und aus dem des heiligen Barnabas genommen ist, die sich aber nicht nur in Indien, sondern auch unter den Moslimen fortgepflanzt hat, indem in Persien z. B. Jesus der Patron der Färber ist, und die Apostel auf arabisch Kassārūn und Havārijūn d. i. Walker und Bleicher benennet werden. Im siebenten Jahrhundert fingen diese Christen eine neue Zeitrechnung, vom Jahre der Himmelfahrt Christi an. Ueberhaupt herrschte in jenem Jahrhunderte unter mehreren Völkern die Sucht, neue Zeitrechnungen zu beginnen. Die christliche Zeitrechnung war zwar zu Konstantinopel schon im Jahre 526 eingeführt, aber ein ganzes Jahrhundert später, d. i. zu Anfang des siebenten allgemein angenommen worden. In Persien begann die Aera von Jesdedschird im Jahre 632; die von der Hedschira wurde durch Omar im Jahre 638 eingeführt und im selben Jahre begann die Zeitrechnung der Siamesen und Birmanen, während die Japaneser von der Himmelfahrt des letzten Buddha, nämlich vom Jahre 631, ihre Zeitrechuung anfangen.

Im sechsten Essay kömmt der Verfasser endlich auf den in der Einleitung angekündigten Gegenstand des heiligen westlichen weißen Eilandes, wohin die Brahmanen den Ursprung ihrer Religion und den Ursitz aller ihrer Heiligthümer verlegen. Ungeachtet alles ersinnlichen Aufwandes von östlicher und westlicher Gelehrsamkeit wird der Verfasser schwerlich Jemanden überzeugen, daß dieses Eiland wirklich in den brittischen Inseln zu suchen sey. Eher möchte man noch Creta dafür gelten lassen; da aber das indische Wort Dwipa nichts weniger als ein Eiland im strengsten Sinn, sondern bloß wie das persische Duāb دواب (zunächst verwandt mit Dwipa) das arabische al-dschesirat الجزيرة und das griechische Μεσοποταμια, ein Land zwischen zwey Flüßen bedeutet, so sehen wir gar nicht ein, warum dieser Ursitz des ältesten Brahmanenthums gerade in einem Eilande und nicht

lieber in dem benachbarten Kabul (dem Vaterlande der Maghen) oder in Mesopotamien (dem Vaterlande der Chaldäer) gesucht werden sollte. Es ist ja weit wahrscheinlicher, daß die Brahmanen (über deren Einwanderung durch den Paß Hardwar laut ihren einstimmigen Aussagen kein Zweifel übrig bleibt) aus dem benachbarten Bamian (dem Ursitze des Buddhathums) gekommen sind, als daß eine Kolonie von Druiden, über deren Wanderung von dem äußersten Nordwesten nach dem äußersten Süd-Osten die Geschichte auch nicht die geringste Spur aufbehalten hat, auf einmal, wie durch die Luft aus Irland und den Hebriden nach dem Himalaja und dem Ganges gepflanzt worden seyn sollte. Diese Idee ist im Widerspruche sowohl mit dem, was Sir William Jones über die alte Verwandtschaft der Inder mit den Persern, als was der Verfasser selbst in seinem Versuche über den Caucasus (VI. B. 12) von dem alten Sitze der Kultur und Religion zu Bamian und Balch in Kabul und Chorassan gesagt hat. Das heilige weiße westliche Eiland der Inder mag nun gewesen seyn, wo es wolle, der Verfasser findet es in allen Mythologien und Geographien der alten Welt. In der *Λευκο-Πετρα* Homer's, in dem *Λευκον Πεδιον* des Nonnos, in dem *Λευκον χερσον* der Argonauten, in dem Inis-Wen und Albion der Caledonier, in der Electris des Plinius, in der Atlantis der Alten, in Creta und Delos; ja er meint sogar, daß die Ultima Creta in den Pferdbahnen der Römer auf dieses Eiland der Inder angespielt habe! Die Sakas, ein indischer Brahmanenstamm, welche nach der indischen Geschichte in Swetam wohnten, sind nach ihm nichts als die Sachsen, die Eroberer von England, und die Maghen kommen mittels des etymologischen Luftschiffes des Generals Valancey unmittelbar aus Irland. Das weiße Eiland ist weiter das Therapnae der Argonauten, sogenannt von Tarpana oder Opferspenden zu Ehren der Pitris oder Patriarchen. Auf diese Art von etymologischer Genealogie könnten die heutigen vornehmen Griechen von Tarapia am Bosporus, wo die Argonauten gelandet haben sollen, noch zur Ehre gelangen, die Stammherren der Brahmanen zu seyn!! Auf dem weißen Eilande wohnte Sweta-devi, d. i. die weiße Göttin, in welcher Herr Wilford abermalen die Eva, die Vesta, die Leukothoe, die Saraswati u. s. w. findet. Endlich beschreibt er sehr ausführlich nach den Puranas das Quirlen des Milchmeeres durch die Götter, wobey der Berg Mandara zum Quirl diente. Die Scene dieser riesenartigen Idee wird abermal in die brittische See verlegt, und der Berg Mandara kann kein anderer als die Insel Man gewesen seyn!!! Die Ratnas oder Juwelen, welche aus die-

sen Quirlen hervorkommen, waren die Milchkuh Kamadheno, der Milchelephant Airavati, das Milchpferd des Arun (d. i. der Aurora) mit sieben Köpfen, die Apsaras, d. i. die weiblichen Genien des Paradieses; der Mond (Tschandra). Das scharfe Gift Kalaket, von dessen Anhauch Wischnu blau, und durch dessen Verschlingen Siva schwarz ward; um die brennende Hitze desselben zu kühlen, nahm er den Mond auf seine Stirne und die Schlange um seinen Hals. Hierauf kam hervor der nie verfehlende Bogen Kodanda, eine Muschel, der Baum Pardschata, der lasurfärbige Edelstein Kaustuste, die Göttin der Armuth Dschiesta mit gelbem Haar, rothen Augen, zahnlos und herausgestreckter Zunge, dann Lachschmi, die Göttin des Reichthums mit goldenem Leibe, schwellenden Brüsten, in Milchschaum gekleidet, mit einem Rosenkranze und Lotosblumen in der Hand, endlich nachdem die Götter noch zwölf Jahre länger gequirlet hatten, ein gelehrter Arzt Dhanwantari mit einem Gefäße voll von Amrit oder Ambrosia in der Hand, woyon die Götter tranken, während sie den Riesen und Damonen bloß berauschende Getränke gaben. Dieses Trankes der Unsterblichkeit wegen entstand der große Krieg zwischen den Göttern und Dämonen, worinen Sonn und Mond sehr zu Schaden kamen, bis endlich sich die Götter des Amrita's ausschlüßlich bemächtigten und Indra als der einzige Herrscher der Götter anerkannt ward. Ein schwacher Abstrahl dieses indischen Mythos ist der griechische von dem Entstehen Aphrodite's aus dem Meerschaum, und die Sage der Arkadier, welche sich ein höheres Alter als der Mond anmaßten, der nach Theodor von Chalkis ein wenig vor dem Kampfe der Götter mit den Riesen (wie in der indischen Mythologie) erschien. Die Hochzeit Wischnu's mit Lachschmi ward auf dem weißen Eilande gefeyert. Nach der Niederlage der Giganten schlief sie allein in der Lotosblume Kamala, woher Herr Wilford Camulodunum ableitet!!! Ebenso natürlich findet Herr Wilford das schwarze Gift Kalaket, das Wischnu verschlang, in einem alt walisischen Namen des Flüßchens Blackwater in Essex. Man kann dieses etymologische Verfahren des Verfassers die Kunst nennen, aus Allem Alles abzuleiten. Er schadet dadurch ungemein seinen wirklich oft richtigen, nicht selten glücklichen und fast immer sinnreichen historischen Zusammenstellungen, und verliert durch das mittels solcher Etymologien beym Leser natürlich erweckte Mistrauen seinen Kredit bey demselben. Seine etymologische Argo, die so glücklich in seinem ägyptischen Versuche von dem Nile auslief, hat an dem heiligen westlichen weißen Eiland gänzlich gescheitert; dennoch verlohnt es sich wegen der vielen darin zerstreuten mythologischen und ety-

mologischen Gelehrsamkeit der Mühe, diese sechs Essays, welche mit dem siebenten (über den Caucasus) zusammengedruckt einen Band von mehr als 700 Seiten füllen würden, und mehr als ein Zehentel der gesammten Arbeiten der asiatischen Gesellschaft betragen, im Zusammenhange ganz nach einander zu lesen.

Wir gehen von dem mythologischen westlichen Eilande zu den wirklichen östlichen Inseln über, deren Beschreibung in diesen zwölf Bänden gegeben worden ist. Das merkwürdigste, was die Aufsätze über Ceylon (von Hauptmann Mahony und von Mr. Joinville im VII. B. 2 und 15, und von Harington als Anhang des VIII. B.) in Betreff des Buddhathums enthalten, ist schon in dem Abschnitte der Mythologie erwähnet worden. Einen sehr angenehm zu lesenden Reisebericht über einen kurzen Aufenthalt auf dem von einer arabischen Kolonie bevölkerten Eilande Hinsuan oder Johanna hat Sir William Jones (im II. B. 5) geliefert, der aber meistens nur seine Unterredungen mit dem dortigen Fürsten Salim und dem alten Albi beschreibt. Diesem lobte Sir Wilford unter andern die bewunderungswürdige Kriegszucht des österreichischen Heeres, dessen Ruhm auf diese Art durch ihn bis in jene entfernte Insel vorgedrungen ist. Die antamanischen Inseln und ein von denselben ostwärts gelegenes wüstes Eiland und seinen Vulkan beschrieb Heinrich Colebrooke (im IV. B. 17 und 18). Die Einwohner sind ein vom indischen Stamme ganz verschiedener afrikanischer Menschenschlag mit wollichten Haaren, über dessen Versetzung sich aber nichts mit Gewißheit sagen läßt. Sie sind vielleicht aus allen wilden Völkern das wildeste, bauen kein Land, und suchen nichts als Futter, wälzen sich im Schlamm wie Büffel, und färben ihr Haar mit Ocker roth; sie tanzen im Kreise herum, wobey sie sich selbst den Fuß vor den Hintern geben; sie grüßen, indem sie den Fuß aufheben, und mit der Hand den untern Theil des Schenkels beklatschen. Ihre Kähne (Canoes) sind aus Baumstämmen mit Feuer und scharfen Steinen ausgehöhlet, denn sie kennen den Gebrauch des Eisens nicht; ihre Flöße von Bambusröhren geflochten. Die Nikobarischen Inseln und die dazu gehörigen Eilande Carnicovar und Vancoveri beschrieben Fontana, Hamilton und Heinrich Colebrooke (im III. B. 7, im II. B. 21, im IV. B. 7). Die Einwohner sind kupferfärbig und ähneln den Malajen. Die Weiber sind besonders häßlich, sie haben geschorne Köpfe und tragen Röcke aus Gras, nicht geflochten, sondern frey bis auf den halben Schenkel herunterhängend. Die in ihrer Jugend gestochenen Ohren vergrößern sie, so viel sie können, indem sie dieselben durch Muschelgewichte herunter zerren; sie trinken nie Wasser, sondern Kokosnuß-Milch, und Kokosbaumsaft; sie haben

keine Kenntniß von Gott, glauben aber fest an den Teufel, den sie aus Furcht anbeten; in jedem Dorf sind hohe Stangen mit Lumpen behangen, die ihn entfernet halten sollen. Die Strafe des Ehebruchs besteht darin, daß dem Schuldigen jedesmal ein Stück der Vorhaut weggeschnitten wird. Hier sind die in China so hoch geschätzten Vogelnester zu Hause.

Die Ehen geschehen nach freyer Wahl, und wenn der Mann mit dem Weibe nicht zufrieden ist, so kann er sie entlassen, und beyde gehen neue Verbindungen ein. Selten hat eine Ehe mehr als drey Kinder, die Ursache davon liegt in einer Schwäche der Hoden durch die frühe Einpressung derselben in den Abdomen und die dann immer das Glied stark zusammenpressende Binden. Auf ihren Gräbern wird eine Stange errichtet, mit Streifen von Kleidern behangen (diese erinnert an die Στήλαι der Griechen mit heiligen Binden behangen) und rund herum streuen sie Areka und Kokosnüsse als Todtenmahl. Sobald Jemand gestorben ist, wird sein Name nie genennet, und wenn auch noch so oft darnach gefragt wird. Hiedurch wird die Maxime: de mortuis non nisi bene, am besten sanktionirt, und diese Sitte ist gerade das Widerspiel des bey andern Völkern üblichen Gebrauches, den Namen des Fürsten nie bey seinen Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode zu nennen.

Des Aufsatzes über die Naturerzeugnisse von Sumatra von John Macdonald im IV. B. 1 ist bereits in dem naturhistorischen Abschnitte erwähnet worden. Westlich von Sumatra liegen die Poggy-Inseln, deren Einwohner ein von den Indern ganz verschiedener Menschenschlag zu der Rasse der Bewohner des friedlichen Oceans gehören. John Crips hat (im VI. B. 3) darüber Nachricht gegeben. Die Einwohner kleiden sich mit einem Stücke groben aus Baumrinden gemachten Tuches, das um die Lenden geschlungen wird. Am Halse tragen sie Korallen; wiewohl sie Kokosbäume haben, können sie den Gebrauch desselben nicht, und aus Mangel dessen ist ihr Haar filzig und voll Ungeziefer, das sie fressen, und dazu die Zähne grinzen.

Je mehr ein Mädchen vor der Ehe Kinder hat, desto größeren Anwerth hat sie bey den Werbern. Sie tatuiren sich am ganzen Leibe, und aus den Zeichnungen dieser eingebrannten Hautzieraten sowohl als aus der Sprache, wovon hier einige wenige Proben gegeben werden, dürfte noch am ersten ihre wahre Abstammung ausgemittelt werden.

Wir gehen nun von den Inseln zu dem festen Lande, und zwar durch den Ganges über, dessen Lauf durch Bengalen der zu frühe verstorbene Oberstlieutenant Colebrooke (im VII. B. 1) beschrieben, und denselben bis zu seinen Quellen verfolget

hat. Das Resultat dieser in Gesellschaft des Lieutenants Webb, und des Hauptmanns Raper unternommenen Forschungsreise, ward (im XI. B. 9 u. 10) vom Präsidenten (Hrn. Colebrooke) mitgetheilt. Raper's Survey dieser Entdeckungsreise der Quellen des Ganges enthält das neueste und gründlichste, was wir darüber wissen. Die Reisenden drangen zwar bis zu dem sogenannten Kuhmaul, d. i. dem Felsenkessel, woraus die allgemeine Sage den Ganges entspringen läßt, vor; aber sie fanden, daß die eigentliche Quelle dort nicht sey, sondern daß der Strom dort aus mehreren vom Himalaja-Gebirge herunter fließenden Quellen entstehet, welche sie einzeln bis zu ihrem Ursprunge nicht verfolgen konnten. Im Grunde sind die Quellen des Ganges noch heute eben so unentdeckt, als die des Nils, wiewohl man beyden schon sehr nahe gekommen ist. Eine andere indische Sage verlegt dieselben in den See Mansarowar in Andes einer Landschaft von Kleintibet, welchem der Ganges entströmen soll. Die Reise, welche William Moorcroft nach jenem Theile von Kleintibet, wo die Schalziege weidet, unternommen hat, um dieses nützliche Thier nach dem brittischen Indien, und von da ins nordische Mutterland zu verpflanzen, legt auch diese Meinung als ganz ungegründet dar. Die (im XII. B. 10) mitgetheilten Auszüge des Reise-Tagebuches sind von so höherem Werthe, je weniger Tibet bisher noch von Europäern betreten worden ist. Das Interessanteste, was man aber hier sucht, nämlich eine umständlichere Nachricht von den Schalziegen selbst, ist hier vermuthlich aus kaufmännischen Gründen nicht mitgetheilt worden. Oestlich vom See Mansarowar liegt der heilige Schneeberg Kailaß, wohin der indische Mythos das Paradies Mahadio's, d. i. Siva's versetzt. Die Bewohner dieser Alpen heißen Unias, und sind ganz in Wolle gekleidet. In der Stadt Taba, die auf einem gegen den Fluß vorspringenden Felsen liegt, besuchten die Reisenden den Vesir [1]) und den Lama. Die Stadt ist in drey Theile getheilt, in die Residenz des Lama und seiner Mönche (Monks) Gelüms genannt; im zweyten Theile ist das große Nonnenkloster (Nunnery), und im dritten die Häuser des Vesirs, des Dewa und aller anderen weltlichen Gewalten. Der Tempel Najaran's, d. i. des großes Geistes, ist mit goldenen Ziegeln bedeckt, der äußere Wall abwechselnd mit Kuhschweifen und Drey-

[1]) Durch eine Folge der Eingangs dieser Anzeige gerügten falschen englischen Schreibart orientalischer Wörter steht im Originale Vazier, worunter man eher den deutschen Faßzieher als den arabischen Vesir vermuthen möchte.

zacken geziert. Die Halle, die zu dem Tempel führt, ist fresco mit Götterbildern bemalt, die mit Glorien umgeben sind. Das Bild Narajan's und Lachschmi's der weiblichen Gottheit zu seiner rechten sind von vergoldetem Kupfer. Gegenüber dem Thore steht ein vergoldeter Kessel und mehrere vergoldete Schalen mit Weihwasser, womit man sich beym Eintritt in den Tempel besprengt. Nachdem die Reisenden das gewöhnliche Geldopfer dargebracht hatten, wurde ihnen ein Streif von Silberflor von dem Kleide der Gottheit um den Hals gebunden. Als sie heraus kamen, mußten sie hölzerne Cylinder als Spulen umdrehen. Eine bequeme Art zu beten, denn dieß sind die Gebeträder, deren in Klaproths Reisen bey den Tataren, welche der Religion des Lama folgen, erwähnt wird, und die auch schon bey den alten Aegyptern (*Plutarch.* Numa XIV.) im Gebrauche waren. Sie mußten nun siebenmal um den Tempel gehen, wie die Moslimen noch heute um die Kaaba, und wie auch in andern ältern Religionen solcher Umgang gebräuchlich war. (Siehe Plutarch am eben angeführten Orte.) Nach dem Besuche gab ihnen der Lama einen Rosenkranz zum Andenken, den sie um den Hals hingen, und so von ihm Abschied nahmen. Was der Verfasser weiter über die Klöster der Lama's sagt, wollen wir mit seinen Worten hieher setzen: The Gelums or monks seem a happy, good humoured set of people, dirty, greasy and in good ease. They carry on a considerable trade in sheeps wool and salt, in exchange for wheat and barley. Of the nature of the institution, I could learn little. Of the Paraphernalia of the temple, the resemblance with those of the Romish church was very striking. The Gelums observe celibacy. There is a nunnery, the rules of which are said to be severe. Commerce with man is punished by solitary imprisonment and a heavy fine. In einem andern Tempel wohnten sie dem Chore der Gelums bey, die einen Hymnus unter musikalischer Begleitung sangen, und dann für die Seelen der Abgeschiedenen beteten. In diesem Tempel fanden sich viele kleine Statuen, der letzten herrschenden Familien Suredsch ban Radscha ex voto hingeopfert. Die musikalischen Instrumente, unter deren Begleitung die Hymnen abgesungen wurden, bestanden aus einer Art von Posaunen, die wie Fernröhre in- und auseinander geschoben werden, aus Trompeten und Pauken.

Ein anderer Bericht über eine Reise nach Tibet zu dem Tischulama, der als oberster Priester den Rang nach dem Dalai Lama einnimmt. Diese Reise ward im Jahre 1784 unternommen, wo der Dalai Lama von seiner Residenz Lassa nach Tischu Lumbu, der Residenz des Tischu Lama kam, um die-

sen mit allen Feyerlichkeiten auf das Mesned, d. i. auf den Polster der Priester-Herrschaft zu setzen. Es fand sich dabey unter zahlreicher militarischer Bedeckung ein Botschafter des chinesischen Kaisers, als Schutzherrn von Tibet, ein, der nach dem diplomatischen Ceremoniel sinesischer Botschafter sein Beglaubigungsschreiben als eine dicke Rolle auf den Rücken aufgebunden trug. Alles, was englische Reisende von den Religionsgebräuchen der Lamas, von ihren Tempeln, Collegien und Klöstern, ihren Mönchen und Nonnen, ihren Weihekesseln und Gebeträdern, ihren Bußpsalmen und Todtenhymnen u. s. w. in Tibet und im birmanischen Reiche erzählet haben, ist seit dem durch die von Klaproth in seiner Reise (I. B.) über die Religion der nördlichen Tataren ausführlich gegebene Nachricht vollkommen bestätiget worden. Dieselbe Hierarchie, dieselbe Liturgie, dieselbe Dogmatik, Pastoral und Moral findet sich bey den Budhaisten auf Ceylon und im birmanischen Reiche, in Tibet und in der nördlichen Tatarey, so daß diese über ganz Asien vom äußersten Süden bis zum äußersten Norden verbreitete Religion vor allen übrigen asiatischen sich des Vorzugs der Einheit und Allgemeinheit ihrer Lehre und der Vereinigung ihrer Kirche unter dem allgemein anerkannten Oberhaupte Dalai Lama zu erfreuen hat.

Eine Reise durch die Landschaft Duab und den Paß von Hardwar in die nördliche Gebirgsgegend von Sirinager unternahm und beschrieb Thomas Hardwicke (VI. B. 9), und er betrat daher einen Theil des vom Hauptmann Raper in seiner Uebersicht des Ganges durchwanderten Grundes. Beyde beschrieben einen sonderbaren, auf einem Hügel aufgerichteten Trißul oder Dreyzack, den bekanntermaßen Siwa wie Neptun in den Händen führt. Derselbe ist von Stein, mit verschiedenen Götterbildern verziert, und im Grunde durch eine dicke eiserne Stange befestiget. Hier ist jährlich um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ein ungeheuerer Zusammenlauf des Volkes, um sich in dem Ganges zu baden. Als der Verfasser gegenwärtig war, betrug die Menge der versammelten Menschen nicht weniger als dritthalb Millionen, was wirklich unglaublich scheint, wiewohl sich um diese Zeit alle indischen Bettelmönche und Pilgrime, alle Fakire und Dschogi, Sanniassi und Biradschi, Gussein und Nadschi hier versammeln.

Der Strich Landes zwischen Berar, Orissa und den nördlichen Serkars (سركار) wurde vom Hauptmann Blunt in der Richtung von Tschenargher nach Jertnagudem durchreiset, der mit den nöthigen Befehlen (Perwane پروانه) ver-

sehen, von einem Hauptmann (Dschemàdār معدار), Lieutenant (Fudschdar فوجدار) und dreyßig Seapoys (lies Sipahi سپاهی) begleitet, die Reise unternahm. Er fand auf seinem Wege eine Menge alter Tempel in Felsen gehauen. Er wünschte zu den Quellen des Nerbedda und Soan vorzudringen, wo die indische Naturgöttin (Parwati, d. i. die Berggeborne, Durga, d. i. die schwer anzunahende, oder Bhavnai, d. i. die Fruchtbare genannt) besonders verehret wird; allein er wurde daran verhindert, und gibt nur durch Hörensagen erhaltene Nachrichten.

Er gibt mehrere historische Nachrichten über die Radschas راجا oder Fürsten, deren Gebiet er durchstreift, z. B. über den Radscha von Balundschah, dessen Land aus zwey Pergenāhs (پرگنه) besteht, der ein Manßubdar منصبدار, d. i. Großbeamter des Reiches unter dem Nisam نظام steht, und sein Land als Dschāigīr جاي گير, d. i. als Lehen hält. Er beschreibt die Pagode (Butkedeh بتكده) von Badratschil, wo Sita (ست) die Gemahlin Rama's verehret wird. Er vollendete diese beschwerliche Reise sehr glücklich, nur mit dem Verluste von zwey Bothen (Hirkarrah هركاره) die von den Goands, einem räuberischen Stamme, abgeschnitten worden waren.

Den Weg von Agra, der Residenz des Mogols, bis nach Audschain, beschrieb William Hunter (VI. B. 2). Er beschreibt die Ruinen der durch ein Naturereigniß zerstörten Stadt Audschain, welche vor 1818 Jahren zur Zeit des großen östlichen Weltherrschers Vicramadita (gleichzeitig mit Augustus dem Beherrscher der westlichen Welt) der Sitz des Reichs, der Künste und der Gelehrsamkeit war. Der Verfasser gibt einige Pflanzen, welche in Indien im Frühlinge (Rebīi' ربيع) und im Herbste (Charīf خريف) als Winter- und Sommerfrucht gebauet werden. Ein Seitenstück zu der hier gegebenen Beschreibung von Audschain ist die von Dehli, welche Francklein, seit dem bekannt durch seine persische Reise (im VI. B. 32) gegeben. Die Ruinen der alten Stadt Dehli umfassen nicht weniger als zwanzig englische Meilen. Die neue Dschihāna-

bād genannt wurde vom Schāh Dschihān شاهجهان an dem westlichen Ufer des Dschemna im Jahre d. H. 1041 Christ. 1631 erbauet. Noch stehen viele der glänzendsten Paläste der ehemaligen Großen des Reiches. Jeder Pallast hat seinen Rathsaal Dīwānchāneh ديوانخانه und sein Frauengemach Mahāl محال. Das prächtigste Gebäude ist die große Moschee Dschāmi Mesdschid جامع مسجد und das Grabmal Humajun's.

Eine Beschreibung von Pegu, der Hauptstadt des Birmanen-Reiches, gibt Hauptmann Symes (V. B. 7). Was die große Moschee Dehli ist, stellt dort die große Pagode von Schumadu, d. i. des goldenen höchsten Wesens vor. Schu heißt auf birmanisch Gold, Madu ist zusammengezogen aus Mahadio, d. i. der große Gott. Das Wappen des Birmanen-Reiches ist eine Gans, welche ihnen eigen ist, wie ehemals die Taube den Assyrern, der Adler den Römern und den alten Persern, der Drache den Sinesen, der Löwe den neuen Persern. Eine Beschreibung des mit Pegu benachbarten Königreiches von Asam übersetzte Herr Vansittart aus dem persischen Mohammed Kāßim's (im II. B. 11) und im selben Bande (17) findet sich ein von John Shore mitgetheilter Bericht des Missionairs Vater Joseph's über das Königreich Nipāl. In diesem Reiche herrschen zwey Religionen, die ältere der Pariesu, welche mit den Lamas von Tibet einwanderte, und die jüngere der Brahmanen. Der Name des vom Missionaire Baghero genannten Götzenbildes scheint eine Verstümmlung von Bhagavat des Namens Krischna's zu seyn, wenigstens wird dieser Kathmandu unter seinen gewöhnlichen Namen Narajan verehrt. Die Statue von blauem Stein liegt auf einem steinernen Polster von gleicher Farbe, und scheint auf den Wassern zu fluten, so daß der Name der Gottheit Narajan, d. i. der auf dem Wasser Getragene, gleich sinnlich dargestellt wird. In der Mauer des königlichen Pallastes ist ein großer Stein mit Inschriften von verschiedenen morgenländischen Sprachen bedeckt, worunter sich auch eine Zeile mit römischen Buchstaben befindet, von der kein Mensch zu sagen weiß, wie sie hingekommen ist: AVTOMNE WINTER LHIVERT. Diese Inschrift rührt vielleicht von einem deutschen Missionair her, der Winter hieß, diesem seinen Namen die französische Uebersetzung L'hivert beyschrieb, und das Wort Automne voraussetzte.

Da Gebirgsvölker sich überall durch Eigenheiten der Spra-

chen und der Sitten auszeichnen, so gehören auch die über einige Gebirgsvölker des nördlichen Indiens erstatteten Berichte unter die merkwürdigeren. Ueber die Bergbewohner von Tipra, die sogenannten Kukis oder Lenktas, d. i. die Nackten, hat zuerst John Rawlins aus dem Persischen (im II. B. 12), und dann John Macrae (im VII. B. 6) Nachricht gegeben. Die Sage der Geschichte gibt ihnen denselben Ursprung als den birmanischen Magen, sie sind rachsüchtig und blutdürstig, und die Blutrache erstreckt sich sogar auf die wilden Thiere, indem die Familie des von demselben Zerrissenen das Fleisch des Thieres bey einem Rachefeste verzehrt. Von den Einwohnern der Garrowhills, welche den nord-östlichen Theil von Bengalen begränzen, hat Herr John Eliot (im III. B. 2) Kunde gegeben. Ihre Häuser, Tschang genannt, stehen auf terrassenartigen Erhöhungen drey bis vier Fuß hoch über der Erde, von dreyßig bis hundertfunfzig Fuß lang. Bey den Hochzeiten ist es Gebrauch, daß die Braut dem Bräutigam nachläuft, und ihn fängt. Sie verbrennen die Todten gerade um Mitternacht, worauf das Todtenmal und der Todtentanz folgt. Es herrscht unter ihnen eine Art von Raserey, welche die Tigerverwandlung heißt, weil der mit diesem Wahnsinn Behaftete gegen sich selbst und andere wüthet. Die Einwohner des Gebirgslandes von Radscha-Mahall hat Lieutenant Thomas Shaw (im IV. B. 4) beschrieben. Sie verehren Gott unter den Namen Bido Gossaih. Er erschuf Himmel und Erde, und bevölkerte diese durch sieben Brüder, von denen sie die verschiedenen Religionen ableiten. Die Selbstmörder sind nach ihrer Lehre nach dem Tode von der Gegenwart Gottes verbannt. Ihre Priester Demauno eder Dewassi sind zugleich eine Art von Orakeln, denen Bedo Gossaih bey der Nacht erscheint, und ihnen das Künftige voraussaget. Außer verschiedenen andern Gottheiten von minderem Range verehren sie auch den Teufel unter dem Namen Scherrin. Bey ihren Hochzeiten taucht der Bräutigam den kleinen Finger der rechten Hand in rothe Farbe, und bezeichnet damit die Stirn der Braut, und führt sie dann von ihrem Hause zu sich, indem er mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand dem kleinen Finger der ihrigen verschränkt. Wenn ein Weib zehn Kinder hat, kann ihr Bruder eines für sich begehren, und nach dem Ableben eines Mannes haben seine Brüder ein Vorrecht auf die Witwe. Die Strafe des Ehebruchs ist auf drey und zwanzig Rupien festgesetzt, auch muß der Schuldige ein Schwein liefern, mit dessen Blut er und die Mitschuldige bespreng et werden. Meistens gibt die Mitschuldige sich selbst an, weil nach dem herrschenden Volksglauben die Einwohner des Dorfes sonst Gefahr laufen, von wilden Thieren zerrissen

zu werden. Gute Freunde schließen die Ehe ihrer Kinder, wenn sie noch im Mutterleib sind, unter der Voraussetzung, daß eines ein Mädchen und das andere ein Knabe ist. Die Obrigkeiten der Dörfer heißen Maungis, unter welchen der Kutwal كتوال oder Polizeyvogt und Naib نايب, d. i. der Gerichtsverwalter steht. Die Steuereinnehmer heißen wie in anderen Gegenden Indiens Aamil عامل und die Grundbesitzer Semindar زمين‌دار wörtlich Grundhalter (Grundholden). Von rein statistischen Aufsätzen befindet sich bisher ein einziger (im XII. B. 13) über die Bevölkerung von Burdwan vom Jahre 1713 bis 1714 aus den Amtsberichten der dortigen Ortsobrigkeiten gezogen, von Hrn. Bayley eingesendet, und der Gesellschaft von ihrem Präsidenten Hrn. Colebrooke vorgelegt.

Eine Unterredung, welche Sir William Jones mit einem Abyssinier über die Stadt Gwender und die Quellen des Niles hatte, bestätiget einerseits die Reisen von Bruce, gibt aber andererseits über die von ihm nicht gesehene wahre Quelle des Nils wenig Aufschluß. Daß man seit Bruce hierüber nichts weiteres gehöret hat, ist weniger seltsam, als daß die von Sir William Dunkin in der Entfernung von sechs Tagreisen von Haleb (im IV. B. 29) angezeigten großen Ruinen, in der von englischen Reisenden doch oft betretenen Wüste zwischen Baßra und Haleb bisher noch nicht näher untersuchet worden sind. Was Hr. Vansittart (im II. B. 4) nach einer persischen Handschrift über die vorgegebene hebräische Abstammung der Afghanen mitgetheilt hat, scheint nach den neuesten über dieses Volk und ihre Sprache kund gewordenen Nachrichten, keinen haltbaren Grund zu haben. Das Genugthuendste, was bisher noch über die indischen Kasten und ihre Unterabtheilung aus indischen Quellen bekannt ist, verdanken wir Hrn. Colebrooke (im V. B. 3) der auch hier wie überall an den Grundquellen geschöpfet, und dieselben so viel als an ihm lag, erschöpft hat. Die Ur-Eintheilung der indischen Kasten nach dem Veda, vermög welchem die Brahmanen oder Priester aus dem Munde, die Tschetris oder Krieger aus den Armen, aus seinen Schenkeln die Vadsayos oder Kaufleute, und aus seinem Fuße die Sudras oder Bauern entsprangen, ist bekannt. Aus diesen entsprangen die vermischten Klassen, deren gewöhnlich sechs und dreyßig angegeben werden; und von denen Hr. Colebrooke ein Dutzend der vorzüglichsten dem Leser näher bekannt macht. Da aber jede derselben wieder untergetheilt wird, so dürfte die noch nirgends voll-

ständig gegebene Aufzählung indischer Kasten wohl über hundert umfassen.

Ueber eine der merkwürdigsten der unteren Mischlingskasten, nämlich über die Nets oder Bāsigērs بازیگر hat Hauptmann Richardson (im VII. B. 19) einen sehr gehaltreichen Aufsatz geliefert, welcher die von Grellmann zuerst auf das Tapet gebrachte Idee der indischen Abstammung der Zigeuner vollkommen bestätiget. Sie scheinen ursprünglich zur Kaste dieser Net gehört zu haben, welche ein eben so herumziehender, sich mit allen Künsten befassender diebischer Volksstamm sind. Ihre ganze Religion besteht in Liedern Kabir's, eines mystischen Dichters, dessen Anhänger (die Kabiristen) am treffendsten die indischen Quacker genennt werden. Ihre Händel werden vor einem Pentschait, d. i. Fünfergerichte [1]) geschlichtet. Um Calcutta gibt es fünf Klassen solcher Nets, deren jede unter einem Anführer (Serdar سردار) steht, der ehemals von der bengalischen Regierung (Serkar سرکار) ernannt ward. Bey ihren Heiraths-Ceremonien werden auch die kleinen Finger der rechten Hand des Brautpaares in einander verschränkt. In den obern Provinzen von Hindustan heißen sie Hundschura, das dieselbe Bedeutung und fast denselben Laut als das englische Conjurer hat. Eher als dieses dürfte das englische Wort Juggler, und das französische Jongleur vom indischen Dschogi, Dschugul oder Dschugela, das eine Art von Taschenspielern bedeutet, abgeleitet werden.

Geschichte. Die älteste indische ist theils bey der Mythologie und theils bey der Astronomie bereits vorgekommen. An die gelehrten Forschungen Wilford's über die älteste Geschichte Aegyptens reihet sich auch die Abhandlung desselben über Semiramis (im IV. B. 26). Der Verfasser findet dieselbe in der indischen Sami-Rami, der Gemalin Lileswara's oder Iswara's; und sogar die Niederlage, welche Semiramis von Staurobates erlitt, soll sich in den Puranas in der Niederlage des Sthavarapati wieder finden. Auch behaupten die

[1]) Die pythagoräische Fünf, als Gerichts- oder Rechtszahl ist uralt; sie findet sich schon in dem Staatsrathe der Minister des alten persischen Reiches, in der Pentas der byzantinischen Hierarchie, und in den Pentaden des moldauischen und wallachischen Diwans. Auch die großen Geschäfte europäischer Politik bewegen sich dermalen um ein Staaten-Pentschait, dessen Mitglieder die fünf großen Mächte England, Rußland, Oesterreich, Preussen und Frankreich sind.

Brahmanen des westlichen Indiens, daß das Mochschasthan der Puranas die heutige Stadt Mecca sey, und die Taube, welche Mohammed im Tempel von Mecca geschnitzt fand, soll sich auf die Tauben, unter deren Gestalt Mahadeva und Devi nach Mochschasthan kamen, beziehen. Aschcalasthan, wo Sami-Rama zum ersten Mal erschien, sey Askalon, wo Semiramis geboren ward, und Mahabhagasthan, d. i. der Ort der Sami-Rama in dem Charakter als Mahabhaga, d. i. der großen segensreichen Göttin, sey das syrische Mabag oder Hierapolis (das heutige Manbedsch), wo die Statue mit der Taube auf dem Haupte, wie bekanntlich, für Semiramis galt. Der Assur der Schrift, welcher Ninive baute, sey der Iswara der Puranas, und der in denselben vorkommende Gebetort Anajaha-devi sey das ιερον Αναιας des Strabo, auf der Hügelreihe von Karkur, nahe dem heutigen Kerkuk, östlich vom Tigris. Anaitis (die persische Anahid) war bekanntlich die babylonische Himmelskönigin, die noch heute eine Form der indischen Devi ist, welche als Swergaradni-devi, d. i. als Königin des Himmels, in Indien angebetet wird, und bekanntermaßen einen Rosenkranz um den Hals trägt.

Ueber die neuere Geschichte findet sich (im III. B. 5) ein sehr umständlicher Bericht über die berühmte Schlacht von Paniput, welche im Jänner 1761 zwischen den vereinigten Häuptern der Maharatten unter der Anführung Sedascheas auf einer Seite, und auf der anderen zwischen den Derranis, den Rohillas und hindostanischen Moslimen, unter dem Befehle Ahmed Schah's Derrani gefochten ward; eine der blutigsten und entscheidendsten Schlachten, in welcher die Mahratten eine Hauptschlappe erhielten, von der sie sich nie mehr erholen konnten. Dieser Bericht ist aus dem Persischen des Panditen Kasi Radscha, welcher der Schlacht als Augenzeuge beywohnte, übersetzt. Aus dem persischen Originale sind auch die beyden Siegesberichte Nadirschah's über die Eroberung von Herat und Dehli übersetzt, welche der General John Malcolm (seit dem durch seine persische Botschaft und Geschichte als Diplomate und Geschichtsschreiber rühmlich bekannt) im X. B. 9 mitgetheilt, und mit einem sehr treffenden Vorworte über die Art, wie Europäer bisher die orientalische Geschichte nur aus Einem Standpunkte betrachteten und schrieben, eingeführt hat. Es sey nämlich, sagte er, sehr schön und lobenswerth, mit dem Gemälde asiatischer Tyranney das englischer Freyheit als Gegenstück zu schildern, um dadurch seine Liebe für vaterländische Freyheit und Verfassung an den Tag zu legen; aber der Leser, dem doch nur um die reine Darstellung der

historischen Thatsachen und nicht um die freyheitliebende Ansicht des Verfassers zu thun sey, behalte den Wunsch übrig, daß der Geschichtschreiber unbefangen für die heimische und wider die asiatische Regierungsform einen getreueren Umriß des gesellschaftlichen und politischen Zustandes morgenländischer Reiche geliefert haben möchte; ein richtiges Urtheil über die Größe eines östlichen Fürsten oder Eroberers könne nur, nach dem Maßstabe morgenländischer Begriffe, Charaktere, Regierungsformen, Gesetze und Religionen gemessen, richtig ausfallen.

Dieser verdiente diplomatische Krieger lieferte auch (im XI. B. 4) einen vortrefflichen Umriß der Geschichte der Siken, einer indischen religiösen und politischen Sekte, welche in den nördlichen Provinzen Indiens, in Pendschab nämlich, die herrschende ist, und viele Moslimen und Hindus zu der Lehre ihres Stifters Nanakschah's (geboren im Jahre Christi 1469) bekehrten. Schon Wilkins hatte (im I. B. 12) eine kurze Nachricht über das wissenschaftliche Kollegium der Siken zu Patna gegeben, aber General Malcolm behandelt die ganze Geschichte ihres Staates, ihres Stifters, ihrer Sitten und Religionen sehr ausführlich in drey Abschnitten, nach ihren eigentlichen geschichtlichen Werken und Religionsschriften. Das Land, das sie jetzt bewohnen, reichet vom 28° 40′ bis 32° nördlicher Breite, und umfaßt das ganze Pentschab, einen Theil von Multan und den größten Strich des zwischen dem Dschemna und Setledsch gelegenen Landes; nördlich und westlich von dem Gebiete des Schahs von Kabul begränzt. Sie sind meistens Bekehrte aus den indischen Stämmen der Dschaten und Gudscharen, und heißen sich Malawasinh, d. i. Malawa-Löwen, ein Ehrentitel, den ihnen Banda, ihr letztes großes religioses Oberhaupt, der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, etwa dreyßig Jahre vor Nadirschah's Einfall starb, beygelegt hat. Sie hatten eine Legion von Unsterblichen (Acalis), wie die Thebaner und Perser, eine Art von Todesgeweihten, wie die Fedawis oder handlangenden Dolchknechte der Assassinen. Diese tragen blaugewürfelte Kleider und Knöchelbänder von Stahl. Sie nehmen die Einweihung der Bekehrten vor, und haben die ausschlüßliche Leitung der Religionsceremonien zu Amritsar, ihrer Hauptresidenz. Der Gebrauch des Tabaks ist ihnen verboten, der berauschender Getränke aber erlaubt. Sie halten vorzüglich die mystischen Gedichte Kabir's in großen Ehren.

»Die Hindus,« heißt es in einem ihrer Religionsbücher,« »wallfahrteten nach dem Ganges und Benares, wie Moslimen nach Mecca und der Kaaba. Die Hindus hielten sich »an das Zeichen der Stirne und an den Brahmanengürtel, die

»Mohammedaner an die Beschneidung, die einen schrieen Ram »(der Name einer Gottmenschwerdung), die andern Rahim, (der »Allbarmherzige), und vergaßen darüber der Vedas und des Ko»ran's, der mit der Formel im Namen Gottes des Allmilden, »des Allbarmherzigen beginnt; Mollas und Brahmanen »lagen sich einander in den Haaren« u. s. w. Da erschien Nanak, der als Reformator Inder und Moslimen unter die Fahnen seiner neuen Lehre vereinte, wie vor ihm Mohammed Juden und Christen. »Gott war der Guru (der geistliche Leiter) Na»nak's, und er sprach zu ihm, du sollst der Guru seyn des Men»schengeschlechtes, deine Lehre soll groß seyn in der Welt, und »ihr Wort sey: Puri! puri! so ist das Wort der Bairadschis: »Ram! Ram! das der Saniassis: Om! Nama! Naraijan! »das Wort der Dschogis: Ades! Ades! das Wort der Mo»hammedaner: Selam alaikum! Aber das Wort deiner Lehre »sey Guru! und ich will die Sünden deiner Jünger verzeihen. »Der Anbetungs- und Wallfahrtsort der Bairadschi heißt Ram»sala; der der Dschogi's Asan; der der Saniasi Mat; der dei»nes Stammes heiße Derma-Sala, lehre deine Jünger treue »Pflichten: die Verehrung meines Namens, Wohlthätigkeit und »Reinigung mit Wasser.« Ein würdiges Seitenstück zu diesem historischen Umrisse der Siken ist die vom Gouverneur Thomas Raffles (im XII. B. 1) gegebene Abhandlung über das Volk der Malajen und der Auszug aus ihren Seegesetzen, welche von andern indischen seefahrenden Völkern, wie einst von den Römern die von Rhodos, angenommen worden sind.

So haben wir den getreuen und gedrängten Bericht erstattet über die rein wissenschaftlichen Arbeiten so vieler im Kabinete und im Felde ausgezeichneter Staatsbeamten, worunter sich Generäle und Botschafter, Präsidenten und Statthalter befinden, welche alle die als Vorbereitung ihrer politischen und militärischen Laufbahn, und auf derselben erworbenen Kenntnisse nicht egoistisch in sich verschlossen, sondern dieselben als ein im Dienste des Staates erworbenes Gemeingut auch wieder zur Förderung desselben durch Verbreitung des Lichtes und der Wahrheit in den ehrwürdigen Tempel ihres Vereins niederlegten, und in Asien ebensowohl als im Mutterlande Altäre der Wissenschaft errichteten (wie Frau von Stael in ihrem Schwanengesange, der sie am sichersten zur Unsterblichkeit heben wird, eben so schön als wahr gesagt hat): Altäre der Wissenschaft, wodurch die der Religion nur befestiget werden.

Jos. v. Hammer.

Art. VIII. Sitten und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen, in Briefen und Zuschriften entworfen in den Jahren 1809 — 1810, nebst spätern Zusätzen, von Friederike Brun, geborne Münter. (Mit einem Cortile nach den Ruinen von Pompeji, und Cicero's Grabmal in zwey Kupferstichen.) 8. Leipzig 1818. Hartleben's Verlags-Expedition. S. 350 und XXIV.

Dieß von dem Herrn Hofrathe Böttiger herausgegebene, von demselben mit einer Vorrede begleitete Werk, ist nach der Bemerkung der Vorrede als der vierte Band jener Nachrichten zu betrachten, welche die Verfasserin von ihren Reisen in's südliche Europa unter dem Titel: Episoden, dem Publikum mittheilte. Es wird auch unter diesem Titel als vierter Band für die Besitzer der früheren Bände ausgegeben, bildet aber für sich ein unabhängiges Werk.

Die Verfasserin, deren dichterische Phantasie sich auch in diesen Sitten- und Landschaftsstudien beurkundet, findet an Herrn Böttiger in der Vorrede einen wohlmeinenden, doch bescheidenen Lobpreiser ihrer Verdienste, so wie insbesondere des gegenwärtigen Werkes. Rec. glaubt, die Lesewelt werde ihm für die Herausgabe dieser interessanten Ansichten und für die Feststellung des Standpunktes zur richtigen Auffassung derselben Dank wissen. Leichte, freundliche Gemälde der Natur, der leblosen wie der belebten, Darstellungen eines schönen Himmelsstriches, zu welchem die Sehnsucht des Nordens sich von jeher hinneigte, und dessen Pracht zu beschauen das Auge nie ermüdet, entwickeln sich hier in Briefen an Verwandte und Freunde der Verfasserin vor dem Auge des Lesers, auf eine Phantasie und Gefühl angenehm beschäftigende Weise. Bey so manchen Schilderungen Italiens aus den verschiedensten Standpunkten dürfte es vielleicht vielen eine überflüßige Arbeit dünken, neue zu versuchen; wenn aber, wie dieß hier der Fall ist, ein von der Schönheit des Lebens durchdrungenes Gemüth seinen Gefühlen durch Darstellung des Empfundenen Raum der Entwicklung zu verschaffen sucht, so ist es kaum anders möglich, als in den Schilderungen neu und interessant zu seyn. Eine blühende, die Gränze der edlern Haltung des Styls selten überschreitende Sprache, die leicht sich erwärmende Phantasie der Schriftstellerin, ihre für das Wohl und Glück der Menschen immer rege Empfänglichkeit befreunden den Leser überdieß mit der Urheberin des Werkes selbst, und bereiten ihm einen Genuß weit höherer Art, als gewöhnlicherweise Reisebeschreibungen zu gewähren vermögen.

Dasjenige, was der, vom Schauplatze dieser Darstellungen ferne, daher von der Macht des sinnlichen Eindrucks jener südlichen Naturschönheit nicht in gleichem Grade wie die Verfasserin

hingerissene Leser vielleicht überall im Buche zu bemerken finden wird, und worauf auch die Vorrede des Herausgebers in gewissem Sinne entschuldigend anspielt, ist die zu ausschließende Vorliebe der Verfasserin für die Gegenstände ihrer Darstellungen; eine beynahe gänzliche Mißkennung oder Hintansetzung des heimatlich Schönen, der Natur Italiens gegenüber: gleichsam als wären wir, und unsere Thäler und Berge, und der Himmel, der über uns sich wölbt, mit Italien verglichen, nur im Zorne Gottes geschaffen worden. Rec. ist aber weit entfernt, deßhalb mit der Verf. rechten zu wollen. Jedem das Seine, sagt das Sprichwort. Ihr gefallen vor allen jene lichtumstrahlten Höhen und Thalwindungen, der üppige Wuchs einer uns fremden Vegetation, jenes von der hehren Glut der Sonne, die alles Leben nährt, gesättigte Daseyn südlicher Himmelsstriche. Die Erinnerung an eine herrliche Vorwelt über deren bedeutungsvolle Ruinen die Verfasserin hinschreitet, übt über dieselbe eine sie ehrende Gewalt aus, und bereitet ihr willige Bewunderer desjenigen, was sie mit hochgetragener Begeisterung verkündigt.

Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen: Die erste, Scenen aus Neapel und dem Krater (Golfo) desselben, von Punto die Posilipo bis zum Kap der Minerva, in den Jahren 1809 — 1810; die zweyte, Neapolitanische Sitten- und Landschaftsstudien überschrieben. Da, wenigstens wie Rec. glaubt, das Ausgezeichnete des Werkes mehr in der lebendigen Anschaulichkeit der Darstellungen, als in eigentlicher Neuheit der Ansichten oder besonders fruchtbringenden Ideen besteht, so ist es einigermaßen schwer, in einer Anzeige seines Inhalts eine befriedigende Idee seiner Vorzüglichkeit zu erwecken; doch kann sie wenigstens auf das, was der Leser vom Werke selbst zu erwarten habe, aufmerksam machen.

Der Inhalt der ersten fünf Briefe, durch welche man sich mit der Verfasserin in den reizenden Gegenden, die sie beschreiben will, gleichsam erst ansiedelt, und sich etwas mit ihren Umrissen vertraut macht, ist in seltenem Grade interessant. Das Werk beginnt mit Reflexionen über die Reise von Rom nach Neapel und den Charakter beyder Städte: Rom, feyerlich still, ernst erhaben, läßt aus den Ruinen seines ehmaligen Glanzes die Erinnerung an die Größe der Vorzeit vor der Seele des Beschauers vorüber schweben; Neapel, für jene, welche Rom und Florenz gesehen, anfangs kaum mehr als ein großer offener Flecken, wo sich der schönen Gegend wegen reiche Leute angesiedelt, reißt dennoch bald durch die rege Beweglichkeit seines sich drängenden Lebens zur Bewunderung hin; die Herrlichkeit der Umgebung erfüllt das Gemüth mit Entzücken, alles scheint dort nur allein zum

Genusse der Gegenwart und ihrer Freuden aufzufordern. Schilderungen des Vesuvs, wiederholte Beschreibungen der Gegend um Neapel (vom Belvedere vor dem Kamaldolenser-Kloster und vom Meere aus bey der Fahrt nach Castell'a Mare betrachtet) schmücken diese ersten fünf Briefe im wahresten Sinne des Wortes. Rührend, und für das Herz der Verfasserin sprechend, sind ihre Erwägungen beym Eintritte in das Haus der Filangieri's, deren edlen Vater sie gekannt und hochgeachtet, dessen Wittwe sie nun von dem Unglücke, einen ihrer theuren, durch treffliche Eigenschaften bereits ausgezeichneten Söhne zu verlieren, bedroht findet. Alles, was diese Familie betrifft, ist von der Verfasserin mit so inniger Theilnahme an ihrem Schicksale vorgetragen, daß sie den Leser in den vertrauten Kreis derselben wie zu geliebten Freunden hinzieht, und ihn gern dort verweilen lehrt.

Unter die merkwürdigern Gegenstände dieser ersten Briefe gehört auch dasjenige, was die Verfasserin bey Gelegenheit des Herbstfestes des heiligen Januarius über das bekannte Flüßigwerden des in einer Phiole verwahrten geronnenen Blutes dieses in Neapel hoch gefeyerten Heiligen erzählt. Obgleich als Protestantin keineswegs geneigt dem Wunder Glauben beyzumessen, weiß sie diese Erscheinung doch auf keine Weise zu erklären. Gegen die Meinung, daß bey der Sache Betrug obwalte, äußert sie sich auf das Bestimmteste, weil sie selbst Augenzeuge der Angst des Priesters gewesen, der diese Phiole dem Volke vorhielt, vergebens harrend, daß die in derselben befindliche Masse flüßig werde.

Der Aufenthalt in Castell'a Mare, die Beschreibung der umliegenden Gegenden bey Gelegenheit kleiner unternommener Reisen zur See und zu Lande, Abend- und Nachtscenen auf dem Vesuv, machen den Inhalt der nächsten fünf sehr merkwürdigen Briefe. Den Markt zu Castell'a Mare und sein freundliches Gewühl mit flüchtigen Zügen schildernd, geht die Verfasserin zur Darstellung der nächsten Anhöhen über, welche sich in einem Halbzirkel um diesen neu gewählten Ort ihres Aufenthalts erheben. Indem sie nun der Arbeiten erwähnt, welche der Landmann aufwenden muß, um diese terrassirten, auf das trefflichste gestützten, sorgfältig bebauten, überall mit Substructionen zur Ableitung der Wildbäche, wie zur Sammlung eines Wasservorraths für Zeiten eintretender Dürre versehenen Anhöhen in dem Stande des herrlichen Gedeihens aller Früchte, die dort im Ueberflusse gepflegt werden, zu erhalten, kann sie sich eines ironischen Lächelns über die Nordländer nicht enthalten, welche die, das volle Jahr hindurch mit schwerer mannigfaltiger Arbeit belasteten Italiener der Faulheit zeihen, während bey ihnen die Landleute im Winter müßig liegen, in der guten Jahreszeit aber düngen, pflügen, säen und

ernten, und Gott für das Uebrige sorgen lassen. Die Betrachtungen der Verfasserin bey Durchwanderung des Platzes, wo Stabiä einst lag, sind rührend und ergreifend; eben so die Beschreibung der Seefahrt bis Vico, und der Aussicht vom Dache des bischöflichen Kasino.

Ihre Schilderung Pompeji's ist auch für diejenigen besonders anziehend, welche sich mit dem, was über diese merkwürdige Entdeckung seit so lange geschrieben wird, hinlänglich bekannt gemacht haben; denn die Lebendigkeit der Darstellung versetzt den Leser an Ort und Stelle des Beschriebenen, und zieht ihn mit sich in die geheime Tiefe der Vergangenheit hinab. Es wird vielleicht nicht unzweckmäßig seyn, die Verf. hier selbst redend einzuführen, um zugleich dem Leser eine Probe ihrer Schreibart vor Augen zu legen. »Es war ein trübumwölbter Herbsttag, und bald fiel ein Sprühregen, fein wie Thau, und umschleyerte mit einem doppelten Schleyer der Wehmuth dies halberöffnete Grab, diese Schattenwelt, wo alles um mich sich unsichtbar zu regen und zu bewegen schien, in Straßen, Häusern, an Küch' und Heerd. Ich kannte alles, was ich sah, durch Beschreibungen, Kupferstiche, Zeichnungen. Ich hatte oft alles in Portici gesehen, was man an Ort und Stelle hätte lassen sollen, und das gab mir eine gewisse heimelnde Vertraulichkeit, welche wieder mit den einzig neuen Sensationen, die mich ergriffen, im sonderbarsten Gegensatze war! Und wenn man nun alle aufgehüllte Gebäude und Wohnungen von neuem mit ihren Dächern versehen, und alles in denselben an Ort und Stelle gelassen hätte; die Thüren der Häuser und Tempel, die Stadtthore wieder auf ihre Angeln gehängt; Statuen, Tempelgefäße, Büsten, Lektisternien, Dreyfüße, Tische und Stühle, Haus- und Küchengeräth in die Zimmer und um die Heerde vertheilt — auch die traurigen Ueberreste der Bewohner, jede an der Stelle, wo man sie fand, und an die Thore der geschlossenen Schattenstadt treue Wächter gestellt; welch ein Anblick wäre das gewesen! Allein wer hätte es ausgehalten, dies Schattenepos?«

Hieher gehört das dem Buche gleichsam als Eingang vorgedruckte sehr gelungene Gedicht: der Vorhof des Schattenhauses, welches mehr als es jede Beschreibung in Prosa vermocht hätte, die Empfindungen der Verfasserin beym Eintritte in dies Heiligthum eines längst vorüber gegangenen Daseyns ausmalt. Die Verfasserin schildert in demselben einen in der Glut des südlichen Tages nach Erquickung des Schattens lechzenden Pilger:

Steigend an den leichten Hügeln,
Wo der Sonnenstrahl, ihn sengend,
Von des Bodens weißem Grunde
In das Antlitz wiederstrahlt,

Schaut er schmachtend ferne Kühlung
Auf des Meeres blauen Wogen,
Sieht er staunend Feuergluten
Aus des Berges Schlunde steigen.
Wunderland, wo Flut und Flamme,
Schönheit und Entsetzen kämpft.

Sein Fuß bebt zurück; denn vor ihm senkt sich eine Stufenreihe in die Tiefe; er steigt hinab, woher ihm Kühle entgegen kommt, wo im Schattenvorhofe der Springquell in Silberfunken fernes Tageslicht verkündet. Tiefer Frieden umfängt ihn, die heitere Schönheit des Orts bewegt sein Herz:

Aber nur das Todte redet,
Alles Leben ist verstummet;
Und in diesen Zaubergrüften
Athmet nur der kalte Stein!
Ach des Busens Leben enget
Nur dies todte Schweigen ein!
Oeffnet sich nicht eine Thüre
Dort in tiefer Seitenhalle?
O wohin wohl führt sie mich?
Ach vor ihrer heil'gen Schwelle
Steht's mit Steinen fest geschrieben:
»Sey o Fremdling mir gegrüßt!«
Sieh der Thüre gegenüber
Wölbt sich neigend eine Blende,
Und zur Ruhe ladet freundlich
Dort die eingebogne Bank.
Und »der Freundschaft heilig« lese
Ich an ihrer sanften Lehne!
Götter! Götter! wo bin ich?

Da belehrt ihn die Geisterstimme des hier dem Tode Heimgefallenen von dem Aufenthalte, in dem er sich befindet, und von den Schrecknissen der Natur, welche einst den Wohnsitz der Freude zur Grabeshalle verwandelten. Doch wird der Fremde eingeladen, am alten treuen Herde hier ohne Bangen von seinem Tagewerke auszuruhen:

»Als der Sonne Licht ich schaute,
War der Gast mir der Vertraute,
Darum lag're Dich, und ruhe
Hier im Schattenvorhof aus;
Früher oder später harret
Dein wie mein das Schattenhaus!«

Dies Gedicht gibt auch zugleich die Erklärung des Titelkupfers: »Impluvium oder Cortile im Style der zu Pompeji aufgegrabenen Wohnungen,« von dem Hrn. Architekten Gustav Hetsch in Stuttgart gezeichnet, von Hrn. Schlotterbeck gestochen, eine wahrhaft ergreifende, im Charakter jener ehrwürdigen Ueber-

reste Pompeji's mit echt künstlerischen Geiste entworfene Darstellung, deren zart vollendete Ausführung einen der schönsten Genüsse gewährt, die man von Arbeiten dieser Art erwarten kann.

Die Verfasserin meint, die Lage Pompeji's, an freundliche Hügel gelehnt und empor gebaut, müsse äußerst reizend gewesen seyn. Von den Gebäuden bemerkt sie, daß sie eine, jedem Begriffe von Gemächlichkeit widersprechende Kleinheit hatten; doch zeige sich noch jetzt, daß sie ungemein reinlich gehalten worden. Es scheine, daß die Frauen in den Häusern so öffentlich, als außer denselben verhüllt lebten: die meisten Zimmerchen hätten nie Fenster gehabt, und nur durch die Thüren, welche so hoch wie das Zimmer waren, und auf die gemeinschaftliche, von Säulen getragene und rund um den innern Hof laufende offne Gallerie führten, konnten sie Luft und Licht erhalten. Eben so bemerkt sie die bekannte Enge der Straßen, und äußert ihre Verwunderung darüber, daß die äußere Gestalt der Häuser, durch die schreyend ziegelroth blau und weiß angestrichenen Säulen, Pilaster u. dgl. so sehr dem zarten Schönheitssinne, womit das Innere derselben geordnet sey, widerspreche.

Die Verfasserin war bey der Aufgrabung einer Wohnung Pompeji's zugegen; man entdeckte Gefäße mannigfaltiger Art von Thon, Glas und Erz; in dem vierten Zimmer außer diesen und einer kleinen Statue des Herkules von Bronze ein Gerippe eines unglücklichen Bewohners von Pompeji. An dem Theater der Stadt, welches unter Nero's Regierung durch ein heftiges Erdbeben sehr beschädigt worden war, sieht man noch die Spuren der Reparationen, mit denen man beschäftigt war, als der Ausbruch des Vesuvs die Stadt in Asche begrub. Immer muß bey den Aufgrabungen zuerst eine verhärtete Rinde von Pozzuolantuff mit Lapillo vermischt weggesprengt werden, ehe man an die weiche Aschenlage kommt, in und unter welcher die Kunstschätze vergraben liegen. Die Verfasserin glaubt, daß Pompeji durch einen jener furchtbaren Schlammregen bedeckt ward, wo der ins Riesenmäßige gesteigerte chemische Prozeß des Zusammenströmens des hydrogenischen und oxygenischen Gases über dem offenen Schlunde des flammenden Berges sich vollendend, die ungeheure Masse der von vulkanischem Sande und Bimssteinen geschwängerten Wolke plötzlich niederschlägt, die, in trübe Schlammströme verwandelt, herniederstürzt.

Die Beschreibungen der Gegenden um Gragnano und Castell'a Mare, des dortigen Gesundbrunnens, welchen die Tochter der Verfasserin mit besonders glücklichem Erfolge brauchte, die Darstellung einer Abend- und Nachtscene auf dem Vesuv so wie die Erzählung der letzten in Castell'a Mare zugebrachten Tage

führen den Leser nicht nur durch die Mannigfaltigkeiten einer zauberisch schönen Natur, sondern recht eigentlich in den tiefen Frieden und den freundlichen Hausstand der dortigen Einwohner. Manche Bemerkungen der Verfasserin zeugen überdieß, daß sie nicht mit flüchtigem, nur am leichten Schimmer der Freude allein gern verweilenden Blicke, sondern mit reifer Erwägung die Gegenstände ihrer Darstellungen betrachtete.

Ueber den Gesundbrunnen von Castell'a Mare berichtet sie nachstehendes. Aus einer am Fuße der gerad aufsteigenden Kalkgebirge in wagrechten Schichten hingezogenen, wie die Verf. glaubt aus Tuffo und Pozuolana bestehenden Hügel-Terrasse entspringen sechs verschiedene eisen- und schwefelhaltige Quellen. Die drey eisenhaltigen Wasser sind: Aqua rossa, aqua ferrata, und aqua acetosa. Das erste enthält viel ungebundenes Eisen, und ist röthlich, das zweyte ist hell und dem Pyrmonter verwandt, beyde so schwer, daß man eine Flasche dieses Wassers mit Bley gefüllt glauben könnte; das dritte ist ein leichter angenehmer Sauerbrunnen. Diese, wie die drey Schwefelquellen, entspringen theils aus dem Felsen selbst, theils quellen sie wenige Schritte vom Ufer aus dem Sande. Drey entströmen so nahe aneinander demselben Felsen, daß der Bach, der ihren Zusammenfluß bildet, halb ockerbraunroth und halb schwefelleberbläulich gefärbt ist, und auf der einen Seite der nachbarlichen Ufer Ocker, auf der anderen Schwefelsinter absetzt.

Der Rest dieser ersten Abtheilung, zehn weitläufige Briefe, ist der Beschreibung von Sorrento und seiner reizenden Bergfläche gewidmet. Die Verfasserin hat sich hier selbst zu übertreffen gesucht, und, wie gewiß Jedermann erkennen wird, kleine Meisterwerke der Darstellung geliefert, welche die Theilnahme ganz an sich zu fesseln wissen; doch wäre hier dem Leser, was überhaupt von der ganzen ersten Abtheilung und den beschreibenden Briefen der zweyten zu gelten hat, anzurathen, sich der Lectüre nur in größern Zwischenräumen hinzugeben, da diese gehäuften Beschreibungen einer zwar herrlichen Natur, durch Erzählungen von Ereignissen der Reise nur wenig unterbrochen, den Geist zu Zeiten ermüden. Anziehend ist die Seefahrt von Castell'a Mare nach Sorrento, die Beschreibung der aus dem Meer zwischen einem Bergamphitheater von Kalkfelsen empor ragenden Basaltmasse, auf deren ebenen Rücken das in aller Fülle südlicher Pracht glänzende Piano di Sorrento ruht. Die Erinnerungen an Tasso, welchen sich die Verfasserin hier an der Wiege seiner glücklichen Jugend gern überläßt, sind zart gefühlt, und der Theilnahme jedes Herzens gewiß. Das Belvedere von Meta, der Garten des Duca Marisça, der Berg dei Camaldoli, das

Rivoli von Meta, die Seefahrt nach dem Capo di Sorrento, das Bergjoch le Sermelle, die Reise nach dem Capo di Massa (dem alten Vorgebirge der Minerva) sind nächst der Beschreibung von Sorrento selbst, und einigen Bemerkungen über die Bevölkerung der nähere Inhalt dieser mit dem Piano di Sorrento sich beschäftigenden Briefe.

Die zweyte Abtheilung des Werks: Neapolitanische Sitten- und Landschaftsstudien, beginnt mit einer Darstellung des Zustandes von Neapel im Jahre 1810, welche mit lebhaften Farben entworfen, und reich an Interesse ist. Rom mit Neapel, wie zu Anfang der ersten Abtheilung, vergleichend, doch hier mehr auf den tieferen Charakter des Lebens eingehend, bemerkt sie im Allgemeinen, daß die Charaktere sich in Neapel reiner aussprechen, als in Rom, wo die hierarchische Regierung die Seelen feßle. Rec. bedauert nur, daß die Verfasserin sich hier nicht etwas genauer auf die Art, in welcher oder durch welche gedachte Regierung die Seelen feßle, einließ, um den Grad der Richtigkeit ihrer Angabe beurtheilen zu können. Sie sagt zwar ferner: »Der leise, wirklich beynahe unmerkliche Druck, welcher zumal den Aufflug des Geistes durch unsichtbare Mauern hemmt, ist der freyen Entwicklung der intellectuellen Kräfte hinderlicher, als selbst offenbare Tyranney, als gegen welche die Seele sich waffnet und stemmt, und den ersten günstigen Augenblick erhascht, der sich ihr darbietet« wogegen wir, als gegen einen unbestreitbaren Satz, nichts einzuwenden begehren. Aber existirt dieser beynahe unmerkliche Druck in Rom? dieß möchte schwer zu erweisen seyn. Nichts hindert den Eingebornen, sich dem freyen Künstlerleben der Fremden anzuschließen, und seinem Genius die volle Entwicklung, deren er bedarf, angedeihen zu lassen. Es ist aber zwischen Völkern und Völkern, der Weisheit göttlicher Anordnung gemäß, von jeher der bedeutende Unterschied gewesen, daß einige in ruheloser Thätigkeit sich umtreiben, während andere gleichsam den Schwerpunkt bilden, der all diesem Treiben Richtung und Regel gibt. Wenn man nun gleich nicht behaupten kann, daß der Römer durch die ideale Schönheit seines Lebens oder durch politische Wichtigkeit des Staates einen solchen Mittelpunkt des Wirkens für Italien bilde, so ist es doch um so gewisser, daß der religios wichtige Charakter der Regierung, die ehrwürdigen Ueberreste einer großen Vorwelt, so wie die Kunstgebilde aus der ruhmvollen Zeit der italienischen Malerey diese Stadt zur Beherrscherin der Geister erhoben haben, und seinen Bewohnern vielmehr den Charakter gesicherter Ruhe, als jenen eines regsamen Strebens nach erst zu gewinnenden Gütern des Daseyns geben müssen.

Nur in der Hinsicht soll das Gesagte gegen die Verfasserin

gelten, daß sie ihrer eignen über Rom, und den Eindruck den es auf sie hervorbrachte, ausgesprochenen Ideen vergißt, um den Stillstand im römischen Kunstleben ganz andern Ursachen, als jenen, welche ihm zum Grunde liegen, zuzuschreiben. Auf Rom drückt die Last seines uralten Ruhms; seine Bewohner, wenn in ihnen Liebe zur Kunst erwacht, müssen vielmehr, als Eigenthümer zahlloser Schätze, diese mit Muße in gerührter Seele zu erwägen, als neue zu sammeln sich berufen fühlen, welches übrigens die Entstehung einzelner großer Meister, bey besonderer Begünstigung des im Ganzen zur Production nicht aufregenden öffentlichen Lebens, nicht ausschließt. Der Character der Regierung ist endlich jener, welcher mit der höchsten denkbaren Würde, der Statthalterschaft Christi auf Erden, verbunden seyn muß. Es wäre überflüßig zu erörtern, daß derselbe mit einer ängstlichen Sorge, die äußern Annehmlichkeiten des Lebens zu mehren, oder eine nicht nach dem Einzigen gerichtete literarische oder künstlerische Thätigkeit zu erregen, an sich nicht vereinbar sey. Es bedarf daher keines Druckes, auch keines beynahe unmerklichen, von Seite der Regierung, um in dem Römer eine gewisse ernste Ruhe des Charakters zu erzeugen, sondern diese ist mit ihm geboren, und er könnte ohne sie nicht Römer seyn. Die sinnliche Lebhaftigkeit des Charakters, welche die Verf. an den Neapolitanern bemerkt, zeugt noch keineswegs für ihren höheren intellectuellen Beruf, wenn sie gleich diesem Volke eine größere Mannigfaltigkeit in den geselligen Freuden des Lebens zusichert. Wie ungern die Römer das Joch französischer Tyranney ertrugen, haben sie auf eine sehr unzweydeutige Art geäußert, und sind darin keineswegs hinter den Neapolitanern zurück geblieben.

Ueber wissenschaftliche und Kunstbildung in Neapel bemerkt die Verfasserin von der Zeit ihres dortigen Aufenthaltes (1810) folgendes: Man beschäftigt sich dort jetzt lebhaft mit der vaterländischen Geschichte, und mit der ältern Literatur Italiens. Es wird viel Englisch gelesen, und man fängt an von der deutschen Literatur zu träumen. Die in den letzten Jahrhunderten durch einen Schwall wäßriger Poesie und kraftloser Prose verunstaltete Sprache der Italiener hebt sich auch dort von neuem wieder. Unter den dortigen Literatoren rühmt sie zuerst Vizenzo Cuoco, auf dessen Werk: Viaggi di *Platone* sie sich mit Lobpreisung des edlen Sinnes, der sich dort in einem höchst eleganten Style ausspreche, bezieht. Der Herzog Ventignano wird eines Trauerspiels: Wilhelm Tell, wegen, sehr gepriesen. Obgleich er Schillers Werk nicht gekonnt, habe dies Trauerspiel eine gewisse Familien-Aehnlichkeit mit dem Schiller'schen. Ein Sonett, welches derselbe auf die Belagerung und Bombardirung Kopenha-

gens im Jahre 1807 verfertigte, welches hier aber nicht im Original, sondern nur in einer reimlosen Uebersetzung mitgetheilt wird, erwarb ihm die Freundschaft der Verfasserin, welche sich auch in diesem Werke in einem oft ausgesprochenen, zwar nicht bittern, doch etwas gesuchten Hasse gegen England gefällt. Der Marchese Salso del Berio wird als ein geistreicher Weltmann und geschmackvoller Literator gerühmt. Von seiner noch ungedruckten Alcestis (wahrscheinlich ein Operngedicht) wird besonders der lyrische Theil erhoben, der im Vereine mit Musik von höchster Wirkung seyn müßte. Seine Uebersetzungen Sapphischer Gedichte seyen voll jener schwebenden Schönheit des Verses, welcher die Italiener unter den Neuern am fähigsten seyen. Der Prinz Caposele di Ligni habe Thomsons Jahrszeiten getreu und gehaltvoll in versi bianchi übersetzt. Sein Trauerspiel Don Carlos sey voll Sagacität, und zeige Resultate eines denkenden soliden Kopfes. Ferner erhebt die Verfasserin den edlen Gaspard Mollo de Duchi di Lusciano, der, vormals in Gesandtschaften gebraucht, ein liebenswürdiger Weltmann, und einst einer der bewundertsten Improvisatoren Italiens gewesen sey. Zuweilen lasse er sich noch zum Improvisiren bereden, und dann sey die Eleganz und Grazie seiner beflügelten Verse bewundernswerth.

Als ein durch Geist und Character ausgezeichneter Greis wird der Erzbischof von Tarent, Monsignor Capece-Latro, den die Verf. den liebenswürdigsten aller Bischöfe und Erzbischöfe nennt, angepriesen. Bey diesem sah sie außer Gaspard Mollo oft Vicenzo Cuoco, welcher mit Hülfe seines des Deutschen mächtigen Sekretärs, der Tedeschi heißt, die Resultate der Kantischen Philosophie auf hesperischen Boden verpflanzen will. Als Oberbibliothekar des Erzbischofs wird der gelehrte Spanier Andres, Verfasser des Werks Sopra ogni Letteratura genannt. Als des Erzbischofs Schooskind wird der neunzehnjährige Avellino genannt, den die Verf. ein Wunder der Numismatik nennt. Der Prinz Colubrano, den die Verf. ebenfalls dort fand (er starb seitdem zu München, wohin er als Gesandter im Jahre 1811 ging, nach sechs Monaten seines Aufenthaltes daselbst), wird als ein geistreicher Sonderling dargestellt. Von auffallender Häßlichkeit, war er dennoch immer der Liebling des schönen Geschlechts. Die schönsten Stellen italienischer und sizilischer Dichter wußte er immer mit unnachahmlicher Kraft und Anmuth herzusagen, und hatte übrigens die eigene Gabe, unfehlbar jede in Gedanken an ihn gerichtete Frage, wenn man ihm von deren Inhalt die Anfangsbuchstaben jedes Worts gab, vollständig zu entziffern; er gab sodann seine Antwort gewöhnlich in

Versen. Es wird versichert, daß diese Verse von einer hohen poetischen Schönheit gewesen seyen.

Der zweyte Brief dieser Abtheilung verbreitet sich über die Presepien von Rom und Neapel. Im dritten spricht die Verf. zuerst über den Zustand der Musik in Neapel, und das dortige Theater. Zuerst wird die Klage der Kenner angeführt, daß gründliche Gesangsweise und Composition in Neapel immer mehr in Verfall komme, weil die Klöster, in welchen gründlicher Unterricht in der Musik in ihrem ganzen Umfange gegeben ward, und aus welchen die ältern größten Komponisten Europas hervorgegangen, oder dort wenigstens zur vollendeten Bildung gelangten, entweder aufgehoben, oder bis zur Verarmung ausgesogen worden seyen. Indeß, meint die Verfasserin, sey dennoch für die Fremden noch eine reiche Aehrenlese übrig. Im ungeheuren Theater S. Carlo existirte noch bey den ersten Sängern und Sängerinnen ein großartiger Styl des Gesanges. Die mimischen Ballete erhalten übrigens auch dort ein zu großes Uebergewicht über Oper und Tragödie durch die Vorliebe des Publikums. Die Verfasserin beschreibt den jetzt herrschenden Tanz des Ballets als einen durchaus den Anforderungen eines geläuterten Geschmacks widersprechenden; sie klagt sehr über den Einfluß des gesunkenen französischen Geschmacks in dieser ihrer Hauptkunst, und beruft sich zum Belege ihrer Behauptung über die durchgängige Verkehrtheit und Naturwidrigkeit der jetzigen französischen Tanzkunst auf die Art, in welcher Henry und Duport ihre Kunst ausüben, so daß Recensent besorgt, er möchte hier einer ganz andern Meinung seyn, als die Verfasserin. Die Dilettanten in der Musik findet die Verf. in Neapel voll Genie, aber träge, und weder in Hinsicht des Studiums, noch in jener einer edlen Tonhaltung, Aussprache und Manier mit jener in Rom zu vergleichen.

Die Verfasserin erlebte auch in Neapel den Einzug des Königs Mürat bey seiner Rückkunft von Paris, wo außer zweyhundert vorauseilenden, mit Oelzweigen und in wilde Saat geschossenen Brokkolistengeln bewaffneten Lazaronijungen, die einen gewaltigen Lerm schlugen, weil sie jeder mit sechs Carlin dazu gedungen waren, kein Mensch sich zu einem frohen Willkommen regte, und sah die Illumination der ganzen Stadt, welche für zwey Tage bey dreyßig Dukati Strafe geboten war; sie vergleicht deren nicht zum Gemüthe sprechende Pracht mit den Beleuchtungen, welche die Römer an den Krönungstagen ihres duldenden gefangenen Souverains demselben darbrachten. Merkwürdige Data finden sich S. 251 über die in gesetzlicher Form organisirte Beraubung des höhern Adels an altverjährtem Eigenthum seiner Ländereyen.

Die heilige Woche, welche die Verfasserin in Neapel verlebte, findet sie weit unter der Feyer derselben in Rom. Bey Gelegenheit des Berichts über einige bey Privaten gehörte vortrefflich ausgeführte geistliche Musiken, bemerkt die Verfasserin: die Ausländer seyen über den Zustand der Sitten des Mittelstandes in ganz Italien überhaupt in großem Irrthum, und oft von einem blinden Vorurtheil befangen; denn diese seyen im Durchschnitte von einer Reinheit, welche die meisten großen Städte nordwärts der Alpen nicht in solchem Grade sich bewahrt hätten; im nördlichen Italien aber seyen diese im gebildeten Mittelstande mit einem hohen Grade literarischer Cultur vereinigt.

Kleine Ausflüchte nach Pozzuoli, Stadtscenen von Neapel, Seefahrten nach Bajä, Misenum, Cumä u. dgl. bilden den Inhalt des vierten, sechsten und siebenten Briefes; der fünfte beschäftiget sich mit einer Beschreibung des Frühlingsfestes des heiligen Januarius. Die landschaftlichen Darstellungen werden im letzten Briefe fortgesetzt, und gewinnen durch die Beschreibung der Gestade von Castiglione ein die früheren noch übersteigendes Interesse. In dieser Gegend begegnet dem Reisenden überall das Andenken Cicero's, dessen Villa, aus der er dem Tode unbewußt entgegen eilte, hier gelegen, und dessen Grab gleichfalls hier durch den Prinz Caposele de Ligni, dem Besitzer derselben, gefunden worden seyn soll. Hier, wo die Römer, dem Meere den Platz abtrotzend, ihre Villen in die See hinaus bauten, hat diese ihr altes Recht wieder genommen, und diese Gebäude überflutet. Viele dieser Ueberbleibsel, sagt die Verf. sind tief versenkt, doch hell überblickt durch die krystallene Wasserhülle, andere sind mit der Wasserfläche gleich, sichtbar oder verhüllt; so wie die Woge an ihnen spielt, und den Schleyer von Seepflanzen auf und ab senkt. Hier und da sind die Tragpfeiler der eingesunkenen Hallen zu kleinen reizend begrünten Uferklippen geworden. Das Gestade selbst ist überall von Substructionen unterhöhlt, und mit immer frisch gespannter schauriger Neugier blickt man in die finstern Grotten und üppig umbuschten Gewölbe, über welchen ganze Haine von Goldfruchtbäumen, Granaten und Oliven, von unseren heimischen Obstbäumen aller Art durchflochten, grünen und gedeihen.

Die Villa des Prinzen Caposele de Ligni, an den ehemaligen Formianischen Hügeln an der Küste von Castiglione, für die Villa des Cicero gehalten, bietet anziehend schöne Ruinen dar, zwischen welchen die Verfasserin theils in ihrem Schiffe hinfuhr, theils, gelandet, dieselben an Hügeln emporragend vorfand, und untersuchte. Zuerst fiel der Verfasserin ein zierlicher Tempel auf, zu beyden Seiten von jonischen Säulen gestützt. Aus der

großen Nische im Hintergrunde ergoß sich eine klare Quelle in einen antiken Behälter. Von oben her einfallendes Licht erhob die Schönheit des Ganzen. Die lange Deckenwölbung des Tempels war mit Caissons verziert. Vier große Nischen, jedoch ohne Zusammenhang mit dem Tempel, vertiefen sich zu beyden Seiten unter der Felswand. Eine fünfte kleinere hat noch die architectonischen Verzierungen in Caissons und buntem Stuck wohl erhalten. Von hier steigt man einen hängenden Semiramisgarten hinan, von Orange-, Zitronen-, Granathainen bedeckt, mit Weinreben und Oelbäumen durchwachsen, zur ansehnlichen Villa des Prinzen, welche aber, von Feind und Freund beraubt, verödet liegt.

Als Anhang zu dem Werke ist der Auszug eines Briefes des Prinzen Caposele de Ligni, vom 30. August 1816 beygefügt, in welchem derselbe über die Ruinen des Formianum an die Verf. schreibt. Zuerst berührt dieser Brief die oben beschriebenen Ueberreste des Tempels und der Nebengebäude, und bemerkt über die wegen stetem Vordringen des Meers immer mehr unter die Fluten tretenden tiefern Gebäude: daß, unter dem Gemäuer der prachtvollen Ruinen-Gärten, Grundlagen der alten Gebäude, die beym periodischen Zurückziehen des Meeres in den Stunden der Ebbe sichtbar werden, sich beynahe eine Viertel Miglia weit in dasselbe erstrecken; man entdeckte da am äußersten Ende zwey viereckige Gebäude, die wenig Raum zwischen sich lassen, und vier und zwanzig Palmen messen, von den Piloten la Pila genannt.

Die Identität dieser Villa mit der des Cicero beweise nachstehende Inschrift, zu der der große Consul selbst den Beleg liefere, indem er in der vierzehnten Epistel des zweyten Buchs an Attikus schreibe: Arrius proximus est vicinus. Der Stein welchen Oppia dem Gemahl Arrius Salanus errichtete, sey noch der Villa des Prinzen gegenüber vorhanden, wo Herr de Chaupy denselben fand, und die gegenüber liegende Villa nach dem Namen des Vaters des Prinzen, des Herzogs von Marzano bezeichnete.

ARRIO SALANO PRAEF.
QUINQ. TI. CAESARIS PRAEF. QUINQ.
NERONIS ET DRUSI CAESARUM.
DESIGNATO. TUB. SAC. PR.
AEDILI III. AUGURI INTERREGI
TRIBUN. MILITUM LEG. III. AUGUSTI
LEG. X. GEMINAE
PRAEF. EQUITUM PRAEF. CASTRORUM
PRAEF. FABRUM OPPIA UXOR.

Bis jetzt hatte man das unfern der Via Appia hinter Castellone di Gaeta, wenn man von Neapel herkommt, befindliche, unter dem Namen Torre di Cicerone bekannte

Gebäude für das Grabmal des Cicero gehalten. Die Verfasserin bemerkt schon Seite 320, daß dieses Gebäude eher für ein durch den Sohn errichtetes Kenotaphium zu halten sey, und daß Agincourt in einem dem Thurme gegenüber befindlichen hohen Gemäuer, von seiner Gestalt Cannochia (der Rocken) genannt, das eigentliche Grab entdeckt zu haben glaubte, weil nach seiner Berechnung dieß die Stelle sey, wo er von den Mördern erreicht und getödtet wurde. Sie erinnert hiebey, daß es wenig wahrscheinlich sey, daß Cicero, um seinen Mördern zu entfliehen, die offene Heerstraße gewählt haben werde, daß der Prinz Caposele de Ligni das Grab des Konsuls zwischen Vendice und Acerbara entdeckt zu haben glaube; dies Grab sey unterirdisch, und dessen Entdeckung werde aus guten Gründen noch nicht publicirt.

Von einem unterirdischen Grabe ist nun auch in dem Briefe des Prinzen, dessen Auszug die Verf. am Schlusse des Buchs mittheilt, nicht die Rede. Daß dem Cicero wirklich ein Grab errichtet worden sey, erhelle aus Martials neun und vierzigsten Epigramm des XI. B. Ein solches Monument existire nun zur linken Seite der via Appia, in gerader Linie vom Thurm des Cicero, am Abhange des Berges, Acervara genannt. Es sey ein ungeheures Monument, von rechtwinkliger Gestalt, die Hauptseite habe funfzig Palmen Breite, man sehe, daß es ganz mit großen viereckigen Travertinblöcken bekleidet gewesen. Es sey durch die Zeit und durch die Unwissenheit des Grundbesitzers zerstört, welcher sich im vorigen Jahrhunderte der Travertinquadern zum Baue seines Hauses in Mola bedient habe. Es solle unter diesen fortgeschafften Steinen einer mit der Aufschrift: Acerba ara sich befunden haben, von welchem vielleicht die Gegend den Namen Acervara erhalten haben könne. Die wenigsten dieser Quadern seyen noch im Gebäude übrig geblieben, die meisten lägen am Abhange des gedachten Berges zerstreut. Unter diesen habe der Prinz eine rechtwinklige Tafel von weißem Marmor, etwa fünf Palmen lang und drey breit, gefunden, worauf eine große Figur in konsularischer Kleidung abgebildet gewesen, die rechte Hand auf der Brust, ohne Unterschrift, der Kopf der Figur fehlte, und sey unter den Bruchstücken am Berge nicht zu finden gewesen. Der Prinz habe den Marmor mit dem Basrelief umwenden lassen, um ihn Vandalenblicken zu entziehen, und äußert die Hoffnung, bey nun dem Vaterlande wieder gegebnem Frieden in seiner geliebten Villa seine lange unterbrochenen Entdeckungen fortzusetzen.

Diesem interessanten Briefe, mit dem das Werk schließt, fügt die Verfasserin folgende Anmerkung bey: »Ja wohl lange unterbrochenen! Denn im Jahre 1795 machte mein saumseliger Freund die interessante Entdeckung! Im Jahre 1810 versprach er mir

heilig, solche baldigst zu vollenden! und im Jahre 1816 waren wir noch nicht weiter, als beym umgewendeten Steine. — O Neapolitaner!«

Art. IX. Handbuch der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie, für seine Vorlesungen bearbeitet von Johann Nep. Raimann, k. k. Rathe, d. Heilk. Dr. u. öff. ord. Professor der speciellen Therapie und medicinischen Klinik für Wundärzte, an der hohen Schule zu Wien. Erster Band. 1816. 510 S. Zweyter Band. 1817. 539 S. in gr. 8. Wien bey Heubner und Volke.

Der Staat, welcher den Aerzten das Theuerste, was er besitzt, das Leben seiner Bürger, und die Bürger selbst, welche ihnen ihr ganzes Schicksal, in so weit dieses von ihrem Leben und ihrer Gesundheit abhängig ist, anvertrauen, haben das Recht, von jenen von Zeit zu Zeit Rechenschaft von dem Zustande ihrer Wissenschaft und Kunst zu fordern; und die Aerzte, welche über Leben und Gesundheit der Menschen schalten und walten, ohne daß man ihnen eine wirksame Kontrole zur Seite stellen könnte, haben die Pflicht, dieser Forderung Gnüge zu leisten und dadurch ihren Beruf zu ihrem höchst wichtigen Amte zu beglaubigen. Ein sehr zweckmäßiges Mittel dazu geben die Schriften der Aerzte, besonders jene praktischen Inhaltes, ab. Indem nun Rec. hier ein Handbuch der praktischen Medicin, dessen würdiger Herr Verf. sich schon durch seine frühere Anweisung zur Ausübung der Heilkunst als gründlichen Schriftsteller bewährt hat, zur nähern Kenntniß des Publikums zu bringen unternimmt, hält er es für zweckdienlich, zuvor, einigermaßen wenigstens, den Standpunkt anzudeuten, auf welchem sich die Heilkunde zur Zeit der Erscheinung dieses Werkes befindet. Vor nicht gar langer Zeit war der Orden der Aerzte noch in drey Parteyen getheilt, und damals einer Gesellschaft von drey Reisenden vergleichbar, die anfangs mit einander reisend, auf einem gewissen Punkte der Reise sich nach drey sehr verschiedenen Richtungen von einander trennten. Der eine — der rationale Empiriker — blieb auf dem bekannten, zwar schwierigen, aber doch schon einigermaßen gebahnten Wege, auf welchem er zu Fuß, mühsam zwar, doch sicher, dem vorgesetzten Ziele näher rückte. Der andere — der Brownianer — vertraute sich auf einem schmalen und sehr flachen Nachen einem reißenden Strome, der ihn unter tausend Gefahren immer weiter vom Ziele forttrug, bis er Schiffbruch litt und sich mit genauer Noth, in einer wilden unbekannten Gegend, wieder ans Land rettete. Der dritte — der Naturphilosoph — (d. h. der speku-

lative; denn von dem gründlichen Naturphilosophen, oder vielmehr philosophischen Naturforscher, hegen wir eine ganz andere Meinung) bestieg ein Luftschiff, um von dem höchsten erreichbaren Punkte die ganze Gegend mit einem Blicke zu übersehen; allein sein Schiff trug ihn bald so hoch, daß er zwischen Himmel und Erde schwebend, alles Irdische aus dem Gesicht verlor, ohne doch dem Himmel selbst näher zu kommen. Unvermögend, sein Fahrzeug nach einer bestimmten Richtung zu lenken, würde er verschmachtet seyn, wenn nicht durch eine an seinem Luftballe von ungefähr entstandene, kleine Oeffnung die entzündliche (Schul-) Luft nach und nach verflogen, und der immer leerer werdende Ball allmählig wieder, freylich ebenfalls weit entfernt vom wahren Wege zum vorgesteckten Ziele, zur Erde herabgesunken wäre. Nach langem Herumirren stieß er auf den zweyten Wanderer, und beyde, äußerst mißmuthig über die vergebens aufgewendete Müh und Zeit, entschlossen sich endlich, den bescheidenen Fußgänger aufzusuchen und sich seiner vorsichtigern Leitung von nun an ganz anzuvertrauen. Dieses ist das Moment in der Geschichte der neuern Medicin, dem wir gegenwärtig näher zu rücken scheinen. Ein Blick auf das, was die Heilkunde vor ungefähr drey Jahrzehenden war, was sie in der Zwischenzeit geworden ist, und was sie gegenwärtig zu werden strebt, wird dem obigen Gleichnisse seine Bedeutung geben. Vor drey Jahrzehenden war die Heilkunde in Deutschland offenbar im Vorschreiten zum Bessern. Die beyden entgegen gesetzten Pole der medicinischen Theorie, die Humoral- und Solidarpathologie naherten sich immer mehr ihrer wechselseitigen Ausgleichung. Unter dem Einflusse der kritischen Philosophie hob sich die Physiologie des gesunden und kranken Lebens vom Stützpunkte der Erfahrung aus von Tag zu Tag zu höhern Stufen der Vollkommenheit empor. Die mechanischen Verhältnisse des Organismus, welche in der Boerhaav'schen Schule so vollständig entwickelt worden waren, und die chemischen, welche damals durch die antiphlogistische Chemie in ein viel helleres Licht gesetzt wurden, traten in ihre untergeordneten Sphären zurück und schmiegten sich unter die höhern Gesetze des Lebens. Die von der Theorie aufgestellten allgemeinen Grundsätze wurden mit großer Umsicht und Behutsamkeit ins praktische Leben übertragen, und nicht eher als gültige Maximen des Handelns anerkannt, bis sie durch den Ausspruch der Erfahrung ihre Bestätigung erhalten hatten. Die Heilkunde war nicht bloße Wissenschaft des Möglichen in der Sphäre des organischen Lebens; sie strebte vielmehr nach systematischer Anordnung des Wirklichen. Die allgemeinen Principien, die man suchte, sollten nicht dazu dienen, die alte Heilkunde zu vernichten, und an ihre Stelle eine neue aus Nichts zu er-

schaffen, sondern nur den Arzt auf einen höhern Standpunkt stellen, von welchem aus er das Gebiet seines Wissens besser übersehen, das bewährt Gefundene ordnen, das Falsche berichtigen und von dem Bekannten zum Unbekannten die Brücke finden könnte. Dieses war der Zustand der Dinge unter den Aerzten in Deutschland, als Brown auftrat, aus einigen wenigen, schief ausgelegten Thatsachen einseitige Schlüsse zog und sich dadurch zur Aufstellung eines falschen Princips eines neuen Systems der gesammten Heilkunde verleiten ließ. Er fing damit an, den Organismus um sein selbstständiges Leben zu bringen, und ihm dafür nichts als eine todte Erregbarkeit zu lassen, die nur durch äußere Antriebe (Reize) in Thätigkeit gesetzt werden konnte. Das, was er Leben nannte, war nichts, als eine erzwungene Bewegung (Erregung), an der sich keine andern, als quantitative Veränderungen, übermäßige Anstrengung (Hypersthenie) oder Schwäche (Asthenie) denken ließen. Da nun noch dazu angenommen wurde, daß die meisten schädlichen Einflüsse entweder durch Ueberreizung, oder durch Entziehung der Lebensreize, schwächend auf den menschlichen Organismus einwirkten; so wurde dadurch die Zahl der asthenischen Krankheiten weit über das bisherige Maß ausgedehnt, und die reizende Heilmethode zum Nachtheile vieler Kranken die herrschende. So sehr dieses System bey seinem ersten Auftritte durch die Einheit des Princips, durch scheinbare Konsequenz und leichte Anwendbarkeit am Krankenbette auch immer geeignet war, sich Anhänger, zumal unter jüngern Aerzten, zu verschaffen, so wenig vermochte es doch eine gründliche Prüfung auszuhalten. Die Einseitigkeit des Princips, das Irrige in der Ansicht des Lebens, die Vernachläßigung der innern Selbstständigkeit desselben und aller seiner qualitativen Verhältnisse, die Nichtachtung des großen Heeres von Krankheiten, deren Entstehung nur aus abnormer Vegetation des Organismus erklärt werden kann, endlich die unglückliche Erfahrung, welche die Anhänger dieses Systems bey seiner Anwendung am Krankenbette machten, brachten es dahin, daß dasselbe nicht über zehn Jahre, und nur unter einem Theile der Aerzte, sein Ansehen behaupten konnte. Indessen war doch das Streben der Aerzte, der Medicin die Einheit und Konsequenz eines systematischen Ganzen zu verschaffen und dieselbe zum Range einer Wissenschaft zu erheben, durch den Geist der Zeit und die herrschende Philosophie zu lebhaft angefacht worden, als daß dasselbe durch den ersten mißlungenen Versuch mit der Erregungstheorie hätte niedergeschlagen werden können. Eine reizende Aussicht zur Befriedigung dieses Strebens öffnete die damals das Haupt erhebende Naturphilosophie. Diese Philosophie, die nichts geringeres behauptete, als die tiefste Quelle alles Seyns

und Wirkens in der absoluten Identität des Idealen und Realen aufgefunden zu haben, maßte sich eben dadurch die unumschränkte Herrschaft über alle menschliche Wissenschaften an, deren einzige Schöpferin und Erhalterin sie zu seyn vorgab. Allein sie, die sich freventlich verlauten ließ, uns die Geheimnisse Gottes offenbaren zu wollen, konnte uns statt der ewigen Weisheit nichts als die drey Worte: Ideales, Reales, Identität, geben. Diese drey Worte wurden nun, unter willkürlich angenommenen Potenzen, in mehrere Ringe zusammengesetzt, und diese zu einer starren, schweren, leeren, Kette vereiniget, welche sie sodann sehr weislich mit den Blüten der Erfahrung ausschmückte, andere überredend, diese wären durch innere lebendige Kraft aus dem ersten Gliede der Kette hervorgetrieben worden. Man kann nicht läugnen, daß diese Philosophie einen wohlthätigen Einfluß auf die Physiologie des thierischen Organismus dadurch gewann, daß sie die Aerzte wieder auf das Studium des einzelnen organischen Lebens in seinem Zusammenhange mit der gesammten Natur zurückwies, und daß sie die physiologischen Grundbegriffe von Lebensprincip und Lebenskräften berichtigte; allein die nähern Entwicklungen der mannichfaltigen Aeußerungen des individuellen Lebens, welche die Anhänger der Naturphilosophie in ihren Schriften lieferten, waren zum Theil längst bekannte Dinge, zum Theil bloße Vergleichungen der Phänomene des Organismus mit den Phänomenen der übrigen Natur, zum Theil willkürliche Dichtungen. Der mystische Ausdruck, dessen man sich dabey bediente, gab dem Ganzen den Anstrich des Außerordentlichen, und half zugleich die Lücken und Blößen bedecken. Auf die praktische Medicin hat dieses physiologische System bis jetzt keinen positiven, weder vortheilhaften noch nachtheiligen, Einfluß gehabt, indem seine Grundsätze ihrer Natur nach so beschaffen sind, daß sie keineswegs in das praktische Leben des Menscheu übergehen können; da ihm das individuelle menschliche Leben, was dem praktischen Arzte alles seyn soll, an sich nichts ist. Desto auffallender ist aber der Nachtheil, den die nach naturphilosophischen Principien bearbeitete Heilkunde in negativer Hinsicht ihren Anhängern und noch mehr ihren Kranken zuzieht; indem sie dem jungen Arzte eine Geringschätzung für alle auf Erfahrung sich gründenden Kenntnisse der einzelnen Krankheiten, ihrer Unterscheidungsmerkmale, Entstehungsweise, ihres Verlaufes, ihrer Heilmethoden, einflößt, und ihm dagegen ein gefährliches Zutrauen auf eine, alle Gesetze menschlicher Vernunft überfliegende, Spekulation, oder vielmehr auf seine eigene zügellose Einbildungskraft einimpft, die, wenn sie in das Handeln am Krankenbette übergeht, nichts anders, als die blindeste Empirie zur Welt gebären kann. Dieses wird nun auch

von den meisten, selbst jüngern Aerzten, lebhaft gefühlt, und dieses ist es, wodurch sie wieder für jene Heilkunde empfänglicher werden, welche keine andern, als aus der Erfahrung abgeleitete allgemeine Ansichten zuläßt, und aus diesen allgemeinen Grundsätzen nichts Besonderes zu entwickeln wagt, was sich nicht alsogleich wieder in der Erfahrung nachweisen ließe; die übrigens fortfährt, die einzelnen Krankheitsformen im hippokratischem Sinne naturhistorisch zu studieren, und bey der Behandlung derselben nicht blos die Aussprache der Schule, sondern auch den von der Natur vorgezeichneten Gang der Krankheit sorgfältig zu beachten. Zu dieser Umstimmung des herrschenden Geistes in der Medicin haben außer dem baaren Unsinne, welcher aus manchen naturphilosophisch-ärztlichen Schriften so grell hervor leuchtet, auch einige neuere gründliche medicinisch-praktische Werke das ihrige beygetragen, und in die Reihe der letztern stellen wir mit Vergnügen das vor uns liegende Handbuch der speciellen Therapie. Jedoch bevor wir uns ein Urtheil über den Werth desselben erlauben, geziemt es sich, unsere Leser mit der Tendenz und dem Inhalt dieses Werkes bekannt zu machen.

Dieses Handbuch ist zunächst für den Unterricht der Candidaten der Chirurgie bestimmt, in so fern diese an jenen Orten, an welchen sich keine Doctoren der Medicin befinden, häufig in den Fall kommen, bey den Krankheiten der Landbewohner die erste, nicht selten die ganze Hülfe leisten zu müssen: es verbreitet sich daher vorzüglich über alle acuten Krankheiten, zugleich aber auch über jene chronischen, die schnelle Hülfsleistung fordern. Der Standpunkt, von welchem der Hr. Verfasser ausgeht, ist der der rationellen Empirie; er versichert (S. VII), sich nach Thunlichkeit von Hypothesen fern gehalten, die unvermeidlichen nicht über ihren Werth angeschlagen, und sich überhaupt auf das für die Ausübung Unentbehrliche beschränkt zu haben.

Einleitung. Aus dieser heben wir, als das Wichtigere, die von dem Hrn. Verfasser angenommene Eintheilung der Krankheiten in folgende sieben Klassen aus: 1. Fieber, 2. Entzündungen, 3. Hautausschläge, 4. Cachexien, 5. Absonderungs- und Ausleerungskrankheiten, 6. Nervenkrankheiten, 7. Krankheiten der Organisation. Der Hr. Verfasser setzt hinzu, daß er, weit entfernt, dieser Eintheilung, welche von der Frank'schen und Sprengel'schen nicht viel abweicht, logische Einheit und Folgerichtigkeit beygelegt wissen zu wollen, sie hauptsächlich dem Gedächtnisse der Anfänger für sehr behülflich halte. Erste Klasse: Fieber. Erstes Hauptstück. Von den Fiebern im Allgemeinen. Als allgemeine Bestimmung des Fiebers, welche (nach §. 21.) geeignet wäre, dem Heilplane zu einer wesentlichen Stütze, und

dem Heilverfahren zu einer nützlichen Richtschnur zu dienen, glaubt der Hr. Verf. (§. 22) folgende aufstellen zu können: Fieber ist eine bald selbstständige, bald symptomatische, mit zu schleuniger und fehlerhafter Mischung der Blutmasse verbundene Reizung des Blutgefäßsystems, welche sich durch ein eigenes Krankheitsgefühl, durch Hitze, welcher Kälte voran zu gehen pflegt, Durst, zu oftmaligen und harten Puls, Mißverhältniß und Fehler in den Absonderungen, als ihre beständigern Symptome, äußert. §. 27 wird das Wesen des Fiebers in einen Kampf des Organismus mittelst des Blutgefäßsystems gegen einen Reiz, mit Störung der Zusammenstimmung dieses Gefäß- und des Nervensystems für den gemeinsamen Zweck des individuellen Lebens, gesetzt. In der Folge wird nun das Allgemeine vom Fieber in Bezug auf Diagnose, Aetiologie, Prognose und Behandlung näher entwickelt. Die zweckmäßige Behandlung der Fieber besteht (nach §. 41) in der Erfüllung folgender vier allgemeinen Anzeigen. 1. Beseitigung sowohl der Gelegenheitsursachen, als alles dessen, was das Fieber unterhalten und vergrößern könnte, und gleichzeitige Berücksichtigung etwa vorhandener Verwickelungen. 2. Hebung der Reizung im Blutgefäßsystem und der daraus entstandenen Zufälle und Wirkungen, wenn sie nicht etwa zufällig heilsam sind, mit vorzüglicher Bekämpfung einzelner, sehr heftiger und gefahrvoller Symptome. 3. Verständige Leitung der kritischen Bemühungen der Natur und der kritischen Ausleerungen. 4. Zweckmäßige Beförderung der Wiedergenesung. Diese allgemeinen Anzeigen werden in den §§. 42 bis 48 umständlicher auseinander gesetzt. Zweytes Hauptstück. Von den Fiebern insbesondere. A. Von den anhaltenden Fiebern. 1. Von dem einfachen entzündlichen Fieber. §. 49. Unter dem einfachen entzündlichen Fieber wird ein anhaltendes Fieber verstanden, welches, ohne mit örtlicher Entzündung verbunden zu seyn, sich hauptsächlich durch Reizung im Blutgefäßsystem äußert, und mit erhöhter Lebensstärke und Neigung des Blutes zur Gerinnung verbunden ist. Ueber die Charakteristik, Aetiologie, Prognose und Kur wird in den §§. 50 bis 64 das Bekannte gut vorgetragen. 2. Von dem einfachen Faulfieber. §. 65. Das Faulfieber ist jene Art Fieber, bey welcher die Reizung im Blutgefäßsysteme mit allgemeiner Schwäche und Neigung der Säfte, selbst des Blutes, zur Entmischung und Auflösung verbunden ist. Auch diese Fieberart wird nach den von den bessern Schriftstellern und Praktikern anerkannten Grundsätzen abgehandelt. 3. Von dem einfachen Nervenfieber. Der Hr. Verf. versteht unter Nervenfieber (§. 84) nur jenes Fieber, bey welchem ein hervorstechendes Leiden des Nervensystems mit wahrer Lebensschwäche wesentlich verbunden

ist, und handelt sofort das ursprüngliche und nachfolgende, das hitzige und schleichende, mit Erethismus (F. nervosa versatilis) und Torpor (nervosa stupida) verbundene Nervenfieber ab. Was der Hr. Verfasser über die Existenz der ursprünglichen Nervenfieber sagt, stimmt mit der Ueberzeugung und Erfahrung des Rec. vollkommen überein. 4. Von dem Saburralfieber. Saburralfieber wird (§. 104) jenes anhaltend-nachlassende Fieber genannt, welches durch Belästigung und Reizung des Magens und Darmkanals von Nahrungs-, Absonderungs- oder Ausleerungsstoffen verursacht und unterhalten wird. Bey der Behandlung desselben werden (§. 110) vier Anzeigen festgesetzt: a) die gastrischen Unreinigkeiten wegzuschaffen; b) die dem Fieber zum Grunde liegende Krankheit der Verdauungsorgane, das Fieber selbst (mit Rücksicht auf seinen verschiedenen, bald entzündlichen, bald nervösen, bald faulichten Charakter) und die übrigen begleitenden Zufälle zu heben; c) die Entscheidung gehörig zu leiten; d) die Wiedergenesung zu befördern. 5. Von dem Gallenfieber. Dieses wird (§. 115) als ein anhaltend nachlassendes Fieber, wesentlich verbunden mit Reizung der Leber und daraus entstehender zu häufiger Absonderung der Galle, bestimmt. Bey der Behandlung dieses Fiebers wird außer den allgemeinen Anzeigen und deren näherer Beziehung auf den verschiedenen Charakter des Fiebers, besonders noch das Wechselverhältniß, welches zwischen dem Fieber und der Leberaffection Statt finden kann, einer genauern Würdigung unterzogen; indem das Fieber (§. 124) entweder gleichzeitig und aus einer gemeinschaftlichen Ursache mit der Reizung der Leber und der zu häufigen Gallenabsonderung entstanden, oder Wirkung der Leberkrankheit, der Menge und fehlerhaften Beschaffenheit der Galle, und der von ihr verursachten Reizung und Belästigung der Verdauungsorgane seyn, oder, als selbstständige Krankheit mit der Leberkrankheit, als einer erst hinzugekommenen Complication, bestehen kann: durch welche mannigfaltige Verhältnisse der Kurplan auf verschiedene Weise modificirt werden muß. 6. Von dem Schleimfieber. So wird (§. 128) ein anhaltend-nachlassendes Fieber genannt, welches mit unvollkommner Blutbereitung und mit übermäßiger Absonderung eines in seiner Mischung fehlerhaften Schleimes in ursächlicher Verbindung steht. 7. Von dem Wurmfieber. B. Von den aussetzenden oder Wechselfiebern. Sie werden mit beständiger Hinsicht auf ihre Eigenthümlichkeit, nach den von dem Hrn. Verfasser aufgestellten und von uns, in ihren Grundzügen wenigstens, angedeuteten Grundsätzen der Pyretologie abgehandelt, die Behandlung ihrem verschiedenen Charakter, ihren Complicationen, dem verschiedenen Grade ihrer Heftigkeit und Ge-

fährlichkeit angepaßt, und bey der Angabe des Verfahrens beym einfachen und nervösen Wechselfieber die verschiedenen, im engeren Sinne sogenannten Fiebermittel, die China insbesondere, in Hinsicht auf ihre Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit näher gewürdiget. Zweyte Klasse: Entzündungen. Erstes Hauptstück. Von den Entzündungen überhaupt. Diese Lehre wird, was in Bezug auf die Zuhörer des Hrn. Verfassers sehr zweckmäßig ist, vollständig, und wir dürfen hinzusetzen, so gründlich entwickelt, als es der gegenwärtige Zustand unseres Wissens in diesem Fache nur immer erlaubt. Wir können nur einige wesentliche Punkte davon ausheben. §. 178. Alle Zufälle und Wirkungen einer selbstständigen Entzündung weisen auf ein gleichzeitiges Kranksеyn der Nerven, Gefäße und des Blutes des leidenden Theiles hin, obgleich das Kranksеyn die Blut- und insbesondere die Haargefäße vorzugsweise betrifft. Reizung des entzündeten Theils, erhöhtes Gefühl, raschere Mischungsveränderung seiner Säfte, insbesondere größere Gerinnbarkeit des theils schneller, theils langsamer, theils gar nicht bewegten, häufiger angesammelten und mehr ausgedehnten Blutes, erhöhte Lebenswärme, seyen unläugbar die wesentlichen Theile, aus denen das Kranksеyn, die Entzündung, bestehe. Alle zeugen von einem übermäßig angefachten Leben des Theiles als ihrem nächsten Grunde. §. 183. Da bey jeder Krankheit, die den Namen Entzündung verdient, immer die nämlichen Veränderungen, wenn gleich nicht in demselben Verhältnisse, noch immer in gleichem Grade wahrnehmbar, zugegen sind; so können wir daraus allerdings mit gutem Grunde den Schluß ziehen, daß der Entzündung immer ein und dasselbe Wesen zum Grunde liege, d. h. die Natur der Entzündung troß der großen Verschiedenheit ihrer Formen, des Fiebercharakters u. s. w. doch überall einerley seyn müsse. Alle Verschiedenheit der Entzündungen gehe nicht aus einem verschiedenen Wesen derselben, sondern aus unwesentlichen, unbeständigen, aber für ihre zweckmäßige Behandlung höchst beachtenswerthen Momenten hervor. (Wir wünschten, daß dieser Satz, der von hoher Wichtigkeit und von entschiedenem Einflusse auf die Therapie so vieler Krankheiten ist, streng erwiesen, und gegen alle Einwendungen, die sich gegen denselben machen lassen, vollkommen sicher gestellt werden könnte.) Die Behandlung der Entzündung ist mit Gründlichkeit und Allseitigkeit durchgeführt. Besonders hat die Auseinandersetzung der zweyten Anzeige, die sich auf die Behandlung der Entzündung selbst bezieht, und auf das verschiedene Verhältniß der Entzündung zu dem gleichzeitigen Zustande des übrigen Organismus, besonders zum Fieber und dessen Charakter allseitige Rücksicht nimmt, unsern ganzen Beyfall. Nach

den in dem vorhergehenden Capitel entwickelten Grundsätzen und Maximen werden nun im zweyten die Entzündungen einzelner Theile und zwar 1. die Entzündung des Gehirns und der Gehirnhäute; 2. des Rückenmarks; 3. der Ohren; 4. der Ohrspeicheldrüsen; 5. der Zunge; 6. der Organe des Rachens, des Schlundes und der Speiseröhre; 7. des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Luftröhrenäste, wobey zugleich des Katarrhalfiebers gedacht wird; 8. die Lungenentzündung; 9. die Brustfellsentzündung; 10. die Entzündung des Herzbeutels; 11. des Herzens; 12. des Zwerchfells; 13. des Bauchfells und seiner Fortsetzungen, bey welcher zugleich das Kindbettfieber abgehandelt wird; 14. Entzündung der Gebärmutter; 15. des Magens; 16. der Gedärme und bey der Gedärmentzündung zugleich die Ruhr; 17. die Entzündung der Leber; 18. der Milz; 19. der Nieren; 20. der Harnblase; 21. die Entzündung der serösen Häute, oder die rheumatische Entzündung, das rheumatische Fieber und der Rheumatismus; 22. die oberflächliche Entzündung des Hautorgans, oder der Rothlauf — in Rücksicht auf die für den praktischen Arzt wichtigen Momente: Diagnose, Eintheilung, Entstehung, Prognose und Kur abgehandelt.

Zweyter Band. III. Klasse. Hautausschläge. I. Hauptstück. Von den Hautausschlägen im Allgemeinen. II. Hauptstück. Von den Hautausschlägen insbesondere. I. Gattung. Fleckige Ausschläge. 1. Von dem ansteckenden Typhus, oder Fleckenfieber. 2. Vom Scharlache. 3. Von den Rötheln. 4. Von den Masern. 5. Von den Petechien und der Werlhof'schen Blutfleckenkrankheit. 6. Von dem Nesselausschlage. 7. Von den Leberflecken. 8. Von den Sommerflecken. 9. Von den fleckigen Muttermälern. II. Gattung. Pustulöse Ausschläge. 1. Von den Menschenpocken. 2. Von den unechten Menschenpocken. 3. Von den Kuhpocken. 4. Von der Krätze. 5. Von dem Kopfgrinde. 6. Von der Milchborke. 7. Von dem Weichselzopfe. III. Gattung. Von dem Bläschenausschlage. 1. Von den Schwämmchen. 2. Von den Flechten. 3. Von dem Gürtel. 4. Von dem Friesel. IV. Gattung. Blasige Ausschläge. Von dem Blasenausschlage. V. Gattung. Schuppige Ausschläge. 1. Von der Hautkleye. 2. Vom Aussatze. VI. Gattung. Hautknötchen. 1. Von den Hitzblätterchen. 2. Von der Schwindflechte. 3. Von den Juckblätterchen. VII. Gattung. Knotige Ausschläge. Von den Finnen und dem kupfrigen Gesichte. IV. Klasse. Cachexien. I. Hauptstück. Von den Cachexien im Allgemeinen. II. Hauptstück. Von den Cachexien insbesondere. A. Ordnung. Cachexien mit

hervorstechender allgemeiner Abmagerung. I. Gattung. Abzehrungen. Schleichendes oder abzehrendes Fieber überhaupt 1. Von der nervösen Schwindsucht. 2. Von den Rückendarre. 3. Von der Darrsucht der Kinder. 4. Von der Darrsucht der Greise. II. Gattung. Schwindsuchten. Eiterungsfieber. 1. Von der Lungenschwindsucht. 2. Von der Luftröhrenschwindsucht. 3. Von der Magen-, Darm-, Gekröse-, Leber-, Milz-, Nieren-, Harnblasen-, Gebärmutterschwindsucht. B. Ordnung. Cacherien mit hervorstechenden Fehlern der Säfte. I. Gattung. Cacherien mit hervorstehenden Fehlern der Blutmasse. 1. Von dem Scorbut. 2. Von der Bleichsucht. II. Gattung. Cacherien mit hervorstechenden Fehlern der Absonderungssäfte. 1. Von der Schleimsucht. 2. Von der Wurmsucht. 3. Von der Wassersucht überhaupt, und insbesondere von der Haut-, Kopf-, Brust-, Herzbeutel-, Bauch-, Eyerstöcke-, Gebärmutterwassersucht. 4. Von der Windsucht. C. Ordnung. Cacherien mit hervorstechendem Krankseyn einzelner Theilsysteme. 1. Von der Lustseuche. 2. Von den Scropheln. 3. Von der englischen Krankheit. V. Klasse. Ab- und Aussonderungskrankheiten. I. Hauptstück. Von den Ab- und Aussonderungskrankheiten im Allgemeinen. II. Hauptstück. Von den Ab- und Aussonderungskrankheiten insbesondere. A. Abtheilung. Ausflüsse. I. Gattung. Ausflüsse von Blut. Blutflüsse. Von dem Nasenbluten, Mundbluten, Bluthusten, Bluterbrechen, Goldaderflusse, Blutharnen und Gebärmutterblutflusse. II. Gattung. Ausflüsse von Absonderungssäften. 1. Von den Schleimflüssen und insbesondere von dem gutartigen Tripper und weißen Flusse. 2. Von dem Samenflusse. 3. Von dem Speichelflusse. 4. Von dem Durchfalle. 5. Von dem Brechdurchfalle. 6. Von der Gallsucht und von gallichten Ausleerungen. 7. Von der Harnruhr. 8. Von dem unwillkürlichen Urinabgange. 9. Von dem Schweiße. B. Abtheilung. Zurückhaltungen. I. Gattung. Zurückhaltungen von Blut. 1. Von dem Mangel und der Unterdrückung der monatlichen Reinigung. 2. Von der Unterdrückung der Kindbetterinreinigung. 3. Von der Unterdrückung des Nasenblutens, des Goldaderflusses u. s. w. II. Gatt. Zurückhaltungen anderer Ausleerungsstoffe. 1. Von der Unterdrückung des gutartigen Trippers und weißen Flusses. 2. Von der Unterdrückung des Speichelflusses. 3. Von der Stuhlverhaltung. 4. Von der Unterdrückung des Durchfalls. 5. Vom Mangel und der Unterdrückung der Ab- und Aussonderung der Galle überhaupt, von der Gelbsucht und den Beschwerden von Gallensteinen insbesondere. 6. Von der mangelhaften Harnabsonderung. 7. Von der Harnverhaltung und den Beschwerden von Harnsteinen. 8. Von der Gicht. VI. Klasse.

Nervenkrankheiten. I. Hauptstück. Von den Nervenkrankheiten im Allgemeinen. II. Hauptstück. Von den Nervenkrankheiten insbesondere. A. Ordnung. Nervenkrankheiten mit vorwaltenden Abweichungen des Gemeingefühls vom gesunden Zustande. 1. Von den Kopfschmerzen. 2. Von den Zahnschmerzen. 3. Von den Magenschmerzen und dem Sodbrennen. 4. Von den Darmschmerzen oder der Kolik. B. Ordnung. Nervenkrankheiten mit Abweichungen der natürlichen Triebe. 1. Von dem übermäßigen Hunger. 2. Von dem Gelüste. 3. Von dem übermäßigen Durste. 4. Von dem übermäßigen Geschlechtstriebe. C. Ordnung. Nervenkrankheiten mit Abweichungen der äußern Sinne. Von diesen Abweichungen überhaupt. 1. Von dem Ohrensausen. 2. Von dem schwarzen Staar. D. Ordnung. Nervenkrankheiten mit Abweichungen der innern Sinne überhaupt, und von der Vergeßlichkeit, dem Blödsinne, dem Cretinismus, der Narrheit, Schwärmerey, dem Wahnsinne, der Tollheit, insbesondere. E. Ordnung. Nervenkrankheiten mit Abweichung der Muskelbewegung. I. Gattung. Krämpfe. 1. Vom Starrkrampfe. 2. Von dem Kinnbackenkrampfe. 3. Von dem Brustkrampfe, oder der krampfhaften Engbrüstigkeit (insbesondere dem Millar'schen Asthma). 4. Vom Alpdrücken. 5. Vom Keuchhusten. 6. Vom Schluchsen. 7. Vom Herzklopfen. 8. Vom Erbrechen. 9. Von der Kriebelkrankheit. 10. Vom St. Veitstanze. II. Gattung. Lähmungen. F. Ordnung. Nervenkrankheiten mit gemischten Abweichungen des Nervensystems. 1. Von der Hypochondrie und Hysterie. 2. Von der Fallsucht. 3. Vom Schwindel. 4. Von der Schlafsucht. 5. Vom Schlagflusse. 6. Von der Ohnmacht und dem Scheintode. 7. Von der Wasserscheu.

Da wir bey der Anzeige des ersten Bandes dieses Werkes bereits den Geist, welcher durch dasselbe herrscht, durch Aushebung wichtiger Stellen anzudeuten gesucht haben; da die Gegenstände, welche im zweyten enthalten sind, so gedrängt vorgetragen werden, daß sie keinen Auszug erlauben; da wir endlich bis hierher bereits die Grenzen einer Recension überschritten zu haben befürchten; so müssen wir uns auf eine einfache Inhaltsanzeige dieses zweyten Bandes beschränken; um noch einigen Raum für unser Urtheil über das Ganze übrig zu behalten. Nach des Rec. Ermessen ist der Hr. Verf. bey der Anlage dieses Lehrbuches in der Hauptsache von soliden pathologischen und therapeutischen Grundsätzen ausgegangen, und hat dieselben durch das Ganze consequent durchgeführt. Seine Schilderungen der Krankheiten sind der Natur getreu, die Heilmaximen durch Erfahrung größtentheils bewährt. Ueberall sind die bessern praktischen Schriftsteller zweckmäßig benutzt. Der Vortrag ist einfach und klar, und wenn wir auch eini-

gen Gegenständen des zweyten Bandes, z. B. der Lehre von den syphilitischen Krankheiten, die den Wundärzten so häufig zur Behandlung unter die Hände kommen, ferner der Lehre von den Blutflüssen und Schlagflüssen, bey welchen oft die Nothwendigkeit schneller Hülfleistung eintritt, diejenige Ausführlichkeit, wie sie den Gegenständen des ersten Bandes zu Theil geworden ist, manchen andern hingegen, z. B. dem Vortrage über Geistes- und Gemüths-Krankheiten, deren Behandlung in den Wirkungskreis des Wundarztes nicht gehört, und von welchen ihm bloße diagnostische Winke gnügen müssen, eine größere Beschränkung gewünscht hätten; so müssen wir dennoch dieses Lehrbuch zu den besten unter denjenigen zählen, welche zum Unterrichte der Wundärzte geschrieben sind, und hinzusetzen, daß es nicht bloß von diesen, sondern auch von jedem andern, besonders aber angehenden Ärzte, gelesen und beherziget zu werden verdient.

H. K. P.

Art. X. Beyträge zur gerichtlichen Arzneykunde, für Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte. Von Joseph Bernt, Doktor der Heilkunde, k. k. ordentlichem und öffentlichem Professor der Staatsarzneykunde an der hohen Schule zu Wien. Erster Band. Wien 1818 bey Carl Gerold. 8. VIII. 220.

Der verdienstvolle Herr Verfasser, den die gelehrte Welt aus einer Monographie des Veitstanzes, und einem sehr brauchbaren Lehrbuche der gerichtlichen Arzneykunde auf eine rühmliche Art kennen gelernt hat, unternimmt hiemit die Ausgabe einer Zeitschrift für gerichtliche Medicin. Das an sich schon löbliche Vorhaben, diese so höchst wichtige Doktrin mit Erfahrungen, eigenen Ansichten u. s. w. zu bereichern, gewinnt noch durch die Vorstellung einen ungemeinen Werth, daß diese periodische Schrift aus einer Lehranstalt hervorgeht, bey welcher jährlich über hundert gerichtliche Untersuchungen gepflogen werden.

Wenn dergleichen Beyträge dem Zwecke entsprechen, und als Materialien zu einem künftigen, wahren System der gerichtlichen Arzneykunde dienen sollen, können sie sich nur durch umständliche, alle Momente des Thatbestandes erschöpfende Darstellung empfehlen. Einzelne, nackte Beobachtungen, die wie zerstreute Gebeine eines Kirchhofes herumliegen, lassen sich wohl in ein Register von Vorfallenheiten aus diesem Gebiete sammeln; aber nie zu einem organischen Ganzen ausbilden, dessen Glieder sich zweckmäßig in einander bewegen. Sie liefern meistens nur das Was, und geben nie das Wie. Wunden und Gifte sind die besten Bey-

spiele davon. Der Lehrer wüßte am Ende nicht, was er vortragen, und der Schüler, was er für wahr halten soll. — War es wirklich der Stamm der Carotis, der nach einer Verletzung bloß durch anhaltenden Druck mit dem Finger geheilt wurde? (De Haen). Unter was für Umständen wurde ein Mann, der zwey Loth weißen Arsenik statt Glaubersalz genommen hatte, gerettet? (Kopp). Welchen entscheidenden Einfluß hat nicht die Anatomie bey Erhebung eines Thatbefundes? Eine Anatomie, die nach gründlich erworbener Kenntniß der Normalform in sämmtlichen Gebilden, auch Individualitäten vergleicht, die Entwicklungen durch alle Lebensperioden, die Bildungsunterschiede in beyden Geschlechtern, die Anomalien noch inner der Gränze der Gesundheit, und die pathologischen Veränderungen erkennt und würdigt. Eine solche Führerin wird dann leicht zeigen, warum in einem Subjekte, bey geringeren Anlässen, der Stickfluß erfolgen mußte; sie wird in einem anderen Falle, bey gänzlichem Mangel der Erstickungsmerkmale, die nächste Ursache des Todes im Kopfe finden u. s. w. Doch wir entfernen uns zu weit von unserem Zwecke: also zur Sache selbst.

Von dieser Zeitschrift wird jährlich ein Band in fünf Abtheilungen, wie die nachstehenden, erscheinen, die wir nun durchsehen wollen.

I. Medicinisch = gerichtliche Abhandlungen. In diesem Bande verhandelt der verehrte Herr Verfasser die Frage: Ist ein Arzt die gerichtliche Untersuchung eines schon begrabenen, oder faulenden Leichnams von sich abzulehnen berechtigt? Diese wichtige Frage wird durchaus verneinend beantwortet, und die Gegengründe widerlegt; wovon die beyden letzteren eigentlich von Belange sind. Man sagt nämlich: Die Obducenten kämen dabey in Gefahr, an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden. — Diese Gefahr ist dem Arzte nicht fremd, der ohnehin beständig auf dem Schlachtfelde wandelt; nur muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit der Zweck der Untersuchung erreicht werden, und dieses soll die letzte Einwendung bestimmen. Es sey nämlich die Beschaffenheit der Theile durch die Fäulniß zu sehr verändert, als daß eine genaue Untersuchung Statt finden könne. Und so ist es auch. Bey einem höheren Grade von Verwesung geht nicht nur die natürliche Farbe, Form und Dichtheit der Gebilde zu Grunde; sondern selbst die Integrität, besonders bey membranösen Organen, dem Magen, den Gedärmen 2c., die man oft ohne vorausgegangene Krankheit, oder Verletzung durchlöchert findet. Am längsten behaupten sich

die Eingeweide der Brusthöhle gegen Fäulniß. Zuletzt führt Herr Prof. Bernt einige Gesetze an, nach deren Inhalt der Arzt jedesmal verbunden seyn sollte, ohne irgend eine Rücksicht, die Untersuchung vorzunehmen. Diese Gesetze erstrecken sich aber bloß über Untersuchungen im allgemeinen. Für die medicinisch-gerichtlichen gibt es ein eigenes Gesetz, als welches die, mit so viel Umsicht und Sachkenntniß verfaßte Instruktion für die öffentlich angestellten Aerzte und Wundärzte, in den k. k. Staaten, wie sie sich bey gerichtlichen Leichenschauen zu benehmen haben, angesehen werden muß, und welche (§. 34) die Resultate der Leichenbeschau schon im zweyten Grade der Fäulniß in manchen Fällen oder Beziehungen für zweifelhaft, und in einem noch höheren für gänzlich unerhebbar erklärt. — Die Bedingungen einer später eintretenden Verwesung, und die Vorsichts-Maßregeln bey derley Untersuchungen sind erschöpfend angegeben.

Den Beschluß dieser Abtheilung macht die Geschichte der praktischen medicinisch-gerichtlichen Unterrichts-Anstalt an der k. k. Wiener Universität. Diese Einrichtung des Unterrichts über die Leichenbesichtigung, so wie der erst seit dem Jahre 1805 bestehenden öffentlichen ordentlichen Lehrkanzel der gerichtlichen Medicin an unseren Universitäten, die späterhin auch auf sämmtliche Lyceen ausgedehnt wurde, muß jeden gewissenhaften Richter über die Handhabung eines so wichtigen Amtes beruhigen, und jeden Menschenfreund mit warmem Dank erfüllen. Es ist unglaublich, mit welcher Unwissenheit und Leichtfertigkeit in früherer Zeit manche so genannte visa reperta abgefaßt, und dem Richter zur Schöpfung des Urtheils unterlegt wurden. Rec. will nur einen Bericht ähnlicher Art anführen. Ein neugebornes Kind ward mit einer Wunde an der Brust im Walde todt gefunden. Der Wundarzt erklärte, ohne Untersuchung der Verletzung, ohne Eröffnung irgend einer Höhle, dieselbe für vorsätzlich beygebracht und absolut tödtlich. Die Gerichtsbehörde sandte den Fundschein zur Beurtheilung ein, und bey Reassumirung des Processes erhob sich, daß eine Katze die Wunde erst nach dem Tode des Kindes ausgefressen hatte. — Wem schaudert nicht vor solchem Gräuel!

Es ist zu wünschen, daß uns der Herr Professor in den folgenden Bänden alle über dieses Fach erlassenen hohen Verordnungen mit eben der Genauigkeit mittheile. Dergestalt gewinnt diese Zeitschrift zugleich den Werth einer Gesetzsammlung für gerichtliche Medicin.

II. **Uebersichten medicinisch-gerichtlicher Untersuchungen.** Die Zahl der im Jahre 1815 abgehandelten gerichtlichen Leichenbeschauen beläuft sich auf sieben und sechzig. Darunter waren vier, bey denen, wegen zu weit gediehener Fäulniß, die Todesart nicht erforscht werden konnte. —

Den Anfang machen neugeborne Kinder, worunter nichts Erhebliches. Bey einem todt gefundenen Knaben war ebenfalls wegen überhandgenommener Fäulniß die Ausmittlung des Lebens nach der Geburt, und der Todesursache nicht mehr möglich. — Darauf folgen Untersuchungen erwachsener Personen. Die Bemerkungen über den Schlagfluß zeigen uns den Herrn Verfasser als einen denkenden und einsichtsvollen Arzt, und wird in dieser Abhandlung nicht nur der gerichtliche Arzt, sondern auch der ausübende Heilkünstler manche Belehrung finden. Die Verwechslung des Stickflusses mit dem Schlagflusse hat Rec. oft bemerkt. Auch der Ausgang der sogenannten Brustbräune, besonders von organischen Fehlern des Herzens, täuscht oft für Schlagfluß. So obducirten wir hier vor ein Paar Jahren einen vierzigjährigen unbekannten Mann, der in der Kirche todt zu Boden stürzte. Wir fanden gar keine pathologische Veränderung in der Leiche, nur ein ungeheures und welkes Herz, dessen rechte Höhlen mit Blut überfüllt waren. Der Mann starb also durch plötzlichen gänzlichen Stillstand des Kreislaufs, aus Lähmung des Herzens. Die dunkle Farbe und Flüssigkeit des Blutes, inner den Gefäßen, sind, wie Rec. immer fand, die einzigen beständigen Merkmale des Erstickens. Der Vorschlag, bey Erstickten die Brusthöhle vor der Kopfhöhle zu eröffnen und die Gefäße zu unterbinden, ist sehr löblich; da durch Zerschneidung und Entleerung der Gefäße im Kopfe die Beschaffenheit der übrigen ganz und gar verändert wird. Das nämliche gilt auch von der inneren Untersuchung des Halses bey Erdrosselten, wo die Verletzung der Venen unvermeidlich ist. Hier fordert der Lehrsatz: den beschädigten Theil der Leiche zuerst zu untersuchen, eine sehr gegründere Abänderung. Auch auf die bey Rettungsversuchen angewandten Aderlässe muß genaue Rücksicht genommen werden; denn das Blut ist flüssig und in einem sehr gepreßten Zustande, und springt daher oft noch in einem Bogen aus der verwundeten Ader; was man fälschlich einem Ueberreste des Lebens zuzuschreiben pflegt. Die in dieser Abtheilung verhandelten übrigen Fälle von Lungenblutsturz, Berstung eines großen Gefäßes, Vereiterungen wichtiger Eingeweide; von gewaltsamen Todesarten, durch Kopfverletzungen, einen Schuß, Schnitte im Halse, Beinbrüche und Verrenkungen, Beschädigungen des Unterleibs, Herabstürzen von einer Höhe, sind meistens interessant

und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Bey zwey Erhenkten wurden die deutlichsten Merkmale des Blutschlages gefunden. Dieß mag wohl öfter der Fall seyn; eben so, wie jemand an der Lungenentzündung erkranken, und am Schlagflusse sterben kann. Ueber diese Todesart hat sich Rec. bereits öffentlich erklärt, und noch keine zureichende Ursache gefunden, von seiner geschöpften Ansicht abzugehen. Ein dritter konnte wegen der großen Zerstörung durch Fäulniß nur flüchtig äußerlich besichtigt werden. Aus der nämlichen Ursache fand bey den Leichen mehrerer Ertrunkener keine innere Besichtigung Statt. — Die vor Anwendung aller andern Rettungsmittel nothwendige Entleerung des Wassers aus den Luftwegen, die Erkenntniß der Gegenwart desselben, und die Art der Entleerung hat Rec. ebenfalls in einem Aufsatze über das Ertrinken zur Kenntniß gebracht. — Drey sind durch Gift umgekommen, und zwey eines unbekannten Todes gestorben. Bey dem dritten unter den Vergifteten gab die Untersuchung, wegen zu hohem Grade der Fäulniß, keinen Aufschluß über den Thatbestand. —

Im Jahre 1816 fielen hundert und drey Untersuchungen vor; wovon vier an lebenden Personen unternommen wurden; drey mit leichten Verletzungen, und eine absolut tödtliche Stichwunde. Dann folgen wieder Untersuchungen von Kindern, worunter nichts Besonderes; darauf die von Erwachsenen. Herr Professor Bernt fängt abermal mit Schlagflüssen an, wobey obige Bemerkungen wiederholt werden, daß nämlich die Natur sich nicht immer ad normam librorum verhalte, und der echte Blutschlag bey ganz entgegengesetztem äußeren Habitus beobachtet werde. Unter Nr. 42 steht eine merkwürdige pathologische Erscheinung in der Mundhöhle, an den Zähnen, dem Unterkiefer und den Gaumenbeinen, die auf die Assimilation gewiß einen wichtigen Einfluß hatte. Nr. 34. Bey solchen krankhaften Veränderungen des Herzens und seines Behälters und der Ergießung einer Maß Wassers in selben, ist wohl Stillstand des Kreislaufs die wahre Todesursache gewesen. Es folgen nun andere Todesarten; ein komplicirter Lungenblutsturz, Berstung eines Blutgefäßes in der Brust- oder Bauchhöhle, einfacher Stickfluß u. s. w., wie in dem vorigen Jahrgange, und eben so bearbeitet. Unter den Erhenkten kam doch die Mehrzahl durch Stickfluß um. Eben so die meisten Ertrunkenen. Bey allen war die Oberhaut, wo sie die Fäulniß noch nicht abgelöst hatte, rauh, wie die sogenannte Gänsehaut, was der Herr Verfasser dem Froste beym Hineinstürzen ins kalte Wasser zuschreibt, und als ein noch nicht beachtetes sicheres Merkmal angeben will, daß jemand lebendig ins Wasser gerathen sey. Einige konnten

wegen des unerträglichen Gestankes nur in einiger Entfernung von mehreren Schritten besichtiget werden. — Merkwürdig sind zwey Fälle von Wuth Nr. 29 und 33. In dem Garten eines Gasthauses wurden zwey Menschengerippe gefunden, und gerichtlich beschaut.

Von Mitte November 1816 bis Ende August 1817. — Vier lebende Personen wurden wegen Verletzungen untersucht. Bey den Untersuchungen von Kindern kömmt in einer Anmerkung die Beobachtung vor, daß die durch Fäulniß erzeugte Luft aus den Lungen weit leichter wieder entweiche, als die durch Athmen oder Einblasen hinein gelangte, was auf die Lungenprobe allerdings eine wichtige Beziehung hat; aber noch einer strengeren Prüfung durch vielfältige Versuche bedarf. Uebrigens ist hier die nämliche Ordnung in Eintheilung und Abhandlung der Gegenstände befolgt, und wieder mit dem Schlagflusse der Anfang gemacht. Sehr oft fällt durchaus der Schleimschlag, ohne hinlängliche Kennzeichen im Gehirne, und seine Complicationen mit dem Stickflusse und Lungenblutsturze vor. — An einem verabschiedeten Soldaten konnte wegen zu weit vorgeschrittener Fäulniß die Todesart nicht genau bestimmt und erhoben werden. Die in dieser Abtheilung noch verhandelten Fälle sind: Berstung eines Blutgefäßes, und Ergießung der Blutmasse in die Bauchhöhle. Entzündungen der Unterleibseingeweide. — Mit Recht warnt der einsichtsvolle Hr. Verfasser vor Verwechslung solcher Entzündungen mit Vergiftung. —

Die nachfolgenden gewaltsamen Todesarten sind: Bruch des Unterschenkels; Beschädigung durch ein rollendes Faß; durch Pferde; durch einen Fall; Ueberschüttung durch Dünger oder Mauerwerk; Beschädigung durch Feuer, wovon fünf Geschichten verzeichnet werden. — Wahrscheinliche Vergiftung durch den Genuß unbekannter Kräuter aus Mangel anderer Nahrungsmittel. — Mißhandlung schwächlicher oder kränklicher Individuen. Zufällig gewaltsamer Tod oder Selbstmord. Von einer Höhe Herabgestürzte. Die meisten, die gleich todt blieben, hatten ebenfalls eine Gänsehaut, welche der Hr. Professor der gähen Abkühlung während des Durchstreichens durch die Luft zuschreibt. — Sollte das nicht vielmehr der Schrecken bewirken? Wer kennt nicht das Gefühl des eiskalten Schauders und das Sträuben der Haare bey dieser Leidenschaft? Obstupui steteruntque comae! — An einem Maurergesellen Nr. 52 war die Milz geborsten; an einem andern Nr. 88 hatte die Leber einen, die Milz mehrere Risse. — Ertrunkene. Nur die wenigsten konnten genau untersucht, und einige wegen scheußlichen Anblicks, und der sicheren Ueberzeugung, daß die Leichenöffnung schlechterdings keinen Aufschluß geben könne, nur äußerlich flüchtig besichtigt

werden. — Selbstmorde. Todtschläge oder Morde. Darunter sind sechs Erschossene, acht Erhenkte, einer durch Schnitte im Halse, vier durch Schläge vor den Kopf, eine durch Zustopfen des Mundes Getödtete. — Worin die Lebenszeichen bestanden, die der gehenkte Raubmörder, der nach Befund an gäher, gänzlicher Unterbrechung des Kreislaufes und der Respiration starb, hängend noch einige Sekunden äußerte, wird uns nicht gesagt; wenn es aber, wie gewöhnlich Zuckungen waren, so kann man diese an frisch geschlachteten Thieren wohl durch viel längere Zeit beobachten. Zur Ausmittlung der wahren Todesursache beym Erwürgen taugen nur solche, die durch fremde Hand umkamen; denn Selbstmörder sind meistens Kranke, physisch oder moralisch, und ihre Vorbereitung zum Tode gibt der Gelegenheitsursache oft eine ganz andere Richtung. Die gerichtlich untersuchten Leichenüberreste waren verworfene anatomische Präparate.

Diese zweyte Abtheilung, die wichtigste im ganzen Werke, gibt uns eine zahlreiche Menge der verschiedenartigsten medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen, und der mannigfaltigsten Beschädigungen und Todesarten zu erkennen, die nicht nur für das gerichtliche Fach, sondern für die gesammte Heilkunde, und insbesondere die pathologische Anatomie, reichliche und fruchtbare Ausbeute liefern. Der verehrte Hr. Verfasser hat sich als einen in jedem Zweige der Medicin eingeweihten, gewandten und umsichtigen Beobachter dargestellt, dessen richtige, von vorgefaßter Meinung und Sektengeiste freye Beurtheilung nur das sieht und ergreift, was der Gegenstand selbst darbietet, und der Zweck der Untersuchung heischt. — An solchen Arbeiten ergötzt sich der wissenschaftliche Sinn, und das Bewußtseyn ihrer Nutzbarkeit drückt der Bemühung die Krone auf.

Zu seiner großen Beruhigung fand Rec. unter dieser zahlreichen Menge Verunglückter, und bey der ungeheuren Bevölkerung Wiens, in drey Jahren kein einziges Beyspiel eines im Bette erdrückten oder erstickten Kindes. Zwey bey hohen Familien vorgekommene Fälle eines angeblichen Erdrückens, bey denen die Leichenöffnung ganz andere ursächliche Momente des Stickflusses auswies, und die enorme Zahl vorgeblich erdrückter Kinder, die nach Süßmilch in London binnen funf Jahren fünfhundert neun und funfzig, und nach Vogel in Schweden in einem Jahre sechshundert und funfzig beträgt, haben Rec. aufgemuntert, seine Gedanken über diesen so wichtigen Gegenstand in einen Aufsatz zusammen zu fassen, welcher wohl bereits bekannt seyn wird.

III. Auszüge aus älteren medicinisch-gerichtlichen Schriften. In dieser Abtheilung liefert uns der Herr Verfasser eine Centurie von Beobachtungen aus Michael Bernhard Valentin's medicinisch-gerichtlichen Schriften, worin einige interessante Fälle erscheinen, und der Geist der damaligen Zeit, und der gerichtlichen Medicin sich ausspricht; die aber als Auszüge keiner weitern Excerption fähig sind, und selbst gelesen werden müssen.

IV. Neueste medicinisch-gerichtliche Literatur. Hier werden zwey neue Werke aus diesem Fache: Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin von Adolph Henke, und Sigismund Friedrich Hermbstädt's allgemeine Toxikologie nach Orfila ausführlich angezeigt.

V. Correspondenz-Nachrichten. Ueber ein paar Mißgeburten und einen Hermaphroditen. Dieses sehr instructive Werk, dessen Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegen sehen, empfiehlt sich auch durch Eleganz und Correctheit der Ausgabe.

Schallgruber.

Art. XI. Die hebräischen Propheten. Von J. G. Eichhorn. Erster Band. Göttingen bey Vandenhoek und Ruprecht. 1816. IV. und 432 S. in 8.

Wer, der im Gebiete der orientalischen und insbesondere der biblischen Literatur nicht ganz fremde ist, wird, wenn er den Namen des Hrn. Verfassers liest, nicht etwas an sich Vortreffliches erwarten? Wer kennt und bewundert nicht sein umfassendes Genie, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seinen Scharfblick, seine Umsicht und Gewandtheit als Philolog und Kritiker? Wer freuet sich nicht, ihn hier als Uebersetzer der heiligen Sänger der Hebräer auftreten zu sehen, der in seiner Nachahmung Stärke, Geist und Schönheit der Originale so zu erhalten weiß, daß er durch seine Uebersetzung, deren Sprache uns bald sanft rührt, bald innig erschüttert und mit sich fortreißt, in der uns so ganz der Genius der cananäischen Sänger Ehrfurcht gebietend anspricht, daß er, sage ich, durch diese Uebersetzung uns die Ueberzeugung aufdringt, er würde als Dichter sich denselben Ehrenplatz errungen haben, den er als Gelehrter in seinem Fache behauptet. Wer weiß aber auch nicht, wie er in Beurtheilung unserer heiligen Urkunden A. und N. B. nicht selten zu kühn und strenge, und zu sicher auf Hypothesen bauend, zu Werke geht. Es muß dies Letztere allerdings hier erwähnt werden, da Uebersetzung und Erklärung

der Propheten mit den Begriffen, die der gelehrte Hr. Verfasser vom Ursprunge der Weissagungen, ihren Eigenschaften, den Propheten selbst hat, im genauesten Zusammenhange stehen.

Wenn er nun, wie er sich in seiner Einleitung in die Bücher des A. B. ausspricht, den Ursprung der Weissagungen aus der natürlichen Begierde der Menschen nach der Kenntniß der Zukunft erklärt; welcher scharfsinnige Männer, die aus natürlichen Ursachen bemerkten, was geschehen werde, mit ihren Antworten über die Zukunft entgegen kamen, und die dann der unwissende Haufe für Leute hielt, welche über zukünftige Dinge, unmittelbar von der Gottheit selbst, belehret wurden; wenn er behauptet, unsere Weissagungen seyen blos allgemeine Aussprüche, und seyen nur in so fern speciell, als sie aus ihrer Welt die Bilder nehmen, und ihre Darstellungen nach der Lage ihrer Zeiten einrichten; die Propheten selbst, Männer mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt; außerordentliche Menschen, die mit ungewöhnlichem Nachdruck Tugend und Religion gelehrt, und in so ferne wohl wichtige Werkzeuge Gottes, aber auch Dichter waren, in welchen man nicht lauter historische Wahrheit suchen dürfe: so ist es wohl sehr begreiflich, daß er die Schriften dieser Männer auch mit ganz andern Augen sieht, sie ganz anders behandelt und versteht als wir, die bey der Untersuchung über den Ursprung der Weissagungen und des Glaubens an sie, nicht auf Vermuthungen und Raisonnement bauen, sondern die älteste bekannte Geschichte, nämlich die biblische, zu Rathe ziehen, und dort als die Urquelle des Glaubens an Weissagungen, wahre göttliche Offenbarung finden; die wir überzeugt sind, daß, so wie es einen Glauben an den wahren Gott gab, ehe es einen Aberglauben gab, es auch wahre Offenbarungen Gottes gegeben habe, ehe die Orakel und falsche Offenbarungen entstanden sind. Man schließt bey dieser Untersuchung so gerne von einzelnen Fällen auf das Allgemeine, trägt das, was bey einzelnen Völkern geschehen seyn konnte, auf alle über. Nach der Verbreitung des Menschengeschlechtes, nachdem mit dem Glauben an den wahren Gott, zugleich der Glaube an göttliche Offenbarung hier und da verloren gegangen, und Aberglaube an seine Stelle getreten ist, da mag dann freylich Neugierde oder Zufall, auch wohl hier und da Betrug vom Aberglauben begünstiget, das Gefühl des Bedürfnisses höherer Leitung geweckt, und zum Glauben an Vorherverkündigungen geleitet haben.

Wir sehen in den biblischen Weissagungen mehr als bloße Orakelsprüche, die in der Bibel strenge verboten sind, und genau von wahren göttlichen Vorhersagungen unterschieden werden. Wir bemerken den Unterschied, welcher zwischen beyden obwaltet; wie sie nämlich nicht einzelne unzusammenhängende Aussprüche sind,

sondern eine ganze Sammlung ausmachen; einen großen gotteswürdigen Zweck haben, zum Theil auch auf eine entfernte Zukunft gehen, bis auf einen gewissen Grad bestimmt, umständlich und deutlich sind, und somit gar keinen Aehnlichkeitspunkt mit den Orakelsprüchen anderer Völker darbieten. Hierzu kommt noch, daß die Schriften der Propheten nicht blos Weissagungen enthalten, sondern auch Belehrungen von Gott und Sittlichkeit; daß sie durch ihre Aussprüche, Götzendienst und herrschende Laster züchtigen, zur wahren Religion und Tugend ermahnen, auch wohl in politischen Angelegenheiten ihre Stimme erheben; was in einem theokratischen Staate, wo sie gleichsam Mittler zwischen Jehova, den Königen und dem Volke waren, gar nicht auffallen darf. Wer wollte daraus den Schluß ziehen, daß sie nichts weiter als Demagogen waren? — Sie widerstanden dem Volke so wie den Priestern, Obrigkeiten und selbst den Königen; waren durch keine Gunstbezeigungen und Geschenke zu gewinnen, und hatten für ihre Bemühungen nichts als Drohungen, Haß, Verfolgungen, Gefängniß, ja selbst den Tod, oder, wenn es gut ging, Spott zu erwarten.

Eben so wenig folgt daraus, weil sie ihre Vorträge in Dichtersprache einkleideten, daß sie auch weiter nichts als Dichter gewesen sind. Ihre Begeisterung, ihr Enthusiasmus war ein ganz anderer erhabnerer, als jener des gewöhnlichen Dichters; nur durch außerordentliche untrügliche Zeichen mußten sie ihren Beruf, Gesandte Gottes zu seyn, erkannt haben. Wären sie nicht gegen jeden Zweifel gesichert, ganz gewiß gewesen, von ihrer Einbildungskraft nicht getäuscht, nicht blos vom Feuer ihrer Phantasie entflammt zu seyn, würden sie sich dem gefahrvollen Amte nicht unterzogen haben. Da nun die Ansicht des Hrn. Hofrathes von Weissagungen und Propheten von der unsrigen so sehr verschieden ist, darf es uns auch gar nicht befremden, wenn wir besonders die Aussprüche des Propheten Jesaias wie eine Anthologie behandelt, einen großen Theil derselben ihm abgesprochen, und unbekannten Verfassern beygelegt finden, die den wichtigen Begebenheiten, die ihre Aussprüche betrafen, entweder gleichzeitig waren, oder sie gar als lange vorübergegangen besingen; und dieß alles der Behauptung des Hr. Hofraths gemäß, daß die Aussprüche der Propheten nicht auf weit entfernte Begebenheiten gehen können. Es darf uns nicht befremden, wenn wir in der gleichsam den Eingang bildenden Ode, in welcher der Hr. Hofrath mit Herder (Geist der hebräischen Poesie Th. 2, S. 71) die Seher der Hebräer erst im Allgemeinen, dann aber Moses, Elias, Jesaias, Daniel und andere insbesondere anredet, Strophen lesen wie folgende:

Was seh' ich? mischen sich auch freundlich
Die Weisen andrer Völker? die Vertrauten
Der Gottheit aller Erde, der Druiden
Erwählte Zahl, Pythagoras und Orpheus,
Und Plato, und wer sonst des Volkes Vater
Und Weiser der Gesetze ward, wer traulich
Und rein sein Ohr zu Gottes Stimme neigte,
Und rein sein Herz zur Gottesflamme weihte.

Der vorliegende erste Band enthält die Uebersetzung Joels, Amos, Hosea's, Jesaia's, jener Aussprüche nämlich, die ihm der Verf. zugesteht, Micha's, Nahum's und einiger Ungenannter, wie sie hier heißen. Wir wollen die Zeitbestimmungen des Verf., ohne uns in weitere Untersuchungen derselben, die für Sachverständige überflüßig wären, einzulassen, angeben, und uns hauptsächlich, so viel es der Raum dieser Blätter gestattet, mit der Uebersetzung beschäftigen; dabey aber besonders auch auf Herrn Mahe's Berichtigungen zu den vorhandenen Wörterbüchern (Göttingen 1817), die so viele vortreffliche Bemerkungen enthalten, an Ort und Stelle Rücksicht nehmen.

Joel. Gesänge bey Heuschreckenverwüstungen etwa um das Jahr 790 vor Christus. K. 4, 4. sind die Küstenvölker am mittelländischen Meere, Tyrier, Sidonier und Philistäer noch die Hauptfeinde des Reiches Juda. Der Prophet weiß noch nichts von den übermächtigen Assyriern, nicht einmal von Syrern als Feinden seines Vaterlandes. Daraus schließt der Hr. Hfr. daß Joel vor Jonatham und Achas gelebt habe, unter welchen die Feindseligkeiten mit den Syrern und die Verbindung mit den Assyrern angefangen.

Die Heuschreckenverheerung, ein poetisches Gemälde. K. 1. Jedem Abschnitte der Uebersetzung geht eine erläuternde Einleitung voraus, die zugleich den Inhalt desselben, nach der Ansicht des Verf. in den allgemeinsten aber doch genau bezeichnenden Umrissen angibt. Ja, oft geschieht dieß, wo es nöthig ist, auch vor einzelnen Versen, deren Sinn und Zusammenhang mit dem vorher und darauf Gesagten kurz und scharfsinnig auseinander gesetzt wird; wodurch das Ganze außerordentlich an Klarheit und Interesse gewinnt. Eine Einrichtung und Behandlung, die bey ähnlichen Arbeiten, vorausgesetzt, daß man nicht vergesse, man habe es mit Weissagungen von Gott begeisterter Seher zu thun, und kühnen Hypothesen, den muthwilligen Kindern der Willkür und des Selbstvertrauens, keinen zu freyen Spielraum gönne, wirklich Nachahmung verdient. Außerdem sind noch erläuternde Noten, die größtentheils einzelne Wörter betreffen, unter dem Texte angebracht, doch ohne den Leser in linguistische Schwierigkeiten zu verwickeln.

V. 19. »Ich fleh zu dir, Jehova, denn Feuer hat die Trif-

ten abgefressen!« [1]) נְאוֹת מִדְבָּר übersetzt Hr. Mahe: »die lieblichen Fluren;« ihm ist hier מדבר synonym mit שָׂדֶה Feld; נְאוֹת leitet er ab von נאה pulcher, decorus fuit, nicht von נוה habitavit; davon נוה der Ort, wo die Heerden weiden; so daß ו mit א vertauscht wäre. Da nun die Weideplätze der Hebräer gewöhnlich in jenen großen Wüsten waren, sieht Rec. nicht, warum man dem מִדְבָּר seine gewöhnliche Bedeutung nicht lassen, und es hier für synonym mit שָׂדֶה halten sollte. Er würde die Uebersetzung des Hrn. Hofr. vorziehen.

Bußermahnung, und das im Falle ihrer Befolgung zu erwartende goldene Zeitalter, bey Gelegenheit eines heranziehenden Heuschreckenschwarmes 790—780. K. 2. V. 2. »Ein düsterer und dunkler Tag, ein wolkigter und finstrer Tag! Wie sich die Dämmerung verbreitet über Berge u. s.« Das schwierige שַׁחַר, welches hier Dämmerung gegeben wird, erhält eine äußerst genügende Erläuterung durch eine Stelle aus Fr. Alwarez Reise durch Abessynien: »Am Tage vorher, als das Heuschreckenheer einfiel, bemerkten wir am Himmel ein gelblichtes Licht, das ihre Flügel zurückwarfen. Bey seinem Erblicken ergriff ein plötzlicher Schrecken alle Gemüther. Die unglücklichen Einwohner schrien alle zugleich: Es ist um uns geschehen! Sehet die Heuschrecken! Da ich mich, fährt er fort, in der Stadt Bama aufhielt, beobachtete ich dieses Phänomen so hell und schimmernd, daß sogar die Felder von dem zurückgeworfenen Lichte gelb erschienen. Am folgenden Tage kam ein so ungeheures Heuschreckenheer, daß es eine Fläche von vierundzwanzig portugiesischen Meilen bedeckte.« Mahe's Berichtig. S. 152. V. 8. »Gedrängt wird keiner von dem andern, es zieht jeder seine Straße fort; sie fallen wohl durch Dolche, und brechen doch den Zug nicht ab.« מְסִלָּה Straße könnte hier nach Mahe, wenn سلسل concatenare verglichen wird, auch Reihe und Glied heißen. ל״א יְבַצֵּעוּ könnte auch, und vielleicht besser, übersetzt werden: sie werden nicht müde und verdrießlich, wenn بضع satietatem capere verglichen wird. V. 9. »wie Diebe kommen sie durch's Gitterfenster.« H. M. bemerkt, daß בוא hier in der ersten Bedeutung

[1]) Die Uebersetzung der angeführten Stellen ist zeilenweise gesetzt, ohne die Verse-Abtheilung zu beobachten, die ohnehin aus dem Sylbenmaße und dem Rhythmus leicht zu erkennen ist.

stehe: noctu incedunt domum. Ob dies wirklich die erste Bedeutung seyn soll, kann Rec. nicht beurtheilen, da Suanborg, welcher der erste diese Bemerkung machte, wahrscheinlich ein Vergleichungsmittel hatte, das ihm nicht zu Gebote stehet. V. 20. »Das Heer vor Mitternacht will ich von euch entfernen.« H. M. schlägt vor, hier auch صفن und طفن mit צְפֹנִי zu vergleichen, so daß es dem ἀβυσσος Offenb. Joh. 9 entspräche, und jener verheerende Schwarm also aus diesem Abgrunde שְׁאוֹל hervorkäme! der böse Dämon der Aegypter Typhon könnte, wie er glaubt, mit dieser Etymologie zusammenhängen. V. 22. »Der Baum trägt seine Frucht.« H. M. gibt der Uebersetzung Suanborg's des עֵץ נָשָׂא פִּרְיוֹ arbores superbiunt frugibus den Vorzug, weil sich durch sie ein schöner synonymer Parallelismus mit נָתַן חַיִל herstellt. V. 23. »den Regen schenkt er euch zur Fruchtbarkeit.« H. Hfr. E. hielt sich an die angenommene Leseart מוֹרֶה ohne die beleidigende Tautologie zu berücksichtigen, die dann den Text verunstaltet (weil im folgenden Gliede wieder Herbstregen versprochen wird), welche er freylich in der Uebersetzung vermeidet. Rec. würde lieber mit Dathe, den LXX, dem Arabischen und Syrischen folgen, die alle בְּרִיָה לִצְדָקָה hinlängliche, überflüßige Nahrung, gelesen haben. V. 25. »So will ich euch ersetzen jedes Jahr.« שָׁנִים nach H. M. die Früchte des folgenden Jahres. V. 27. »Ihr fühlet dann, ich sey in Israel, ich, Jehova, und kein anderer sey euer Gott.« H. M. bemerkt hier, daß dem Ausdrucke אֵין עוֹד jener der Araber لا شَرِيكَ لَهُ in Schriften und auf Münzen synonym sey. K. 3, 2. »Auch über eure Knechte, eure Mägde werd' ich in jenen Tagen meinen Geist ergießen.« Zum Worte שִׁפְחָה vergleicht H. M. سفح effudit, صفح propinavit; auch die ἀμφιπολοι Dienerinnen, bemerkt er, haben bey Homer das Geschäft des Einschenkens. V. 3. »Und werd' ich, spricht Jehova, Ahnungszeichen geben, im Himmel und auf Erden, Blut und Feuerbrand u. s. f.« דָם hier die Blutfarbe der Sonne und des Mondes bey bevorstehenden fürchterlichen Naturerscheinungen. Unter אֵשׁ versteht H. M. hier besonders Glutwinde, die wie Feuerwellen fluten.

K. 4, 10. »Zu Schwertern schmiedet eure Pflüge um, zu Lanzen eure Traubenmesser; der Schwächling spreche: ich bin stark.« Zu חָלָשׁ glaubt H. M. sey حلس بيته qui domo sua non excedit zu vergleichen. Mit עוּשׁ schlägt H. M. vor, auch فاص cum impetu ferri, und غاط tumultu concurrere zu vergleichen. V. 20. »Juda wird dagegen ewig blühen.« H. E. nimmt hier יָשַׁב mit Recht in der Bedeutung: florere, felici statu esse, die auch H. M. vertheidiget.

Amos ahnet zwar schon, wie Hr. Hofr. sagt, den Einwohnern des Reiches Israel ein Exilium, kann aber noch nicht bestimmen, von welcher Nation dies zu fürchten sey, da zu seiner Zeit noch keine durch ihre Macht Aufsehen erregte. Phul mischt sich erst etwa siebenhundert funfzig Jahre vor Chr. in die Angelegenheiten des Reiches Israel; Amos müßte also schon deswegen früher geblüht haben; aber nach K. 7, 10 unter Jerob. II. gegen das Ende seiner Regierung. 788—782. Hier muß der Hr. Hfr. doch zugeben, daß der Prophet eine wichtige Begebenheit lange voraus gesagt hat. Durch eigenen Scharfsinn, außerordentliche Combinationsgabe könnte er sie nicht vorgesehen haben, da zu seiner Zeit nicht eine Nation so politisch wichtig war, daß er ihr je ein so großes Uebergewicht hätte zumuthen können; die natürlichen Ursachen dieses großen Ereignisses waren also noch nicht vorhanden. Wäre das Zeitalter unsers Propheten nicht so genau bestimmt, würde es der Verf. wahrscheinlich so weit herabrücken, daß der Prophet jenem Exil entweder gleichzeitig wäre, oder es gar als eine schon vergangene Thatsache besänge.

Die bösen Zeiten, ein prophetischer Rundgesang. Etwa 784 v. Chr. K. 1 und 2. Eingang V. 2. Gegen Damaskus V. 3—5. V. 3. »Drey Frevelthaten von Damaskus ließ ich ungeahndet, die vierte kann ich nicht mehr übersehen.« Hr. Hofrath behält hier die bestimmte Zahl bey, wofür Rec. doch lieber, wie Dathe thut, eine unbestimmte setzen würde, da diese Formel wahrscheinlich nur sprichwörtlich war, und übersetzt jene Wirkung nicht macht, die sonst bestimmte Zahlen für unbestimmte von Dichtern gebraucht machen. H. M. bemerkt zu dieser Stelle, daß die Verbindungspartikel ו hier durch besonders, vorzüglich übersetzt werden müsse. Gegen Gaza 5—8. Gegen Iduma 11—12. Gegen Amoniter 13—15. Gegen Moabiter K. 2, 1—3. Gegen den Staat Juda 4—5. Gegen den Staat Israel 6—16. V. 6. »Daß man Un-

schuldige für Geld verkauft, und Hülfsbedürftige für ein Paar Schuhe.« Die sprichwörtliche Redensart בַּעֲבוּר נַעֲלָיִם hätte wohl einer Erklärung in einer Note bedurft; daß sie nämlich eine schlechte geringfügige Sache andeute. V. 7. »Den schnauben sie noch an, der schon den Staub des Elends auf seinem Haupte trägt.« Es dürfte schwer seyn, diese Uebersetzung zu rechtfertigen. Wörtlich heißen die Worte des Textes: Sie schnauben (sind begierig) nach dem Staube der Erde auf den Häuptern der Dürftigen. Staub auf das Haupt gestreuet, war ein Zeichen der Trauer. Der Sinn dieser Worte ist also: Sie wünschen, ihr einziges Trachten geht dahin, andere, sogar ohnehin Dürftige in Trauer zu versetzen, unglücklich zu machen, »verdrehen Hülfsbedürftigen ihr Recht« דֶּרֶךְ wie auch H. M. bemerkt hier causa forensis. V. 13. »Seht! nun will ich machen, daß ihr ächzt.« עוּק ist wohl hier auch mit عاق vociferatus est verglichen, aber תַּחְתֵּיכֶם ist vernachläßiget. Gerade dies Wort macht hier viele Schwierigkeit. Die Bedeutung inferioritas, partes inferiores, locus substratus paßt nicht. H. M. übersetzt in der Bemerkung zum Worte עוּק: Sehet ich mache euer Innerstes schreyen, als knarrt der Lastwagen. תחת soll hier heißen: Innerstes. Läßt sich diese Bedeutung beweisen? — Doch S. 162 vergleicht H. M. תחת mit تحت plur. تحوت homines viles, pessimi; diese Vergleichung befriediget Rec. mehr; und er würde übersetzen: Sehet! die Verworfenen unter euch will ich ächzen machen u. s. w. Uebrigens wird jene Vernachläßigung des תחת auch von Gesenius gerechtfertiget.

Gegen Reichsverwirrung und Bilderdienst im Reiche Israel, nebst einem Eingang über die Nothwendigkeit dieser Drohungsrede. K. 3, 1 — 15. Eingang 1 — 8. Strafrede 9 — 15. V. 12. »So fährt Jehova fort: wie kaum ein Hirte aus des Löwen Rachen zwey Beine oder ein Ohrläpplein rettet, so werden sich nur Trümmer der Israeliten retten, die zu Samarien auf ihres Ruhebettes Ecke und auf Damascener-Decken liegen.« H. Hfr. E. folgt hier Döderleins Erklärung. פְּאַת מִטָּה ist ihm die Ecke des Ruhebettes als Ehrenplatz, und בִּדְמֶשֶׁק עָרֶשׂ Betten, Sophas mit kostbaren Damascener-Tüchern überlegt. Man sieht aber, daß er über den Sinn des Verses nicht ganz im Reinen war; was das Wort Trümmer, welches ein offenbarer Zusatz ist, merkbar

macht. Rec. glaubt, daß dieser Vers seine Schwierigkeit großentheils exegetischen Spitzfindigkeiten verdankt. Man lese mit den Alten וּבְדַמֶּשֶׁק, und lasse den Gegensatz von Samarien und Damaskus durchaus nicht außer Acht. Die Worte des Propheten sind gegen die Reichen, Uebermüthigen und Unbesorgten der Israeliten und der mit ihnen verbundenen Syrer gerichtet. Hieronymus hat recht gesehen.

An die lockern Frauen zu Samarien. K. 4, 1—3. V. 1. »Vernehmt diesen Ausspruch ihr lockern Frauen auf dem Berg Samarien.« H. E. versteht unter den פָּרוֹת הַבָּשָׁן vornehme Frauen, wogegen Rosenmüller und Dathe die Großen des Reiches verstehen, die die Staatsangelegenheiten besorgen, aber ganz verweichlichet sind, nur nach Sinnengenuß haschen, und deswegen vom Propheten פָּרוֹת geheißen werden; das Wort שִׁמְעוּ soll ihre Meinung bestätigen: »die zu ihren Männern sprechen:« הָאֹמְרוֹת לַאֲדֹנֵיהֶם; Rosenmüller: qui dicunt domino suo; אדנים ist ihm pluralis excellentiae, und soll Herr, König, Fürst, nicht maritus bedeuten. V. 2. »fortziehen wird man einige von euch an Haken, die übrigen an Fischerangeln.« H. M. »Tollit vos cum clypeis, derelictos reliquos in ollas atras.« i. e. vos pingues principes hostis cum clypeis vestris (dedecus ut vestrum laute conspiciatur) auferet in exilium; quosque vestrum relinquet, crudeliter occidet. צִנּוֹת sind ihm Schilde, und סִירוֹת דּוּגָה schwarze Töpfe. דּוּגָה vergleicht er mit دُجَّة tenebra, caligo. Mit einer gewöhnlichen Metapher, sagt er, werden Krieg und Gemetzel unter dem Bilde eines siedenden Topfes vorgestellt; die Getödteten mit im Topfe gesottenem Fleische verglichen. Jenen, die sich an der doppelten Bedeutung der Partikel ב stoßen, räth er mit Michaelis צִבּוֹת durch corbes, fiscellas zu übersetzen. V. 3. »Ihr werdet durch zerstörte Mauern, eine nach der andern wandern; und in Weiberhäuser mit Gewalt gezwungen werden.« Hr. E. liest auch וְתִשְׁלַכְתֶּנָה statt וְהִשְׁלַכְתֶּנָה · הַרְמוֹן ist ihm Pallast, hier ein Theil desselben, das Harem. Die Schwierigkeiten dieses Ausspruches von V. 1 — 3., welche wohl größtentheils den alten Uebersetzern und Spitzfindigkeiten neuerer Ausleger und Sprachforscher ihr Entstehen verdanken, verschwinden durch die Ansicht und Uebersetzung des H. Hfrs.; Rec. kann ihr seine Beystimmung

nicht versagen. Die genaue Beobachtung des Geschlechtes in den Zeitwörtern kann hier allerdings etwas beweisen, und den Fingerzeig geben, daß man unter den Kühen von Basch an hier wirklich Frauen zu verstehen habe; besonders scheint dieß durch אִשָּׁה נֶגְדָּהּ angedeutet zu werden. Die entgegengesetzte Meinung scheint sich darauf zu stützen, daß die orientalischen Frauen nicht zu Staats- und bürgerlichen Geschäften verwendet wurden, also die Armen nicht drücken, die Dürftigen nicht mißhandeln konnten. Aber, mußten sie denn unmittelbar sich dieser Vergehungen schuldig machen, konnten sie es nicht mittelbar durch ihre Männer, über die sie, ungeachtet ihrer sclavenmäßigen Behandlung, doch oft sehr viele Gewalt hatten, und sie, die Wollüstlinge und Weichlinge lenkten, wozu sie wollten. Gerade bey den Vornehmen und Großen war dieß am meisten der Fall. Vergl. Sam. 25, 19 bis 30. 1 Kön. 11, 2, 5, 19, 1 bis 2. 21, 7 bis 8.

Der Gott mißfällige Götzendienst; 4 bis 13 V. 5. »Laßt von erpreßtem Gut Dankopfer rauchen.« Der Hr. Hfr. liest mit dem Chald. מחמס oder מחמוץ statt מחמץ; was auch Rec. vorzieht. Obschon die angenommene Leseart einen ziemlich erträglichen Sinn gibt, so paßt doch jene viel besser in den Zusammenhang. V. 6. »Schon hab ich eure Zähne rein gemacht.« Eine zierliche Umschreibung des Hungers. V. 7. »Auf eine Stadt ließ ich es regnen, auf die andere nicht.« Hr. Mahe bemerkt zu dieser Stelle, daß עִיר auch regio, provincia heißen könne, wie מְדִינָה auch Provinz heißt. Hier gäbe diese Bedeutung einen sehr guten Sinn; da der Mangel des Regens, wenn er nur Städte traf, nicht so empfindlich war, als wenn er, besonders in Palästina eine ganze Provinz befiel. V. 10. »Pest sandt' ich aus Aegypten unter euch.« בְּדֶרֶךְ מִצְרַיִם übersetzt also Herr Hofrath in via Aegypti. Dathe, Rosenmüller und Herr Mahe stimmen überein, daß דֶּרֶךְ hier wie in vielen andern Stellen Aehnlichkeit bedeute, mit der Präfixe ב als Vergleichungspartikel stehe und heiße: gleich wie in Aegypten (über die Aegyptier unter Moses) »ließ eure Jünglinge durch's Schwert sammt den von euch erbeuteten Rossen tödten.« Der Hr. Hfr. bezieht הָרַגְתִּי mit auf שְׁבִי סוּסֵיכֶם, womit auch Hr. Mahe einverstanden ist; nur daß er räth wie Suanborg שְׁבִי mit سَبْيٌ caterva eorum, qui bello capti sunt, zu vergleichen.

Er übersetzt: ich tödtete eure Zöglinge sammt den Pferden. V. 13. »er sagt dem Menschen, was sein Inneres denkt.« Der Syrer gibt שֵׂחַ mit ܬܫܒܘܚܬܐ Ruhm; vergl. شَاحَ gloria conspicuus fuit; سَاحَ velox fuit in agendo. Hr. Mahe fände diese Bedeutung nicht unpassend, und der Gedanke wäre: die Größe seines Ruhms, macht er den Menschen kund. »Er läßt die Dämmerung in Dunkel übergehen.« Hr. Mahe findet die Bedeutung Finsterniß des Wortes עֵיפָה unpassend, und vom Ps. 139, 9, geleitet übersetzt er es volatus, indem er مَيْفَةٌ von طَافَ vergleicht. Der ganze Satz also hieße: er macht den Flug der Morgenröthe. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der schnelle Flug der Morgenröthe ein erhabnes Bild der Allmacht ist: aber שַׁחַר עֵיפָה scheint Rec. doch gezwungen hebräisch; er würde also lieber unter שחר crepusculum vespertinum verstehen, und wie der Hr. Hfr. übersetzen, oder mit andern vor עיפה die Präfixe ו suppliren und übersetzen: er macht die Morgenröthe und die Finsterniß; beyde Uebersetzungen geben würdige Bilder der Allmacht.

An die Bilderdiener und feilen Richter in Israel. K. 5, 1 bis 15. V. 6, »und niemand wird im Lande Bethel löschen können.« Der Hr. Hofrath behält die angenommene Leseart לבית־אל bey, wofür die LXX לְבֵית יִשְׂרָאֵל gelesen haben; auch einige Codices haben die Leseart. Sie wird von Hubigant und Dathe in Schutz genommen; Rosenmüller scheint die angenommene zu begünstigen. Rec. würde in der Uebersetzung des Hrn. Verfassers den Beysatz: im Lande weglassen. V. 7. »Ihr, die ihr Recht in bitteres Unrecht wandelt, und die Gerechtigkeit zu Boden tretet.« Mit הִנִּיחוּ vergleicht Herr Mahe نَاحَ dejecit in terram. V. 8, »sucht den der die Plejaden schuf.« Hr. Verfasser nimmt hier mit Rosenmüller aus dem sechsten Vers דִּרְשׁוּ herab; welches einen viel annehmbarern Sinn gibt, als wenn man mit Dathe הִנִּיחוּ vor עֹשֵׂה suppliren wollte. V. 9. »Er läßt Verwüstung über starke Festungen und Verheerung über feste Plätze kommen.« Eine Ueber-

setzung, mit welcher der Hr. Hfr. allen Schwierigkeiten des Textes ausweicht, die aber nichts destoweniger im Ganzen den rechten Sinn gibt. Hr. Mahe schlägt vor bey הַמַּבְלִיג zu suppliren פָּנִים und das Wort absolut zu nehmen: faciem splendere facit, er blinkt zu; dann יָבוֹא vor das erste שֹׁד herauf zu nehmen: invadit vastitas ipsum robur; er scheint עֹז statt עַז zu lesen. Diese Uebersetzung ist wohl ein wenig gezwungen, und der daraus hervorgehende Gedanke hat wenig Schicklichkeit: Gottes freundliches Antlitz, soll der Verwüstung und Zerstörung vorhergehen. Rec. hält sich hier lieber an Schultens und Gesenius, der übersetzt: Er läßt Verwüstung aufgehen über Mächtige. V. 14. »damit Jehova, Gott, der Weltbeherrscher so mit euch sey, wie ihr euch schmeichelt.« כַּאֲשֶׁר אֲמַרְתֶּם der Hr. Hfr. nimmt אמר in der Bedeutung sich schmeicheln, die hier eben so oder noch passender ist, als die des Rühmens bey Dathe und Mahe.

Der gewisse Untergang. K. 5, 16 bis 27. V. 25. »Die vierzig Jahre in der Wüste habt ihr mir Opfer und Geschenke dargebracht Israeliten.« Hr. Eichhorn hält mit Grevius und Dahl das ה vor זְבָחִים nicht für das fragende, sondern für das anzeigende; wogegen Rosenmüller gründlich bemerkt, daß das ה als Artikel oder das anzeigende hier durchaus nicht statt finden kann, weil der Prophet von Opfern im Allgemeinen spricht. Rec. huldiget lieber der Meinung derjenigen, welche mit Rücksicht auf die vorhergehenden Verse, wo Jehova sagt, daß er an allen ihren Opfern kein Wohlgefallen habe, ihrer entbehren könne, glauben, daß hier von freywilligen Opfern die Rede sey, deren die Hebräer entweder gar keine, oder wenige darbrachten, und dafür lieber ihren Götzen opferten, die sie in Aegypten kennen lernten; wofür Lev. 17, 7. Deut. 12, 8 Belege sind. Dieser Erklärung zufolge muß natürlich der folgende Vers im Präterito übersetzt werden; wofür Hr. E. übersetzt: »Jetzt aber tragt ihr eures Molochs Hütte u. s. w.,« das Jetzt ist willkürlich eingeschoben.

Die Schicksale der Reiche Juda und Israel durch ein ungenanntes Volk, geschildert etwas vor dem Jahre 783. vor Chr. K. 6, 1 bis 14. V. 1. »Weh euch ihr sorgenlosen Zioniten!« der Hr. Hfr. behält die angenommene Leseart bey, die auch einen bessern Sinn gibt, als die der LXX und des Syr. die הַשָּׁאטִים contemnentes gelesen haben. V. 2 »sind diese Staaten glücklicher als eure?« nimmt Hr. Verfasser das ה

vor טֹובִים als fragend, welches die griechischen Uebersetzer und der Syrer als beziehend genommen haben. V. 3. »Fern wähnet ihr den Tag der Strafe, und ziehet ihn doch herbey durch ungerechte Richtersprüche.« Hr. Eichhorn nimmt wie Rosenmüller und Mahe שֶׁבֶת für Richterstuhl, Thron. V. 5. »Ihr singt zum Klang der Harfe.« Mit הַפֹּרְטִים soll nach Mahe فُرُط praeivit verglichen werden, daher פֹּרֵט musicae praefectus, cantor. Das nämliche hat auch Michaelis in seinen Supplementen vorgeschlagen. Rec. scheint die Vergleichung mit فرع secuit, fidit, befriedigender zu seyn, welches auch singen heißen kann, wie זָמַר secuit, amputavit II cecinit. פִּי nach Hrn. Mahe hier tenor, forma nablii. V. 7, »der Schwelger Jubeln soll ein Ende haben.« Eine Uebersetzung, die auf keiner so erkünstelten Erklärung beruht, wie jene Herwerd'ens ist, welcher auch Hr. Mahe seinen Beyfall zu geben scheint; sie heißt: et contumax crit afflictio emacians eorum, qui jam omni luxurie et voluptatibus diffluunt; er nimmt סַר von סרר contumax fuit, und vergleicht מִרְזַח mit نَهَكَ concidit lassitudine.

Gesichte Amos einige Zeit vor 782 vor Chr. Der allmählige Untergang des Reiches Israel. K. 7, 1 bis 9. V. 1. »Ich sah mich um, Heuschrecken sah ich schaffen.« Hr. E. scheint wie Dathe יוֹצֵר für die Form eines Nennwortes zu nehmen, da es auch die LXX, der Syr. und Chald. als Substantiv nehmen. V. 2. »Wie könnte Jakob sonst bestehen.« Es ist hier יָקוּם beybehalten, das einen guten Sinn gibt; und Rec. sieht nicht warum man, wie Dathe billiget mit den LXX, Symmach und den Syrer יָקִים lesen soll.

Folgen der Bekanntmachung dieses Gesichts, Verweisung des Propheten Amos aus dem Reiche Israel. K. 7, 10 bis 17. V. 14. »Ein Hirte bin ich, der von Sykomoren lebt.« בּוֹקֵר nach Rosenmüller von בקר ansehen, auf etwas achten, so das es Hirte überhaupt bedeute. בֹּלֵס vergleiche mit بَلَسٌ Feige, kann als Denominativ Feigen sammeln, bauen, davon leben bedeuten.

Reife des Reiches Israel zu seinem Untergang. K. 8, 1 bis 14. Gesicht 1 bis 3. Erklärung des Gesichts. V. 8, »wie das Land am Nil, wird seine Oberfläche überschwemmt.« וְעָלְתָה כָיְאֹר כֻּלָּהּ Schon Dathe bemerkt hier, daß עלה nicht nur von einem Gegenstande gebraucht wird, der aufsteigt, sondern auch von jenem, in welchem etwas aufsteigt. So auch Gesenius: das ganze Land steigt auf, wie vom Nil, d. h. es steigt in dem Lande empor wie der Nil; oder, es wird wie vom Nile überschwemmt; »aufgerissen wird sie und bedeckt, wie Felder an dem Strom Aegyptens.« Hr. Hofrath hat hier ohne Zweifel das Kri נִשְׁקְעָה dem Chetib נִשְׁקָה vorgezogen. Die Meinung Schröders ad Orig. Hebr. p. 95, daß die von den Masorethen angegebene Variante in Ansehung der Bedeutung der Wörter keinen großen Unterschied darbiete, ist nicht annehmbar, da das Kri doch auffallend mehr ausdrückt als das Chetib, und gerade das bezeichnet, was der Prophet sagen wollte. Gesenius erklärte es geradehin für Nachläßigkeit der Abschreiber, worin man ihm um so mehr beystimmen muß, da, wie er sagt, das Kri auch in vielen Manuscripten im Texte steht.

V. 14, »so wahr dein Gott lebt, Dan. und deine Gottheit, o Beersaba!« Weil die LXX übersetzen: και ζη ὁ Θεος σου Βηρσαβεε, meint Dathe sie haben statt דֶּרֶךְ בְּאֵר שָׁבַע gelesen אֱלֹהֶיךָ u. s. f. allein, vielleicht, ja sehr wahrscheinlich kannten sie die Bedeutung von דֶּרֶךְ Religion, religiöser Wandel cultus, auch das Object desselben, wie es der Hr. Hofr. hier gibt.

Untergang und Wiederherstellung Israels. K. 9, 1 bis 15. Gesicht 1 bis 4. Betrachtung über dieses Gesicht, 5 bis 15. V. 6. »Den Himmel baute er zu seiner Herrscherwohnung, und führte unter ihm das Erdgewölbe auf.« מַעֲלוֹת der obere Theil des Hauses, wo der Herr wohnte; אֲגֻדָּה hingegen der untere Theil, der meistens aus einem starken Gewölbe bestand, wo die Kinder und Sklaven sich aufhielten; im Arab. أَجَّاَلٌ ornix, inferior domus pars. So bemerkt Mahe und vor ihm Dathe. V. 9. »Ohne das ein schweres Korn zur Erde fällt.« צְרוֹר wird in den alten Versionen mit Korn gegeben. Hr. Mahe räth طَارَ und طَرِيرٌ egregius oder صَارَةٌ und

صرة res necessaria zu vergleichen und allenfalls בַּר frumentum zu suppliren; allein dadurch ist für die Bedeutung des צרך wenig gewonnen. Die Bedeutung Capillus bey Gesenius und Rosenmüller läßt sich etymologisch einleuchtend darthun, doch gibt sie keinen befriedigenden Sinn. Durch Vergleichung mit den verwandten Mundarten möchte sich die Bedeutung Korn schwerlich mehr darthun lassen; es ist also wohl das sicherste, den alten Uebersetzern zu glauben, die, weil sie übereinstimmen, ihre guten Gründe für diese Bedeutung haben mochten. V. 11. »Einst aber richt' ich David's Hütte, die jetzt zusammensinkt, von neuem auf; ich beßre ihre Risse aus.« וְגָדַרְתִּי hier: die Mauer wieder herstellen; mit جدر septo munire, maceriem struere, resarcire murum verglichen.

Hoseas. Dieser Prophet gehört nach des Hrn. Hofraths Ansicht, zu dem System derjenigen, die ihre Aussprüche von Jehova ableiteten und auf seine Verehrung drangen, im Gegensatz zu denen, die Baal als Quelle ihrer Orakel ansahen. Er setzt die Strafreden, so wir noch von ihm haben, in die Epoche von etwa 783 bis 749 v. Chr.

Das abgöttische, verstoßene und wieder begnadigte Reich Israel, in einer gedichteten Erzählung. K. 1, 1 bis 14. V. 8. »Denn mein Volk seyd ihr nicht mehr, und ich gehöre euch nicht mehr an.« Der achte und neunte Vers sind hier in einen zusammengezogen. Statt אֶהְיֶה לָכֶם glaubt Dathe und Manger אהיה אלהיכם lesen zu müssen. Rosenmüller vertheidiget mit vielen Beyspielen ähnlicher oder gleicher Konstruktionen die angenommene Leseart, die auch Hr. E. beybehält. K. 2, 8. »Deßhalb verzäune ich ihren Weg mit Dornen.« Der Hr. Hofrath liest hier, wie Dathe es räthlich findet, דַּרְכָּהּ statt דַּרְכֵּךְ; wie dann auch gleich גְּדֵרָהּ folgt. V. 11. »Ich will ihr meinen Flachs und meine Wolle nehmen, womit sie ihre Blöße decken wollte.« Die Leseart לְכַסּוֹת ist hier beybehalten; also mit Recht die Schwierigkeit vernachläßiget, die in ihr zu finden seyn soll. Man soll nämlich nach Hubigant, Dathe, Bahrdt auf das Ansehen der LXX מְכַסּוֹת lesen, um eine eingebildet nöthige Ellipse zu vermeiden, die der Chald. und Syr. durch: »welche (Wolle und Flachs) ich ihnen gab« ausfüllen; welches Supplement schon in den Suffixen von צַמְרִי und פִּשְׁתִּי liegt. Mehrere

von Rosenmüller angeführte Beyspiele zeigen, daß diese Konstruktion rein und ächt hebräisch ist. V. 16. »Locken will ich sie darauf und führen in die Wüste, und dort ins Herz ihr reden.« Hr. Hofr. E. findet mit Rosenmüller in der Partikel לָכֵן den Uebergang von Drohungen der Strafe zu tröstlichen Verheißungen, so daß sie mit لَكِنْ oder لَكِنَّ verglichen, hier aber, doch heißt. פָּתָה in der Bedeutung decken, im guten Sinne, soviel als mit guten Worten bereden. V. 17. »Dort wird sie mir aufs neue folgsam werden.« ענה wird hier in der Bedeutung erhören, Gehör geben, genommen, und paßt so allerdings gut in den Zusammenhang; doch würde Rec., weil עָנְתָה so ganz absolut ohne eine regierte Endung steht, die Bedeutung singen vorziehen, so daß hier auf den Gesang der Israeliten nach dem Durchzuge durch das rothe Meer angespielt würde. Selbst der folgende Vers scheint für diese Bedeutung zu sprechen: »Sie wird mir dann entgegenrufen: o du mein Gemahl! und nicht: o du mein Baal.« Worte, die sich recht wohl in ein Danklied der Israeliten zu jener glücklichen Zeit schicken, die der Prophet schildert. Am allerwenigsten ist hier wohl eine Aenderung der Leseart in עֻנְּתָה »sie ist gedemüthiget worden,« nöthig, wie sie Dathe vorschlagt.

Die Entwöhnung des Reichs vom Götzendienst; in einer gedichteten Erzählung. K. 3, 1 bis 5. Strafrede vermischten Inhalts. K. 4, 1 bis 19. V. 4. »Niemand tadelt, niemand warnt, und doch verdient dein Volk (o Israel) so wie der Priester Tadel.« Eine Uebersetzung, die mit dem Texte verglichen, wohl ein wenig zu frey ist. Es ist nicht leicht zu errathen, wie der Hr. Hofrath gelesen habe. Die angenommene Leseart läßt diesen Sinn nicht zu. Er bezieht וְעַמְּךָ auf Israel, da es doch viel natürlicher und dem Zusammenhange gemäßer auf den Propheten bezogen wird, wie Rosenmüller thut: Niemand fange mit ihnen Streitigkeiten an, von denen nämlich im 1. V. die Rede ist; niemand mache ihnen Vorwürfe; es wird fruchtlos seyn. Denn dein Volk (o Hoseas) widersteht hartnäckig den Vorschriften der Priester; wörtlich: es ist wie jene, die mit den Priestern hadern. Den 5ten V. übersetzt der Hr. Hofrath: »Du (Priester) wirst daher und der Prophet mit dir an einem Tage stürzen.« Da hingegen כָּשַׁלְתָּ viel leichter auf das Volk bezogen wird, das so wenig zur Besserung geneigt ist, und durch den Pro-

pheten die falschen Propheten verstanden werden. V. 14. »Ich kann nicht eure Töchter strafen, wenn sie buhlen, und eure Schwiegertöchter, wenn sie Ehe brechen. Denn selbst die Priester gehen u. s. w.« Unter כִּי הֵם scheinen hier wirklich die Priester verstanden zu werden, von denen kurz vorher ausdrücklich die Rede ist; auch gibt die plötzliche Veränderung der Person hier den besten Sinn, wenn man sie als Nominativ supplirt. V. 15. »Willst du, o Israel, die Buhlerey nicht lassen, o, so verschulde sich nur Juda nicht! besucht nur ihr nicht Gilpal, und wallfahrt nach Beth Awen nicht, und schwört nicht (bey den Kälbern) so wahr Jehova lebt.« Der Zusatz: »bey den Kälbern« macht den Sinn deutlich: Treibet nicht die schändlichste Abgötterey, und bedienet euch zugleich der von Jehova selbst befohlenen Schwurformel, die nur jene im Munde führen dürfen, die Jehova allein als den wahren Gott verehren. Aber auch Dathe's Gedanke ist glücklich, das Wau disjunktiv zu nehmen: entweder nehmt nicht Theil an jenem Götzendienst, oder bekennet Jehova durch keinen Akt der Verehrung, also auch nicht durch jenen Schwur. V. 18. »Ist ausgezecht, dann buhlen sie; des (nämlich Ephraims) Landesfürsten lieben solche Schandgelage.« Die schlichteste und gewiß richtige Uebersetzung dieser von Auslegern und Uebersetzern so verschieden behandelten Stelle. Dathe hat höchst wahrscheinlich recht gesehen, wenn er glaubt, jenes הֵבוּ sey durch einen Fehler der Abschreiber eingeschlichen oder es sey אהב אָהֲבוּ zu lesen.

Ueber Israels und Judas Schicksale, bey dem ersten dunkeln Gerüchte von den mit Assyrien eingegangenen Verbindungen, noch vor 777 v. Chr. K. 5, 1 bis 10. V. 2. »Durch Opfer wollen sie mir Sünden aus den Augen rücken, ich werde aber alle strafen.« Hr. Hofr. E. gibt העמיקו mit verbergen, aus den Augen rücken. Die Uebersetzung gibt einen Sinn, der wohl allerdings in den Zusammenhang paßt, aber doch schwerlich der rechte seyn dürfte. Das העמיק hat hier, wie an vielen andern Stellen, nicht sowohl seine eigene Bedeutung, als es zur Verstärkung der Bedeutung des Wortes dient, mit dem es konstruirt ist. Rosenmüller und Gesenius vergleichen העמיקו סרה Jes. 31, 6. שַׁחֲטָה הֶעְמִיקוּ שֵׂטִים heißt also: sie haben durch Schlachtungen oder Opfer, die Abweichungen (von der gesetzmäßigen Gottesverehrung, also gesetzwidrige Opfer) tief gemacht, d. h. angehäuft, oder sich ganz in sie versenkt, so daß sie nicht mehr zurecht gewiesen werden

können. Auch der folgende Vers rechtfertiget diesen Sinn. V. 7. »Jehova sind sie untreu, und hängen sich an Fremdlinge.« Diese Uebersetzung ist umschreibend, und ändert den Sinn des Textes. בנים זרים ילדו heißt: sie werden fremde Kinder, Bastarde gebären, als Folge ihrer Untreue gegen Jehova. Die בנים זרים sind hier gewiß keine andern als sonst die בְּנֵי זְנוּנִים. Der Sinn ist: so wie sie selbst sich der Abgötterey ergeben, die sie von Fremdlingen entlehnen, so werden auch ihre Kinder vom alten Glauben und den ächten Satzungen der Hebräer abweichen; in so fern werden sie Söhne der Fremdlinge, Bastarde seyn.

Ueber die Ursache der Unterdrückung und Tyranney in Israel, eine einzelne Bemerkung. K. 5, 11 »weil's eigenen Gesetzen folgt.« Hr. Hofr. E. behält hier die angenommene Leseart bey, so daß צַו hier Befehl, Gesetz, aber nicht Jehovens, sondern ein vom König und dem Volke gemachtes ist. Der Sinn ist so ungezwungen, daß man weder שָׁוְא noch צוֹא zu lesen braucht.

Ueber die Folgen des Bündnisses, das Israel und Juda mit Assyrien geschlossen hatten, noch vor 777 v. Chr. K. 5, 12 bis 6, 3. V. 13. »Sein rohes Fleisch (חָלְיוֹ; wahrscheinlich حَلُوٌ res excoriando detracta verglichen) sah Ephraim und Juda seinen Eiter (מְזֹרוֹ).« Rec. weiß nicht, was den Hrn. Hofr. zu dieser grellen Uebersetzung bewog; der Gegensatz zwischen חֳלִי Krankheit und מָזוֹר eiternde Wunde ist auffallend genug und bedarf wirklich keiner Verstärkung in der Uebersetzung. Uebrigens theilt Hr. V. diesen Vers in zwey ab: V. 14. »Nun wandte sich Ephraim an den Assyrer und (Juda) sandte an den König, den Berather.« Hr. E. scheint hier mit Michaelis unter dem מֶלֶךְ יָרֵב den großen König (der Assyrer) zu verstehen; vergl. رَبَّ magnus fuit. »daß die Wunde sich vernarbte.« Das Vernarben gibt guten Sinn, man mag יִגְהֶה mit Schultens von جَهِيَ nitescere oder mit Michaelis von وَهَى recedere ableiten.

Ueber den Mangel an Frömmigkeit in den beyden Reichen Israel und Juda. K. 6, 4 bis 7. V. 5. »Drum ließ ich ihnen Untergang durch die Propheten und Tod mit

Worten meines Mundes droh'n.« Die Uebersetzung ist nicht sowohl genau, als sie vielmehr nur den Sinn, aber doch so ausdrückt, daß die Gradation von חצבתי zu הרגתי gut erhalten wird, »und wie das Sonnenlicht trat meine Liebe zur Gerechtigkeit hervor.« Statt וּמִשְׁפָּטֶיךָ אוֹר liest der Hr. Hofrath וּמִשְׁפָּטִי כָאוֹר.

Einzelne Bemerkungen K. 6, 8 bis 10. 1) Ueber die Bergstadt Gilead. V. 8. »Gilead ist eine Frevlerstadt und voller Spuren von vergoss'nem Blut.« Gilead ist, Hr. V. eine Stadt in den Berggegenden des Libanus. (Jerem. 22, 6. עֲקֻבָּה voll blutiger Spuren; von עקב Ferse, auch Fußtritt, Spur. 2) Ueber die Priester im Reiche Israel. V. 9. »Die Priesterbrüderschaften gleichen Räuberbanden, die auf Menschen lauern, und den Weg nach Sichem morden: solchen Frevel lassen sie zu Schulden kommen.« 3) Ueber Israel und Juda, V. 10. »Auch Juda säet eine Strafensaat« קָצִיר im üblen Sinne genommen, von göttlichen Strafen. Die folgenden Worte: בְּשׁוּבִי שְׁבוּת עַמִּי zieht Hr. Hofrath zum folgenden Kapitel, dessen erster Vers anfängt: »Wenn ich die Nöthen meines Volkes wenden, so oft ich Israel genesen lassen wollte u. s. f.

Ueber den schrecklichen Zustand des Reiches Israel während des Zwischenreichs nach Jeroboam II. 784 bis 771 v. Chr. K. 6 (am Ende) bis 7, 16. V. 5. »An unsers Königs Festen trinken sich die Fürsten von feurigem Weine dick, und zu denselben zieht der König Lustigmacher zu.« Hr. V. las unstreitig הֶחֱלוּ von חלה aegrotavit, und חמת calor aestus; behält also mit Recht die angenommene Leseart bey. Doch das מָשַׁךְ יָדוֹ scheint Rec. durch zuziehen zu schwach gegeben; es soll gewiß, wie Rosenmüller meint, durch jenes Ausstrecken oder Ergreifen der Hand das Betragen des betrunkenen Königs geschildert werden, der, wie Betrunkene zu thun pflegen, jenen Lustigmachern wechselweise die Hände reichte, und durch Freundschaftsversicherungen sich mit ihnen verbrüderte. V. 6. »Ihr Herz speyet Flammen wie ein Ofen aus, wenn sie in Meuterey zusammentreten: schläft dann, der sie in Glut gesetzt, die ganze lange Nacht, so brennt er selbst am Morgen wie eine lichterlohe Flamme.» Hr. Hofrath gibt hier eine kraftvolle Uebersetzung, ohne an den Lesearten des Textes etwas zu ändern. Mit Aurivillius behält er קֵרְבוּ bey »wenn sie zusammentreten in Meuterey (בְאָרְבָּם) so ist ihr Herz wie ein Ofen, sprüht Flammen (כַתַּנּוּר לִבָּם).

Ihr Bäcker (אֹפֵהֶם) der ihr Herz entflammte, das Haupt der Verschwörung. Schwerlich dürfte eine treuere Uebersetzung möglich seyn, ohne an dem Texte etwas zu ändern; wozu wir aber nicht berechtiget sind, da in Betreff des קֵרְבוּ keine Handschrift eine andere Leseart enthält, und auch der Chald. Aquila und Hieronymus so gelesen haben: in Ansehung des אֹפֵהֶם aber, zwar אֹפִיהֶם in einigen Handschriften vorkömmt, wo aber nach Michaelis das Jod aus dem dritten Stammbuchstaben He entstanden ist.

Assyrisches Exilium, den zehn Stämmen wegen ihrer mannichfaltigen Abweichungen von der mosaischen Konstitution geahnet. Bald nach 770 vor Chr. da Israel dem assyrischen Phul zinsbar worden war. K. 8, 1 bis 14. V. 2. »Mein Gott — so werden sie dann wimmern — wir sind ja deine Diener, Israel.« Hr. V. läßt ישׂראל an Ort und Stelle, da es wirklich keine Schwierigkeit verursachet, und also weder weggelassen werden darf, wie dieß die LXX und der Syrer thun, noch nach אלהי zu setzen ist. V. 4. »Ihr Silber und ihr Gold machten sie zu Götzen, um sich Vertilgung zuzuziehen.« יִכָּרֵת ist auf die Verehrer der Götzenbilder bezogen, und gewiß richtig, ohne daß es nöthig ist יִכָּרֵתוּ zu lesen; es kann hier eine Enallage der Person seyn, dergleichen so viele vorkommen. V. 5 und 6. »Abscheulich ist dein Kalb Samarien, mein Zorn (spricht Gott) brennt gegen solche Bilderdiener; wie lang wollt ihr euch nicht der Reinigkeit befleißen? Das Kalb ist Machwerk Israel's, des Künstlers Kunstgebilde, ein Gott der Phantasey; denn nur zum Feuern dient das Kalb Samariens. Der Hr. Hofrath wählt von זנח die Bedeutung rancidus fuit, corruptum odore fuit; mit زنخ und besonders سنخ verglichen; sie paßt nach der Meinung des Rec. ungleich besser, als die noch sonst versuchten, die alle einen äußerst gezwungenen und noch dazu matten Sinn geben, der zur Kraft des Ausdruckes, die sonst in diesen beyden Versen herrscht, sehr absticht. Daß übrigens an eine so gewaltsame Operation, wie sie Hubigant und nach ihm Dathe für nöthig hielten, das erste Glied nämlich des 5ten V. vor den 6ten V. zu stellen, gar nicht zu denken ist, zeigt der schöne und ungezwungene Zusammenhang, in welchem beyde Verse hier in der Uebersetzung stehen. »Das Kalb ist Machwerk Israels (מִיִּשְׂרָאֵל וְהוּא) des Künstlers Kunst-

gebilde (חָרָשׁ עָשָׂהוּ) ein Gott der Phantasey »וְלֹא אֱלֹהִים הוּא« eine in der Uebersetzung erlaubte glückliche Wendung von großer Wirkung. V. 10. »Immerhin verspend' es (Ephraim) sie an Heidenvölker, ich laß es nächstens (durch sie) greifen: schon gegenwärtig nimmt sein Wohlstand durch die Lasten des Königes der Fürsten ab.« Keine Ironie in den Worten: וַיָּחֵלּוּ מְּעַט מִמַּשָּׂא מֶלֶךְ שָׂרִים, wie Dathe und vor ihm Grotius meint; יָחֵלּוּ als II. Form von חלל in der Bedeutung anfangen und מעט als Infinitiv von מעט minui; jam incipiunt imminui. Der König der Fürsten ist der König der Assyrer.

Rüge zur Zeit eines Erndtefestes, mit beygemischten Betrachtungen über den tiefen Verfall des Reiches Israel. Bald nach 782 v. Chr. K. 9, 1—17. V. 2. (»des Vaterlandes) Tenn' und Kelter wird sie nicht ernähren, (sein) Most wird ihre Hoffnung täuschen.« Es ist hier vielleicht die Leseart בם statt בה ausgedrückt, die in einigen Manuscripten und in den alten Uebersetzungen erhalten ist; indessen könnte dieß auch geschehen, wenn die angenommene Leseart beybehalten würde, weil sich das בה auf Israel, als Volksversammlung beziehen oder wieder eine enallage personae hier seyn kann. V. 6. »Denn, sind sie fort, (הָלְכוּ) aus dem zerstörten Lande (מִשֹּׁד), so wird Aegypten fest sie halten, (תְּקַבְּצֵם) und Memphis sie begraben: Lusthäuser hohen Werthes (מַחְמַד לְכַסְפָּם) werden der Nessel Erbtheil seyn, und Dornen wachsen, wo sie wohnten.« Der H. Hfr. nimmt das מחמד לכספם (ל als nota genitivi) in der Bedeutung, in welcher es Hieronymus im Comment. nimmt; der Chaldäer: בית חמדת כספהון. V. 8. »Schaut in die Zukunft ein Prophet für Gottes Volk, für Ephraim, so legt man Schlingen ihm auf allen seinen Wegen; er erndtet Haß im Hause seines Gottes.« H. E. folgt hier der Auslegung des Liveleus und Drusius, welchen צֹפֶה und נביא zwey nominativi absoluti sind; der Sinn ist allerdings annehmbar, aber wichtig ist der Einwurf Rosenmüllers, daß es dann gewiß im Texte hieße: לְצֹפֶה אֶפְרַיִם u. s. f. Rec. gibt der Auslegung und Uebersetzung Dathe's den Vorzug, die freylich ganz entgegengesetzt, aber nichts desto weniger vielleicht noch besser in den Context paßt. צֹפֶה nämlich heißt ihm hier: aliorum au-

xilia requirere; עִם praeter (Ps. 73, 25) נביא propheta falsus. Er übersetzt also: Ephraimitae praeter Deum alia auxilia spectant, prophetae falsi illis ubique insidiantur, animo (in Deum) infensissimo sunt in templo idolorum suorum. So auch Gesenius: Ephraim schaut (nach Orakeln) aus neben meinem Gott.

Ueber die Verdorbenheit und bevorstehende Bestrafung Israels, etwa um das J. 740 v. Chr. K. 10, 1—15. V. 1. »Ein Weinstock blatt- und rankenreich ward Israel.« גֶּפֶן בֹּקֵק verglichen mit بقّ viele Kinder haben. V. 5. »Bey Beth Awens Rindern werden Schutz Samariens Bewohner suchen.« Im Texte steht zwar לְעֶגְלוֹת, wofür Dathe לְעֶגְלַת zu lesen empfiehlt, weil in Bethel nur ein Kalb verehret wurde, und im folgenden auch nur von einem die Rede ist. Doch auch ohne die Leseart zu ändern, kann das Wort von einem Kalbe verstanden werden, wenn man die vielfache Zahl, wie Aurivillius hier für eine emphatische hält, die den Abscheu des Propheten anzeigen soll; und die folgende Suffixe auf Bethawen bezieht. גּוּר nimmt der Verf. in der Bedeutung fürchten, verehren, also auch Schutz suchen; wogegen aber Rosenmüller gründlich einwirft, daß es dann immer mit מ construirt wird. Rec. würde עֶגְלוֹת lieber in der einfachen Zahl übersetzen, und יָגוּרוּ in der Bedeutung fürchten. V. 9. »Aerger hast du dich vergangen Israel, als einst zu Gebea (מִימֵי הַגִּבְעָה חָטָאתָ יִשְׂרָאֵל) damals kam noch Ephraim davon (שָׁם עָמָדוּ) ihm brachte nicht den Untergang der Kampf zu Gibea. (לֹא תַשִּׂיגֵם בַּגִּבְעָה מִלְחָמָה) V. 10. »Nun aber fall ich über die Nichtswürd'gen her in meiner Wuth (עַל בְּנֵי עַלְוָה בְּאַוָּתִי) um sie zu züchtigen (וְאֶסֳּרֵם) fremde Nationen sollen gegen sie versammelt werden (וְאֻסְּפוּ עֲלֵיהֶם עַמִּים) sie an der Rinder beyde Seile anzubinden (בְּאָסְרָם לִשְׁתֵּי עוֹנֹתָם).« Der Verf. schickt dieser Uebersetzung folgende Erklärung voran. »Durch lange fortgesetzte Verschuldungen bereitete sich Ephraim dieses schreckliche Schicksal. Schon in alten Zeiten hafteten grobe Vergehungen auf ihm. Als Strafe dafür zog es einst in der Schlacht mit

den Benjaminiten den Kürzern: aber mit dieser zweymaligen Niederlage war sie auch abgebüßt, und Ephraim besiegte nun Benjamin am dritten Tag. 'Nun aber sind die Verschuldungen so angehäuft, daß gänzlicher Untergang ohne Verschonung erfolgen muß.« Unter den vielen zum Theil äußerst gezwungenen und spielenden Auslegungen und Uebersetzungen dieser zwey schweren Verse, nimmt diese des H. Hfr. gewiß einen sehr ehrenvollen Platz ein. V. 13. »Ihr aber pflügtet Böses, grobe Missethaten ein, ihr habt geerntet und genossen, was aus Götzendienst erwuchs. Denn eure Hoffnung setztet ihr auf eure Wagen, auf eure vielen Helden.« Der H. Hfr. liest statt בְּדַרְכְּךָ auf eure Handlungsweise, den Götzendienst nämlich, בְּרִכְבְּךָ; so auch die LXX denen Dathe folgt.

Ueber das undankbare Benehmen Israels und seine Folgen. Zwischen 776 — 771 v. Chr. K. 11, 1 — 11. V. 2. »Sobald es Götter riefen verließ es meine Seite.« מִפְּנֵי הֵם mit den LXX statt מִפְּנֵיהֶם Es ist hier wohl schwer zu entscheiden, ob es besser sey, die angenommene Leseart beyzubehalten, oder den LXX zu folgen. Beydes gibt guten Sinn, aber nur dann, wenn einiges supplirt wird. Im ersten Falle muß nämlich nach קָרְאוּ prophetae, im zweyten idola oder baalim als Nominativ substituirt werden. V. 4. »Durch sanfte Banden sucht ich es an mich zu ziehen, durch Fesseln zarter Liebe: ich nahm das Band von seinen Backen weg, und neigte mich hinab, und legt ihm Essen vor.« V. 5. Es soll nun wieder nach Aegyptenland, und ein Assyrer soll sein König werden, weil es sich weigert umzukehren. »Statt כִּמְרִימֵי liest der Verf. mit dem Syr. Chald. und der Vulg. כִּמְרִים und statt לֹא mit den LXX לוֹ. Diese kleine Veränderung der Leseart, welche kein unwichtiges Ansehen der alten Uebersetzungen für sich hat, entfernet alle Schwierigkeiten, und macht alle andern gezwungenen Auslegungen und Substitutionen unnöthig. V. 6. »Es soll das Schwert in seinen Städten wüthen und seine Obern würgen und (die Parteyenhaufen) soll's ob ihres Treibens מִמֹּעֲצוֹתֵיהֶם fressen.« בַּדָּיו seine Riegeln im tropischen Sinn; Starke, Mächtige. V. 7. »Mein Volk — hartnäckig fährt es fort, mir abgeneigt zu seyn; und ruft man es zu edlerem Benehmen, so wird doch keiner besser.« Der Verf. nimmt תְּלוּאִים in der Bedeutung suspensi, defixi; das Suffix an מְשׁוּבָתִי passiv: Abneigung vor mir; unter עַל versteht er

superna, coelestia, wie Rosenmüller; nur allgemeiner: edleres Benehmen. ירומם reciprok; sich erheben im moralischen Sinn: es erhebt sich nicht aus seiner moralischen Versunkenheit, wird nicht besser. Eine Uebersetzung, die eben so viele, und weil man bey ihr kein im Texte nicht befindliches Wort beyzusetzen hat, wohl noch mehr Gründe der Richtigkeit für sich hat, als die sonst versuchten. V. 9. »Der Hitze meines Zorns will ich nicht folgen, ich will nicht strafen durch Vernichtung Ephraims: denn ich bin Gott, kein menschlich Wesen deiner Art; ich bin ein Heiliger und handle nicht im Grimm«. (ולא אבוא בעיר Der H. Hfr. gibt hier der Erklärung Schröders seinen Beyfall, dem עיר heftiger Zorn, Grimm ist, von עיר غار wallen, brausen, sieden; und Rec. ist ganz mit ihm einverstanden, obschon Gesenius diese Vergleichung im Allgemeinen gänzlich verwirft. Hr. Rosenmüller gibt zu, daß nicht abzusehen ist, wie hier von Jerusalem (auch H. M. behauptet עיר heiße hier Jerusalem, die Stadt κατ' ἐξοχην) die Rede seyn könne, da die ganze Rede auf die Ephraimiten geht; aber er entscheide nichts. Die Erklärung Lowth's, die Rosenmüller besonders heraushebt, ist wohl scharfsinnig, aber ohne der Gelehrsamkeit und dem Ruhme des Mannes nahe treten zu wollen, findet Rec. den aus ihr hervorgehenden Sinn sehr matt. Das לא אבוא בעיר ist nämlich nach Lowth parallel und synonym dem לא איש im vorhergehenden Gliede; אבוא ist frequentativ; ich pflege hinein zu gehen in die Stadt, d. i. hier: ich bin kein Städtebewohner. Der Gegensatz der Glieder ist also: ich bin Gott, kein Mensch — ich bin Gott, der bey dir wohnt, aber auf eine außerordentliche Weise, nicht in einer Stadt. Man vergleiche die Uebersetzung des H. Hfr. und urtheile.

Bußermahnung an Israel und Juda. Zwischen 783—771. K. 12, 1—7. V. 1. »Mit Heucheley umzieht mich Ephraim, und Israel mit Gleißnerey, und gegen Gott und ihn, den treuen Heiligen, beträgt sich Juda unaufhörlich wankelmüthig.« רד verglichen mit راد nach Schröder umherirren, umherschweifen; so auch Gesenius; der aber auch auf die andern Erklärungen Rosenmüllers verweiset, welcher für die Meinung eingenommen ist, daß Juda in diesem Verse gelobt, nicht getadelt werde. ויהודה עוד רד עם־אל soll also heißen: Juda adhuc dominatur cum Deo vel vult cum Deo. Die Ueberse-

tzung dieser Worte hängt von der Erklärung des Verses ab; Rec. hält jene des H. Hfr. für die richtigere. Ein so unbedingtes auffallendes Lob, als hier nach mancher Ausleger Meinung für Juda ausgesprochen würde, hatte es aus dem Munde unsers Propheten kaum verdient, selbst wenn er die Regierungen der besseren Könige im Sinne gehabt hätte; dann spricht ja der dritte Vers offenbar für Tadel Judas. V. 4. Die Fersen schlug im Mutterleibe Jakob seinem Bruder unter, und kämpfte kühn mit Gott.« Der Verf. gehört zur Partey jener Ausleger, die Jakob vom Propheten hier tadeln lassen. »Zuerst (sagt er in der diesem Abschnitte von V. 1 — 7 vorangeschickten Erklärung) stellt er ihnen (dem Reich der zehn Stämme und Juda) ihre Gebrechen unter die Augen; darauf ermahnet er sie zur Sinnesänderung nach dem Beyspiele ihres gemeinschaftlichen Stammherrn Jakob, der (abgesehen von seiner heintückischen Behandlung seines Bruders) einst vermessen genug gewesen sey, mit einem höheren Wesen zu ringen: aber bald das Vermessene seines Benehmens anerkannt, und das höhere Wesen um Begnadigung angefleht habe. Sie sey ihm wiederfahren, obgleich Jehova Zebaoth es gewesen sey, mit dem er kühn gerungen habe.« Er nimmt also nach dem Beyspiele vieler seiner gelehrten Vorgänger das Wort עקב im bösen Sinne: supplantavit; dagegen Rosenmüller: calcem tenuit; alles zum Lobe Jakobs oder Jehovens, der ihn so auffallend begünstigte. Da alle alten Ausleger, jüdische und christliche den Sinn so auffassen, daß in diesen Stellen die Jakobiten ermahnt werden, zur Verehrung des wahren Gottes zurückzukehren, und in die Fußstapfen ihres Stammvaters Jakob zu treten, dessen Vertrauen auf Gott, und Gottes Gnade gegen ihn, der Prophet ihnen in diesem Rückblicke auf Jakobs Geschichte vor Augen legt, so glaubt Rec., daß es wohl räthlicher sey, dieser Meinung beyzupflichten, die durch H. Lackenmachers Erklärung neues Gewicht erhalten hat. Nach ihm wird Jakobs Beyspiel in doppelter Hinsicht aufgestellt; einmal, um zu zeigen, das Reich Israel habe in sich selbst Kraft genug, und bedürfe keiner fremden Hülfe, wenn es nur auf Jehova vertrauen wolle; dies werde durch Jakobs doppelten Kampf angedeutet; dann: Israel habe sehr übel gethan gerade in Bethel Götzendienst einzuführen, wo sich Gott dem Vater seines Volks geoffenbaret hat; auf dieses weise jene außerordentliche Erscheinung, die Jakob zu Bethel zu Theil geworden ist. V. 5. »Mit einem höhern Wesen rang er überlegen, und weinend flehte er zu ihm (um Gnade) und fand es dann zu Bethel, und ging daselbst vertraulich mit ihm um.« Hr. Hfr. liest mit den LXX und dem Syr. עמו statt עִמָּנוּ;

auch Rec. findet es zweckmäßiger diese kleine Veränderung, für die doch Autorität spricht, vorzunehmen, als zu so gezwungenen Erklärungen als die versuchten sind, seine Zuflucht zu nehmen.

Gegen die selbstsüchtige Sicherheit des Reichs der zehn Stämme. c. 783 vor Chr. 8 bis 12. V. 8. »Der Cananiter hält in seiner Hand verfälschte Wage, er liebt Betrügerey: V. 9 und (ihm entgegen) rühmt sich Ephraim: auch ich bin reich geworden, ich habe Schätze mir erworben, und mein ganzes Gut weiß nichts von Missethat, von nichts, das Sünde wäre.« Glücklich ist die Schwierigkeit durch diese Uebersetzung gehoben, die sonst das כְּנַעַן macht, und dieser Vers mit dem folgenden in die ungezwungendste Verbindung gebracht. V. 12. »Da dennoch Gilead ein Gräuelland geworden, so wird's gewiß Zerstörung treffen.« Hr. Hofrath gibt hier שָׁוְא mit Zerstörung, welche es wohl dem Sinne nach hier bedeutet, das הָיוּ nimmt er im Futurum, da er meint, diese Rede setze die noch fortdauernde Macht des Reichs, die es unter Jeroboam II. errungen hatte, voraus, und könne also nicht lange nach des Königs Tod gehalten worden seyn.

Ueber den Unterschied zwischen Jakob und seinen Nachkommen, ungewiß in welchem Jahre. 13 bis 15. V. 15. »Bittern Unmuth macht' ihm Ephraim! Was sie verschuldet, wird er über sie verhängen.« וְדָמָיו עָלָיו יִטּוֹשׁ »sein Blut wird er ihn über lassen.« Nach Rosenmüller: er wird zulassen, daß er in der Schuld und Strafwürdigkeit verbleibe, er soll von der Furcht der Rache und Strafe nicht befreyet werden. Es ist wohl nicht nöthig, diese drey Verse als einen für sich bestehenden Ausspruch anzusehen, wie der Hr Hofr. thut; dergleichen Episoden, wie die von 8 bis 13 sind nicht ungewöhnlich

Unausbleiblicher Untergang Israels, etwa kurz vor 758 vor Chr. K. 13, 1 bis 15. V. 5. »Ich weidete dich in der Wüste, im wasserleeren Lande.« Hr. Verfasser ließ mit den LXX רְעִיתִיךָ statt יְדַעְתִּיךָ Da die angenommene Leseart erst einer mühesamen und doch keineswegs genugthuenden Auslegung bedarf, jene der LXX aber einen schönen Tropus herstellt, der noch dazu im sechsten Vers fortgesetzt wird, und überhaupt im ganzen Kapitel Dichtersprache herrscht, so hält es Rec. für Aengstlichkeit, die angenommene Leseart beyzubehalten. V. 15. »Zwar unter seinen Brüdern blüht Ephraim.« יַפְרִיא von פרה mit Anspielung auf אֶפְרַיִם im zwölften Vers.

Die Besserung Israels und dessen neue Begna-

digung, zwischen 782 bis 771. K. 14, 1 bis 10. V. 3, »und nimm es gnädig an, wenn dir wir unserer Lippen Opfer bringen.« Es ist hier schwer zu errathen, ob der Hr. Hofr. פְּרִי statt פָּרִים gelesen, oder wie Rosenmüller vor שְׂפָתֵינוּ die Präfixe ב verstanden hat; der Sinn bleibt ganz der nämliche. V. 8. »In seinem erquickenden Schatten werden sie wohnen.« Der Hr. Hofrath scheint in יָשֻׁבוּ wie Rosenmüller die Bedeutung von יָשַׁב zu entlehnen, weil er יָשֻׁבוּ יֹשְׁבֵי geradeweg — werden sie wohnen übersetzt. Das Suffix in בְצִלּוֹ bezieht er auf den Libanon; Hr. Rosenmüller auf Israel. Ihm sind das Subject die Israeliten, diesem die fremden Völker, so sich in Israels Schutz begeben werden. Den ganzen Inhalt und Zusammenhang des Ausspruches zu Rathe gezogen, scheint Rec. die Ansicht des Hrn. Verfassers die richtigere zu seyn. V. 9. »Was für Gemeinschaft möchte mir noch Ephraim mit Göttern haben? Ich züchtigte (עִנִּיתִי statt עָנִיתִי) ich fiel es feindlich an« (וַאֲשׁוּרֶנּוּ אֲנִי); also שׁוּר in der Bedeutung auflauern, was sich freylich zu (עָנִיתִי schickt; aber auch die Bedeutung gnädig ansehen, schickte sich als Gegensatz recht gut).

Jesaias und seine prophetischen Zeitgenossen, (die frühern und spätern). Jesaias Bestimmung zum Propheten des Reiches Juda. 753 vor Chr. Die Uebersetzung Jesaias beginnt mit K. 6, 1 bis 13, als dem ersten von dem Propheten herausgegebenen Stücke, in welchem er sein Inauguralgesicht erzählt. Der Hr. Hofrath setzt diese Bestimmung Jesaiä zum Propheten in das Todesjahr Ussiä; nur soll die poetische Darstellung derselben später abgefaßt worden seyn. Jahes Hypothese, daß der Name Jotham K. 6, 1 in Ussia verwandelt worden sey, scheint seinen Beyfall nicht erhalten zu haben. V. 5, übersetzt Hr. Eichhorn. »O weh mir, sprach ich, ich bin des Todes« (נִדְמֵיתִי) merkt aber an, daß auch übersetzt werden könne: weh mir, sprach ich, daß ich verstummen muß. (נִדְמֵתִי) V. 8, »wer wird uns gehen« wird לָנוּ beybehalten, obschon es der Syr. aus läßt, der Chald. und die LXX anders gelesen zu haben scheinen. V. 10. »Blöd werden seyn die Sinnen dieses Volkes, und seine Ohren taub, und seine Augen blind, so daß es nichts mit seinen Augen sieht, und nichts mit seinen Ohren hört, mit seinen Sinnen nichts begreift; und nicht genesen kann.« Hier

wird, die bey der Auslegung der Propheten so wichtige Regel in den Note erwähnt, daß die Zeitwörter, welche eine Handlung des Propheten ausdrücken, von dem was der Erfolg ihrer Rede seyn wird, zu verstehen seyen. V. 13. »Doch so wie von entlaubten Eichen oder Therebynthen der Stamm vorhanden bleibt.« Der Herr Hofr., auch das Dunkle des grammatikalischen Sinnes dieser Stelle fühlend, supplirt vor כאלה die Uebergangspartikel כִּי אִם — שַׁלֶּכֶת ist als Participal-Nennwort im aktiven Sinn genommen, vom Baume der im Winter selbst seine Blätter abwirft, gebraucht.

Strafrede an ein scheinheiliges, lasterhaftes Volk. Aus unbekanntem Zeitalter, vielleicht des Jesaias zwischen 758 bis 710. K. 29, 9 bis 24. Die Art der Ausführung, sagt der Hr. Hofr., scheint zu verrathen, daß die Rede vor der Einflechtung auswärtiger Völker in die israelitischen Angelegenheiten gehalten worden. — Es ist schwer zu errathen, worin denn das Eigenthümliche der Ausführung liegt, das der Hr. Hofrath jene Meinung wahrscheinlich macht. Rec. betrachtet K. 28 bis 32 oder 29 bis 33 als ein Stück, in welchem der Prophet von dem Einfalle Sancheribs, von der schrecklichen Lage des Volkes während desselben, von der unerwarteten Rettung mit häufig eingestreuten Vorwürfen, Drohungen und Verheißungen handelt. In der Schreibart, in der Sprache, im Ideengange und der ganzen Anlage dieses Stückes liegt nichts, was uns berechtigte es unserm Propheten abzusprechen oder so weit zurückzusetzen.

V. 10. »Denn einen Geist der Schlafsucht hat Jehova über euch ergossen, und eure Augen zugedrückt, und eure Häupter eingehüllt.« Die Wörter הנביאים und החזים sind nach Koppes Conjectur, daß sie Glossen sind, in der Uebersetzung vernachläßiget. Wirklich wird so der Schwierigkeit, die Grammatik, Sinn und poetischer Parallelismus in dieser Stelle verursachen, am besten ausgewichen. Hr. Rosenmüller sucht jene Wörter dadurch dem Texte zu erhalten, daß er sie im Vokativ zu übersetzen, oder für synonym oder חזים für ein Epitheton der Führer des Volkes zu halten räth; lauter Mittel, die Koppes Vermuthung zu rechtfertigen scheinen.

V. 22. »Dann wird sich, spricht daher Jehova, der Jakobiten Gott, der Abraham beschützte, dann wird sich Jakob nicht mehr schämen, dann wird sein Angesicht nicht mehr erblassen.« Hr. Hofr. E. liest mit Lowth אֵל־בֵּית statt אֶל־בֵּית; doch, wie Rosenmüller bemerkt, spricht für diese Aenderung keine alte Uebersetzung; auch gibt die angenommene Leseart einen guten Sinn. פדה ist hier mit beschützen gegeben: wie Rec. scheint,

ein wenig unbestimmt; die Bedeutung befreyen, erlösen sagt ungleich mehr, und bezeichnet den Gedanken richtiger. Die Leseart יֶחֱוָרוּ sie werden weiß, blaß werden, gegen die von Secker vorgeschlagene יחפרו von Rosenmüller gründlich vertheidiget, behält der Hr. Hofrath bey.

Jesaias Strafrede an die üppigen Städte von Juda, aus einem unbekannten Jahre zwischen 758 bis 710. vor Chr. K. 32, 9 bis 20. Diese Pericope wird vom Hrn. Verfasser zwar dem Jesaia zugestanden, doch soll auch sie in eine Zeit vor der Einflechtung auswärtiger Völker in die israelitischen Angelegenheiten fallen. Unter den stolzen Frauen und sorglosen Töchtern V. 9 versteht der Hr. Verf. mit Grotius, Döderlein, Rosenmüller Städte, nicht wie Koppe und Michaelis Sionitinnen und Samariterinnen. V. 12 liest Eichhorn ספדו statt ספדים; »und schlagt an eure Brust.« Er scheint also zu vermuthen daß ספד ursprünglich das Schlagen auf Brust und Arme als Zeichen der Traurigkeit angezeigt habe; allein es gibt keine Stelle, welche zu dieser Vermuthung berechtigte. Rec., obschon die Leseart שָׂדִים statt שָׁדַיִם kein Zeugniß eines alten Uebersetzers für sich hat, ist doch der Meinung, die Gesenius vertheidiget, daß nämlich שָׂדִים zu lesen sey; sie dringt sich, wenn man den Zusammenhang berücksichtet, unwillkürlich auf. Freylich ist dieß nach den Regeln der Kritik kein hinlänglicher Beweis; indessen, wenn alle Versuche, die schwere Leseart zu entziffern scheitern, wie dieß nach dem Gefühle des Rec. hier der Fall ist, so ist Conjektur erlaubt, besonders wenn sie eine so kleine Veränderung betrifft, wie hier der Fall ist. Daß שָׁדַיִם hier Aecker bedeute, und so gebraucht sey wie υθαρ αρουρης beym Homer, was Dathe glaubt, oder daß durch Brüste hier säugende Mütter verstanden werden, wofür sich Vitringa erklärt, kann Rec., der allem zu sehr Gesuchten abhold ist, unmöglich beystimmen. V. 13. »Ueber meinem Vaterlande werden Dorngesträuch' und Dornen wachsen, Nesseln über allen Prachtgebäuden, über ihr, der freudenreichen Stadt.« Der Hr. Verf. folgt hier Michaelis etymologischer Ableitung des Wortes קֹץ der es von قوي brennen, einbrennen, ableitet, und Brennessel übersetzt. Allerdings bekömmt diese Bedeutung dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die Araber die Nessel بنت النار Tochter des Feuers heißen; aber Rec. möchte קֹץ hier doch lieber für eine

Bekräftigungspartikel halten. מְשׂוֹשׂ verbindet der Hr. Hofr. nicht mit עִיר עַלִּיזָה, folgt also den Masorethen. V. 19. »Stürzen Wälder nieder, und werden Städte Ebenen gleich gemacht.« Es wird aus dieser Uebersetzung der dunkeln Stelle nicht ganz deutlich, ob der Hr. Hofr. nach Seckers Conjektur וירד statt וברד gelesen habe, für welche Leseart nach Lowth ein Manuscript, und nach Koppe der Parallelismus spricht. Da die versuchten Erklärungen der angenommenen Leseart zu erkünstelt sind, so würde auch Rec. lieber וירד lesen, und die Stelle vom Untergange des assyrischen Reiches verstehen.

Ueber die mißliche Lage des Reiches um die Zeit da Jotham starb, etwa 742 vor Chr. K. 2, 5 bis 21. V. 6. »Denn du, Jehova, hast dein Volk die Enkel Jakobs jetzt verlassen, weil sie ins Morgenland verliebt, und wie Philister Tausendkünstler wurden, und Sitten fremder Völker ihren Beyfall gaben.« Wahrscheinlich hat der Hr. Hofrath für נָטַשְׁתָּה mit Hubigant gelesen נָטַשְׁתָּ יָהּ du o Jehova hast verlassen! מָלְאוּ sie sind voll, hier sehr passend verliebt. קדם vom Ort, nicht von der Zeit: also Orient, metonymisch für Orientaler, und ihre abergläubischen Künste. עֹנְנִים eben das, was מְעֹנְנִים Gaukler. וּבְיַלְדֵי נָכְרִים יַשְׂפִּיקוּ ist umschreibend doch treffend übersetzt. Die ילדי נכרים so wie bey Rosenmüller für gleich bedeutend mit בני נכרים auswärtige Völker genommen.

Jesaias gegen das Bündniß mit Assyrien an Achas, im Jahre 741 vor Chr. K. 7, 1 bis 25. V. 8. »Damaskus bleibt das Haupt von Syrien, und Rezin von Damaskus; Samarien bleibt das Haupt von Ephraim und von Samarien Remaljah's Sohn! Glaubt ihr dem nicht, so seyd ihr nicht zu retten.« Die ganze Zeitbestimmung: וּבְעוֹד שִׁשִּׁים וְחָמֵשׁ שָׁנָה יֵחַת אֶפְרַיִם מֵעָם ist weggelassen, da sie der Hr. Hofr., wie aus seiner Einleitung bekannt, für eine Interpolation hält. V. 14. »So gibt euch denn der Herr von selbst die nähere Bezeichnung: (אוֹת) empfinge diese Jungfrau und gebäre einen Sohn, so würde sie Immanuel (Gott war mit uns) ihn nennen. V. 15. »Doch würd' er sich mit Milch und Honig nähren müssen, bis er das Böse zu verwerfen, und das Gute zu erwählen lernte; V. 16 »und ehe noch der Knabe Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen lernte; so würde schon das Land verlassen seyn, vor dessen beyden Königen du bebst.« Bey den

Ansichten des Hrn. Verfassers von Propheten und Prophezeyungen, kann es nicht befremden, ihn sich blos mit dem historischen subjectiven Sinn dieser Stelle beschäftigen zu sehen. Wir können seiner Erklärung ohne Anstand Beyfall geben, da sie einen zweyten höheren objectiven Sinn des Ausspruches keineswegs ausschließt. Der Wichtigkeit jener Stelle wegen, wollen wir sie ihn selbst erläutern, und seine Uebersetzung rechtfertigen lassen. Der Prophet, sagt er, macht einen Knaben, dessen Empfängniß in demselben Augenblicke er sich als möglich denkt, zum Sinnbilde des Reiches Juda, und hängt in seinen Namen, und in die Schicksale seiner Lebensjahre die Schicksale seines Vaterlandes. Empfing' jetzt diese Jungfrau und gebäre einen Sohn, so würde sie Emmanuel (Gott war mit uns) ihn nennen. Den Thron, den Rezin und Phekah umzustürzen drohen, werden sie nicht umstürzen. Das Reich, das sie zu theilen denken, werden sie nicht theilen, den Unterkönig welchen sie setzen wollen, werden sie nicht setzen. In kurzer Zeit wird das Reich durch seine bisherigen Vertheidigungsanstalten gerettet seyn. Empfinge also eine Jungfrau diesen Augenblick einen Knaben zum Sinnbild seines Vaterlandes: er würde den genossenen Schutz des Landes, dessen Bild er wäre, zur angenehmen Erinnerung im Namen tragen, und die Mutter würde ihren Säugling nennen können, wie das Land um jene Zeit sagen müßte, Gott war mit uns! Nur leider! legt sich nie ein Sturm ohne Spuren seines Ungestümes zurückzulassen: wie könnte es der Sturm der Feinde Judas? Ohne blutige Kämpfe und große Verheerung des Landes ließ sich der Krieg nicht endigen. Diese schauerlichen Folgen desselben liegen dem Propheten vor Augen. Die junge Mannschaft ist getödtet, das Land verödet, das Feld verwildert; Ackerbau und Weinbau liegen. Das Land ist eine große Trift voll Heerden; die Hügel, wo sonst Reben standen, sind ein großer Wald von dicht verschlungenem Gesträuch voll wilder Bienen. Von Bienen und von Heerden, von ihrer Milch und ihrem Honig muß nun jeder leben, und statt des Weines, den süßen Saft der Palm- und Feigenbäume trinken. Auch des Knaben Nahrung wäre ein Bild von seinem weit und breit verheertem Vaterlande: von Milch und Honig müßt' er leben, bis er das Böse zu verwerfen, und das Gute zu erwählen lernte. Aber wird Jehova sein Schutzland ungestraft verwüsten, und seine Schutzgenossen ungestraft erwürgen lassen? Die Rache eilt, noch ehe der Knabe ganz erwachsen ist, und mit Ueberlegung handelt, wird das Land der Feinde Syrien und Samarien, von Assyrien erobert und in Besitz genommen seyn. V. 17, sind die Schlußworte des Verses את מֶלֶךְ אַשּׁוּר als vermeintliche Glosse ausgelassen.

Die Sicherheit des Reiches Juda zur Zeit der Angriffe der verbündeten Könige Razin und Phetach ungefähr um das J. 741 v. Chr. K. 8, 9—9, 6. V. 20. »Und stimmen sie in Antwort und Vorherverkündigung nicht überein mit diesem Spruch, in dem kein Falsch zu finden ist.« Unter vielen erkünstelten Uebersetzungen dieses Verses, mag auch diese ihre Stelle behaupten. Rec. stimmt Rosenmüller'n bey, der die Uebersetzung des Hieronymus: ad legem magis et testimonium! billiget, und allenfalls דִּרְשׁוּ zu suppliren räth. Weiters: quod si non dixerint juxta verbum hoc, non erit eis matutina lux (veritatis). Diese Uebersetzung paßt vortrefflich in den Zusammenhang, ohne daß es nöthig ist, dem שַׁחַר erst eine hier anwendbare neue Bedeutung zu schaffen. V. 21. »So werden sie einst tief gebeugt und hungerig das Vaterland durchirren.« Der H. Hfr. scheint hier das רָעֵב, welches Michaelis und Dathe timidus übersetzen (vergl. رَعِبَ) im eigentlichen Sinn zu nehmen; dagegen versteht Rosenmüller darunter: hoffnungstrostlos, hungrig nach Trost und Hülfe; vergl. Ps. 107, 4, 5. Amos K. 8, 11. K. 9, 4. »als jeder zitternd in die Rüstung fuhr: in Blut ward jedes Nachtgewand gewälzt, und dann verbrannt als Feuer-Nahrung,« Das schwierige סְאוֹן wird Rüstung übersetzt, nach dem Aramäischen, wo es calceus, ocrea, caliga heißt. בְּרַעַשׁ zitternd; dagegen Rosenmüller: mit Geräusch, das nämlich die mit Eisen beschlagenen Rüstungen der Soldaten beym Anziehen verursachten. Der H. Hfr. versteht das Gesagte mehr von den erschrockenen Midianitern; Rosenmüller von den sich zum Kampfe rüstenden Streitern des Gideon. Dem Zusammenhange gemaß, scheint des H. Hfr. Erklärung den Vorzug zu verdienen. V. 5. »Denn ein Prinz (יֶלֶד) wird uns geboren, ein Königssohn wird uns beschert, der das Herrscherzeichen (הַמִּשְׂרָה der königliche Mantel, der Jon. 3, 6. אַדֶּרֶת heißt), auf der Schulter trägt; sein Name heißt: ein wunderweiser Rather, ein Gott als Held, ein Vater vieler Kinder (אֲבִי עַד viel besser nach Jahn Vater des Vaterlandes; עַד so wie עוֹלָם lange Zeit; Zeitalter hier also Vater langer Zeit, oder seiner Zeit, seines Zeitalters). Der H. Hfr. hat es auch hier wieder bloß mit dem buchstäblichen, historischen Sinne zu thun. Und diese Triumphe zur Wiederherstellung ihrer Freyheit (sagt er in seiner Erläuterung)

verdankt die Nation einem Fürsten, der im Frieden durch Weisheit und Gerechtigkeit, und im Kriege durch Tapferkeit und Heldenmuth gleich groß ist; ihn stellt die Eifersucht Jehovens gegen andere Völker, die zu seiner Verkleinerung nicht immer seiner Schutznation überlegen bleiben sollen, auf.

Die Schicksale der Reiche Syrien, Israel und Juda, durch die Assyrier, etwa im J. 740 v. Chr. K. 8, 1—8. H. Hfr. hält diesen Ausspruch für später als jenen K. 8, 9—9, 6. Der Prophet soll durch ihn seine Warnungen gegen ein Bündniß mit den Assyriern, und seine Vorhersagungen über die Schicksale der Reiche in Vorderasien, nun erst zur Kenntniß des Volkes bringen wollen, da er sich vorher nur gegen die Räthe des Achas geäußert hatte. Um sich aber einmal auf seine Aussprüche in dieser Hinsicht berufen zu können, bringt er sie in bleibende Denkmale, dergleichen die Tafeln und der symbolische Name seines Sohnes seyn sollten.

Gegen die übermüthigen Räthe des Königs Achas und die moralische Sicherheit des Volkes, nach dem gegen Rezin und Phekah geendigten Krieg, etwa ums J. 739 v. Chr. K. 2, 22—3, 11.

Verweis an ein habsüchtiges und tyrannisches Landescollegium, etwa bald nach dem J. 738 v. Chr. K. 3, 12—15.

Die Folgen des Bündnisses mit Assyrien, etwa bald nach dem J. 738 v. Chr. K. 3, 16—4 16. Der H. Hfr. versteht alles, was bis V. 24 von dem Uebermuth der Frauen gesagt wird im allegorischen Sinn von Jerusalem und andern Städten von Juda. Die Allegorie, sagt er, stellt die Töchter Zions dar, wie sie nach und nach rein ausgeplündert, und zum Hohn und Gelächter hingestellt werden. Mit Recht erklärt sich dagegen Rosenmüller, der, daß alles im eigentlichen Sinne zu verstehen sey, behauptet.

Jesaias Betrachtungen bey dem Untergange des Staates Syrien durch Tiglat Pileser, etwa 738 v. Chr. K. 17, 1—11. V. 2. »Verlassen sind die Städte Aroers.« H. Hfr. versteht unter Aroer Cölesyrien, womit auch Rosenmüller übereinstimmt, der meint, daß hier ein Landstrich des Damascenischen Syriens zu verstehen sey. V. 9. »dann erst, wenn Jakobs feste Städte verlassen sind, wie einst das Land der Amoräer und Chiväer, das sie vor Israel verließen; wenn es so öde ist.« Der H. Hfr. liest mit den LXX הָאֱמֹרִי und הַחִוִּי statt הַחֹרֶשׁ וְהָאָמִיר; die Uebersetzungen und Erklärungen der angenommenen Leseart sind alle äußerst spielend, und selbst jene

alten Ausleger, die sie beybehielten, verstanden die Stelle von der Begebenheit, auf welche sie die LXX deuten.

Ueber die künftigen harten Schicksale des Reiches Israel durch die Assyrer, zwischen 738—729 v. Chr. K. 9, 7—10, 4. Der vierzehnte Vers des 9ten K. ist als Glossem ganz weggelassen. V. 16. »Es kann daher der Herr nicht mehr an seiner jungen Mannschaft Freude haben.« Hr. Mahe bemerkt zum Worte שָׂמַח (von Schultens und Tingstadius mit سمح liberalis fuit, benefecit, clemens fuit verglichen) daß es in einigen Stellen des a. T. eine specielle Freude anzeigt. In dieser Stelle soll die Gnade, Güte Gottes in שמח vorherrschen, da ohne seine Güte keine Freude dem Menschen zu Theil wird. Eine Bemerkung, die in Stellen, wo von Gottes Freude die Rede ist, allezeit eine treffliche Anwendung finden wird.

Jesaias über das Verhältniß Jehovas zum Reiche Juda, etwa um das J. 734 v. Chr. K. 4, 1—30. Der Verf. theilt dies Stück in zwey Theile, davon der erste 1—6 die Aufschrift hat: der ausgeartete Weinberg; — der andere 7—30 Anwendung der Parabel überschrieben ist. V. 2. »Er grub ihn um, und reinigt ihn von Steinen.« עזק ἁπαξ λεγ. in der Bedeutung einen steinigten Boden umgraben عزق; auch Gesenius läßt dem Worte diese Bedeutung: doch Rosenmüller will ihm lieber die ältere: umzäunen, lassen; weil im fünften Verse des Zaunes Meldung geschieht. Soll ein solcher Grund gelten, so spräche ein noch stärkerer für die Bedeutung umgraben, da unmittelbar darauf וַיְסַקְּלֵהוּ er reinigte ihn von Steinen (die er nämlich ausgrub), folgt. V. 30. »Die werden toben gegen dieses Volk an jenen Tagen, wie das ungestüme Meer, und wer in dieses Land blickt, sieht bange Finsterniß: kein Lichtstrahl fällt in seine Kammern.« Der Verf. nimmt das עֲרִיפִים noch in der Bedeutung: conclave, adytum, wie es in Simonis vorkömmt mit غُرْفَة verglichen. Da die Bedeutung dieses Wortes, troß aller Bemühungen, noch so ungewiß ist, läßt sich nichts erhebliches gegen diese Uebersetzung, die übrigens einen leichten, ungezwungenen Sinn gibt, einwenden.

Warnungsrede an Juda beym Untergange des Reiches der zehn Stämme, bald nach 721 v. Chr. K. 28, 1—29. V. 1. »Ha! der prunkende Kranz Ephraims Trunkener, ha! die Blumenkrone auf dem Haupte des fruchtbaren Tha-

les der Taumelnden, deren schönste Zierde welk geworden!« Die Worte: נֹבֵל צְבִי תִפְאַרְתּוֹ hält der H. Hfr. für eine aus dem vierten Vers in den ersten getragene Glosse; seine Vermuthung, die er in seiner Einleitung auseinander setzt, hat wirklich hohe Wahrscheinlichkeit. Jene Worte stehen zweifelsohne erst im vierten Vers an ihrer Stelle, scheinen hier dem wahrscheinlichen Ideengang des Propheten entgegen zu seyn, und heben die Gleichheit der Glieder auf. V. 10. »Zav Lazav, Zav Lazav, Kav Lakav, Kav Lakav, dort und hievon halbgebrochene Worte.« H. Hfr. hält mit Aurivillius, Koppe und Rosenmüller das קַו לָקָו, צַו לָצָו für eine Nachahmung Trunkener, die nur halbgebrochene Wörter hervorlallen. V. 11. »Gewiß in einer ihnen fremden Sprache, und in noch nie gehörten Worten, wird (der Herr) zu diesem Volke reden.« Der H. Hfr. versteht unter den לַעֲגֵי שָׂפָה barbarisch redende, eine fremde Sprache redende, so daß es dem לָשׁוֹן אַחֶרֶת entspricht, und die ganze Stelle als Drohung, daß ein fremdes Volk die Judäer unterdrücken werde. Ganz anders Dathe, der jene Stelle von der Verdorbenheit und Stumpfheit jener Volkslehrer versteht, die für vernünftige Ermahnungen so wenig empfänglich sind, als wenn man sie in einer ihnen unverständlichen Sprache anredete. Nach der Meinung des Rec. hat er den Sinn dieses und des zwölften Verses am besten getroffen.

Jesaias Warnung an Juda, die flüchtigen Moabiter bey der Eroberung ihres Landes durch die Assyrer nicht aufzunehmen, etwa bald nach dem J. 721 v. Chr. K. 15, 1 — 16, 12. K. 16, 7. »Drum mag (nun) Moab über Moab jammern, über Kir-Charesets mächt'ge Helden.« Der Verf. behält אֲשִׁישֵׁי bey, mit der Bedeutung fortes; nach Rosenmüller zu vergleichen mit اش, اشاش, oder اث, اثيث; aus deren Bedeutung aber Rec. die Bedeutung fortis, heros, nicht recht einleuchten will. Da nun einmal das נְכָאִים zu אֲשִׁישֵׁי fundamenta nicht paßt, so möchte er lieber mit Dathe לְאַנְשֵׁי lesen, wofür die Parallelstelle Jer. 48, 31 mehr spricht, als für jene etymologische Ableitung. V. 8. »Ja, ja, die Felder Chesbons sind gewesen, gewesen ist der Weinstock Sibmas; — der Völker Könige berauschten seine Reben, bis Jaeser reichten sie, und schlangen durch die Wüste sich, seine Reiser, sich noch weiter dehnend, ging er über's Meer.« Aus der

Note zu dieser Stelle erhellet, daß der Hr. Hofr. bey יָם an keinen See bey Jaeser dachte, sondern das todte Meer verstand. Ganz recht! Seetzen fand keinen See in dieser Gegend, und Klöden hat ihn daher auf seiner Karte ausgelassen. Siehe seine Landeskunde von Palästina. Berlin 1817. V. 9. »Ich lasse deßhalb meine Thränen um Jaeser, auch um Sibmas Reben fließen; ich benetze dich mit meinen Zähren, Hesbon und Elalel; ach! in die Zeit von deiner Obst- und Traubenernte, fällt der wilde Angriffsruf der Krieger.« Statt קְצִירֵךְ scheint der Hr. Hofrath בְּצִירֵךְ mit den LXX, Syr. und Chald. gelesen zu haben; doch die Leseart הֵידָד statt שֹׁדֵד wie jene lesen behielt er bey; hier Schlachtgeschrey der Krieger, welche Bedeutung auch Rosenmüller und Gesenius in Schutz nehmen, und sich auf Jerem. 50, 14 berufen. Rec. zweifelt, ob diese Stelle hinreicht, dem Worte jene Bedeutung zu sichern, denn es kann hier auch blos tropisch angewendet seyn; jene Krieger nämlich werden über euer Unglück ein solches Freudengeschrey erheben, wie die Kelterer; er liest also lieber שֹׁדֵד und hält jene Leseart für ein Versehen des Abschreibers, weil das Wort gleich unten wieder vorkömmt. V. 10. »Verschwunden sind aus Karmel Freud' und Wonne.« Ein Karmel (minder berühmt als das Vorgebirge dieses Namens) sagt Hr. Eichhorn in der Note, lag in Moab, nicht weit vor Mave; Jos. 15, 55. 1. Sam. 25. 1. 1 Jer. 4, 26. Da das Daseyn eines Berges dieses Namens in Moab, durch diese Stellen doch nicht ganz gewiß wird, möchte Rec. mit Rosenmüller כַּרְמֶל hier von jedem bebauten Berge im Allgemeinen verstehen: Hr. Mahe gibt es in dieser Stelle: eine bepflanzte Gegend, ein Weinfeld.

Trostrede bey dem zerstörenden Durchmarsch der Assyrer durch Palästina nach Aegypten, bald nach 720 vor Chr. K. 10, 28 bis 12, 6. V. 29. »Dann zog er durch den engen Paß, und übernachtete zu Gebea;« der Hr. Hofr. las לָמוֹ statt לָנוּ unstreitig besser, als es von לוּן abzuleiten, da die Construction ohne Präfixe vor גֶּבַע oder מָלוֹן zu hart wäre. K. 11, 13. »Jehova trocknet uns die Zunge des ägyptischen Meers, und senkt den Arm im heftigen Sturm auf jenen großen Strom.« Was der Hr. Hofr. unter לְשׁוֹן יַם מִצְרַיִם und הַנָּהָר verstehe, wird aus seiner Erläuterung dieser Stelle klar. Der Dichter, sagt er, denkt sich einen zweyten wundervollen Zug aus

Assyrien, wie einst aus Aegypten; und da auch Hebräer in Aegypten in ihr Vaterland zurückkehren müssen, eine Erneuerung des ehemaligen ägyptischen Auszuges. K. 12, 4. »mein Lied und mein Gesang sey Jah, Jehovah!« Der Hr. Hofr. behält beyde Namen Gottes bey, und wie Rec. glaubt, ganz mit Recht. Die Stelle ist aus dem Gesange Exod. 15, 2. und kömmt auch in Ps. 118, 14 vor. Diese Wiederholung des Namens Gottes kann in einem so erhabenen Gesange gar nicht auffallen. V. 3. »Schöpft Brüder unter Freudenliedern Wasser, aus dem Quell des Heils.« Mit מַעַיְנֵי הַיְשׁוּעָה vergleicht Herr Mahe sehr passend und erläuternd כָּל־מַעְיָנַי בָּךְ der Inbegriff der Quellen für mich (d. h. der Freudenströme) ist in dir! Die Araber, sagt er, nennen Männer, die durch Freygebigkeit und Wohlthaten ausgezeichnet sind: Meere, Flüsse, Tiefen u. s. w.

Ueber das Schicksal, das bey dem Einbruch Salmanassars nach Aegypten den Aegyptern, Aethiopiern und Philistäa bevorsteht; zwischen 719 bis 714 vor Chr. K. 20, 1 bis 6. V. 5. »Cuschäas und Aegyptens wird sich voll Bestürzung schämen, wer sich auf sie verließ und auf sie trotzte.« Hrn. Mahe ist die Bedeutung sich schämen hier zu schwach; er übersetzt: sie werden auf das äußerste vor Furcht und Schmerz bestürzt werden. Denn בּוֹשׁ sagt er, wie בּוּם und בשׁשׁ vergleicht بشّ, باس, باش bedeutet vehementissime confundi et collidi. Diese Bedeutung geht nicht allein auf Beschämung, sondern auch auf Bestürzung und Schmerz, von welchen Zuständen die Seele verwirrt und bestürzt wird.

Ueber die Losreißung der Philister von Assyrien nach dem Tode des Salmanassar, etwa 712 vor Chr. K. 14, 29 bis 32. V. 31. »Wimmert Thore! klaget Städte! mit deinem ganzen Land, o Philistäa, ist es aus! Denn aus dem Norden kommt es wie ein Rauch, und keiner weicht von dem ihm angewiesnen Platz.« Der Hr. Hofr. versteht unter עָשָׁן einen Heuschreckenschwarm, der in der Ferne einer Rauchwolke ähnlich ist; מוֹעֵד übersetzt er: Platz; viel besser Dathe, Rosenmüller, Gesenius: Versammlung, Schaar. Ob man nun das Dichterbild vom Heuschreckenschwarm beybehält, oder עָשָׁן von der Staubwolke eines in dichten Schaaren heranziehenden Kriegsheeres versteht, bleibt der Sinn der nämliche.

Absetzungsrede von der Schloßhauptmannsstelle an Sebna, vor dem Jahre 710 vor Chr. K. 22., 15 bis 25.

Gegen Hiskias Bündniß mit Aegypten, das dem Propheten hinter dem Rücken eben geschlossen werden sollte, kurz vor 710 vor Chr. K. 30, 1 bis 26. V. 7. »Aegyptens Hülfe wird ein Nichts und leere Hoffnung seyn: drum nenn ich es: Rahab Hem Schabeth, ein furchtbar Reich durch Stillesitzen.« Ein furchtbar Reich durch seine Ohnmacht und Feigheit, sagt der Hr. Verf. in der Note; wer sich mit ihm einläßt, zieht sich und seinem Staat Verderben zu. Rec. ist für sich überzeugt, das dieß der richtige Sinn dieser schweren Stelle ist. Der Hr. Hofrath vergleicht mit Schultens רהב mit رَحَبَ terruit; שֶׁבֶת Infinitiv von יָשַׁב In רהב ist zugleich ein Wortspiel auf Rahab, den Eigennamen Aegyptens verborgen. Hr. Mahe folgt den LXX die παρακλησις und dem Syrer, der ܠܡܬܟܠܢܘܬܐ fiducia hat; mit שבת vergleicht er ثبت firmus fuit. Uebrigens rügt er mit Unrecht, das man in Gesenius Wörterbuche diese schwere Stelle vermisse. Sie ist aufgenommen, nur nicht unter שבת sondern unter רהב. V. 18. »Und darum wartet noch Jehova, ob er euch noch begnad'gen könne; und darum macht er den Versuch, ob er sich eurer noch erbarmen könne.« Die Uebersetzung der Worte יָרוּם לְרַחֶמְכֶם ist gelungen, und läßt alle andern Versuche den Sinn dieser Worte zu geben, weit hinter sich zurück. Nur Hr. Mahe übersetzt dem Sinn nach ähnlichermaßen: er erhebt sich, um euch wieder zu begünstigen, er will euch wohl. So bedeutet رَامَ sagt er, öfters velle, expetere, desiderare, ορηγεσθαι. Beyde Uebersetzungen werden durch den Context im Folgenden bestätiget. V. 20. »Gibt gleich der Herr auch kärglich Brod und kärglich Wasser, so wird dir doch dein Lehrer nicht stäts entzogen werden.« יִכָּנֵף ist sehr gut mit entzogen werden gegeben, man mag nun כָּנַף كَنَفَ custodivit, occultavit, oder mit dem Syr. Chald. und Talmudischen vergleichen, wo es sammeln, versammeln heißt. Letzteres thut sehr befriedigend Gesenius.

Ueber die verkehrten Maßregeln und den verzweiflungsvollen Zustand zu der Zeit, da sich Tartan und Rabsake vor Jerusalem mit einem assyrischen Heere zeigten; 710 vor Chr. K. 22, 1 bis 14. V. 2. »Deine Gefallenen sind nicht durchs Schwert gefallen, und nicht

im Kampf erschlagen.« Die Pest wüthete (sagt der Verfasser in der Erläuterung) gerade damals in Jerusalem (Jes. 38, 1 vergl. 21). Der Todten hatte also das Volk genug: hätte man doch sagen können, durch tapfere Gegenwehr gegen den eingebrochenen Feind. Aber das Schlachtfeld sah keinen gefallenen Krieger. Rosenmüller faßt den Sinn so, daß es den Judäern nicht einmal gegönnt seyn soll, den ehrenvollen Tod in der Schlacht für das Vaterland zu sterben; sie kommen entweder auf der Flucht um, oder werden gefangen weggeführt. Ganz anders dagegen Hr. Mahe: Milites tui (חֲלָלַיִךְ) non gladio sunt occisi etc.« Er behauptet חָלָל könne eine wirkende und leidende Bedeutung haben, es heiße nicht nur transfossus sondern auch transfodiens; in unserer Stelle habe es beyde Bedeutungen; daher übersetzt er es das erste Mahl milites. Von Kennikott, welcher der erste חלל miles übersetzen wollte, aufmerksam gemacht, bemerkte er bey den LXX, daß sie dies Wort 2 Sam. 23, 18 *στρατιωτας* übersetzten. Allein daraus folgt nach Rec. Meinung keineswegs daß חלל Soldat heiße; vielmehr ist es eine der erläuternden Uebersetzungen, wie sich selbe die LXX öfters erlauben, die noch dazu das Original seiner Schönheit beraubt. Warum sollte man nicht sagen können: atque ille vibravit hastam suam in trecentos transfossos? Es liegt in diesen Worten nichts weniger als Unsinn. Denn wenn es heißt: er schwang seinen Wurfspieß über dreyhundert Erschlagene, so wird hiermit gesagt, daß er gegen dreyhundert focht, aber auch zugleich daß er sie erlegte; was nicht gesagt ist, wenn man חלל Soldaten oder Streiter übersetzt. Aber auch zugegeben, daß diese Figur, mittelst welcher das Objekt, gegen welches die Handlung gerichtet ist, durch ein Wort bezeichnet wird, welches die Wirkung der vom Subjekte verübten Handlung ausdrückt, in unseren periodischen Sprachen zuweilen sonderbar scheinen dürfte (obschon dieß im poetischen Style auch in ihnen anginge), so folgt keineswegs, daß dieß in einem unperiodischen, semitischen Dialekte nicht zuläßig sey, vielmehr gehört es zu seinen auffallenderen Eigenheiten. So kann der Sinn dieses Wortes in allen von Hrn. Mahe angeführten Stellen aufgefaßt werden, und kaum wird in einer derselben die wirkende Bedeutung des Stammwortes nothwendig seyn. Sehr gesucht scheint es Rec., wenn er thren. 4, 9. טוֹבִים הָיוּ חַלְלֵי־חֶרֶב מֵחַלְלֵי רָעָב übersetzt: Meliores fuerunt *pugnantes* gladio, quam ut essent *pugnantes* cum fame; sc. fame mori indigna ipsis mors. Die Vergleichung mit خَلَّ, الحلاحل, حَلَّ

beweiset nichts für die wirkende Bedeutung des יהלל. Was die Gelehrten betrifft, auf deren Ansehen Hr. Mahe sich beruft, so verkennet Rec. keineswegs die wichtigen Aufklärungen, die wir den Bemühungen dieser Ehrwürdigen verdanken; indessen ist es nicht zu läugnen, daß der Eifer, Scharfsinn und Forschungsgeist dieser Männer, sie öfters zu weit führte; was wohl auch bey diesem Worte der Fall seyn dürfte.

Gutachten über Sanheribs Aufforderung an Hiskias, ihm Jerusalem zu übergeben, im Jahre 710 vor Chr. K. 10, 5 bis 27. V. 15, »als schwäng' ein Stab den Menschen, der ihn schwingt! als hüb' ein Stock das Wesen edlerer Natur.« Sehr schön ist hier das לֹא עֵץ gegeben. V. 18. »Den stolzen Wald von ihnen, ihren Karmel, wird er von Herzen niederbrennen bis zum letzten Busch, wie Fett im Feuer niederschmilzt.« כרמל nimmt der Hr. Hofr. als Eigenname des Berges, der oben mit Wäldern bedeckt, hier wo vom Verbrennen die Rede ist, wirklich schicklicher steht, als fruchtbare Gefilde, wie andere übersetzen. וְהָיָה כִּמְסֹס נֹסֵס ist wohl nur dem Sinne nach übersetzt. Rec. stimmt wie Rosenmüller und Gesenius der Uebersetzung Schellings bey, der נסס mit نقس krank vergleicht, so das es hier einen unheilbaren Gemüthskranken bedeute, der allmählig dahin welkt (מסס). Das Bild des Menschen, sagt Gesenius, war schon durch die Worte מִנֶּפֶשׁ u. s. w. angefangen, durch welche der Dichter schon aus dem vorigen Bilde herausfiel. V. 27. »Und dann fällt seine Bürde ab von deiner Schulter, sein Joch von deinem Nacken: das Joch muß neuem Wohlstand weichen.« וְחֻבַּל עֹל מִפְּנֵי שָׁמֶן; diese von so vielen Auslegern für dunkel gehaltene, und mannigfaltig zu erklären versuchte Stelle gibt hier den ungezwungensten Sinn dadurch, daß unter שמן hier im metaphorischen Sinn, Glück, Wohlstand verstanden wird.

Botschaft an den König Hiskias, als derselbe in einem Schreiben von Sanherib zur Uebergabe von Jerusalem war aufgefordert worden. Im Jahre 710 vor Chr. K. 37, 22 bis 35. V. 25. »Ich stampfte und trank Wasser.« Warum חפר hier mit stampfen gegeben wird, ist nicht ganz einleuchtend. Ist es vielleicht so verstanden, wie es Hiob 39, 21 vorkömmt, von Pferden die in dem Boden scharren? Rec. versteht diese Stelle wie Rosenmüller: ich habe Brunnen gegraben und Wasser getrunken, d. h. ich habe

fremde Länder durchzogen und in Besitz genommen. Die Redensart ist dann sprichwörtlich und vom Nomadenleben hergenommen; jener, der einen Brunnen grub, erklärte dadurch die Gegend für sein Eigenthum. V. 27. »Und die in ihnen (den festen Städten) wohnten, zur Vertheidigung zu schwach, zitterten und bebten; sie wurden wie das Gras des Feldes, wie zartes Gras, wie Hälmchen auf den Dächern, und versengtes Korn, noch ehe es reift.« וָבֹשׁוּ ist hier sehr gut mit bebten gegeben, da die Bedeutung sich schämen, wie Hr. Mahe bemerkt, hier zu matt seyn würde; jene hingegen durch das vorausgehende חַתּוּ gerechtfertiget wird. Er vergleicht בּוֹשׁ mit بَشَّ , بَاسَ , بَاشَ vehementissime confundi et collidi. Statt וּשְׁדֵמָה liest der Hr. Hofrath nach der Parallelstelle 2 K. 19, 26 שְׁדֵפָה verbrannte Saat.

Proklamation an das Volk, über das Schicksal der Assyrer bey ihrem Einfall in Palästina, im J. 710 v. Chr. K. 14, 24 bis 27.

Jesaias über die Richtigkeit seines Gutachtens, die Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Assyrer betreffend; um 710 v. Chr. K. 31, 1 bis 9. V. 4. »Aegypter sind nur Menschen und kein Gott, und ihre Rosse schwach und ohne Kraft (סוּסֵיהֶם בָּשָׂר וְלֹא רוּחַ).

Frohlocken über die plötzliche Entfernung der Assyrer unter Sanherib im J. 710 v. Chr. K. 17, 12 bis 14.

Schilderung der Niederlage Sanheribs in Palästina nach 710 v. Chr. K. 30, 27 bis 33. V. 27. »Seht aus der Ferne kam Jehova.« In dieser Stelle bemerkt Herr Mahè sehr treffend, daß בּוֹא hier manifestare se heiße, und sonst auch gebraucht werde wie ερχεσθαι. Matth. 16, 27 u. a. a. O., er übersetzt daher שֵׁם יְהוָה בָּא majestas divina sese manifestat. V. 32. »Die von der Donnerkeul' Erschlagenen (כֹּל מַעֲבַר מַטֵּה) wurden eine Ruhebank (הָיָה מוּסָדָה) auf der der Herr sich niederließ mit Pauken und mit Zithern; denn in heißen Schlachten bestand er einen Kampf mit ihnen.« Nach der Meinung des Hrn. Hofraths besingt der Verfasser dieses Abschnittes ein fürchterliches Strafgericht, das die Assyrer getroffen habe, nämlich die Niederlage Sanheribs; doch läßt sich, sagt er, nicht bestim-

men, wie früh sie durch diese Zeilen gefeyert worden, ob von einem Zeitgenossen oder einem später lebenden Dichter, der nur die Situationen eines Zeitgenossen genommen habe. Offenbar hat der Hr. Hofrath dieses Stück von der Prophezeyung des Einfalles Sanheribs K. 30, 1 bis 26; das er doch dem Jesaias zugesteht, aus keinem andern Grunde abgerissen, als weil er, ließe er ihm auch die Niederlage Sanheribs so umständlich vorhersagen, als Prophet im wahren Sinne, als von Jehova über die Zukunft belehrter Sänger, da stehen würde. Uebrigens ist diese Uebersetzung der Stelle unter allen sonst versuchten, Rec. die annehmbarste, und durch die Note befriedigend motivirt. Die Wildheit der früheren Krieger, heißt es, pflegte nach gewonnener Schlacht auf Haufen zusammengeworfener Leichen ihrer gebliebenen Feinde unter einer Kriegsmusik zu schmausen und vom Kampf sich zu erholen. So ruht auch Jehova auf den Leichen der erschlagenen Assyrer aus.

Empfindungen und Betrachtungen bey Gelegenheit der schrecklichen Niederlage der Assyrer unter Sanherib bald nach 710 v. Chr. K. 33, 1 bis 23. V. 1. »Ha! Wüterich! Du wardst ja nicht bewütet! Ha! Plünderer! Du wardst ja nicht geplündert! Da du genug gewütet hattest, wurdest du bewütet; da du genug geplündert hattest, wurdest du geplündert.« Der Hr. Hofr. hat entweder statt כנלתך mit Capellus ככלתך gelesen, oder mit Schultens das Wort von נלה abgeleitet und mit نيل oder نال verglichen; der Sinn bleibt der nämliche. בגר ist mit dem Chald. berauben übersetzt.

Eines Ungenannten Schilderung des plötzlichen Abzugs der Assyrer unter Sanherib 710 v. Chr. aus unbekanntem Zeitalter. K. 29, 1 bis 8.

Ein Ungenannter. Auf die plötzliche und schreckliche Niederlage Sanheribs in Palästina, im J. 710 v. Chr. K. 18, 1 bis 7. V. 1. »Horche Land mit doppelten Schatten (ארץ צלצל כנפים) jenseits Cuschäens Strömen.« Der Hr. Hofr. versteht unter diesem Lande, wie er in der Anmerkung sagt, die Länder jenseits Syene zwischen den Sonnenwenden, wo der Schatten einen Theil des Jahres über gegen Süden, und während des andern Theils gegen Norden geworfen wird. Jenseits der Wasserfälle des Niles, deren Wasser aus Aethiopien oder Cuschäa abgeleitet wurde. V. 2. »Er (Gott) sendet

Boten übers Meer (den Nil) und in Schiffen von Papyrus über Wasser; eilt (spricht er) schnelle Boten, zu lang gestreckten wilden Nationen, und weiterhin zu noch furchtbarern Völkern, zur Nation, die mächtig ist (גוי קַו קַו vergl. قُوَّة) und allverheerend (וּמְבוּסָה) deren Erdreich Ströme überschwemmen (und ruht bey ihnen aus). Der Hr. Hofr. hält diesen Abschnitt für einen Feyergesang auf die Niederlage Sanheribs, die er nach seiner Meinung, wahrscheinlich durch einen nächtlichen Ueberfall Tirhakas, des äthiopischen Beherrschers Aegyptens, auf seinem Zuge gegen dieses Land in Judäa erlitt; und die der Dichter des größeren Schwunges wegen als zukünftig, wie ein Prophet, beschreibt. (!!) Um das große Ereigniß würdig zu feyern, heißt es, läßt der Dichter Aegypten, Aethiopien und das innere Afrika durch Boten aufbieten, aufmerksam zu seyn; es werde ihnen nächstens eine Nachricht von der gänzlichen Niederlage Sanheribs durch eine Signalstange gegeben werden. Der Hr. V. vermuthet weiters, daß dieser Gesang nicht von Jesaias seyn dürfte, weil er Kenntnisse von Aegypten und Afrika voraussetzt, die man sonst bey Hebräern nicht findet, und es nicht wahrscheinlich ist, daß sich Jesaias solche auf einer Gesandtschaftsreise nach Afrika erworben habe, zu welcher er sich nicht hätte brauchen lassen, da er gegen politische Verbindungen mit dem Auslande, besonders mit Aegypten, eingenommen war. Er soll daher einen Dichter zum Verfasser haben, der durch seinen Aufenthalt in Aegypten zu diesen Kenntnissen gekommen ist. Scharfsinnig vermuthet! Aber was hindert auch, die Kenntnisse von Aegypten oder Afrika überhaupt, welche hier vorkommen, bey jedem gebildeten Hebräer, und vorzugsweise bey Jesaias vorauszusetzen? War nicht schon der Handelsverkehr allein das bequemste Mittel, sich über die politischen Verhältnisse und andere Eigenheiten jener Länder und ihrer Bewohner zu unterrichten? Oder ist vorauszusetzen, daß man am Hofe und im Ministerium der Könige von Juda so unwissend und unbesorgt um die Verhältnisse und Beschaffenheit fremder, so benachbarter, Reiche gewesen sey, daß ein Prophet wie Jesaias, der mit den Ministern und Räthen des Königs so viel zu thun hatte, nicht soll im Stande gewesen seyn, Aethiopien und Aegypten, ohne daß er dort gewesen, so zu bezeichnen, wie er es hier thut? Ja, er konnte es, und zwar auch schon zur Zeit des Königs Achas, in welche wir diese Weissagung setzen.

Hiskias Dankgebet nach seiner Genesung von der Pest im J. 710 v. Chr. K. 38, 10 bis 20. V. 12. »Mein

Zelt soll ausgerissen und von mir weggetragen werden, wie eines Hirten Zelt, zusammenrollen soll ich lassen das Gewebe meines Lebens, abschneiden will er mich vom Faden.« Der Hr. Hofr. scheint אֹרֶג statt אֹרְגִ gelesen und dieses mit חַיַּי verbunden zu haben, wobey aber die Präfixe כ vernachläßiget ist; indessen ist die im Texte so harte Konstruktion in der Uebersetzung dem Sinne nach richtig und gefällig gegeben. Hr. Mahe übersetzt: »ich habe mich so zusammengezogen und gekrümmt, wie der Weber das Gewebe zusammenrollt; d. h. völlig bin ich gekrümmt und gebeugt. חַיַּי mit der Suffixe ist hier, wie es scheint, wie sonst נַפְשִׁי als Fürwort der ersten Person genommen; und dieß dürfte wohl die genaueste und richtigste Uebersetzung seyn. Rosenmüller: convolvor more textoris quoad vitam meam. Alle drey Gelehrte kommen in Rücksicht der Bedeutung von קָפַד adstrictum esse, convolutum esse, überein; nur Gesenius nimmt die Bedeutung abschneiden in Schutz, und citirt die Uebersetzung der Vulgata: praecisa est, velut a texente, vita mea. Allein gerade diese Uebersetzung, die mit Vernachläßigung der hebräischen Konstruktion nur nach einem erträglichen Sinne hascht, beweiset, daß die Bedeutung abschneiden in dieser Stelle nicht die rechte seyn dürfte; dann ist auch noch die Tautologie, die mit מִדַּלָּה יְבַצְּעֵנִי entsteht, zu berücksichtigen. V. 13. »Ich wurde ruhiger bis an den Morgen: (darauf) zermalmt er wie ein Löwe alles mein Gebein.« שִׁוִּיתִי ich wurde ruhiger übersetzen, gibt in diesem feurigen erhabenen Gesange einen zu matten Sinn; es geht nichts voraus und folgt nichts, was diese Ruhe erklärbar machte. Rec. glaubt daher mit Beybehaltung der masorethischen Textabtheilung übersetzen zu müssen: assimilabam me usque ad mane tanquam leonem (rugitu), bis zum Morgen glich ich einem brüllenden Löwen. Die Psalm. 32, 3, 22, 2, 38, 9 und Job. 3, 24 bieten uns ähnliche Gedanken dar. Der durch seine abnorme Dichtersprache dunkle 16te Vers ist vorzugsweise gelungen übertragen: »Herr, durch dein Versprechen und Erfüllen lebt die Welt: und durch dasselbe bin ich auch geborgen. Du gabst mir neue Kraft und ließest mich genesen.« Eben so der 19te Vers: »Wer lebt, wer lebt, der kann dich loben, wie heute ich; Kinder kann ein Vater zum Genuß von deiner Treue führen (יוֹדִיעַ אֶל־אֲמִתֶּךָ).

Gegen die Verdorbenheit des Reiches Juda bald nach der Niederlage Sanheribs, etwa ums J. 709 v. Chr. K. 1, 2 bis 31; V. 8. »Nur Zion blieb allein ver-

schont! (So einzeln) wie im Weinberg eine Hütte, wie im Melonenfeld das Haus des Wächters, so liegt sie da, die Stadt nach ihrer Rettung.« כְּעִיר נְצוּרָה dürfte hier wohl immer noch am richtigsten übersetzt seyn, wie auch Rosenmüller meint. Hrn. Mahe's Uebersetzung: turris speculatoria pastorum verdient wohl Aufmerksamkeit, aber daß hier עִיר mit מִגְדַּל oder עיר נצורה mit מגדל נצרים (denn so heißen sonst überall jene Wachtthürme) synonym sey, bedarf wohl noch einer ausführlichern Deduktion.

Lobspruch auf die rechtliche Denkart unter der Regierung des Königs Hiskias; zwischen 710 bis 698 v. Chr. K. 32, 1 bis 8. V. 3. »Wer sehen soll, der drückt nicht seine Augen zu; wer hören soll, horcht auf.« In der Note so erklärt: jeder thut seine Pflicht. שעה entlehnt seine Bedeutung von طل illinere, verkleben, mit welcher auch Gesenius unter (II) das Wort aufführt. Was den Sinn betrifft, glaubt Rec. mit Grotius, daß unter den ראים falsche Propheten zu verstehen seyen. Ueberhaupt verliert dieses ganze Stück dadurch, daß es der Hr. Hofr. wieder nur von der Gegenwart, nicht als Prophezeyung einer glücklichen Umwandlung des moralischen Zustandes unter Hiskias gelten läßt, viel von seiner Schönheit und ergreifenden Stärke.

Ein Ungenannter. Hoffnungen, bald nach dem letzten Kriege mit Sanherib, daß Jehova nun auch in Aegypten werde verehrt und seine Majestät in Assyrien anerkannt werden, zwischen 710 bis 680 v. Chr. K. 19, 18 bis 25. V. 18. »Fünf Städte werden in Aegypten die Sprache Canaans von nun an reden, und schwören bey Jehova Zebaoth.« Die Worte: עיר החרס יאמר לאחד hält Hr. Hofrath für einen fremden Zusatz, aus den Zeiten nach dem babylonischen Exil, als schon die Juden in Aegypten im Heliopolitanischen Nomos einen Tempel erbaut hatten. Mit Recht bemerkt Rosenmüller dagegen, es sey äußerst unwahrscheinlich, daß die palästinensischen Juden dieses Glossem würden angenommen haben; und Rec. würde, will man die bestimmte Bezeichnung dieser Stadt durchaus weder unter dem Namen Löwenstadt noch Sonnenstadt gelten lassen, am liebsten seiner Meinung beytreten, daß dieser Name kein historischer, sondern poetischer, eigentlicher prophetischer sey.

Ein Ungenannter, auf die Verwandlung der Dodekarchie von Aegypten in eine Monarchie, durch Psametich, nach einem vorausgegangenen bürger-

lichen Kriege ums J. 660 v. Chr. K. 19, 1 — 17. V. 7. »Die grünen Triften an dem Nil.« H. Nahe macht zum Worte עָרוֹת die interessante Bemerkung, daß die alten Versionen auf die rechte Bedeutung des Wortes führen können. Die LXX haben ἀχι, das sie sonst für das hebräische אחו Schilf setzen; der Syrer: et alga, quae super flumen. A. Driessen leitet das Wort ab von عُرْوَة nodus quo quid constringitur ne dissolvi queat; davon ערוה die Papierstaude. Nun, was besonders zu beobachten ist, heißt אחו alga, das ebenfalls von أحي nexuit, conjunxit abgeleitet ist, wie juncus von jungendo. Sehr wahrscheinlich wird diese Bedeutung durch das vorausgehende קָנֶה, סוּף, wozu dann auch unser ערוה gehörte; und diesen Gewächsen folgte dann als Gegensatz: מִזְרָע. Die Bedeutung Auen, grüne Gegenden, ערה nackt seyn verglichen, verwirft H. N. nicht ganz, nur, sagt er, soll man von dem Begriffe Grünen in der arabischen Radix nicht abweichen. Allein, liegt dieser Begriff wohl nahe genug? Rec. gibt obiger Derivation bey weitem den Vorzug. V. 9. »Die Flachs dem Kunstfleiß bauen und die Netze wirken sind betrübt.« Es ist aus dieser Uebersetzung nicht klar, was der Hr. Hfr. unter פשתים שריקות versteht. Rec. hält die von Rosenmüller angegebene Bedeutung: lina bene pexa für die annehmbarste; für בושו bestimmt H. Nahe die stärkere und hier also passendere Bedeutung: dolore tabescent. Rec. würde also übersetzen: die feingekämmten Flachs in Stoff umschaffen, die Netze wirken schwinden hin vor Gram. V. 10. »Die Byssusweber sind gebeugt, alle die Gewerbe treiben (כל עשי־שכר) sind versenkt in Kummer.« Der H. Hfr. liest also שָׁתֹתֶיהָ und אַגְמֵי. V. 17. »Judäas Land jagt den Aegyptern Furcht und Schrecken ein, wer seiner sich erinnert, fährt in sich zusammen, vor dem Beschluß Jehovas Zebaoth, von ihm genommen gegen sie.« Es ist hier die Leseart הִנֵּה jener חָגָּא vorgezogen, und von חגג hier mit dem Begriffe des Schreckens abgeleitet. Diese Bedeutung rechtfertiget das Folgende, und man hat nicht nöthig פחד mit eilen zu übersetzen, wie Dathe. Auch schließt sich der Sinn, welcher aus dieser Uebersetzung hervorgeht, ungezwungen an das zunächst Vorausgehende, und den Inhalt des ganzen Stückes an; nicht so Dathe's Uebersetzung.

Micha. Das Zeitalter dieses Propheten setzt H. Hfr. zwischen 725—675 v. Chr.; er soll unter Hiskias, und nach dem Inhalt seiner prophetischen Reden noch unter Manasse geblüht

haben; weil ein Theil von ihnen (4, 5—5, 14) nach der Abführung des Königs Manasse nach Babylon gehalten seyn müsse.

Ueber die Schicksale, die Israel und Juda durch die Assyrer bevorstehen, etwa 725 v. Chr. K. 1—2, 16. V. 5. »Und wer hat Schuld an Judas Höhen? Ist's nicht Jerusalem?« H. Hfr. behält die Leseart במות bey. Merkwürdig ist, was Hr. Mahe zum Worte במה aus von Humboldts Vues des Cordillères pag. 196 erwähnt. In beyden Amerika nämlich findet man Anhöhen von Menschenhänden künstlich gemacht, die weder zu Gräbern, noch zu Schanzen, noch zu Unterlagen von Tempeln gedient hatten. Pag. 316 heißt es: Zweytausend dreyhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung opferte man in China dem höchsten Wesen, Chan-ty, auf vier großen Bergen, genannt die vier Yo. Die Souverains fanden es unbequem dorthin zu gehen in Person, und ließen bey ihren Wohnungen durch Menschenhände Anhöhen errichten, die jene Berge vorstellten. V. 7. »Denn was es sammelte (קִבָּצָה auf Samarien bezogen) von Buhlereygeschenken, soll wieder werden Buhlereygeschenk.«

Gegen Vergewaltigungen der verschiedenen Stände des Landes gegen einander, etwa bald nach dem J. 721 v. Chr. K. 2, 1—13. V. 4. »Alsdann wird dieses Lied auf euch gesungen, und dieser Klaggesang erhoben werden: verwüstet sind wir worden: Gott trug auf andere mein Völkererbtheil über, wie völlig hat er mir's entrissen! Dem Feinde hat er unsre Aecker zugetheilt.« Eine nicht gesuchte, klare Uebersetzung, ohne am Texte etwas zu ändern. Die Verwandlung des אֵיךְ in אֵין nach Dathe ist ganz unnöthig. V. 7. »O der Forderung der Jakobiten! (statt האמור ist האמר num dicit? gelesen) Ist denn der Herr ein zürnend Wesen? oder hat er nur am Drohen sein Gefallen (ein wenig zu paraphrasirend)? Ist nicht zu denen, die geraden Weges gehen (spricht der Herr) meine Rede gnädig? V. 12. »Ich werde noch, o Jakob, dein ganzes Volk zusammentreiben, den Rest von Israel auf einen Haufen bringen, wie Schafe sie zusammen in eine Hürde sperren (אֲשִׂימֶנּוּ כְּצֹאן בָּצְרָה wie eine Heerde in den Stall, daß sie bey überhäufter Menschenzahl vor Durst und Hitze stöhnen.« (תְּהִימֶנָה) Auch diese Uebersetzung paraphrasirt im letzten Gliede, um den Sinn auszudrücken, in welchem der Verf. diese Stelle faßt; nämlich,

wie er in der Note angibt: Ich werde die Jakobiten noch in das tiefste Elend bringen.

Gegen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, bald nach dem J 677 v. Chr. Weil der Prophet in dieser Rüge gegen Erpressungen der Beamten, gegen Ungerechtigkeit der Richter, gegen die Pflichtvergessenheit der Propheten eifert, Hof und König aber übergeht, so schließt der H. Hfr., daß sie in die Zeit zu setzen sey, da kein Hof mehr zu Jerusalem war, d. i. nach der Abführung des Königs Manasse nach Babel. K. 3, 1—4, 4: K. 3, 3. »Ihr seyd's, die meines Volkes Fleisch verzehren, ihr schindet seine Haut ihm ab, zerhacket seine Knochen, zerstückelt sie, wie in den Topf, wie Fleisch in einen Kessel.« Die Leseart כַּאֲשֶׁר ist hier beybehalten, wofür einige mit den LXX und Chald. כִּשְׁאֵר lesen zu müssen glaubten.

Michas Hoffnungen nach der Abführung des Königs Manasse auf Befehl des assyrischen Beherrschers Assarhadon nach Babylon, bald nach dem J. 677 v. Chr. K. 4, 5—5, 14. Den 5ten Vers legt der H. Hfr. dem Volke in den Mund: »Mag jegliches der vielen Völker seinen Gott verehren, wir verehren ewig unsern Gott Jehova.« Darauf, sagt er, läßt der Prophet die großen Hoffnungen folgen, die er auf diesen Vorsatz des Volkes bauet. V. 8. »Und du, o alte Burg, du Hügel Zion, zu dir wird wieder kommen, zu dir zurück die alte Herrschaft kehren, und nach Jerusalem der Sitz des Reichs.« In der Note zum Worte Burg heißt es: »Eigentlich: du Heerdenthurm. — Zur alten noch nomadischen Zeit waren Heerdenthürme mit Burgen und Festen einerley.« Dies kann man wohl zugeben; aber auffallend ist es, warum der Prophet hier gerade Jerusalem einen Heerdenthurm heißt. Ganz ohne Beziehung und besonderer Bedeutung bedienen sich die heiligen Seher solcher bildlicher Ausdrücke nicht. Versteht man aber diesen Ausspruch von der gänzlichen Zerstörung Jerusalems, die hier vorhergesagt wird, dann geht das schönste Dichterbild hervor: Du, die du einst so verwüstet seyn wirst, daß Nomaden in dir ihre Heerdenthürme bauen u. s. w. V. 13. »Auf (wird er sprechen) Zionitin, drisch! denn Hörner gab ich dir von Eisen, und machte Klauen dir von Erz, zermalmen sollst du viele Völker, und weihen dem Jehova ihre Schätze, ihr Gut dem Herrn der Erde.« וְהַחרמתי als zweyte weibliche Person, wie sie bey Jeremias, Ezechiel u. a. oft vorkommt. V. 14. »In Haufen nun herbey (תִּתְגֹּדְדִי), du, das du gern zu Haufen zogst (בַּת גְּדוּד)! mit

einem Wall schloß man uns ein, und schlug (יַכֶּה statt יַכּוּ) den Herrscher Israels an seine Wange mit dem Stock.« Die Bedeutung: sich zusammenrotten, zusammendrängen ist hier viel passender als ausrotten; denn גדד heißt einmal nicht exscidit, sondern abscidit, resecuit, und bey גְּדוּד muß man doch die zweyte Bedeutung wählen; auch wird so das Wortspiel des Grundtextes in der Uebersetzung erhalten. K. 5, 1. »Nun du, o Bethlehem, o Ephrata, zu klein für eine Bürgerschaft Judäas, aus dir wird einer mir entsprießen, um Herrscher über Israel zu werden, entsprießen wird er aus dem alten grauen Fürstenstamme.« Die Bemerkung Hrn. Mahes zu dem Worte צָעִיר verdient sehr beachtet zu werden. In seinen Notizen hat er زعر klein, wenig seyn; und زغر groß seyn (von einer Menge gebraucht). In Ansehung des Widerspruches, in welchem unsere Stelle mit dem ουδαμως ελαχιστη Matth. 2, 6. zu stehen scheint, führt er Ed. Pococke an, welcher sagt: weil es im Arabischen und Hebräischen Sitte sey, entgegengesetzte Begriffe, öfters mit demselben Worte zu benennen, wo dann nur der Zusammenhang der Rede entscheide, so müsse in unserer Stelle צעיר groß übersetzt werden.

Der Prozeß Gottes gegen Juda in Wechselreden; etwa um das J. 676 v. Chr. oder bald nachher. K. 6, 1—7, 20. Der Verf. theilt diesen ganzen Abschnitt in Wechselreden zwischen Jehova, dem Propheten und dem Volke. Folgender Weise sind sie geordnet: Der Prophet beginnt V. 1 — 2. Nun wird 3 — 6 Jehova redend eingeführt. Von V. 6 — 7 antwortet das Volk höhnisch, wie beygesetzt ist. V. 8 — 9 nimmt wieder der Prophet das Wort. V. 10 — 16 redet Jehova. K. 7, 1 — 6 sind Worte des Propheten. V. 7 — 10 des Volkes; V. 11 — 13 des Propheten. V 14 des Volkes. V. 15 Jehovas. V. 16—17 des Propheten. V. 18 — 20 schließt endlich das Volk. K. 6. 7. »Hat er an Tausenden von Widdern, an Myriaden Strömen Oels Gefallen?« Der Hr. Hfr. zieht die angenommene Leseart רִבְבוֹת נַחֲלֵי שָׁמֶן jener der LXX: רְחָלֵי vor, die εν μυριασι χιμαρων πιονων übersetzen. K. 7, 3. »Gar schön (לְהֵיטִיב) sieht sich der Fürst für Frevelthaten (על הרע כפים) nach Geschenken, der Richter nach Bestechung um: der Große spricht nach seiner Laune (הות נפשו H. Mahe: Eigendünkel, Caprice) Recht, und weiß sie zu verstecken.« Wahrscheinlich der einzig richtige Sinn dieses

dunklen Verses, ohne das לא vor היטיב zu setzen, welches der Chald. und Syrer einschoben, oder sonst etwas im Texte zu ändern. V. 4. »Der Beste unter ihnen ist dem Dornbusch gleich, der Redlichste ist schlimmer als die Dornenhecke.« Sehr richtig ist in מִמְּסוּכָה das comparative מ ausgedrückt, ohne ישרם zu lesen.

Nahum. Ein Jubelgesang über den Untergang des assyrischen Reiches, im J. 626 v. Chr. Aus dieser Zeitangabe sieht man schon, wie weit der H. Hfr. unsern Propheten herabrückt, nur damit seine Aussprüche den Charakter der Weissagung verlieren. Die Nachricht von Ninive's Zerstörung kam nach seiner Meinung nach Palästina, und begeisterte Nahum zu diesem Gesange. Weil aber keiner der besondern Umstände dieser Katastrophe in diesem Ausspruche berührt wird, glaubt er schließen zu dürfen, daß dem Propheten nichts weiter als die Nachricht vom Untergange des assyrischen Reiches, ohne die besondern Nebenumstände, im Allgemeinen zugekommen war. Würde der Hr. Hfr. in Nahum mehr als einen Dichter sehen, so würde er auch keine historische Ausführlichkeit, wie sie im Begriffe der Weissagung nicht liegt, suchen. K. 1, 6. »Vor seinem Zorn — wer kann besteh'n? Und wer besteh'n vor seinem Grimm? Sein Zorn zerstört wie Feuer, und Felsen werden von ihm umgerissen.« נִתְּכָה ist sehr passend mit zerstören gegeben; die LXX übersetzen: τηκει; sie brauchten nicht in Hiph. zu lesen, wie Dathe vermuthet, sondern im Pi. Die Bedeutung sich ergießen des Niph. ist hier nicht wohl anwendbar. V. 8. »Dem, der sich auflehnt wider ihn, bereitet er den vollen Untergang durch Wasserfluten, und seine Feinde läßt er Finsterniß verfolgen.« Statt מְקוֹמָהּ ist מְקִימָיו oder לִמְקִימָיו gelesen; so scheint es der Parallelismus mit אֹיְבָיו zu fordern. V. 10. »Denn wären sie wie Dornen eng verschlungen — wie sie geschunden, werden sie geschunden, wie dürre Stoppeln ganz verbrannt.« Der H. Hfr. folgt in der Uebersetzung der Wörter וּכְסָבְאָם סְבוּאִים Schrödern, der סבא mit شبى verglichen in der Bedeutung nämlich: aculeus cutem destringit. Unter allen versuchten Uebersetzungen ist dies die wahrscheinlichste, welcher auch Hr. Mahe seinen Beyfall gibt. In Verbindung mit עד סירים läßt sich, wenn סבא in der Bedeutung übermäßig trinken, trunken seyn genommen wird, ein kaum erträglicher Sinn nur erkünsteln. K. 2, 3. »Denn Jehova stellt den alten Glanz von Jakob wieder her, so wie den Glanz von Israel, von denen Stammverwüster Zweige rissen, und

dessen Reiser sie zerknickten.« שׁוּב in der Bedeutung zurückführen; so auch bey Gesenius. Uebrigens paßt hier die tropische Bedeutung des Wortes זְמִרִים Städte des Landes sehr wohl zu dieser Uebersetzung. V. 14. »Ich bin nun über dich gekommen, spricht Jehova Zebaoth; mit Zornglut zünd' ich an dein Lager.« רִכְבָּהּ ist mit Lager übersetzt; wahrscheinlich ist statt jenes Wortes מַרְבְּצֵךְ sedile, cubile tuum, hier das Lager des Löwen, gelesen, wie Houbigant und Dathe thun. Die Bedeutung Wagen paßt durchaus nicht hieher. »Das Dräuen deiner Boten wird niemand weiter hören.« Eine Anspielung auf Rabsakes prahlendes Drohen, wie der Verf. in der Note sagt.

Ungenannte aus ungewissem Zeitalter. Gegen die Verdorbenheit aller Stände im Reich, besonders gegen Abgötterey. Vielleicht in Manasses Zeitalter gehörig, zwischen 697 bis 643 vor Chr. Jes. 56, 10 bis 57, 21. K. 56, 10. »Blind sind (des Volkes) Wächter alle, ohne Achtsamkeit, alle sind sie stumme Hunde, die nicht bellen mögen, Träumer (הֹזִים vergleiche هَذَى deliravit, in somno locutus est) sind sie, liegen hingestreckt und schlafen gern.« K. 7, 6. »Thalgöttern schmeichelst du, sie sind dein Entzücken.« Der Hr. Hfr. versteht unter חַלְּקֵי נַחַל die Götzenbilder, so besonders in Thälern verehrt wurden; von חָלַק von خَلَقَ formavit abgeleitet. Weil nun aber dies Wort, sonst nirgends in dieser Bedeutung vorkommt, möchte Rec., wie Gesenius thut, lieber die Bedeutung glatt seyn von חלק zum Grunde legen, so daß jene חלקי die unbelaubten Stellen des Thales wären, wo Götzendienst getrieben wurde. V. 11. »Wofür denn war dir bange? wofür warst du besorgt, daß du mir untreu wardst und mein uneingedenk, daß du nicht überlegtest? Nicht wahr? ich schwieg und übersah, und darum fürchtest du dich nicht vor mir.« Da das וּמֵעוֹלָם inde a longo tempore in der Uebersetzung nicht ausgedrückt ist, scheint der Hr. Hofr. וּמְעוֹלֵם als Particip im Poel gelesen zu haben: ich verbarg, verhüllte mich, in dem Sinne, wie es im Hihp. gebraucht wird הֶעְלִים עֵינַיִם, die Augen verbergen, keine Rücksicht auf einen nehmen; in dieser Stelle — um ihn nicht zu strafen. Liest man so, dann darf die Verbindungspartikel ו nicht vernachläßiget werden.

V. 16. »Nicht immer pflege ich zu hadern, und nicht zu zürnen ewig, sonst würde Lebenshauch von mir vergeh'n, und Athemzüge würd' ich unterdrücken.« עָשָׂה vergleiche عَشَى in der Bedeutung bedecken oder vergleiche das Chald. עֲמִי unterdrücken, zertreten.

Die Schicksale der echten Gottesverehrer und der Götzendiener, aus ungewissem Zeitalter. Jes. 66, 1 bis 17. V. 5. »Nun aber hört auch ihr Jehovas Ausspruch, ihr, die ihr gegen seine Vorschrift Ehrfurcht hegt, sagt euren Brüdern die euch hassen, und euch um meinetwillen von sich stoßen: Jehova werde herrlich sich erweisen, und sich zu eurer Freude zeigen, wenn sie in Schande stehen.« Rec. glaubt diese Uebersetzung jener Dathes, die auch Rosenmüller aufnimmt, vorziehen zu müssen; sie gibt einen ungezwungenen Sinn. Die Veränderung des אָמְרוּ in אִמְרוּ hat den Syr. und die LXX als Autoritäten für sich; nicht so die Leseart יִכָּבֵד für יְכַבֵּד die Dathe vorschlägt. V. 17. »Die sich Gärten heiligen und weih'n, werd ich allesammt vertilgen.« Der Hr. Hofr. folgt hier Hrn. Döderlein, der אַחַר statt אֲאַחֵר von אחר rejicere, removere liest, und אחר für יחד oder כאחד nimmt. Die Vermuthung ist sinnreich, aber mit Recht wirft Koppe ein, daß dann מתוך statt בתוך stehen müßte, und daß der Ausdruck mehr lateinisch als hebräisch ist. Rec. hält es immer noch für wahrscheinlicher, daß unter אחר eine assyrische Gottheit, es sey nun die Sonne, oder Hekate der Mond zu verstehen sey; letzterer, wenn man nach der Marginal-Leseart אחת liest.

Art. XII. Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich von der Geburt Christi bis zum Sturze Napoleon Bonaparte's. — Oesterreich's und Steyermark's Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungern, Böhmen und unter sich. — Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. — Zeitraum von 1 bis 1526. Grätz 1818. Im Verlage der Miller'schen Buchhandlung. (Groß Oktav, 454 Seiten.)

Jedes Zeitalter, jedwedes Volk hat seinen eigenthümlichen Kampf. Jeder Kampf hat seine eigenthümlichen Waffen, trägt seine eigenthümlichen Früchte. — So sollten wir

also wohl billig hoffen dürfen, jenes beyspiellose Ringen und Streben der drey letzten Jahrzehende habe die Zeitgenossen durch den theuern Weg eigenen Schadens, endlich einmal aufgeklärt über so manche träge oder gutmüthige Selbsttäuschung; so viele Leiden seyen nicht umsonst geduldet, so heldenkühne Anstrengungen führten nicht auf Irions Rad, nicht blos zu Sisyphus endloser Tageslast, nicht umsonst seyen alle die Ströme Blutes geflossen! — Wir dürfen mehr; wir dürfen hoffen, auch die Geschichtschreibung werde sich neu begeistert erheben aus diesem Torre del Greco, das sich über ganze Welttheile ausbreitete, und die neuen Wohnungen würden in zuversichtlichem, langem Frieden emporsteigen aus der alten Lava, aus dem oftmals wiedergekehrten Gräuel der Verwüstung!

Die unbändigsten Leidenschaften Einzelner, ihre Eroberungen, ihre Schrecken, brachten niemals so viel Unheil über die Welt, als die Unvorsichtigkeit großer Kinder und philanthropisch-kosmopolitischer Eulenspiegel mit dem Feuer und Licht der göttlichen Wahrheit! — Die Büchse der Pandora, Medeens treuloses Hochzeitsgeschenk, wurden (den traurigen Wirkungen nach) weit überboten, durch jene tief in der menschlichen Schwachheit gegründete Verwechslung des Objektiven mit dem blos Subjektiven, des Bedingten mit dem Absoluten, jener Sternschnuppen hohler Gemeinplätze mit den, in unveränderlicher Majestät, am Himmelsbogen leuchtenden Grundwahrheiten. — Natürlich! — Ist etwa im Infinitesimal-Calcul der Natur, die sich der Kriege, der Ungewitter und der Erdbeben gebraucht, wie wir der Ueberröcke oder Regenschirme, der Einzelne mehr, als uns die geschäftige Wichtigkeit der Ameisen ist? So sollen denn auch Zwerge nimmermehr jubelnd spielen und herumturniren mit dem Riesenschwerte der Wahrheit, und selbst in dem unendlich verjüngten Verhältniß zwischen den Menschen und den Halbgöttern der Fabelwelt, durfte Lichas es nimmermehr wagen, des Herkules Keule zu schwingen?!

Das edelstolze Losungswort christlicher Freyheit, in dem zaumlosen Munde und von da, auch gar bald in der gierigen Faust einer rohen und irre geleiteten Menge, wütete durch ein volles Jahrhundert auf Frankreichs und Deutschlands gesegneten Fluren, wütete in jener meerbeherrschenden Inselwelt, verwirrte den Norden; und wo es ruhig blieb, in der hesperischen, in der pyrenäischen Halbinsel, da war die gelindeste Folge, daß nur mehr die Mittelmäßigkeit und Ohnmacht Vertrauen gewann, daß nothgedrungene Inquisitions-Anstalten den Geist ertödteten, daß wegen der Irrwege, auch gleich der rechte

Weg beschränkt, daß die Fackel der Aufklärung umgestürzt und im Staub ausgetreten wurde.

Dasselbe griechische Feuer des Verstandesfanatismus, hat in unsern Tagen, unter Wasser und Schlamm fortgebrannt und Alles versengt oder verzehrt, was es nur immer erreichen konnte. Eine ähnliche Verwechslung der faktischen und der gesetzlichen, der anarchischen mit der gesellschaftlichen Freyheit, hat auf denselben Fluren, gottlob! weit kürzer als ein Drittheil jenes übervollen Jahrhunderts gerast. — Die aufgeblasenen, hoch über Berge und Wolken daher fahrenden, allen menschlichen Proportionen entfremdeten Luftbälle von Befruchtung der Gemüther durch unreife, in ihrer nebelfeuchten Allgemeinheit für den Hausgebrauch schon zum vorhinein verurtheilte Ideen, sind längst in dunkeln und unreinen Winkeln in sich selber zusammen gesunken. Jener die Stufe mit dem Ziel vermengende, das Mittel zum Zweck erhebende Wahn, im Endlichen das Unendliche nachzuäffen, durch Dunkel das Licht, durch das Chaos, Regel und Ordnung hervorbringen zu wollen, ist, ein anderer Pharao, unter lange nachhallendem, herzzerreißendem Jammergeschrey von Klippen und aus Tiefen, in einem rothen Meere ertrunken. — Geckenhafte »Zauberlehrlinge« unter den allezeit rüstigen Constitutionsschmieden der assemblée constituante, unter den Lichtziehern der josephinischen Epoche, haben des unsterblichen Göthe ironische Allegorie nur zu oft wiederholt. — Begann aber nicht nur der kritischen Forschung, sondern auch der psychologischen und politischen Geschichtschreibung, nach dem Auszucken der indirekten Asthenie der Reformation, eine neue Epoche, um wie viel zuversichtlicher darf der fromme Weltbürger hoffen, daß die hohe Lehrerin aller Zeiten, ihr neu geweihtes Heiligthum jetzt freudiger wieder betreten, daß die Menschen, von ihrem nachtwandlerischen Versteigen an den gähnenden Schlund bodenloser Abgründe in die segensreichen Thäler des Friedens wieder heruntersteigen werden, an der Hand der Jahrhunderte, mit dem Kindersinne, dem die Silberlocke, als der Kronen älteste gilt.

Verwandte Ursachen ziehen auch immer verwandte Wirkungen nach sich. Der militärische Despotism und die Geschichtschreibung bleiben ewig unversöhnlich, zu einander im umgekehrten Verhältnisse. Wohin erschwang sie sich nicht durch den reinen Schönheitssinn, durch die himmlische Einbildungskraft, durch die ungebundene Entwickelung der freyen Griechen? Selbst in ihren kriegerischen Nachahmern, den Römern, die in ihrem unduldsamen: »regere imperio populos,« den Unterjochten die Erlaubniß hinwarfen: »excudent alii spirantia mollius

»aera, orabunt causas melius,« hallen die majestätischen Anklänge aus Hellas herüber. — Wie? Und wir wollten im einseitigen Dünkel auf unsre Ueberlegenheit im Quellenstudium und in kritischer Forschung, an Reichthum der Kenntnisse und der Materialien, an Universalität und an Synchronism, mit ihnen in die Schranken treten? — Sie schauten, sie wurden ergriffen und sie ergreifen noch, seit mehr als einem Jahrtausend jedes fühlende Herz. — Wir, »ein spitzig und witzig Geschlecht, das sich ausbildet und einbildet,« uns ewig abarbeitend zwischen Stoff und Form, zwischen äußerem und innerem Leben, wir abstrahiren und generalisiren, wir manieriren und dociren!

Jene goldne Zeit — —

»Wo die Himmlischen auf grünen Fluren,
Oft mit Menschen Freud und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt'!«

— wo Stimmen aus den Wolken, der Hellenen uneinigen Kriegsrath entschieden, Bürgerzwist schlichteten, durch Verheißung gewissen Sieges begeisterten, das Sichtbare und Unsichtbare fest aneinander banden, welchem Verfall, welcher nationellen Haltungslosigkeit und Verwaschenheit wich sie nicht schon, als der Umsturz der Freyheit vor Chäronea und Theben unwiederbringlich entschieden war, als Alexander sich von Kriegen in Kriege, von Eroberung in Eroberung stürzte? Das letzte Auflodern hellenischen Freyheitssinnes, ist nicht ohne seinen Polyb geblieben, und wie tief war der alte Geist entschwunden, daß Plutarch in der Parallelisirung der großen Griechen und Römer, das einzige Mittel fand, dem alten Nationalruhme der Ueberwundenen, gegen die Ueberwinder, das allzu lang und allzuhart vorenthaltene Recht wieder zu erobern?! Bey jedem nur etwas verständigen und eiteln Sieger, rechnet man nicht fehl auf den Sinn, mit dem Alexander das Häuschen Pindars errettete, in welchem Sylla, Athen verehrte, König Alfons einen Arm des Livius durch eine Gesandtschaft aus Padua erbat, durch den die reichen Wollenhändler von Florenz, ihr Jahrhundert, das Jahrhundert der Medicis tauften, durch den sie unsterblich wurden, obgleich sie schon seit ein und achtzig Jahren ausgestorben sind!

Unsere Zeit war nahe daran, alle die furchtbaren Folgen der Universalmonarchie und des soldatischen Despotism, der Unterwerfung aller Völker unter eines, des Verlierens aller Städte in eine (Rom oder Paris!), durch Verfall, Entvölkerung, Ausödung, an sich wiederholt zu sehen. — Und wohin war es mit der Geschichtschreibung gekommen, als überall nur eine

Stimme, die der Knechtschaft, ertönte, und Alles, was den Köhlerglauben an Bonapartes Unfehlbarkeit und Unüberwindlichkeit erschüttern konnte, sorgfältig unterdrückt; wo jede rein geschichtliche Schilderung welterschütternder Eroberer, jedes Beyspiel glücklicher Entschlossenheit wider das unerträgliche Fremdlingsjoch, nicht nur aus der Tagesgeschichte, sondern auch aus der älteren Historie, aus dem Gedicht, von der Bühne, als unzeitige und unzuläßige Anspielung verbannt werden mußte. — Herr Professor Schneller hat das bittere Gesetz jener unseligen Zeit hart genug empfunden, als er in seiner Universalhistorie (IV. Seite 597, 599, 603, 621, 624 bis 626) von der Ermordung des Herzogs von Enghien, von Moreaus Verbannung, von Palms zweckloser Hinrichtung, von Steins Achtserklärung ꝛc. im rechtfertigenden Tone sprach und niederschrieb: »Kaiser Napoleon I. hatte in früher Jugend für die »Waffen des unsterblichen Alexanders gelebt. Endlich began»nen für ihn die Jahre Solons. Seine Gesetze trugen den »Stempel seines Genies, denn er liebte als Soldat die Unifor»mirung und Subordination (!!). Im Justizwesen führte »Napoleon die Uniformität durch seine Codices ein, welche die »konföderirten Staaten ebenfalls als Grundlage ihrer Gesetzge»bung annehmen mußten. In der Religion wünschte er die »Uniformirung aus besonderer Vorliebe für den Katholizism, »welcher die Lehre einer einzigen, allein seligmachenden und allge»meinen Kirche enthält; doch erklärte er es für eine seiner heilig»sten Pflichten, alle christlichen Gemeinden bey gleichen Bürger»rechten zu schützen, und selbst den Juden durch Abhaltung eines »großen Sanhedrin's einen vollkommenern Zustand zu ver»schaffen. Napoleon war entschlossen, alle Angriffe gegen die »geoffenbarte Religion, gegen die monarchische Verfassung, gegen »seine politischen Erweiterungsplane, und gegen die »militärischen Formen seiner Nationalerziehung mit starker »Hand zurückzuhalten. Darum führte er eine besonders strenge »Censur ein. Die Zahl der Zeitungsschreiber und Journalisten »ließ er bedeutend vermindern. Verleger, bey denen mißfällige »Artikel erschienen, mußten ihre Presse stille stehen lassen. Der »Geist ungebundener Freyheit in den englischen periodischen Schrif»ten und Zeitungen brachte ihnen sammt und sonders den Ver»bot, — deutschen Büchern, ihre oft sonderbaren Stimmungen »und Aeußerungen einen großen Einfuhrszoll. Auswärtige Ge»lehrte wurden wegen Bitterkeiten gegen ihn strenge behandelt, »auch wohl auf Festungen gebracht. — Napoleon machte sich »durch viele seiner Thaten nicht nur um Frankreich, sondern »um die ganze Welt verdient!! Auch mit einer no-

»seltnern Kraft und mit einem noch bessern Willen, hätte er doch »nicht allen Jammer Frankreichs und der Menschheit verhindern können. — Napoleon entschied durch rastlose Thätigkeit »und mühevolle Anstrengung Europas Schicksal, für mehr als »ein Menschenalter. Er verbannte aus den Staatsverhandlungen »und Privatgesellschaften, den rohen Ton der Sansculotterie, und »führte allmählig die feineren Sitten der frühern Hofwelt ein (!!) »Er betrachtete die Religion als den Hebel, welcher an den »Himmel angelehnt die Erde bewegt, und verschaffte dem Christenthum und Katholizismus ein neues Ansehen (!!) Er erklärte »sich entschieden gegen das Mönchthum, und entschieden für »die religiöse Toleranz, und zeigte sich dadurch als einen Mann »im Geiste unserer Zeit. Er brachte durch seine Gesetzgebung »manche helle Idee in Wirksamkeit, z. B. über die Oeffentlichkeit »des Kriminalgerichts, über die Verfassung der Geschwornen, über »die neue Einrichtung der Ehe, und über eine Modifikation des »Cölibats der Priester (!!) Er nahm von Europa durch »sein System der Souveränität die Gefahr der innern Revolutionen, welche ein halbes Jahrhundert fortzuwüthen drohten. Er »sprach in den schönen, besonders den architektonischen Künsten »den Charakter heroischer Größe, und eines männlichen Geschmackes aus. Er legte um Frankreich, zu seiner Beruhigung »und Sicherheit, einen Gürtel verschwägerter oder verbündeter oder wenigstens abhängiger Bundesstaaten (!!) Er nahm »den Kriegen das Gräuliche einzelner, langdauernder »Metzeleyen, und führte ein schnelles und also weniger drückendes Eroberungs-System ein. Er maß die Gegengewichte »und Controllen der Civil-Präfekte, der Militär-Kommandanten »und der Kirchen-Hierarchie so genau ab, daß in Zeiten der Ruhe »und des Friedens, jeder Bedrückte gesetzliche Hilfe zu finden »gewiß werden kann. Er verwandelte zwar Frankreich zur »bloßen Riesenhülle seines einzigen Geistes, ließ aber dennoch »Formen bestehen, welche wenn auch unvermögend gegen ihn, »den großen Mann, bey schwächern Nachfolgern sich wirksam »und heilsam zeigen müssen.« (!!)

Wer den allgemeinen Druck selbst so schwer fühlte, um in einem, dem Unterrichte aller gebildeten Stände geweihten Werke, diese Sätze aufstellen zu müssen, dessen vorherrschendes Verlangen, nach nunmehr zertrümmertem Joch, sollte wohl unstreitig seyn, die altfranzösischen Gärten jener rhetorisirenden Historiographie für immer zu verlassen, in denen wir Maimbourg und Saint Real als Vordermänner erkennen, und von denen auf unserer Erde, Kotzebues preußische und deutsche Geschichte,

nebst einigen andern verunglückten Voltairen, ein klägliches Nachbild geliefert haben!

Es ist in der That eine erfreuliche Wahrnehmung, wie die Lehrer der Geschichte, an unsern öffentlichen Anstalten, die österreichische Vorzeit, endlich vorzugsweise zum Gegenstand ihrer Forschung erkiesen, und auf den nie genug zu beherzigenden Zweck hinarbeiten: Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu fördern. Freylich begehren Werke, dem heiligen Zwecke und den reizenden Hoffnungen der Nationalerziehung, dem Unterrichte der Jugend geweiht, in Hinsicht der Grundsätze und der Darstellung, unläugbar gedoppelte Umsicht.

In allen Schriften des Hrn. Professors Schneller zeigt sich unstreitig ein vielseitiges Talent, ausgebreitete Kenntnisse, seltene Gewandtheit in mehreren ausländischen Sprachen, wenn auch keine vollendete Meisterschaft und anspruchslose Sicherheit in der deutschen, — ein stets beweglicher Fleiß, strenge Freymüthigkeit, — bis zum Lustspieldichter, wohlgeübten Mimen und kräftigen Declamator herab, glückliche Anlagen für bildende Kunst, »quae emollit mores, nec sinit esse feros« und eine edle Bereitwilligkeit, so freundliche Geschenke der Natur, wohlthätigen Zwecken zu widmen. Was könnte diesem unterrichteten Manne, dessen Alter und jugendlich aufkochende Kraft, dem Vaterlande noch eine ganze Reihe geschichtlicher Arbeiten von steigender Vollkommenheit verheißen, willkommener seyn, als gleicher Freymüthigkeit auf halbem Wege zu begegnen?!

In dieser Voraussetzung, können wir das Unternehmen selbst zwar sehr lobenswerth, die Ausführung aber nur, einen keineswegs fehlerfreyen Versuch finden, noch weit entfernt von jener Stufe der Vollendung, zu der Hrn. Schnellers Talente wirklich berechtigen. — Es war hiernach kein günstiger Umstand, daß die Vorläufer dieses Buches, durch ungewöhnlich lobpreisende Ankündigungen, Auszüge und Notizen, die allgemeine Erwartung, als auf eine ganz außerordentliche Erscheinung, auf ein Probestück klassischer Vollendung gespannt und gesteigert haben, — daß auch der Verfasser seine Selbstzufriedenheit so unumwunden ausspricht, sich mehrmals in Werk und Vorbericht, als den »in der Mitte stehenden Weisen«, als den »ruhigen Denker« bezeichnet, der diese Geschichten »aller Welt enthüllt, wie Keiner vor ihm,« der sich selbst den Ruf als Marquis Posa des künftigen Regenten ertheilt und zu dessen Weihe, Marc Aurels Werke in sechs verschiedenen Sprachen bearbeitet. (S. 9, 87, 177, 253.) Die Rede ist hier von den Geschichten Oesterreichs und der Steyermark, die den III. Theil der Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich bilden. Die beyden erstern!

»Ungarns und Böhmens Alleinseyn« liegen schon außerhalb des Bereiches dieser Jahrbücher.

Das vorliegende Buch ist ein Compendium aus Compendien. Da es seinem Inhalte an Originalität und an Neuheit gebricht, sucht der Verfasser dieselbe, nicht ohne geschraubte Aengstlichkeit im Ausdrucke. Wie viel würde wohl übrig bleiben, wenn man von neuern Entdeckungen alles hinwegnähme, was mit und ohne Citation, aus den verdienstvollen Arbeiten des Florianer Chorherrn Kurz, was aus Hormayrs Plutarch, aus seinen historischen Taschenbüchern, aus seinen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann über Innerösterreichs Historie und Geographie im Mittelalter entlehnt ist?

Von andern Quellen sind meist nur die gewöhnlichsten gebraucht, Pez, Fröhlich, Rauch, — Calles, Cäsar, Schetz rc. Was etwas mehr urkundlich aussieht, gehört meist dem Archivar der steyermärkischen Stände und des Johanneums, dem bescheidenen und unermüdeten Hrn. Joseph Wartinger, dem die Geschichte Innerösterreichs, in Auffindung, Sammlung und Erhaltung der wichtigsten Quellen so viel verdankt, der für die ausgezeichnetsten Schüler der vaterländischen Historie eine eigene Prämie gestiftet hat, und dem alle steyrischen Patrioten auf das herzlichste eine dauerhaftere Gesundheit wünschen. Es hat unserm Gefühl wehe gethan, die redliche Mitwirkung dieses wackern Mannes zu jedem schönen Streben und vorzüglich auch zu Hrn. Schnellers gegenwärtigem Werke, dadurch belohnt zu sehen, daß §. 350 und 390 eben so schonungslos als ungerecht, die zwey Gemeinplätze auf ihn angewendet werden: »Vergeßlichkeit verträgt sich am wenigsten mit dem Charakter des Lügners und des Geschichtschreibers!« — und »Geschichtschreiber sollten geschickt schreiben, dazu ist scharfes Denken nöthig!«

Vielmehr werden uns in diesem Buche zahlreiche Beyspiele erhärten, daß der Styl, aus lauter Bestreben, Ungewohnliches und Ungemeines zu sagen, häufig ins Komische und ins Niedrige fällt. Was soll zum Beyspiel durch die Affektation gewonnen seyn, zu sagen: in Osterrichi, statt in Oesterreich, in der Ostmark? der Dravus, Murus, Danubius, der Mölkerabbas, die römischen Colles, anstatt die Drau, die Muhr, die Donau, der Abt von Mölk, die römischen Hügel? — Bey solcher Pretiosität, scheinen uns Ausdrücke und Wendungen, wie die folgenden, dennoch tief unter der historischen Würde: — »Viele Hunde sind des Hasen Tod, — neue Besen kehren gut, — Schweigen reuet Niemanden; — Jedes Handaufheben gegen den Fürsten macht unter den Völkern

»eine Prügelsuppe und ein Blutbad.« — (Ueber Klösterstiftungen) »da läuft ein Haas herum und zeigt den rechten Ort,« oder Pferde gehen nicht mehr von der Stelle,« oder ein »Stummerl ruft plötzlich: da bau, — zwey Kronen Albrechts II. »waren einem Söhnlein bestimmt, das noch im Mutterleibe zappelte« — »ein Serail (!) von vier Frauen (die Schwestern Friedrichs des Streitbaren, darunter Königin Margaretha) ließ Ansprüche entwickeln, für sich und seine Männer und seine Erben,« — von Friedrich IV: »drey blühende Kinder, raffte dem Greise der Tod vor seinen Augen hinweg. Unter unseligen Schmerzen verlor er Frau — und Fuß! (fürwahr eine originelle Zusammenstellung)! — »Eroberer, Raufer, Zänker, unterscheiden sich, wie Großhändler, Kaufmann, Trödler!« — »Die Eroberer müssen etwas Fuchsiges und Wolfliches »annehmen, obschon sie gern von Löwenmuth und Adlerschwung »faseln!« (S. 155, 208, 228, 316, 347, 359, 424).

Zu noch unglaublichern Sätzen, zu häufiger Eintönigkeit und zu wiederholten Bizarrerien, führte den Verfasser die eigensinnige Affectation, jeden § seines ziemlich voluminösen Werkes, mit einem Waidsprüchlein, mit einem Gemeinplatze zu beginnen, von welcher Weise er noch überdieß rühmt, »sie sey schwer nachzuahmen, weil sie strenge von Grundsätzen ausgehe und wiederum auf Grundsätze zurückführe (!!)

In der Geschichte weit mehr für synthetische, als für analytische Entwicklung eingenommen, lieben wir es überhaupt nicht, den Bau der Pyramide von der Spitze herunter beginnen, die Resultate vorerst in der Studierstube oder auf dem Katheder, bey sich festgesetzt und die Fakta, nach diesem Lineal gestutzt oder angestückt zu sehen, etwa wie ein russischer Befehlshaber es mit vielen Faszikeln des polnischen Metrikalarchivs und der Reichsbibliothek machte, die für seine Verschläge zu lang oder zu kurz waren. — Nur zu viele dieser Gemeinplätze sind nur halb wahr, viele ganz falsch, viele sprechen hohlen Bombast, viele die gewöhnlichsten Dinge von der Welt mit imposanter Majestät aus, und heben mit Riesenkräften — einen Strohhalm empor.

Sollte wirklich unsere akademische Jugend, Nahrung saugen aus Herrlichkeiten wie die folgenden, oder selbe zu leitenden Lebensmaximen erheben: — Zauberey ist die geschichtliche Grimasse der göttlichen Kunst! (II. §. 35). Was ist das menschliche Gewissen? eine Provinz der Gottheit? (232) — Man tadelt nicht, wenn jemand das Nothwendige nimmt, sondern wenn er nach dem Ueberflüßigen hascht, darum haßt billig der Weise die Eroberungssucht (§. 141). Schöne Seelen bewahren in allen Stürmen eine innere Ruhe, indessen starke

Geister, bey unerwartetem Unglück in Verwirrung gerathen.« Fürwahr, ganz neu! Sonst war unerschütterlicher Gleichmuth gerade der Grundzug starker Seelen, er war die αταραξια der Stoiker, während die schöne Seele des καλος και αγαθος, nur gar zu leicht durch äußern Anstoß außer Haltung kam. (154) — Um so viel kürzer und einfacher, das onus multorum camelorum der römischen Rechte war, als das Gesetz der zwölf Tafeln; um so historisch richtiger ist der Satz: »Das Regieren muß abnehmen. Völker, welche gebildeter werden, brauchen weniger »Gesetze und weniger Strenge!!« (169) — Einmal (334 — 342) kömmt dem Verfasser unglücklicherweise das Vaterunser in den Wurf, und nun müssen ohne Gnade die sieben Bitten desselben, die Anfangssprüchlein und der Hussitenkrieg den Commentar dazu hergeben! — Noch seltsamer sind die Verzerrungen, unter denen der Verfasser, die Heldendynastie der Babenberger in achtundzwanzig Paragraphen nacheinander, in lauter Sentenzen über das Kindesalter und über die Kinderstube hineinzwängt, (III. 79. 106) bis auf die Pathengeschenke und die Spitznamen. (Wer sollte unter dieser Rubrik, die österreichischen Hausprivilegien und die Beynamen der großen Babenberger suchen)? Der ermüdenden Wortspiele ist ohnehin kein Ende, zwischen Gold und Geld, Landmann und Landsmann, Streiten und Streifen, Vorsicht, Einsicht, Aussicht, Ansicht! Umsicht! (§. 185, 237, 336, 345). Aber öfters werden die Wortspiele gar zu ekelhaft. »Die Natur vollbringt jede Geburt »nur unter schrecklichem Blutverlust. Auch neue Reiche werden »nur durch Blut gegründet!« — »Krebsschaden fressen entweder an den Außentheilen oder an den Lebenswerkzeugen.« (II. 218 III. 80).

Was die vielgerühmte ethnographische Methode dieses Werkes betrifft, so führt der Verfasser (§. 27 und 275) wieder die Hauptansicht des I. Theiles durch, die Menschheit in vier Hauptstämme theilend, in Kalmuken, Mongolen, Slowenen und Celten, denen aber hier die Germanen substituirt sind. Die Eintheilung gehört wahrscheinlich zum Theile, dem Freyherrn Quinctius Heymeran von Flamming; denn Adelungs Mithridates hätte hingereicht, zu zeigen, daß Celten und Germanen, verschiedene Sprach- und Völkerstämme seyen. — Die den größten Theil der Bevölkerung Asiens und Afrika's ausmachenden, semitischen und chamischen Stämme hat er gar nicht bedacht, und noch viel ärger ist der vermeintliche Hauptunterschied der Kalmuken und Mongolen, wovon die ersteren doch nur ein Zweig der letzten sind, wie ihm vielleicht man-

cher seiner Schüler, aus Klaproths Reise in den Kaukasus, I. 6. hätte nachweisen können!

Wer die ganze Historie Oesterreichs von der Urzeit bis auf Leopold den Erlauchten, auf neununddreyßig, und eine so thatenreiche Regierung wie jene Friedrichs des Streitbaren, gar auf einer einzigen Seite (117) abfertiget, der hat wahrhaftig keine Entschuldigung dafür, wenn er so manche Albernheiten, z. B. aus dem Aquilinus Cäsar oder Einseitigkeiten des Pater Calles, nur hersetzt, um sich darüber lustig zu machen, dafür bey einem erdichteten Gespräch des heiligen Maximilian mit dem Proconsul in Celeja verweilt, ganze Seiten aus fremden Schriften in sein Buch verwebt, und öfters Antikes und Modernes so barok übereinander thürmt, wie le Sueur auf das Haupt Ludwigs XIV. als Herkules mit Keule und Löwenhaut, die große Alongeperücke.

So wie überhaupt die Vorzüge dieses Buches, Vorzüge fremder Bücher, seine Fehler, die Fehler fremder Bücher, alle Lücken und Zweifel unangetastet geblieben, und meist nur wohlbekannte Dinge frisch übertüncht worden sind, so enthält auch die Geschichte Norikums gar nichts Neues, und ist bloß ein artiger Auszug aus Calles und ein paar neuern Schriftstellern. — Wie sehr wäre es zu wünschen, daß die Abtey Seitenstätten, die seit 1788 von der Censur erledigten, vortrefflichen Exercitationes de Norico, hujusque regni antiquis Familiis, praecipue comitibus de *Stille* et *Hefte*, heredibus comitum de *Sempta* et *Ebersberg*, von dem verewigten Joseph Schaukegel herausgäbe, den schon sein Ager billunganus als einen gründlichen Genealogen und Alterthumsforscher bewährt hat. — Der ruhmwürdige Vorgang S. Florians durch seinen gelehrten Kurz, Klosterneuburgs durch Maximilian Fischer, Lilienfelds durch seinen Wiederhersteller aus Feindes- und Feuersnoth, den Sänger der Tunisias, Abt Ladislav, nun Bischof in Zips, Herausgeber des Hanthalerischen Nachlasses, berechtigte einigermaßen zu dieser Erwartung: so wie der Nachlaß des großen Bessel und Klein in Göttweih, in dem rühmlichen Willen des Herrn Abten Altmann und des Kämmerers Friedrich Blumberger, sachkundige Retter finden dürfte?

Um nur einige wenige noch ganz dunkle Punkte unserer alten Geographie zu berühren, wie viel ist nur in der doppelten Bedeutung von Istria, als Istrien und als Donauprovinz, Norikum, als solches, als Bayern, ja als Regensburg; Petina, als Pedena und Salzburg, Teurnia und Liburnia rc. noch aufzuklären und zu erörtern? dann über die vom Kaiser Marcian, nach Attilas Tode in Illyrien, Dalmatien und

Liburnien aufgenommenen Hunnen-Wenden (Hunni, Cravati, a monte Carvanca)? Ahnen der Windischen in Steyer und Kärnten, unter ihnen Stoderoni (Kranz in Wandalia II. 21). Vielleicht von diesen noch die Pfarrorte: Vorder- und Hinter-Stoder bey Spital? (Jordan orig. slav. Spener notit. German. med.) ganz verschieden von den Avaren-Hunnen — daß Samo niemals unsere Wenden beherrscht habe — jener Unterschied, den Carl der Große an seine Gemahlin Fastrade, über seine Siege von der Enns bis zur Raab, zwischen dem Hunnen- und Avaren-Lande macht: »missus dilecti Filii nostri *Pipini* .... retulit nobis, qualiter illae scarae, quas prius de *Italia* jussimus pergere partibus *Avariae*, in *Hunnorum* confinia residendum, perrexerunt infra fines ipsorum etc. (bey *du Chesne*)?!

Die Verbindung von Passau und Scharding mit Lambach oder Wels (Ovilabis, der schon Lazius bekannte und noch alldort befindliche, merkwürdige Stein, scheint eher für Lambach zu sprechen), das Joviacum, Stannacum, Marianum! mitten zwischen Gabromagum und Ovilabis, Tutastione, oder nach dem Itinerarium, Tutatione, zwanzig römische Meilen von Wels. — Ist dieses Tutatione nicht etwa die in Urkunden der aufgehobenen Abtey Gleink, in Kurzens Beyträgen vorkommende capella Tuedik, Dietach bey Steyer? Würde dieses einigermaßen wahrscheinlich gemacht, so würde man wohl auch das zwischen Ovilabis und Tutatione gelegene Vetonianis der Römer entdecken, und die Fortsetzung des Weges an den Ufern der Enns nach Gabromagum und Ernolatia. — Höchst merkwürdige Spuren finden sich bey dem, ohnferne der Poststation Stremberg, auf einem die Donau beherrschenden Felsen gelegenen Schlosse Niederwallsee. Ihm südöstlich ist in der Pfarre Oehling an dem kleinen Fluße Url, eine Gegend, welche Mauern, oder auch auf der Mauer genannt wird. Eines der bedeutendsten Bauernhäuser in derselben Gegend heißt noch heut zu Tage die Burg. Der Besitzer desselben trägt insgemein den Namen: Burgbauer oder Burgner. Der Hausgarten ist mit einem alten, großen Wall umgeben, an dem sich Ueberbleibsel einer außerordentlich festen Mauer befinden, von der man seit mehreren Jahren große Theile mit Pulver hinwegsprengte, um sich die mühsame Arbeit zu erleichtern, und Boden zu gewinnen. Unterirdische Gänge, tiefe, sehr feste Keller haben sich bis jetzt erhalten. Auf vielen großen Ziegeln erschienen überall die Buchstaben A. MVR. Eine sehr beträchtliche Anzahl römischer Münzen, von welchen nur im Kloster Seitenstetten beyläufig anderthalb hundert sind, wurde im Garten und auf den Feldern

des genannten Bauers gefunden, und immer noch kommen mehrere zum Vorschein. Einige dieser Münzen gehören noch den Zeiten der römischen Republik, die meisten aber dem Zeitalter der Kaiser an, und reichen herab bis zu Constantin dem Großen. Eine numismatische Seltenheit war vorzüglich eine schöne Goldmünze des Sept. Clod. Albinus. Dieses merkwürdige Bauernhaus liegt zwey Stunden von Stremberg. Nicht weit davon befindet sich eine sogenannte Schüttgrube, aus welcher Materialien zum Straßenbau genommen werden. In dieser hat man schon mehrere Särge, jedoch ohne alle Inschrift gefunden. Daß sie aus den Zeiten der Römer waren, bewiesen Münzen, und auch einige Aschenkrüge von sehr gewöhnlicher Töpferarbeit, die jedoch keine nähern Aufschlüsse geben. Die Mauer des alten Castells muß von ungeheuerm Umfange gewesen seyn, denn an vielen Orten, in welchen etwas tiefer gegraben wird, findet man noch immer die Grundfesten derselben. Sparsamer als beym Burgner, zeigen sich auch römische Ueberreste beym Schlosse Niederwalsee selbst. Beym Brechen der Mühlsteine, mit denen dort ein starker Handel getrieben wird, fand man ebenfalls altes Gemäuer und Särge, in welchen römische Kaisermünzen lagen; Inschriften hat man aber bisher nicht entdecket, oder vielleicht auch nicht geachtet. — Die im II. Bande dieser Jahrbücher angeregten Ausgrabungen auf *Laureacum*, auf der Ennsburg klassischem Boden, geben durch die Sorgfalt des Chorherrn Kurz, des Dechants Gürtler und gewesenen Bürgermeisters Kain, fast wöchentlich irgend eine merkwürdige Beute. So vor wenigen Tagen einen großen zweyschneidigen Säbel von Bronze, Münzen, und in einem, auf dem Lorcher Feld entdeckten, zerstörten römischen Hause, allerley antike Gerathschaften und häufige Scherben römischer Töpfergeschirre, von ungemein schöner Arbeit, mit erhabenen Figuren und Inschriften. — Eine kritische Sammlung derley kostbarer Ueberreste, wäre weit willkommener und weit verdienstlicher, als hundert rhetorische Chrien und Wiederholungen allgemein bekannter Sachen! —

Seite 26 sagt Herr Schneller »vergebens verwandelten »die Bojoarier in der Gegend der Welserheide meilenlange Stre»cken in Einöden, um dieselben als Wall und Wehr zu brauchen. »Vergebens ließen sie dichte Wälder anwachsen ꝛc.« Also haben die Bojoarier Sand und Steine auf die Welserheide getragen? Also ließen sie in menschenleeren Gegenden Waldbäume wachsen, oder pflanzten sie gar an? *Meginfredus* in vita S. *Emmerani*, cap. 6 erzählt, daß der Herzog Theodo den heiligen Emmeran abhalten wollte, zu den Avaren zu reisen. Dux infit, se tam pio studio nihil opponere, nisi quod commeandi facul-

tatem impossibilitas quaedam obstrueret, propter discordiam scilicet et longam inter se et Avaros bellorum controversiam, fines in utroque limite desertos ita, ut circa *Anesim* fluvium, urbes et loca *olim cultissima*, tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret. Theodo hat aber die Sache ohne Zweifel übertrieben, um nur den heil. Emmeran von der Reise abzuhalten, denn die Stadt Lorch stand noch, und der heil. Rupert predigte dort (Conversionis Carantanorum hist. — Vir Domini.. per alveum Danubii usque ad fines Pannoniae inferioris spargendo semina vitae, navigando iter arripuit, sicque tandem revertens, ad *Laureacensem* pervenit civitatem... et verae fidei plures inibi sociavit). Wer wird glauben wollen, daß Lorch in einer ungeheuern Einöde ganz isolirt gestanden habe? Scholliner hat schon gegen obige Stelle Meginfreds sehr gute Bemerkungen gemacht: Disquisitio critica de patria, episcopatu et martyrio S. *Emmerani.* — Alle menschenleeren Gegenden verwildern ohne weiteres Zuthun. Das nämliche geschah nach den Verheerungen der Ungern. K. Otto III. sagt in einer Urkunde, apud Hund, p. 361: Piligrinus.. miserabili lamentatione adjecit (im Jahr 955) tam irrecuperabili se damno laesum in interfectione...ut *absque habitatore* terra episcopi, *solitudine sylvescat.*

Was das Verhältniß der agilolfingischen Herzoge Bayerns zu ihren Oberherren, den fränkischen Königen betrifft, ist Herr Schneller in den alten Irrthümern befangen, die zuletzt noch Pallhausen, durch ein ganzes Dachstübchen überreicher Erudition verbollwerken wollte; wogegen sich sogar Bayerns ausgezeichnete Literaturzeitung, Bayerns Reichsarchivar Lang, und der tiefgelehrte Carl Theodor Gemeiner, so wie früher in Wien Hofrath Schrötter und Custos Heyernbach, der Wahrheit zur Steuer sieghaft erhoben. Auch (S. 136 II.) Anzeigeblatt 5 dieser Jahrbücher hätte Herrn Schneller seine äußerst unrichtige Darstellung der Absetzung Thassilos ersparen können (S. 28, 29). Das den tassilonischen Höflingen in den Mund gelegte Urtheil über Carl den Großen: »Er sey ein Despot, ein Tyrann, ein *et caetera!*« (sic) steht würdig, neben jenem über Arnulph (36), und wie Friedrich der Streitbare, ein Schlächter, der unweise Sohn Leopolds — die gottbegeisterte Hirtin von Domremy, gelegenheitlich »eine Metze und Hexe (II. 313) genannt und sehr hoch hinaus von dem Dahinschmachten gesprochen wird, welches endlich Friedrichs des Schönen »erbärmliches Leben« geendiget habe! (S. 375).

Dem Mönchswesen und Pfaffentrug ist Herr Schneller ganz besonders gram. Diese Beywörter stellen gutentheils das »caeterum autem puto, Carthaginem esse delendam« des ganzen Buches vor. — Die unerreichten Babenberger heißen (§. 133) »schlagfertige Verfechter des Glaubens, un»berechnende Beschenker der Kirche.« — Der Held von Ptolemais »wickelt sich in eine Kapuze, damit ihn der Teufel nicht hole.« — »Der Priesterfeind hat in den Erzählungen der Mönche keine Tugend, der Priesterfreund kein Laster. Der ererbte Frömmigkeitszug sprach sich bey Leopolden aus, durch Klosterstiften, durch Mönchsbevorrechtung, durch Todbettzittern!« — »Bettelorden und Bruderschaften überwuchsen alles Andere, »Heiligkeit und Sinnlichkeit wechselte, so wie Beten und Saufen? »Armuth und Selbstpeinigung bis zu Unsinn und Schweinerey!! »Hat das Jahr mehr überzogene oder sonnige Tage? Gewiß herrscht »darüber eine Verschiedenheit der Meinungen, wie über das Gute »und Böse der hohen Priesterschaft.« (§. 394, 395.)

Einen desto besonnenern Vertheidiger finden dagegen an dem Verfasser, die Juden! — (§. 139, 185, 458, 469) »Da ihre Religion sich auf die nämliche Grundlage stütze.« — Sie wurden unmenschlich verfolgt, denn: »Neid und Haß heiligten sich in den Zellen der Bettelmönche, welche von den Juden nichts bekamen.

Das alte deutsche Staatsrecht ist ganz besonders die schwache Seite des Verfassers. Dieses zeigt sich auch in der mangelhaften und schiefen Beurtheilung der Institutionen Carls des Großen und der Carolinger (S. 49, 62).

Ein Muster urkundlicher Unkorrektheit sind (S. 134) die angeblichen ältesten Ortschaften Oesterreichs. — Wir möchten sehr gerne den Beweis dafür kennen, daß Mautern und Mistelbach die Versammlungsorte der Großen gewesen; daß Meginhelm vor allen auf dem Tulner Feld hervorgeragt habe? Auch die Reimchronik, die Heinrich III. 1046 mit dem durch Aba vertriebenen Ungernkönige Peter, zu Wien, Hof halten läßt, hat viel von dem unlautern Geruche Hagens und Haselbachs und der tabul. claustro-neoburg. an sich. (S. 72, 75) Moritzens Stammesfolge der Grafen von Formbach hätte Herrn Schneller über jenen Meginhelm recht interessante Winke, nicht ohne unmittelbare Beziehung auf die successive Vergrößerung der traungauischen Ottokare geliefert. — »Decem millia *Saxonum* ex iis, qui utramque ripam Albis fluminis incolebant, cum uxoribus et liberis sublatos transtulit (*Carolus*) et huc atque illuc, per *Galliam* et *Germaniam*, *multimoda divisione* distribuit,« so schildern die Zeitgenossen der Sachsen Loos nach dreyßigjährigem Kampfe um Freyheit und

Heimat, Gräber und Götter. — Carls Ansiedlungen in der Einöde von der Enns und Taja, bis zur Raab und Drau, durch slavische, bayerische, fränkische Colonien und durch diese gewaltsam deportirten Sachsen, findet sich am vollständigsten aus Urkunden und Quellschriftstellern, in Hormayr's historischem Taschenbuch auf 1813, S. 25, 42, 58, und in dem Aufsatze seines Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst 1815 Nro. 144. »Die Sachsen in Innerösterreich.« — Herr Schneller erwähnt neben Sachsengang, mehrere gleichnamige Anpflanzungen (72, 271) schätzt aber viel zu hoch, Bayrisch-Gratz, die urkundliche Erklarung der sogenannten »metae bavaricae,« in Hormayr's oberwähnten Aufsatze Nro. 144 ganz übersehend, so wie die nicht minder wichtige Erklärung des bey Heinrichs III. ungrischem Feldzug anfänglich neben Albrecht dem Sieghaften vorkommenden, zweyten östlichen Markgrafen (Siegfried, Herr Schneller nennt ihn nicht).

S. 76, 77. Lernen wir: »Baumgarten drücke den Be»griff einer friedlichen Geschäftigkeit in einem rohen Menschenalter »aus« — und »der Ortsname Krummen-Nußbaum erfreue »neben den Namen Oesterreichs ältester Adelsfamilien, weil »wir daraus (!!) das Daseyn eines echt edeln Stammbaumes, »einer guten Frucht erkennen!«

S. 82, 83. »Bischof Altmann von Passau beschenkte Leopold den Schönen, mit der Vogtey von St. Nikola, die sich über das Machland, das jetzige Mühlviertel ob der Enns, erstreckte.« Soll heißen: über das jetzige untere Mühlviertel, denn das obere kam erst nach 1156 zu Oberösterreich: — ein eben so merkbarer, geographischer Schnitzer, wie S. 10 über Laureacum, welches kein Schriftsteller, der einigermaßen die Gegend kannte, bey Amfelden (vielmehr Ansfelden, dritthalb Stunden östlich von Enns) noch sonst irgendwo suchte, als wo in dem tief gesunkenen Lorch, sein Name noch heut zu Tage übrig ist.

Herr Professor Schneller, gar zu glücklich, wenn er von irgend etwas Bekanntem oder Bewiesenem, vornehm achselzuckend abweichen und wenigstens dadurch den unnennbaren Durst nach Originalität befriedigen kann, gefällt sich sehr darin, zu verstehen zu geben, daß es mit der Unabhängigkeit unserer Ostmark von Bayern, denn doch eine sehr ungewisse Sache sey! Heyrenbach, Schrötter, Dolliner und Hormayr haben dieser nagelneuen Mode aus der Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, das Lebenslicht für immer ausgeblasen. Den seit wie lange, genügend erklärten Ausdruck Lamberts von Aschaffenburg, von unserem Ernst dem Tapfern, »Marchio *Bajoariorum*« wirft

Schneller als Feldzeichen wieder empor, nachdem selbst die bayerischen Geschichtsforscher, ihm die gebührende Stelle längst auf dem Trödel angewiesen haben. — Wenn in einem, so zusammengedrängten Lesebuch der Geschichten Oesterreichs und Steyermarks seitenlange Stellen aus Hormayr (über Leopold den Heiligen, über Richards Löwenherz Gefangenschaft ꝛc.) aus Calles, ja aus dem ekelhaften Herchenhahn, wie wahre Mißgeburten dastehen, was sollen wir sagen von der undankbaren Mühe, längst veraltete und unnütze Bemerkungen und Einwürfe älterer Publizisten, über und gegen die österreichischen Hausprivilegien, insonderheit Heinrichs IV. und VII. wiederholt zu sehen? Hätte der Verfasser nur die staatsrechtliche Wesenheit der goldenen Bulle des großen Barbarossa von 1156 richtiger aufgefaßt! S. 115. »Friedrich II. erklärt Oester»reich und Steyer als Königreich, doch gebrauchte sich kein »Fürst dieser Würde.« Höchst begreiflich, weil was davon auf uns kam, nur Entwurf, ein bloßes Koncept der kaiserlichen Kanzley ist. — Denselben Werth hat, was (S. 123, 178, 377) über die Stände und Landtage vorkömmt. Wir werden noch einmal darauf zurück kommen. Zu arg ist es aber §. 131 jene längst ausgemerzte aventinische Fabel vom Tulner Landtage 991 wiedergekäut zu sehen und zwar noch obendrein in chimärischer Zusammenstellung mit Volksversammlung, Grundvertrag, Ernennung eines neuen Oberherrn, bey völligem Erlöschen des Herzogstammes!!

S. 147. Alold, Geschichtschreiber vom Jahre 1063! soll das der Alold des Ortilo seyn? — Sundheim auf das Jahr 1243 und S. 250 tritt in wahrhaft patriarchalischer Lebensdauer, eben dieser wohlbekannte Ladislav Sundheim, als Vorleser Max I. auf, »herr Laßla priester, der die östrei»chisch, sächsisch und payrischen chroniken zusammenstimmen soll.«

S. 161. »Rudolph verlieh 1282 seinen Söhnen, Oester»reich, Steyer und Kärnten.« — Kärnten verlieh er ihnen keineswegs und auch nicht dem görzisch-tyrolischen Meinhard »unter der Bedingung des Rückfalles.« Beyde längst gedruckte Urkunden Rudolphs schweigen hievon, und als nach einem halben Jahrhundert der böhmische Kronprätendent Heinrich, Sohn eben dieses Meinhards, nur eine Tochter, Margarethen die Maultasche hinterließ, hatte diese Reticenz sehr wichtige Folgen, mit gewohnter Gründlichkeit erläutert in des Chorherrn Kurz Geschichte Albrechts des Lahmen.

S. 170. u. f. »Oesterreichs innere Gestaltung von Er»schlagung Friedrichs des Streitbaren bis zum Hin»schmachten Friedrichs des Schönen,« enthält wieder

ganze Seiten aus Kurzens Ottokar und Albrecht: zugleich ein hinreichender Grund, warum dieses Kapitel so vollständig aussieht und die andern, gleich wichtigen Inhaltes so mager.

Eben dieses Chorherrn Kurz Geschichte Friedrichs des Schönen zeigt mit der ihm eigenen, durchaus quellengemäßen und strengen Unparteylichkeit, wie grundlos Schnellers Vorwurf (168) sey, Hormayr habe Ludwigs des Bayern Haltung in der Mühldorfer Schlacht, viel zu bitter geschildert. — (S. 183, 184.) Unter Trompetenschall und donnernden Wortsalven erscheinen längst gesagte Dinge über die Kreuzzüge, nur um Kurzens tiefgedachtes, wenn schon sehr trocken ausgesprochenes Wort hierüber schulmeistern zu können.

S. 191. Daß Albrecht der Lahme seinen Söhnen Rudolph, Albrecht und Leopold, durch Erziehungsplan, ganz verschiedene Charaktere eingepfropft haben solle, ist bloßes Spielwerk einer überschäumenden Phantasie. S. 192 heißt es: »Durch »ein unglücklich Verhängniß führte Oesterreichs Plutarch den »vollendetsten der habsburgischen Herzoge, nur gelegen»heitlich auf.« Freylich, weil er nicht zu den Stammherren des Hauses gehört; diese Stelle ließe aber vermuthen, man würde hier finden, was dort mangelt, aber, o Wunder! wir treffen hier gar nichts, was nicht im Plutarch III. 6 bis 16, Manches sogar zum erstenmale gesagt worden wäre! — So bedauert auch Herr Schneller S. 411 das Urtheil des Plutarch verwerfen zu müssen: »Ganz gegen sein Herz habe Herzog Ernst bestimmt geschienen, nur durch gemeinschädlichen Bruderzwist, in »der Geschichte seines Hauses bekannt zu werden.« — Ohne den nothgedrungenen Sieg von Radkersburg zu verkleinern, ist jener Ausdruck wohl nicht so unrichtig, da der Zwiespalt um die Vormundschaft Albrechts V., Bürgerkrieg und Bannfluch und den Justizmord der mannhaftesten Wiener, den Mord des ehrwürdigen Waldsee zur Folge hatte, da die Tyrolerurkunden sehr unhöflich entschleyern, was es eigentlich mit Ernsts »Verfechtung »habsburgischen Stammrechtes« für eine Bewandtniß hatte, als Friedrich mit der leeren Tasche, wegen seines dem Papste treu gehaltenen Fürstenwortes, zu Kostnitz gebannt und geächtet wurde, das habsburgische Stammeigen meist verloren ging und Tyrol, nur durch die eigene tapfere Treue, Friedrichen und seinem Hause verblieb. — Bald dürfen wir auch jenes Rudolph Geschichte, von Kurzens unermüdetem Fleiße hoffen. — Grundfalsch ist die von Herrn Schneller (§. 256, 257) Rudolphen in den Mund gelegte Frage: »Wollt ihr Steuer zahlen »oder soll ich falsch münzen?« Rudolph wollte durch sein Ungeld gewinnen und dieses Ungeld mußte wieder nur das Volk

allein tragen, nicht der Adel. — Uebrigens weiß wohl jeder Anfänger, daß das Ungeld, kein böses oder falsches Geld bedeute. — Eben so irrig ist das Folgende: »Albrecht VI. erlaubte sich nicht, »falsch zu münzen. Er brauchte diese Rechtlichkeit, als Mittel ge»gen seinen Bruder, Kaiser Friedrich.« — Auch Albrecht münzte Anfangs falsches Geld, nur späterhin ließ er besseres prägen, als das Uebel bereits eine bedenkliche Stufe erreicht hatte. Widerspricht jenem doch die unmittelbar nachfolgende Stelle: »Ins»geheim ließ auch Albrecht zu Linz Fabriken errichten, zum »Nachprägen der Schinderlinge.«

S. 248. »Der Dom zu Wien entstand durch Albrecht den »Weisen und Rudolph den Sinnreichen.« Die Urkunden bey Steyrer und alle gleichzeitigen Chroniken nennen nur Rudolphen allein, als Erbauer dieses theuern Domes, dieser klassischen Stätte der heiligsten Rückerinnerungen der österreichischen Welt. Albrecht hatte nur den Chor zu St. Stephan und den Hochaltar in der alten Kirche erbauet. (cf. Oggesser Beschreibung der Metropolitankirche zu St. Stephan S. 15.)

So wie des hochverdienten Chorherrn Kurz, Oesterreich unter Friedrich IV. über die unglückselige Regierung dieses Kaisers, mußte Hormayrs Plutarch dem Verfasser wieder die interessantesten Angaben über den ritterlichen Max seitenweise ausborgen — und wie seltsam kontrastirt die Schilderung dieses Friedrichs S. 211 in der österreichischen und 416, 426 in der steyermärkischen Historie? Ihn richtet am besten Andreas Baumkirchers Tod und des Eggenbergers ewige Haft, — die gegen Georg Podiebrad und Mathias Corvin beobachtete Politik, der beyden Vettern Ladislaus und Sigmunds Vormundschaft, der den Räubern abgekaufte Frieden.

Es sey vergönnt hier noch einen Wunsch auszusprechen, dessen Erfüllung sogar manche kleine italienische und deutsche Staaten in bemerkenswerther Vollkommenheit vor uns voraus haben, den Muratori für Italien, Rymer für Großbritannien, Dogiel für Polen, die Kongregation S. Maure, le Long und Martene, für Frankreich verwirklichten, — den Wunsch nach einem österreichischen Corpus Diplomaticum, nach einer kritischen und raisonnirenden Sammlung sämmtlicher (ihrer Natur nach zur Publicität geeigneten) irgend ein höheres, inneres oder äußeres Staatsinteresse betreffenden Urkunden und Traktaten.

Feindeswuth, Elementarunfälle, die Umwälzung zahlloser öffentlicher und Privatverhältnisse, die mit revolutionären Zeiten immerdar verbundene Geringschätzung altergrauen Besitzes und urkundlichen Rechtes, der Vandalism der drey letzten Jahrzehende

haben uns ohnehin schon zahlloser Denkmale der Vorwelt beraubt. Häufiger leidigen Beyspiele zu geschweigen, sind die Archive von Kleinmariazell und Seissenstein, so wie des tausendjährigen Ossiach und Arnoldstein ꝛc. auf dem Trödel, in der Papiermühle verschwunden, in einem jährlich überschwemmten Keller verfault. Was von den Urkunden Baumgartenbergs, dem zerstörungslustigen Eybel entging, verkaufte 1810 sammt den Kasten, eine alte Köchin dem Lumpenhändler. Sehr interessante Akten von Wallensteins erstem Generalate zu Niederwallsee, die der Chorherr Kurz nach 1807 daselbst eingesehen, konnte selbst der beste Wille des jetzigen Besitzers, Baron Wimpfen, nicht mehr ergründen. — Richard Streins herrliches Werk über Oberösterreich und seine collectanea genealogica (im Original, sammt der ständischen Bibliothek im Brande von Linz verzehrt) finden sich uneingesehen, unabgeschrieben, unbenützt, auf dem Schlosse Schlüsselberg im Hausruckviertel beym Freyherrn von Imsland, Enkel des letzten aus dem Stamme der Grafen von Hoheneck. Nur mit Erlaubniß der Stände, erhielt vor einem Jahrhundert, der verdiente Genealogist Hoheneck, zum Behufe seiner Studien, jene Kopie der streinischen Urschrift — und sein letzter Sprosse soll nach jenem Brand es den Ständen geradezu verweigert haben, davon wieder Abschrift nehmen zu dürfen! In Schlüsselberg befindet sich auch das Leben Max I. von dem (aus Khautzens Gelehrtengeschichte genugsam bekannten Kammerpräsidenten und Gesandten Max II. und Rudolphs II.) Freyherrn Richard Strein von Schwarzenau (geboren 1537, † 8. November 1600), dessen ungedruckte Werke bey zwanzig Foliobände betragen! Ebenfalls in Schlüsselberg sind die schätzbaren genealogischen Sammlungen Job Hartmanns Enenkel, Freyherrn von Albrechtsberg. — Die Zeit lächerlicher Geheimnißkrämerey, die sich nicht selten, sogar auf Druckschriften ausdehnte, jener Todesangst des Cacus, ans Licht des Tages heraus zu müssen, aus seinem finstern Dachsbau, jene redliche Zuversicht mancher Idioten, was sie selbst nicht wissen, sey auch der ganzen übrigen Welt ein Geheimniß, verschwindet gottlob täglich mehr. — Sonst wäre auch der herrliche Strom des Forschens und des Entdeckens gar bald in faulem Sumpf oder in tückischen Abzugsgräben ertödtet, und es bliebe demjenigen, der nun einmal glaubt, schreiben zu müssen, auch nichts Anderes übrig, als einen solchen modernisirten, mit allerley Witz und Kenntnissen geschmückten Auszug seiner Vorgänger zu liefern.

Wir gehen nun zur II. Abtheilung S. 253, zur Steyermark über. — Schon der Eingang (266, 267, 269) dünkt

uns nicht ohne alle Unrichtigkeit. »Steyermarks Geschichte »geht mit der Jahrzahl des Herrn« — und doch sagt schon Strabo (IV.), daß Drusus und Tiber, die Alpenvölker hinter Aquileja, insonderheit die Noriker und die dazu gehörigen Taurisker bezwangen, und daß selbe nun schon über drey Jahrzehende ruhig unterworfen und tributär seyen! — Ganz natürlich gelten nicht alle Stellen griechischer oder römischer Autoren von Norikum und Pannonien, der zwischen diesen beyden, in ungewissen, oft wechselnden Landmarken getheilten, heutigen Steyermark; aber je seltner solche einzelne Blitze aus der ägyptischen Finsterniß des ersten Anbaues und der ersten Bevölkerung herüberdämmern, desto sorgsamer sollen sie angedeutet und erwähnt werden. Wir kränkeln ja nicht mehr an jenem spießbürgerlichen Patriotism, der jede flüchtige und allgemeine Erwähnung, jeden ähnlichen Klang, mit verletzender Gierigkeit, ausschließend seinem Lande, seiner Stadt oder einer bestimmten Lieblingsstelle zueignet. Aber Kenntnisse und Entdeckungen, sind seit Lazius und Megiser nicht nur, sondern selbst seit Cäsar, Linhart und Kindermann unglaublich vorwärts geschritten. Wir sinnen, vermuthen, entdecken ganz andere Dinge, als sie konnten, bey der nämlichen Inschrift, bey demselben Denkmal, bey den gleichen Zeilen eines der alten Geographen oder Panegyrikers. — Der beym ältern Plinius (III. 18) beym Justinus (32) Sozomen (I. 6) und Zosimus (5) erwähnten Rückkehr Jasons und seiner Argonauten und so mancher vorübergehender Erwähnung bey Polyb und Livius nicht zu gedenken, geben doch die von Johannes Müller in seiner ersten Jugendarbeit, im bellum cimbricum gesammelten Stellen der Alten, zuförderst über den Schreckenstag von Noreja, mehrere Nachrichten, als Herr Professor Schneller, aus mancher Epoche der Römerherrschaft auftreiben wird. — Auch die Stelle dünkt uns nicht ganz richtig (§. 266). »Die Römer fanden dort »eine celtische Volkshorde, die Taurisker.« (Im Grunde wohl nur ein Appellativ, Bergbewohner, Alpini; noch heißen die hohen Bergrücken der norischen Alpen, aus Tyrol durch Salzburg nach Steyermark hinüber, die Tauern.) Die Alten sprechen nur von der Unterjochung Norikums und der Noriker, nicht der Taurisker, als eines eigenen Volksstammes. Nach Strabo (I. VII.) hatte der Dacier Heeresfürst Böroebistas, die Bojen unter ihrem Könige Kritasir, sammt den Tauriskern, völlig aufgerieben. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor Christus, spricht der große und gute Cäsar (bell. gallic. I. 5.) von Noreja, der norischen Stadt, ohne der Taurisker auch nur zu erwähnen. (Bojosque, qui trans Rhe-

num incoluerant, in agrum noricum transierant, Norejamque oppugnarant.) Der ältere Plinius redet vollends von den Tauriskern, als von einem verschwundenen Volke, dessen Stelle nunmehr die Noriker einnehmen. (III. 20. Juxta Carnos, *quondam* Taurisci appellati, nunc *Norici.*) Somit scheint uns die Behauptung (§. 267) immer etwas gewagt: »Der alte tauriskische »Volksname bestand unter der Römerherrschaft fort. Ich weiß »einen Denkstein, den die Cohors Tauriscorum ihrem Feld»herrn setzt.« Dieser Denkstein, den auch gar viele Andere wissen, den Cäsar, Mayer und Kindermann sehr verschieden angeben, dem Rutilian geweiht und zu Cilly gefunden (Marco. Ulp. Rutiliano. opt. praefect. suo. auspiciis divi Alexandri in Persia feliciter pugnanti, victori maximo, invicta cohors tauriscor. equitum haec posuit.) beweiset wohl das Daseyn tauriskischer Reiter, einer tauriskischen Cohorte (ein wahrscheinlich von Augustus Alpenkrieg herrührender Ehren- und Eigenname), keineswegs aber, daß Steyermarks Bewohner noch im dritten Jahrhunderte fortan Taurisker heißen. Die Trierer setzten dem Titus Varius Clemens bey Leibnitz ein merkwürdiges Denkmal, auf dem Leibnitzerfeld entdeckt und durch Max I. im May 1506 in die Burg zu Gratz gebracht. (Tito Vario Clementi ab epistol. Augustor. proc. provinc. Belgiae et utriusque German. Raetiae. Mauritan. Caesareens. Lusitan. Ciliciae Praef. equit. alae britann. miliar. praef. auxilior. in Mauritan. Tingitan. ex Hispania missorum. praef. equit. al. II. tribun. legion. XXXV. V. praef. praef. cohort. II. Gallor. Macedon. Civitas Treverorum. praesidi optimo.) Waren deßhalb die Trierer in Steyermark einheimisch und könnte man, falls Rutilian im persischen Heereszuge verblichen, dort sein Denkmal erhalten hätte, die Taurisker nicht allenfalls auch zu Persern stempeln?

§. 266. sagt Herr Schneller: »Die Taurisker besaßen »nicht alle fünf Kreise der jetzigen Steyermark.« — Welche Kreise besaßen sie denn? (vorausgesetzt, sie hätten nach dem bereits Gesagten, noch nach den Juliern, Flaviern, Antoninen, ein eignes Volk fortbestanden) und wer besaß denn die übrigen Kreise dieses Landes? — Herr Schneller mag das Unzulängliche seiner Angabe wohl selbst gefühlt haben; er suchte daher die Lücke durch eine schöne Wendung aus Tacitus (Germania omnis — a Sarmatis Dacisque *mutuo metu*, aut montibus separatur. Germ. I.) auszufüllen: »Doch wechselseitige Furcht »machte auch ihre Gränze.« — Allein in der Eile bemerkte er nicht, daß dieser Satz an diesem Platze keine Bedeutung hat; denn auf wen sollte sich das wechselseitig beziehen? Fürch-

teten sich die Tauriskern, einer vor dem andern? — Von wechselseitiger Furcht in Beziehung auf ein anderes Volk, das etwa den Tauriskern zunächst saß, kann hier nicht die Rede seyn; denn Herr Schneller nannte ja bis zu dieser Stelle noch gar kein Volk, das den Tauriskern mehr oder weniger nahe gewohnt hätte. Auch in Hinsicht der Angränzer der Taurisker weicht Herr Schneller von Plinius und Strabo ab; beyde nennen als Südgränzer nur Carner, nicht Illyrier. Auch sagen beyde, daß die Noriker bis in die Nähe Aquileja's hinab ausgebreitet waren, besonders, nachdem der Name Taurisker in dieser Gegend untergegangen war.

Auch über die Bildungsstufe jener Ureinwohner Steyermarks, glauben wir Einiges erinnern zu sollen. In eben dem §. 266 heißt es: »Die Taurisker aßen Rohfleisch und Habermuß, »tranken Wasser und Steinbier, bearbeiteten Eisen und Schlacht»schwert.« — Daß die Taurisker Rohfleisch aßen, ist ganz unerwiesen. Herr Schneller läßt sie zwar Habermuß und Steinbier genießen, gibt aber durchaus nicht zu, daß sie Getreide, welches zur Bereitung des Habermußes und Steinbiers doch unentbehrlich ist, bauten oder eintauschten; denn von ihren Beschäftigungen gibt er nur diese an, §. 226: sie bearbeiteten Eisen und Schlachtschwert; sie trafen auf ihre Nachbarn bey Jagd und Krieg. — Den Ackerbau spricht er den Tauriskern dadurch ab, daß er sie §. 267 zu halbwilden Wanderern macht, — eine Lebensart, mit welcher sich Ackerbau freylich nicht wohl vereinigen läßt. Doch er geht noch weiter und sagt, §. 299: »Erst »die Römer lichteten die Wälder, trockneten den Boden, entne»belten die Luft; sie bauten durch Knechte, Anfangs um die Castra, »später um die Kolonien, das nährende Saatkorn.« — Daß die Taurisker, die einst in den Hochgebirgen wohnten, erst wirklich keinen Getreidebau hatten, ist aus Strabo (l. IV.) gewiß. Doch auffallend ist der Satz des Herrn Professors §. 299, wo es heißt: »Man will uns glauben machen, die Taurisker hätten, wie friedliche Landleute für Pech, Kien und Wachs (Strabo nennt überdieß noch, Honig und Käs) das im Gebirge mangelnde Getreide eingetauscht; vollends im Süden sollen sie den Ackerbau glücklich betrieben haben.« — Wirklich behauptet Strabo das, was Herr Schneller mitleidig lächelnd zu verwerfen sucht. Herr Schneller hat gar keinen Beweis gegen den gleichzeitigen Strabo, sondern nur eine nackte Behauptung aus dem fehlerreichen Kindermann entlehnt. (Beyträge zur Vaterlandskunde, B. 1 S. 17.) Für die Urahnen der Braven, die am 14. Juny 1809 in der Raaberschlacht, den Mayerhof von Kis-Mégyèr, unter Hummel vertheidigten, ist übrigens Sextus Rufus

Zeugniß, wie sie die letzten gefallen, ehrenvoll genug. Alpinis omnibus victis, Noricorum provinciae accesserunt (c. 9.), und aus Florus IV. 12. quae fuerit callidarum gentium feritas, vel mulieres ostendere, quae deficientibus telis, infantes ipsos, in ora militum adversa miserunt — tumidae gentium cervices, necdum adsuetae frenis servitutis, ab imposito nuper jugo resiliebant, — ferocius — *Norici*, Pannonii, Illyrii. — Noch immer im nämlichen §. 266 fährt Herr Schneller fort und sagt: »Alle Barbaren von der stürmischen Adria bis »an den wirbelnden Ister empfingen die imperatorischen Beile »August's.« — Auch hierüber weiß der mit August gleichzeitige Livius (l. 39 c. 55) etwas ganz andres. Aquileja wurde schon zur Zeit des ältern Cato, beyläufig 180 Jahre vor Christus, eine römische Colonie, nachdem dieser Ort schon früher unter römische Herrschaft gekommen war; auch Tergeste (Triest) zwar später als Aquileja, aber doch lange vor Christus, hatte dasselbe Schicksal; beyde Orte, um durch Aufzählung einiger krainerischen Landstriche nicht weitläufiger zu werden, liegen ja doch zwischen dem adriatischen Meere und der Donau; alle diese wurden lange vor Chr. römisch. Livius, Cäsar rc. geben hierüber genügende Beweise.

Herr Professor Schneller selbst sagt von Steyermarks Urbewohnern §. 266 »(sie) bearbeiteten Eisen und Schlachtschwert« — das ist, sie trieben Eisenbergbau; denn sie hatten in Noreja's Nähe ihre Eisengruben. (Strabo lib. V.) sie bearbeiteten das Eisenerz zu Eisen, und dieses durch alle Stufen bis zu Schwertern. Herr Schneller mag nun erlautern und beweisen, daß man Eisenberge und Hammerwerke, vom Hochofen herab bis zur Klingenschmiede (die Dinge waren da, am Namen liegt hier nichts) etwa wie Schwert oder Pfeile, durch Länder tragen, und damit herum wandern könne! Konnten also Steyermarks Urbewohner, halbwilde, arbeitsscheue Wanderer seyn? Sie bearbeiteten das Eisen vom rohesten Erze bis zum Stahl, den Horaz (Irae, quas neque *noricus* deterret ensis etc. Hor. l. 1. Od. 16. Modo ense pectus *Norico* recludere. Epod. 18.) nennt, und zwar vor Chr — Da die Taurisker also bürgerliche Beschäftigungen, Ackerbau, Städte, als Noreja, das Strabo schon für das Jahr 113, vor Chr., mit dem Namen Stadt, *Πολις*, bezeichnet, — das Cäsar um das Jahr 58 vor Chr. ebenfalls als einen befestigten Ort, und das Plinius unter den zu Grunde gegangenen Städten nennt. (In hoc. situ interiere per oram Framine, Pellaon, Palsatium — *Tauriscis Noreia*, l. III. c. 23.) Da sie ferner (Strabo VII.) im jetzigen Krain Nauportus, einen wichtigen Handels- und Stapelplatz (25)

also feste Wohnsitze hatten, so waren sie und die Noriker nicht halbwilde Wanderer, als die Römer diese Ländereyen bezwangen. Zugleich zerfällt auch jener Satz des Herrn Professors, daß der Taurisker Städte, nur eine Sammlung von Erdhütten in einem Feldlager oder an einem Uebergangspunkte gewesen seyn, und daß eigentliche Städte in den steyermärkischen Gebieten erweislich erst durch die Römer entstanden, §. 298. — Denn ein bloßes Feldlager, das durch mehr als ein halbes Jahrhundert auf dem nämlichen Platze und unter dem nämlichen Eigennamen steht (Noreja erscheint so vom J. 113 bis 58 vor Chr.), wird schon dadurch so ziemlich zu einer Ortschaft. Im nämlichen §. 267 führt Herr Schneller eine Stelle aus Polyb und eine aus Strabo an, und sagt dann: »Auf solche schwache und wankende »Stellen als Grundlage darf der Vernünftige kein weitläufig Ge»bäude führen.« — In Strabo steht gerade das Gegentheil von dem, was Herr Schneller sagt; dort heißt es im 4ten Buche, daß die Italiener, die den Tauriskern, die schon zuvor in dem Besitze dieser Goldgruben bey Aquileja waren, dabey halfen, von ihnen vertrieben worden seyen. Schon hieraus sieht man, daß Herrn Schnellers Citationen keineswegs zuverläßig sind, wie weiter unten noch öfter gezeigt werden wird. — Ferner im §. 267 in dem zweyten sogenannten Grundsatze: »Nur jene Begebenheiten gehören gewiß für Steyermark, wo die Namen von Noreja und Idunum, wo Muroela und Viana, wo Petovio und Celeja erscheinen, da dieß die Hauptstädte waren.« — Also sechs Hauptstädte in dem zerrissenen Anhängsel? wie Herr Schneller §. 268 Steyermark nennt. Woher beweiset er denn, daß Noreja damals noch bestand, als der Römer über die Steyermark zu herrschen anfing, wenn man auf das zurückblickt, was gewissermaßen schon Cäsar und vorzüglich Plinius von dieser Stadt sagen? Herr Schneller dürfte schwer beweisen, daß Idunum, Muroela und Viana je Hauptstädte der Steyermark waren; von Petovio sagt Tacitus nur, daß die 13te Legion dort ihr Winterlager hatte. (Petovionem, in hiberna tertiae decimae legionis convenerant. III. H. 1.)

§. 268 heißt es: »So hielt Vespasianus seinen Kriegsrath in Petovio, um den Angriffsplan zu entwerfen.« — Wenn Herr Schneller dadurch sagen will, daß Vespasian im Kriegsrathe zu Petovio zugegen war, so dürfte er an Tacitus einen großen Gegner finden, der diesen Imperator zu jener Zeit, als sich die Armeen zu Petovio für Vespasian erklärten, im Oriente handeln läßt.

§. 269 heißt es: »An Steyermarks Gränze fand sich ei-

»ner. (eines Grabmals rauher Denkstein) für Senecio, den »Sohn des Präfekten.« (D. M. L. SENECIO. V. P. F. MONIA SECVNDINA. MAR. OPT. V. V. F.) Warum sagt Herr Schneller nicht, daß dieser Stein, nach Lazius, sich zu S. Veit in Kärnten fand?

§. 278 steht: »Rom's letzter Imperator, Romylus Augustus, spottweise verdreht zu Romulus Augustulus ꝛc.« — Dieses ist nicht richtig. Denn Remer sagt in seinem Handbuch der ältern Geschichte, Th. I. S. 789. »Der Name Augustulus ist übrigens kein Spottnahme, denn er heißt auch auf den Münzen so,« und im kaiserlichen Münzkabinette zu Wien hat eine goldene Münze die Umschrift: D. N. ROMVLVS. AVGVSTVS. P. F. AVG. Ekhelii Catal. Mus. Caes. etc. T. II. p. 530.

§. 281. Adelung, Remer ꝛc. schreiben lieber Langobarden, als Longobarden, da sie diesen Namen von der langen Börde im heutigen Lüneburg, dem Stammsitze dieses Volkes ableiten. Hiermit im Einklange, sagt das älteste topographische Denkmal aus der agilolfingischen Periode, der codex de inventione sancte crucis, einst in Wessobrunn, nun in der Münchner-Hofbibliothek (Bernard Petz thesaur. anecdot. I. 1. Mon. boica VII. 375. Chr. Aretin Beyträge zur Geschichte und Literatur, Pallhausens Garibald) mit seinen höchst merkwürdigen Länder- und Städte-Namen. »Italia, Lancpartolant, — Ausonia, auch Lancpartolant.« —

Am Schlusse des §. 281 heißt es: »Ihre (der Avaren) Herr»schaft in den steyermärkischen Gebieten dauerte zwey volle Jahr»hunderte.« Diese lange ununterbrochene Avarenherrschaft kann selbst nach Herrn Schneller §. 282, höchstens nur von einem Theile Steyermarks gelten, da auch er um 622 (es sollte heißen 623; jenes Jahr gehört Mahomed, dieses Samo) Samo und die Carantanen über die obersteyermärkischen Gebiete an der Muhr, und im Süden über die Gegenden an der Drave herrschen läßt.

Ueber der Slaven große Wanderung gen Norden und Westen, hätte Herr Schneller bey Jordan. Orig. Slav. c. 19. Eccard rer. Franc. orient. I. l. 10. §. 11. Spener notit. Germ. med. III. sich billig Raths erholen sollen. Möchte er nicht etwa auch, gleich Lazius das castrum Vocastinse (Fredegar XI. 67) Wogastiburc, wo Samo glücklich König Dagoberten bestritt, nach Voitsberg setzen?

Samo kriegte mehrere Jahre gegen die Franken, aber von der Thüringer, nicht von der Seite Bayerns, daher die Meinung fast allgemein ist, daß Samo Innerösterreich und das rechte Donauufer gar nicht berühre, daß der Auf-

ruhr der Slaven, gegen ihre Gebieter die Hunnen (qui singulis annis, hyemandum in Slavos venerunt, feminas et filias eorum in stratum sumebant, tributa super alias oppressiones etc. Fredegar) nicht von unsern Wenden, die noch seit Attila übrig waren, sondern von ganz andern Slaven gegen die eigentlichen Avaren zu verstehen sey.

Es gab freylich Einige, welche Samo auch Oesterreich, wenigstens einem Theile des Norikums befehlen ließen; doch sie irren sehr wahrscheinlich, — aus folgenden Gründen. Bayern war damals schon ein Pertinenzstück des Frankenreichs, welches Samo gewiß nicht geschont hätte, wäre er desselben Nachbar gewesen. Die Thüringer, ebenfalls fränkische Vasallen, haben fortwährend seine Einfälle hart empfunden. Hätte Samo einen Theil des Norikums gehabt, so wäre er auch Nachbar der Longobarden gewesen, die dem Dagobert Hilfsvölker gegen die Slaven geschickt haben, welches Samo, der selbst die mächtigen fränkischen Könige nicht fürchtete, sicher nicht ungerächt hätte hingehen lassen; aber man lieset nichts auf dieser Strecke von slavischen Einfällen in das Land der Longobarden, oder von einer Nachbarschaft der samischen Slaven mit den Longobarden, nachdem erstere sich von den Avaren losgerissen hatten. Dagobert wies den zu ihm fliehenden Bulgaren die Provinz Bayern an, welches sehr unvorsichtig gewesen wäre, wenn die Caravani zu dem Erzfeind Samo gehört hätten, denn leicht hätten sich diese mit den Bulgaren vereinigen und die Franken im Rücken anfallen können. In den Legenden der um dieselbe Zeit lebenden Heiligen, z. B. des h. Eustasius, Emmeran und Ruppert, kommt davon nichts vor, so wie überhaupt kein gleichzeitiger Autor sagt, daß unsere Wenden zum Volke des Samo gehört hätten. Valesius urtheilte also recht, wenn er behauptete, Samonem dici non posse regem *Carantanorum* seu *Cravatorum*, quia Slavi Samonis, neque in Italiam, neque in Bojoariam, sed solum in Thuringiam suas fecere incursiones. Eccard, Rer. Franc. T. I. widerspricht zwar dem Valesius, führt aber keinen Beweis an, daß die Vinidi Carentani entweder vor oder nach ihrer Unterjochung durch Carl den Großen, den böhmischen oder mährischen Slaven seyen unterworfen gewesen. Daß die Vinidi auch während des langen Krieges, den Samo gegen die Franken führte, immer ruhig blieben, ist ein neuer Beweis ihrer Unabhängigkeit von Samo. Nur das Einzige darf jedoch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß der Autor der Conversionis Bajoariorum et Carentanorum sagt: temporibus gloriosi regis Dagoberti, quidam *Slavus*, Samo nomine, manens in *quarantanis*, fuit dux *gentis illius*, qui ve-

nientes negotiatores Dagoberti interficere jussit — doch schon Mehrere interpretirten bey so vielen Gegengründen, diese Stelle, im Einklange mit einigen neuern Quellen: Samo, der übrigen Slaven Heeresfürst, sey von Geburt ein Winde, ein Carantanerslave gewesen. Auch »kein Prophet im Vater»lande,« habe er sich bey andern Stämmen zur Oberherrschaft emporgeschwungen! — Im Ganzen erhellet doch aus dem bisher Gesagten, daß unsere Venedi Carantani, obwohl sie auch Slaven waren, doch nicht zum Volke des Samo gehörten, welches ganz anderswo seine Sitze aufgeschlagen, und sich Anfangs bloß auf das linke Donauufer eingeschränkt hatte, von dem er bis zur Elbe und dann gar bis zum Meere sich ausdehnte. Es scheinet auch nicht einmal, daß er über diese ungeheure Strecke als König zu befehlen hatte; verschiedene Stämme der Slaven hatten ihre verschiedenen Anführer, weßwegen in Mähren, Böhmen, Polen, Pommern ꝛc. bald verschiedene, ganz unabhängige Dynastien erscheinen. Von unseren carantanischen Wenden, die schon viel früher, als Samo heraufrückte, sich in Oberpannonien und in einem Theile Norikums aufhielten, handelt Paulus Diakonus in mehreren Stellen, welche mit unserer Behauptung vollkommen übereinstimmen. L. VI. c. 22. Denique Lupo . . . interempto; Warnefridus ejus filius, voluit in loco patris apud Forumjulii obtinere Ducatum; sed metuens Grimoaldi regis vires, fugit ad *Slavorum* gentem in *Carnuntum*, quod corrupte vocitant *Carantanum*. — Et cap. 23 narrans de Wectari Duce Forojuliano: qui cum ad pontem Natisonis fluminis, qui ibidem est, ubi Slavi residebant, propinquasset etc. Der Fluß Natiso fließt ja nicht in Mähren oder Böhmen. — c. 24. Ferdulfus Dux *vicinos Slavos* muneribus invitavit, ut cum exercitu in Forumjulium venirent, welches doch nicht füglich auf Mähren oder Böhmen gedeutet werden mag. — c. 52. Ratchis apud Forumjulii Dux effectus, in *Carniolam*, *Slavorum patriam*, ingressus, magnam multitudinem Slavorum interficiens, eorum omnia devastavit.

Auf der Nordseite der Donau befanden sich also im siebenten Jahrhundert in unserem heutigen Oesterreich, Slaven, welche ursprünglich zu der Nation gehörten, die sich unter dem Samo von den Avaren losgerissen hat; späterhin erkannten sie die Obergewalt der Herzoge Böhmens und Mährens. Den östlichen Theil auf der Südseite, nämlich eine Strecke Oberpannoniens und Norikums, besaßen die Venedi Carantani, die sich mit den alten zurückgebliebenen Hunnen des Attila vermischt hatten; sie standen so wenig unter dem Samo, so

wenig die Ostrogothen unter den Westgothen gestanden hatten, wenn sie gleich ursprünglich zum nämlichen Volke gehörten. Zugleich kamen die Avaren, und verschlangen alles bis zum Ennsfluße. Was oberhalb gegen Westen lag, gehörte zu Bayern. Bey dem fortdauernden Schwanken und Wandern der Barbaren, konnte es keine festgesetzten genauen Gränzen geben, vorzüglich auf der Nordseite der Donau. Man sucht umsonst, wenn man ausfindig machen will, wem eigentlich das obere und untere Mühlviertel im siebenten und achten Jahrhunderte zugehört habe? Wie weit sich dort Avarien herauf erstreckt? weiß man eben so wenig. Hierzu die Stelle Bonfins I., VIII. *Hunni*, qui cladi (der Söhne Attilas) superfuerunt, Unnorum nomen exosi, ab *Avario*, qui Zeliorbi successit, sese *Avares* nuncupavere in *Noricum* recessere, — a quibus ea regio, *Avaria* dicta est.

§. 285. Der Graf von Lengfeld, der in Arnulfs Kampf gegen Swatopluk die Steyerer kommandirte, — und wie sich die Magyaren gegen den 911 verstorbenen Ludwig (Köhler de aug. gente caroling. Spieß Archiv. Nebenarbeit.) 990 aller Verpflichtung lossagten, steht würdig beysammen.

§. 301. Auch gibt der 880 verstorbene, und seit 879 sprachlose und gelähmte Carlmann, 881 die älteste (im Johanneum befindliche) Urkunde. Sie ist in Wallners annus milles. von Ossiach und bey Hormayr längst gedruckt.

Von jenes großen Swatopluks Sohn, Zwetboch, dem Ahnherrn eines der ersten karentanischen Grafengeschlechter, und von dem durch die Karlowingen, dem großmährischen gleichsam entgegen gestellten tributären mährischen Nebenreich an der Saan, Sau und Drau, hätte der Hr. Professor doch auch ein wenig besser Notiz nehmen können. (Jahrbücher II. Int. Bl. 14 bis 22.)

Den §. 287. beginnt der Verfasser. — »Ich berühre die obersten Gipfel der Dinge.« Zu diesen obersten Gipfeln können wir inzwischen unmöglich rechnen, die von den sächsischen Ottonen angeblich in Steyermark aufgestellten Grafen von Leoben, Kraubat, Gratz, Perneck, Ruen, Marburg, Pettau, Souneck rc. die als solche entweder gar nie existirten, oder die er wenigstens erst gegen das Ende der salischen Kaiser hätte sollen auftreten lassen, als die Gauenverfassung erlosch, das Amt zum Erbbesitz wurde, und Geschlechtsnamen nach und nach hervortreten!

Der publizistischen Verkehrtheiten aus der karolingischen Epoche, sind fast eben so viele, als Zeilen. — §. 290. Die fränkische Macht sendete Fremdlinge als Grafen und

bloße Statthalter. Die sachsonische Zeit schickte Ausländer als Grafen und als förmliche Eigenthümer.« — Also, die Grafen aus der erstern Epoche, wozu auch die Aribone und Ottokare gehören, hatten kein Eigenthum, aber die Ottonen, versahen ihre Beamten, die Grafen, gleich mit Eigenthum!? — Beydes entschied der Zufall. Bald sendete des Königs Zutrauen einen mächtigen Herrn des fränkischen Hofes zur Wahrung der Gränzmarken, — bald wählte man einen dortigen Eigenthümer, auf daß er seinen Herd, mit desto beharrlicherem Muthe vertheidige, bald gab man aus gleicher Absicht einem Fremdling, dort einen anlockenden Besitz. — Auch zeigt sich ein seltsamer Widerspruch zwischen §. 290 und 297, denn dieselbe fränkische oder karolingische Macht, welche Fremdlinge als Grafen und bloße Statthalter sendete, wählt auf einmal wieder diese Statthalter, »aus den großen Besitzern, aus den altberühmten Geschlechtern,« — also aus den Eingebornen der verwüsteten Oede!? — Der Verfasser kennt schon drey Arten von Herrn und sogar schon unter den Carlen und Ottonen, eine Art von Landes- oder Territorialherrn (diese Spätfrucht des westphälischen Friedens, aufgeschossen beym Erlöschen der alten großen Herzogthümer, und während des Zwischenreiches!). »Diese drey Arten, der Grundherr, Lehensherr, Landesherr, erklärten sich für unverletzlich und über alle Verantwortung erhaben!! Diesem Satze vermögen wir schlechterdings keinen Sinn abzugewinnen. — Carl, Lothar, Ludwig, Arnulph wiederholten es doch öfters, das erschütternde: excelsae graviore casu decidunt turres, feriuntque summos fulmina montes, und was waren die vielen Gerichtstage, die mosaische Strenge der Capitularien, die Bestimmung der missi dominici und nuncii camerae und nach kleinem Vergehen gegen Bischof Salamo von Costnitz, welches der Ausgang von Berthold und Erchanger?

§. 302. heißt das Carolingische System (das Heerbann war) »Feodal-Miliz und wird gepriesen, für kurze Feldzüge durch entscheidenden Angriff,« — (Kriegshelden fanden Söldner und stehende Heere doch manchmal etwas bequemer) und eben dieses offensive, stricte Lehenswesen schien den Ottonen (unter denen es eigentlich erst nach und nach emporblühte, bis zur großen Sanktion auf den ronkalischen Gefilden) »nicht einmal zur Wiederbehauptung hinlänglich!« — Selbst in Kleinigkeiten der karolingischen Epoche beherrscht den Verfasser ein eigner Geist der Verwirrung. So entscheidet §. 296, »Carl der Große im Streite Salzburgs und Aquilejas wegen dem Diözesanrechte über die Steyermark für erste-

res — Keineswegs. Er bestimmte (14. Juny 810 zu Aachen) nur die Drau als Gränze zwischen dem Patriarchen Ursus und Erzbischof Arno. (Juvavia XVI. 61.)

§. 298. erfahren wir, daß den vielgeliebten Tauriskern zu Ehren, noch jetzt mehrere steyerische Städte, das Stierhaupt im Wappen führen? Wir wären begierig, auch nur eine einzige zu wissen.

Heortes und Kapedunum, bey sonst so viel kritischer Strenge, als Hartberg und Kapfenberg auszuprägen, scheint doch etwas kühn. Nach Strabo l. VII. waren es Städte der, vom Verfasser mit keiner Sylbe erwähnten Skordisker, die Justinus XXXII. 3. »in confluente Danubii et Savi« setzt.« — Agunt ist nicht Mährenberg, sondern Jnichen in Tyrol, schon dem Venantius Fortunatus bekannt »in colle superbit Aguntum, die »*vicina* Breonum loca, am Brenner. (Hubers Geschichte von Jnnichen, Resch des verdienten Geschichtschreibers der Cathedrale von Seeben oder Brixen, aetas millen. eccles. aguntinae). Thassilos Stiftung zur Bekehrung der Slaven.

Senekas Exil in Bonapartes Vaterland, ist wohl bekannt, so wie sein grämliches Loblied auf die Corsen:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.

Ob er aber je zu Murau, das thränenfeuchte Brod der Verbannung gegessen? möchten wir doch kaum so fest annehmen, aus der vom Frauenburger Verwalter Huber beschriebenen Steinschrift zu Triebendorf: COT. TAIO. ANNI. SENECAE. SER. V. F. S. ET. IVSTAE. CONI. OPT.)

§. 287. »Der Magyaren Verjagung fällt auf 983, Ottos III. Regierungsantritt.« — Das kann nur einem kleinen Theile der Steyermark gelten. Schon 904 erhält Aribo, Leoben im Comitate seines Vaters Grafen Ottokar, — Charsamstags 902 war der Ungern große Niederlage zwischen Friesach und Krapffeld durch Ratholden von Sempt und Ebersberg, der karentanischen Mark Verweser vorangegangen, 928 bis 940 viele Vergabungen nach Salzburg im Enns-, Mürz- und Muhrthale, 954 ein deutscher Gaugraf um Kraubath, Hartwik, aus dem traungauischen Stamme, 10. August 955 der Magyaren Vernichtung auf dem Lechfelde bey Augsburg durch den großen Otto, — 950 bis 980, viele Orte namentlich unter deutscher Herrschaft, Pettau die Stadt, Bruck, Katsch, Liessing, Straßengel, Kobenz, Pöls, Lasnitz, Admont, Gameringberg, die Gegenden um Leibnitz, an der Raab ꝛc. ꝛc.

Aus der Epoche der Traungauer von 983 bis 1192 (S. 291 bis 344) gehört das Meiste, was nicht bey Cäsar, Fröhlich ꝛc. eben so gut, nur in etwas veraltertem Geschmacke zu finden ist, Hormayrs Archiv für Süddeutschland und seinen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann, sowohl, was die geographisch-politische Eintheilung der heutigen Steyermark betrifft, als die Herkunft, die Verwandtschaften und die successive Vergrößerung der Ottokare. Leider aber nahm sich der Verfasser nicht immer die Zeit, noch die Lust, diese mühsamen Auszüge aus so vielen hundert Urkunden und Quellschriftstellern, gründlich zu lesen. — §. 305 steht: »Die Steyermärkischen Gebiete gehörten 983 zu dem weit verbreiteten Herzogthum Carantanien (bisweilen Slavinien). Es lief vom Ursprunge der Enns mit der Muhr bis an die Mündung, und vom Urquell der Drave mit der Save bis an die Mündung über Croatien vielleicht bis nach Slavonien.« §. 306 heißt es: »Seine (Ottokars II.) Ambacht lag zwischen Osterreichi und dem Attergau, umschlossen von bojoarischer Oberhoheit, die noch immer bis an die alten metae bavaricae (!!) längs der Muhr, in der Nähe von Rune und Gratz sich erstreckt.« — Impliziren diese beyden Stellen nicht schon wieder einen Widerspruch? — Doch: »Die Welt steht und geht im Widerspruche,« ist einer der vielen lieux communs des Verfassers.

Professor Schneller hätte gleichwohl sehr gut gethan, jene Urkunden nicht zu ignoriren, die den Anbeginn des zehnten Jahrhunderts, über den nach ihm, gar keine klare Nachricht hinaufreicht, denn doch übersteigen, und die ihm gedruckte Diplomatarien bey Hansitz (Germania sacra und analecta pro historia Carinthiae) Kleinmayern, Fröhlich, Resch, Hormayr, Kurz ꝛc., oder das ihm durch Wartinger so treu eröffnete Johanneums-Archiv nach Wahl und Muße darboten.

Aus solchen erwähnen wir nur beyspielsweise und vorübergehend der folgenreichsten: 860 Ludwigs des Deutschen Schenkung im Admontthale an den, dem Hause des nachmaligen Bayerherzogs, Arnulph des Bösen verwandten Grafen Witagowo 895 bis 903, die Dotation K. Arnulphs an der Gurk und Muhr, für den jungen Zwetboch oder Swatopluk, den nach dem Tode seines gleichnamigen Vaters, des großen Marhanenkönigs, im Kriege mit seinem Bruder Moymar, die berühmten Markgrafen Gebrüder Luitbold, Ahnherr des wittelsbachischen und Aribo des traungauischen Hauses, erretteten, welcher Zwetboch höchst wahrscheinlich der Stammvater der Grafen von Friesach und Zeltschach und der Dietrich-

steine ward (Jahrbücher II. Int. Bl. 14 bis 22), dann die Ausstattung seines Anverwandten Walthuni, 904 Ludwigs des Kindes Schenkung an Grafen Ottokar und Aribo um Leoben, 954 jene Ottos des Großen an den Cleriker Dietbrecht um Kraubath, in der Grafschaft Hartwigs, zahllose wichtige Stellen des Saalbuches der Salzburger Erzkirche, unter denen bereits 881 Gratz erwähnt wird.

§. 308. »Eigentlich stiftete die Frauenabtey Göß der Erzbischof von Mainz, Aribo für seine Tochter Adela (?) und Schwester Kunigunde.« — Die Bestätigungs-Urkunde Kaiser Heinrichs II., über die Stiftung von Göß, vom Jahre 1020 sagt, daß Adela die Mutter (nicht Tochter) Aribos, das Kloster Göß angefangen, Aribo aber aus seinem Allodialgute (praedium, du Cange) gestiftet und ausgebauet habe.

§. 309 heißt es; »(Kaiser Konrad II.) bedient sich in einer Schenkungsurkunde über die untere Mark folgenden Ausdrucks: »Wir ertheilen dem Grafen Wilhelm, was immer Unser kaiserlicher Vorfahr besessen, zwischen den Flüssen Sauwa und Souna, in dem Pagus und Comitatus Souna.« — Diese Stelle ist wesentlich mangelhaft übersetzt, weil dem Worte »ertheilen« nicht beygefügt ist, ob Wilhelm jene Landstrecke als Lehen oder als Eigenthum, das ist, Alode erhielt, obgleich der lateinische Text das letztere bestimmt ausspricht. (Freyherrn von Hormayers Archiv für Süddeutschland. B. 2. S. 229 und 230.) — Aus diesem und aus andern Urkunden erhellet (fährt Hr. Schneller fort), daß Kaiser Heinrich das Saangebiet, die Gegend von Friesach und die Salzbergwerke im Admonterthale persönlich inne gehabt.« — Auch hier läßt das Wort, persönlich den Sinn dieser Stelle zweifelhaft, ob Heinrich jene Gebiete und das Salzbergwerk als Privateigenthum, oder als Regal und Krondomaine, dem jeweiligen Kaiser zum Genusse bestimmt, besessen habe. Zugleich scheint aus der nächstfolgenden Stelle hervorzugehen, daß der Hr. Professor nicht weiß, daß die Kaiser in verschiedenen Gegenden des Reichs Krondomainen besaßen: er sagt nämlich: »Die auffallende Begebenheit erklärt sich vielleicht aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, welche beym Streite zwischen Kuono und Adalbero einzuschreiten für gut fand.« (!) — Der dreymalige Aufruhr, die dreymalige Aechtung des auch in Carantanien gewaltigen bayerischen Königshauses von Scheyern-Wittelsbach, ist ein in die Geschicke Kärntens und Steyers gar tief eingreifendes Ereigniß. — Heinrich der Heilige war allerdings dort reich begütert, ohne »kaiserliche Machtvollkommenheit.« Die überreiche Dota-

tion von Bamberg beweiset es mitunter am besten. — Vieles was die Söhne Arnulph des Bösen verloren, gewann ihre hochherzige Schwester Judith. Der gewaltige Ueberwinder Otto gab ihre Hand, sammt dem verwirkten Herzogthum Bayern seinem Bruder Heinrich. Durch ihn wurde sie Mutter des unruhigen Hezilo und Großmutter Heinrichs des Heiligen.

§. 311. Markgraf Gottfried, Ueberwinder der Ungern bey Pettau 1042, ist derselbe, dessen Tod 1055 den Ottokaren die obersteyerische Markgrafenwürde gab, Wels und Lambach auf sie vererbte, Pütten hingegen, durch seine Erbtochter Mathilde an Eckbert Grafen von Neuburg. — Die heil. Hemma kann keine Saunekerin genannt werden, sie, eine geborne Gräfin von Peilstein, war Witwe des Gaugrafen an der Saan und Sau, von Zeltschach und Friesach. — Souneck hat Fröhlich näher bestimmt in genealog. *Sounek*. —

§. 316. »Bernard erklärte Ottokar V. zum Erben der wichtigen Landschaft am Patsch und an der Pack.« — Pack im Gratzer oder im Cillyer Kreise? das macht hier einen Unterschied. — §. 217. Heißt der Markgraf in Untersteyer, Günther von Hohenwart, gar »Ottokars V. Statthalter in den untern Gegenden.« mit gänzlicher Verdrehung aller Begriffe der allgemeinen kaiserlichen Reichshoheit, der Reichsministerialität, der deutschen Heerschilde!! Als dieser Günther nach 1140 starb, zugleich die ungerische Gefahr immer geringer wurde, fielen die ober- und untersteyrische Mark in Ottokar V. zusammen. Günthers Allode gediehen theils an sein Stammhaus, das Andechsische, theils an Ottokar, den Vollstrecker seines letzten Willens, der auch vom Aquilejer Patriarchen, die durch Günthers Tod heimgefallenen Lehen erhielt. — Wer könnte wohl dem Hrn. Verfasser beystimmen, »das Haus Zähringen, habe Zairing im Judenburger Kreise als Denkmal seiner (kaum dem Namen nach gekannten) Herrschaft gestiftet?« Dieser Ort ist das heutige Zeiring, das alte *Zurice* in pago *Crawat* 954 (Fröhlich dipl. sacra. Styr. I.) das spätere *Zeyrich* (Fröhlich ibid. II. 231.) *Ceyriche* (bey Cäsar II. 561. annal.) §. 318. »Privatleute errichteten die Chorherren zu Seckau und die Karthause Gairach,« letztere der Diözesanbischof Heinrich von Gurk, der hier wahrhaftig nicht unter Privatleute gezählt werden kann. §. 320 heißt es, »Ottokar V. machte auch vielleicht die Wallfahrt nach Palästina.« §. 323. »Er (eben dieser Ottokar) sehnte sich vergebens zur Wallfahrt ins heilige Land.« Welches von beyden ist des Verfassers Meinung? Einen Blick hätte denn doch auch verdient, Ottokars eigenes Wort hierüber in Hormayrs

Archiv für Süddeutschland: »dum in procinctu *ierosolimitani itineris*, quod cum aliis plurimis principibus et viris nobilibus ac illustribus, pro liberando a Saracenis sancto domini sepulchro *egressi fueramus*, essemus constituti.«

§. 320. »Gewiß ist, daß auf dem nämlichen Reichstage zu Regensburg, wo Heinrich der Löwe entsetzt ward, Markgraf Ottokar die Herzogswürde empfing, und von der Verpflichtung und Oberhoheit des gesunkenen Bayerns über die Markgrafen von Steyer und über die Steyermark völlig frey sprach.« Wir haben hier wieder einen förmlichen Rückfall in die Träumereyen Aventins, von seinem seit Anbeginn der Welt bestandenen, und mitten im heiligen römischen Reiche deutscher Nation einen Staat im Staate bildenden bojoarischen Königreich, die uns wieder um ein halbes Jahrhundert zurücksetzen, und einen längst entschiedenen Streit aufwecken würden, der nur darum sich so lange auf dem historisch-publicistischen Repertoire erhalten konnte, weil divergirende Staatsinteressen denselben aus Staub und Asche immer wieder anfachten.

»Oesterreichs Gränzen zur Zeit der Erhebung zum Herzogthume 1156« — und »die Zweifel über die angebliche Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers nach der Aechtung Heinrichs des Löwen 1180,« bilden ja beynahe eine stehende Rubrik in den »Beyträgen« des ehrwürdigen Westenrieder, und in den vortrefflichen Abhandlungen der Münchner Akademie. — Männer wie Pfeffel und Zierngiebel haben ihre Kraft am obgedachten Traume versucht, der mit jener Aechtung, alle bayerischen Bischöfe, eben so Regensburg, die Steyermark, endlich Tirol und Istrien der herzoglichen Hoheit entzog, ein neues Herzogthum Steyermark für Ottokar erschuf, und ein Herzogthum Meran für Bertholden von Andechs.

Ueber die Losreißung der Bischöfe (ein Streit von 1754 bis 1778 zwischen churfürstlichen und hochstiftischen Schriftstellern, über das sogenannte jus regium und circa sacra, mit größter Hitze verfochten) spricht dem Kennerauge wohl nichts schneidender ab, als gerade die Stelle, die man aus Arnold von Lübeck (II. 24.) nicht nur von den sächsischen, sondern sogar von den slavisch-wendischen Bischöfen auf des Löwen in clypeo et gladio suo gewonnenen Alloden, höchst unglücklich herbeyzog: »Imperator *Bernhardum* pro *Henrico* ducem constituit, et Episcopis, ut sua reciperent, *quae in Beneficiis ab eis habuerat (Henricus Leo)* mandat, et Bona eius publicari iussit. — Regensburgs alte Freyheit fand an seinem Gemeiner einen Vertheidiger von seltenem kritischen Scharfsinn und umfassender Gelehrsamkeit. — Daß niemals ein eigentliches Herzogthum

Meran existirte, daß weder Istrien noch das Land im Gebirge (Tyrol) damals von Bayern losgerissen worden, daß der herzogliche Titel von Dalmatien, Kroatien und Meran, bereits seit vierzig Jahren im Hause Dachau war, und weil Conrad, der letzte Herzog, 1180 starb, und größtentheils von Bertholden von Andechs beerbt wurde, aber nicht wegen Heinrichs des Löwen Aechtung, in den Enkeln der Huosier zum Vorschein kam, bewies Hormayr unumstößlich in seiner Stammgeschichte des Hauses Andechs, und in einer eigenen, diesem Herzogtitel geweihten Abhandlung. — Es ist wahrhaft auffallend, daß der Verfasser sich gar so sehr darin gefällt, eine alte, längst der Vergessenheit überlieferte Fabel wieder aufzuwärmen, daß wir ihn darum, als einen Columbus seines Faches verehren sollen, daß er Steyermark durchaus zu einer Zugehörde Bayerns machen will, wovon doch selbst die Münchner Akademiker, an der leitenden Hand der historischen Kritik und des altdeutschen Staatsrechtes längst zurückgekommen sind. — Doch er dürstet auch nach einem andern Ruhme. Der §. 315, die Stiftung Rains darlegend, schließt: »Als Mann (?) beschloß Ich, alle »alle Urkunden vom Runen-Thale, im Land und im Ausland (?) »zu sammeln, um damit ein Denkmal meiner diploma»tischen Historiographie zu stiften!!« Im Verfolge dessen mußte auch §. 352. »um der Welt ein Muster zu geben, »wie man wichtige, aber streitige Urkunden durch den Druck kund »machen solle,« die ganze, schon so oft gedruckte ottokarische Uebergabsurkunde nochmal abgedruckt werden, unter sonderbarem Aufheben von Landtag und Volksrath und Stimmenmehrheit rc., und in einer fast lächerlichen Parallele mit der nicht volle drey Jahrzehende jüngern englischen great-charter! — — Dieser neuerliche Abdruck, der die Mabillons, Bessels und Schwartners, der Schönemann, Lang und Zinckernagel in die Schule führen soll, zergliedert aber keineswegs diese schätzbare Antiquität nach archivalischer Pflicht, nach ihren graphischen, semiotischen und formularen Unterscheidungszeichen, ja wie wir unten sehen werden, dieses hochposaunte Vorbild ist bey weitem nicht einmal korrekt, weder hinsichtlich der Schriftzüge, noch der Interpunktionen!! — Doch wir kehren zurück zu der wiederholt behaupteten Abhängigkeit der Steyermark von Bayern.

Sollte sich der Verfasser wirklich in den Quellen, ja nur in Hormayrs neuesten Arbeiten über die Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, so wenig umgesehen haben, daß er vergißt, daß die steyerischen Markgrafen, schon der Lage nach, unmöglich bayerische, wohl aber des alten Kärntner-Reiches, regni Carantani, des 976 erneuerten Herzogthums

Kärnten waren und seyn konnten, das sich urkundlich bis ins heutige Land unter und ob der Enns ausdehnte (Archiv 1816. Nro. 23). Darum heißen auch Gottfried, Leopold, die Ottokare, den Gleichzeitigen: *marchiones carentani, Marchio Carantanorum.* Ein deutscher Markgraf, sollte bloßer Unterbeamter eines andern Herzogs, nicht unmittelbar königlicher Dienst- und Lehensmann seyn, also nicht Fürst, nicht *Par?* — Die Lehensverhältnisse haben gar nichts hiemit gemein. Allerdings waren die Ottokare von Bayern abhängig wegen des Traungaues, wegen des Antheils an Neuburg, wegen des Stammeigens in Chiemgau rc. Aber soll etwa das kaiserliche Amtslehen des Markgrafthums, ein bloßes Afterlehen und noch obendrein, nicht von den karantanischen, sondern von den fernen bayerischen Herzogen gewesen seyn?? Heinrich Jasomirgott nennt 1156 Ottokarn, wegen eines Privat-Lehenbandes, »*fidelis* noster,« wurde Ottokar also deßhalb vielleicht ein Markgraf des neuen Herzogs von Oesterreich? Oder war Ottokar ein Unterbeamter Leopolds des Heiligen, weil in dessen Stiftungsbriefe Klosterneuburgs (23. Sept. 1136 bey Pez und Max. Fischer) *comites* et quique nobiliores *orientalis regionis* zeugen, und unter ihnen der Erste: Otocharus marchio stirensis? Allerdings gehörten die Traungauer unter die bayer'schen »*principes terrae*,« allerdings mußten sie nach Umständen, jener Herzoge curias solemnes, ihre placita und malla publica, wegen Lehens und Allodes besuchen? Aber wo zeigt sich denn die mindeste Spur, zu geschweigen einer fortdauernden gesetzlichen Abhängigkeit, sondern nur irgend eines wechselseitigen Verhältnisses, zwischen den Herzogen Bayerns und den steyerischen Markgrafen? Warum denn gegen den Grundcharakter der deutschen Verfassung, ganz verschiedene persönliche Eigenschaften durcheinander werfen? Die bis zum Ekel wiederholte Stelle des chronic. august. bey Freher auf 1152 (nicht 1180) »quatuor marchiones, *Austriae* et *Styriae*, Istriae, Chambensis, qui dicebatur de Vohburg, evocati ad celebrationem curiae ducis Bavariae veniebant, sicut hodie episcopi et comites ipsius terre facere tenentur, bedeutet hiemit nichts, als daß die Babenberger, die Traungauer, die Ortenburger und Andechser, kraft altdeutscher Hof- und Lehensverfassung, manchmal am Hofe des Lehensherrn erschienen, wie die Bischöfe, wenn sie Städte besaßen, die zu des Herzogs grundherrlichem Gebiete gehörten (Schwäbisches Landrecht XLIII. 3). Die Ottokare thaten bey sich nicht mehr noch minder als die bayerischen Herzoge. Sie machten, freyeigen, die allerwichtigsten Stiftungen, be-

freyten verschiedene Unterthanen von schuldigen Abgaben, legten Mauthen und Zölle an, übten das Münzregal, führten Monogramme, nannten sich »dei gratia, viros inlustres, gloriosissimos etc.« Jeder focht seine Fehden für sich aus. — Irrungen schlichtete des Kaisers oberste Hoheit.

Bey Ottokars Erhebung zum Herzog, dünken uns zwey Umstände sehr bemerkenswerth: einmal der Gegensatz, daß die bayerischen Quellschriftsteller, 1156 auf die Verminderung Bayerns durch die Losreißung des Landes ob der Enns mehrfach Gewicht legen, 1180 aber, bey keinem die leiseste Spur einer Zersplitterung Bayerns zu ergrübeln ist, — andertens, daß manche aus ihnen (der Abt Herrmann von Niederaltaich, Heinrich Stero, das Mölker Zeitbuch) davon als von einer bloßen Titel- aber nicht Staatsveränderung, ja beynahe auf eine spöttische Weise, wie über eine jugendliche Eitelkeit Ottokars sprechen! Styrensis Marchio *Otokar, mutato antiquitatis nomine, dux* appellari *gloriatur.* — Die Chronik von Garsten, einer traungauischen Hausstiftung: »*Otocharus* ex »marchione styrensi, *ducis nomen* est adeptus, *eo anno, quo et gladio est accinctus.*« — Das chron. austral. sagt schon auf 1169: »*Odaecarus* Marchio Styriae, filius *Odoccari* Marchionis, factus primus dux,« — der Author incert. chron. 1180 *Otakerus* styrensis, *nomen* marchionis, in ducis dignitatem commutavit et eam ab imperatore suscepit.« — Es gewinnt die höchste Wahrscheinlichkeit, daß der große Barbarossa den Herzogstitel schon 1164 Ottokaren V. († 31. Dec. 1164) in seinem Todesjahre verlieh, daß aber die feyerliche Kundmachung und ununterbrochene Führung erst von 1180 an Statt hatte, da Ottokar VI. mündig erklärt und wehrhaft gemacht wurde, obschon er ihn auch noch unter der Vormundschaft seiner Mutter, der vohburgischen Kunigunde, öfters gebrauchte. — 1164 beschenkt Herzog Ottokar die Abtissin Diemund von Traunkirchen, 1164 nennt ihn (Mon. boica III. 433) der berühmte Probst Gerhoh von Reichersberg, »*Archiducem Ottokarum.*« (Sollte das nicht ein Nachhall der Rivalität mit dem Nachbar und neuen Herzog, Heinrich Jasomirgott seyn, dem die friedericianische goldne Bulle von 1156 gönnte: »unus de palatinis *archiducibus*« zu seyn)? Auf 1166 diese Erhöhung beym Anonymus von Leoben, 1169 im chron. austral. 1173 macht Herzog Ottokar, Seckau zollfrey per omnem districtum sui *ducatus,* das Siegel nennt ihn Markgrafen! — 1176 heißt er Herzog in einer Vergabung an Admont 1179 die Zwettlerchronik: *Ottokarus* — primo Stiriam ducatum facit, mediante etc.

Im § 324 läßt der Verfasser die vermeintliche Entdeckung

wieder sehr hoch klingen, daß Ottokars Uebertragung der Steyermark an Leopolden den Tugendhaften (in Garstner Urkunden »dulcissimum *cognatum* et amicum familiarem, der sich wahrscheinlich kraft älterer Erbs- oder Anwartschaftsberedung, schon 1177 ducem Austrie et Styrie nennt) nicht Testament, nicht Uebergabsurkunde, nicht Schenkungsurkunde heißen könne, sondern nur Bundesvertrag: — nicht Testament, weil des letzten Traungauers wirklicher letzter Wille, viel später verfertiget, leider gänzlich verloren ging.« — Wann, wo, wie, existirte denn dieses wirkliche Testament Ottokars? Erwähnt seiner auch nur eine einzige Quelle? Warum Kalchberg und Wartinger sie Testament nannten, erklärt sich gar bald. — Ein Erbvertrag ist das über die Erbfolge, d. i. über das Recht auf das sämmtliche, nach dem Tode hinterlassene Vermögen gemachte und von dem Andern (als Erben) angenommene Versprechen. Geschieht eine solche Erklärung von dem Erblasser einseitig (ohne daß sie von dem Erben angenommen werden konnte), so heißt sie ein Testament. Nun aber ist, nach dem schriftlichen Inhalte, jene Urkunde ein solches, von dem Erblasser (Herzog Ottokar) einseitig, über die Erbfolge, d. i. über das Recht auf das sämmtliche nach dem Tode hinterlassene Vermögen gemachte Versprechen (denn in der Urkunde wird auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, daß der eingesetzte Erbe, Herzog Leopold, gegenwärtig war, oder sich zur Erbschaft erklärte); also ist Herzog Ottokars oben erwähnte Urkunde ein Testament. — Der Obersatz ist die gewöhnliche, alte Rechts-Definition, also unumstößlich; der Untersatz ist durch die Worte der Urkunde unumstößlich: »Sollicitudinem habuimus non minimam, cum non haberemus »*heredem, cui omnia nostra cederent in hereditatem.* Communicato igitur meliorum nostrorum prudenti consilio, *nobilissimum strennuissimum (sic), fidelissimumque ducem Austriae Leobaldum consanguineum nostrum,* si sine herede decesserimus, *successorem nobis designavimus* — Doch, da an dieser Urkunde nebst des Erblassers, Ottokars Siegel, auch noch jenes, des eingesetzten Erben, Herzog Leopolds hängt; da, nach dem Gebrauche jener Zeiten, die angehängten Siegel die Stelle der Unterschrift vertraten; so würde, wenn man Herzog Leopolds angehängtes Siegel als symbolische Erbserklärung betrachtet, diese Urkunde, nach obiger Definition, Erbvertrag heißen müssen. Sie kann daher, nach Hrn. Schnellers gegründetem Urtheile, nicht Uebergabsurkunde, aber sie kann auch nicht Bundesvertrag heißen, wie der Hr. Professor sie nennt; denn diese Benennung ist nicht nur, nach der Terminologie der Rechtsgelehrten, unrichtig, sondern auch, bloß logisch betrachtet, fehlerhaft; sie ist viel zu weit; was schließt

der Begriff, Bundesvertrag nicht alles ein? Ist mit jedem Bundesvertrag, die Uebergabe eines Landes oder überhaupt ein Erbe nothwendig oder auch nur oft verbunden? Wer schloß hier eine Allianz? Ottokar, der sich des Weltlichen begab, oder die Steyerer mit Leopolden, ihrem eventuellen Herrn? Dieses Diplom ist alles eher, als wozu der Verfasser es machen will! — Indessen nennt Hr. Schneller die nämliche Urkunde auch Landtagsschluß §. 332; warum schreibt Er in diesem Prototyp diplomatischer Genauigkeit, gerade die wichtigsten zwey Eigennamen dieser Urkunde, Ottokarius mit zwey t, und Styra mit y, da im Originale Otokarius nur Ein t, und Stira ein i hat, obgleich er sich bey vielen andern (freylich nicht bey allen) Eigennamen ängstlich an die Buchstaben des Originals bindet? — Eine nähere Vergleichung der wunderlich durcheinander geworfenen Theile der Uebersetzung, mit dem lateinischen Texte der Urkunde gibt den besten Beweis, wie Hr. Schneller übersetzt.

§. 326 heißt es: — »ähnlich der Magna Charta der Britten, welche ein Schneider schon mit der Scheere bedrohte, befand sich der Steyermärkische Bundesvertrag mehrere Jahrhunderte lang (?) in unberufenen Händen, bis er endlich an die Stände zurück kam.« — Diese Stelle bedarf Berichtigung. In den gefahrvollen Zeiten der Kriege mit den Türken und Ungern, gaben die steyermärkischen Stände einige ihrer Urkunden einzelnen, aber den angesehensten Mitständen zur Aufbewahrung, forderten sie aber, nach dem Vorüberziehen der Gefahr, wieder ins Landesarchiv zurück; es waren also nicht unberufene Hände, sondern ehrenvoll berufene Männer, denen man Landesurkunden vertraute.

In den §. 327 und 328 behandelt Hr. Schneller die beyden Anhängsel in der Ottokarischen Urkunde. Das erste derselben, durch die vollste Gleichförmigkeit der Schrift und Tinte mit den übrigen Schriftstellen dieser Urkunde, über jeden gegründeten Zweifel an der Echtheit desselben erhaben — hat Hr. Schneller gar nicht gehörig gewürdigt, so äußerst wichtig die Stelle ist. Das zweyte ist in der Uebersetzung §. 328, mit einem sehr großen Irrthume ausgestattet. — Um den richtigen Sinn zu fassen, ist es nöthig, dasselbe in Verbindung mit dem Satze, zu welchen es gehört, zu betrachten. Die Stelle heißt im Originale: »Inprimis siquidem statuentes. ut si idem dux et filius eius fridericus quibus nostrą designavimus nos superuixerint (✝ nostros in sua potestate habeant. adeo quod si etiam regni gratiam amiserint. a nobis sibi collatos amittere non ualeant. Postmodum quicunque de suis nepotibus sibi succedentibus) qui ducatum tenuerit *austriae. ducatum quoque regat stiriae.*

ceteris fratribus super hoc nullo modo litigantibus. — Vor Allem und als Hauptsache (Inprimis siquidem statuentes) wovon das Stehen und Fallen aller in dieser Urkunde enthaltenen Privilegien und Anordnungen abhing, wird hier verfügt, daß die Herzoge von Oesterreich, die steyermärkische Erbschaft dergestalt (adeo) in ihrer Herrschermacht haben sollen, daß sie dieselbe Erbschaft (die Unsrigen, Leute und Land) auch selbst dann nicht sollen verlieren können (non valeant), wenn sie in des Reiches Ungnade gefallen wären, wodurch der Verlust der Reichslehen bezeichnet wird. Hieraus zeigt sich denn wohl von selbst, daß die steyermärkische Erbschaft nicht in die Klasse der Reichslehen gesetzt werden könne; da es aber außer den Reichslehen nichts als Allode und kaiserliches Kroneigen in Deutschland gab, so muß das Aggregat verschiedner Erbes- und Glücksfälle, Steyermark, zur Zeit der Traungauer, die Amtslehen und die Privatlehen ausgenommen, in die Klasse der Allode gesetzt werden. Wäre Steyermark nur ein Reichslehen gewesen, so könnte Herzog Ottokar als Vasall, allen künftigen Herzogen Steyermarks vernünftigerweise unmöglich folgende Verfügung, sammt einer strengen Sanction, die der Kaiser als Lehensherr mit einem bloßen Winke aufheben und vernichten konnte, vorschreiben: Quisquis ergo ille fuerit, qui rerum summam post nos habuerit, circa nostros, uidelicet claustrales, ministeriales, comprouinciales, hanc formam petitione eorum conscriptam, modeste conseruabit. Quod si spreta equitate, clementer gubernare despexerit, sed quasi tyrannus in nostros se erexerit, apellandi et adeundi imperatoris curiam, et praetendendi per hoc priuilegium, suam coram principibus iusticiam, irrefragabilem habeant licentiam. — Oder sollte von der zahlreichen erlauchten Versammlung auch nicht Einer gewußt haben, daß zur Giltigkeit dieser Urkunde die vorläufige Einwilligung des Kaisers (angenommen, Steyermark sey ein Reichslehen gewesen) unentbehrlich war, da selbst in dem Falle eine kaiserliche Bewilligungsurkunde ausgefertigt werden mußte, wenn auch nur ein unbedeutend Mayerhöfchen von einem Vasallen an die Geistlichkeit verschenkt wurde, wie sich Hr. Schneller aus dem vielgeliebten Diplomat. Runense wohl hätte überzeugen können. — Daß Herzog Ottokar sein Land Steyermark, nicht etwa einzelne Allode oder gar nur Ministerialen (wie vielleicht manche durch die Ausdrücke, nostros, a nobis sibi collatos, irre geführt werden könnten) dem Herzoge Leopold von Oesterreich ins Eigenthum, *in proprietatem*, übergeben wollte, und durch die Urkunde vom J. 1186 (doch mit Vorbehalt des lebenslänglichen Besitzes und

einiger besonderer Schenkungen) wirklich übergeben hat (und nur Allodien konnte man ins Eigenthum geben, weil der Vasall über Lehen kein Eigenthum hatte); — spricht er nicht nur durch die oben angeführten Stellen, und durch den folgenden Satz; Dominicalia, munitiones. terram. ministeriales. *integraliter* possideat, — sondern auch in einer andern Urkunde vom J. 1184 unwiderlegbar aus. (Das Original liegt im Stifte Vorau). Dort sagt Ottokar: Cogitavimus *terram Styriae*, dilecto consanguineo nostro *Liupoldo* Duci Austriae, ex nimia corporis infirmitate, venumdare *proprietarie.* — Ueber den Sinn der Wörter *proprietarie, in proprium, in proprietatem* venumdare, tradere, concedere etc. gibt du Cange, artic. *proprietas, proprium,* die befriedigendste Erklärung. — So verlor Heinrich der Löwe alle Reichslehen, die Privatlehen fielen wieder in die Hand, von der sie relevirten, aber selbst dem Flüchtling blieb sein braunschweigisches Allod. Hieher gehören auch die Bemerkungen dieser Jahrbücher (II. 57, 58) über die Vererbung Kärntens, und wie kann der Verfasser §. 231 Ottokars Entschluß, Steyermark Leopolden zu verkaufen, geschichtlich einzig nennen? da in gleicher Zeit die Witwe des Herzogs von Dachau, die Grafen von Eppan, Herzog Welf, Graf Rudolph zu Pfullendorf und so viele andere schwäbische Grafen, ihre Comitate und Ländereyen auf gleiche Bedingnisse verkaufen? Wenn nach Hrn. Schnellers Behauptung, die Besitzungen der Traungauer, durchaus Reichslehen waren, wie konnten sie doch wohl aus ihren Allodialgütern (nach dem Zeugnisse der Stiftungs- und Schenkungs-Urkunden) so viele Klöster stiften und bereichern? Wie konnte Herzog Ottokar sich nur zu frommen Gaben, fünfhundert Allodialgüter vorbehalten, jene nicht gerechnet, die an Oesterreichs Herzog übergingen? wie konnte er wegen des Verkaufes der Allodialgüter seiner Ministerialen, wie über die Nachfolge des weiblichen Geschlechts in Lehen ꝛc. verfügen, wie konnten ferner die Klöster Steyermarks, Göß, S. Lambrecht, Admont, Seckau (der von den Ottokaren gestifteten, z. B. Rein, Vorau ꝛc. gar nicht zu erwähnen) so ausgedehnte Allodialgüter in diesem Lande besitzen, wenn es ganz Reichslehen war, da doch Lehen und Allode einander ausschließen?! Wie konnten Salzburg, Gurk, Lavant, S. Paul ꝛc. so viele Allodialbesitzungen und selbst Regalien in Steyermark haben, wenn in diesem Lande Alles nur Reichslehen war? — Sind jene großen Besitzungen, vorzüglich im dermaligen Cillyer und Judenburger Kreise, die die karolingischen, sächsischen, fränkischen und der erste der schwäbischen Kaiser selbst, aus Reichslehen allodialisirten, dem Verfasser, des-

sen ungeachtet noch immerfort Reichslehen zur Zeit der Traungauer? Erinnert er sich nicht mehr, wie freygebig die deutschen Könige, die Krondomainen an die Grafen Wilhelm, an die Witwe Hemma ꝛc. ja sogar Regalien hingaben? nicht, daß die große Landstrecke, welche Markgraf Leopold seinem Tochtermanne Ottokar IV. als Heiratsgut gab, allodial, »aigen« war, wie es Enenkel so bestimmt sagt? War nicht die große Erbschaft vom Kärntner Herzoge Heinrich, dem letzten Eppensteiner, ganz allodial? (Alle die Stellen Enenkels in Hormayrs Lösung der Preisfrage). Durch diese Stelle erhält auch der Satz des Hrn. Schneller §. 350 — »wie die Kärntner Herzoge (folglich auch die Eppensteiner) nothwendig deutsche Vasallen waren« — seine Einschränkung, und in Hinsicht der an die Traungauer gefallenen Erbschaft, seine volle Widerlegung. Aehnliche Stellen über die Ländereyen der Grafen Bernhard von Marburg und Ekbert von Pütten, und über das Gelangen derselben an die Traungauer, hat ebenfalls Enenkel. Belege über den Allodialbesitz der Güter des Grafen Waldo von Rune gibt Cäsar, Fröhlich, und das Stift Reiner Diplomatarium. Hr. Schneller, der behauptet, ganz Steyermark sey ein Reichslehen gewesen, mag nun beweisen, welche Theile dieses Landes zur Zeit des letzten Traungauers, Reichslehen gewesen seyen?

§. 329 heißt es: »Auf die Frage, wie Ottokar VI. eine Erbschafts-Einsetzung dieser Art wagen konnte, sage ich (der Verfasser), daß der Fridericianische Freyheitsbrief den Fürsten von Oesterreich sie förmlich bewilligte.« — Also, der steyermärkische Herzog durfte das wagen, was dem österreichischen bewilligt worden ist! Ferner heißt es: »Die Fürsten von Oesterreich konnten leicht hoffen, bey dem kaum verschmerzten Opfer von Bayern, die Bestätigung über Steyermark zu erhalten. Schon im österreichischen Plutarch XIX wurde die auffallende Thatsache hervorgehoben, daß sich auch nicht die leiseste Spur finde, Leopold habe bey Heinrichs des Löwen Aechtung, Hoffnungen gehegt, das von seinem Oheim und Vater besessene Herzogthum Bayern, so wie in der Acht Heinrichs des Stolzen wieder an sich zu bringen. Die gute Zeit der Babenberger war vorbey, und Friedrich im Verlaufe der Papsthändel gar sehr gegen sie erkaltet.

§. 332. Folgt ein Stück von Schnellers Uebersetzung aus Ottokars Urkunde. »Wer immer derjenige seyn mag, welcher nach Uns die oberste Gewalt ausübt über Unsere Claustralen, Ministerialen, Conprovincialen, der soll diese auf ihr Anfordern verfaßte Vorschrift bescheiden beobachten. Wenn er aber die Billigkeit verachtet, und mild zu herrschen sich weigert, oder wie ein

Tyrann sich gegen die Unsern erhebt, so sollen sie das Recht haben anzurufen und anzugehen den Hofplatz des Kaisers und vor den Fürsten die Gerechtigkeit verlangen, kraft dieses unverbrüchlichen Freyheitsbriefes.« — Hierauf sagt Herr Schneller: — »Dieser Landtagsschluß auf dem Georgenfelde, so wie der frühere Vorgang auf dem Reichstage zu Regensburg, beweiset (sammt noch vielen Stellen und Sätzen — aber welcher Vorgang zu Regensburg, und warum gibt der Verfasser keine einzige solche Beweisstelle?) unwidersprechlich, daß die Steyermark unter den Traungauern, ein völliges Reichslehen und der Kaisermacht ganz (!?) unterworfen war.« — Der Verfasser verwechselt hier augenscheinlich des Reichsoberhauptes oberste Lehensherrlichkeit, mit seinem obersten Richteramte, kraft dessen dem Kaiser Lehensmann und Allodialbesitzer, der Herzog, wie der letzte Unterthan, in höchster Instanz unterstanden. Darauf deutet der Text, nicht auf Lehensunterthänigkeit. — »Herzog Leopold (fährt er fort)« wußte besser, was ihm zu thun oblag. »Er ließ den Landtagschluß auf dem Georgenberge alsogleich von dem Kaiser bestätigen, und sich selbst von Heinrich VI. belehnen.« — Wenn sich Herzog Leopold, aus was immer für Gründen, vom Kaiser mit Steyermark belehnen ließ, so beweiset dies nur, daß Leopold nach Vasallenpflicht vom Kaiser zu Lehen empfing, was vom ihm (so wie von Bamberg, Salzburg ꝛc. was von ihnen) lehenbar war, nicht daß Alles in Lehen verwandelt wurde, was vorhin Allod gewesen! Uebrigens vermied der Verfasser sehr klüglich anzugeben, wo sich Herzog Leopold belehnen ließ? Irgendwo mußte es aber doch geschehen seyn. Geschah es zu Worms (wie das Chron. Reichersberg. sagt), also außerhalb des Herzogs Gebiet; so hat Hr. Schneller wohl gar nicht Ursache zu sagen, »Leopold »wußte besser, was ihm zu thun oblag;« denn Leopold handelte da offenbar gegen seine Privilegien. Will aber Herr Schneller behaupten, Herzog Leopold habe die Belehnung über Steyermark in seinem eigenen Lande empfangen, so muß er beweisen, daß Heinrich VI. zwischen dem May 1192 und 1194, in Leopolds Gebiet war, was nie geschah.

Im §. 345 zählt sich Hr. Schneller selbst, eigene Gründe gegen seine Behauptung über das bisherige Thema auf; allein, statt zu widerlegen, sagt er nur: »Doch alle diese Freyheiten und Umstände können nicht berechtigen, über die völlige Lehens-Unterthänigkeit der steyermärkischen Gebiete im Zeitalter der Traungauer, nur den geringsten Zweifel zu äußern.«

Im §. 350 wirft Hr. Schneller dem Archivar Wartinger in der obenerwähnten, schneidenden Zusammenstellung, Ver-

geßlichkeit vor. Er sagt: »Hat er (Wartinger) wirklich vergessen, wie die Ottokare öfter dem Kaiser zum Römerzuge folgten, wie zwey von den ersten sogar in der Siebenhügelstadt starben! wie sie mehr als einmal die Heeresfolge in Reichskriegen geleistet ꝛc« — Die Fragen — man sollte billig zweifeln, ob sie Ernst oder Scherz? — beantworten sich durch Gegenfragen. Hat Hr. Schneller vergessen, daß nicht nur Lehensleute, sondern überhaupt jeder freye Mann, und wenn er auch nur vier Mansos Allod besaß, schon zu Folge der Capitularien zur Heeresfolge verpflichtet war? Hat Er vergessen, daß Heinrich IV. vom J. 1086 eingerechnet bis ins J. 1089, gar nicht nach Italien, vielweniger nach Rom gekommen ist, und daß Ottokar diesem Kaiser um diese Zeit also auch gar nicht die Heeresfolge nach Italien leisten konnte, daß er nur als frommer Pilger im J. 1088 zu Rom verblich? — Hat Hr. Schneller seine eigenen Worte §. 310 vergessen, daß Ottokar III. ein Gegner des Kaisers und Anhänger des Papstes war, und also gegen sein Parteyhaupt, die Feinde desselben nicht wohl unterstützet habe? Hat Er vergessen, daß der nämliche Ottokar, durch Alter zu Kriegsdiensten viel zu schwach, alles Weltwesen seinem ebenfalls päpstlich gesinnten Sohne Ottokar IV. übertrug? —

In der Uebersetzung des zweyten Anhängsels: Si dux idem sine filio decesserit, ministeriales nostri ad quemcunque uelint diuertant: erscheint §. 328 ein großer Irrthum (kleinere Fehler nicht zu rügen); das Wort ministeriales ist durch Hofleute, mit der beschränkenden Erklärung, »nicht die Eingeborenen« übersetzt. Den beynahe unglaublichen, aber an Folgerungen reichen Irrthum widerlegt, aus hundert Beyspielen nur eines angeführt, eine Admonter Urkunde vom J. 1188, in Cäsars Annalen T. I. p. 793 wo Herzog Ottokar sagt: De *ministerialibus* meis, Richerus de *Marchburch* et filius ejus Richerus, Gerrardus de *Wildonie*, Erchingerus de *Landis*, et frater ejus Gotschalcus, *Ulricus* de *Stubenberch*, *Otto* de *Chrembs*, *Otokar* de *Grez*, *Gundaker Jun.* de *Steir*, *Ulricus* de *Wolkinstein*, *Otto* de *Sibeneck*, et frater ejus *Thomas*, *Marquard* de *Starkenberch*, et alii quam plures etc.

Was Hr. Schneller §. 328 über die Schriftzüge, neuere Tinte und Abkürzungen in der Ottokarischen Urkunde sagt, ist nicht richtig. Größere Züge hat nur die erste Zeile, die, wie in vielen Urkunden jener Zeit, eine Art Kanzelleyschrift ist; daß später fast unmerklich kleinere Zeichen, und offenbar mehrere Abkürzungen erscheinen sollen, widerlegt unwidersprechlich die Urkunde selbst, und das letztere auch noch Hrn. Schnellers Musterabdruck, §. 353, obgleich dieser übrigens von Feh-

lern wimmelt. Auch fängt bey den Zeugen keine neuere Tinte an, wie Hr. Schneller gesehen haben will. Es ist unrichtig, was er nach der erwähnten Anerkennung des Landeshauptmanns Grafen von Kienburg, eines Prälaten von Rein, und eines Grafen von Herberstein sagt, daß im letzten Anhängsel (si dux idem etc.) die Worte (sollte vermuthlich heißen: Buchstaben) etwas kleiner seyen; es ist unrichtig, was der obengenannten vier Männer und selbst des gelehrten Hofraths von Schrötter Aeußerungen (bey Baumeister S. 3 nach 144) glauben machen, daß das ganze letzte Anhängsel schwärzere Tinte habe; es ist unerwiesen, daß die etwas verschiedenen Schriftzüge von einer jüngern Privathand sind (Baumeister ibidem). Hormayr hatte das Original selbst nicht gesehen, als er 1808 in der Geschichte des geheimen Archivs, dem er zehn Jahre lang vorgestanden, auf die Autorität zweyer großer Kenner, der Hofräthe Schrötter und Rosenthal, es unter die Beyspiele theilweise interpolirter Urkunden aus der hieran so reichen Zeit politischer und religiöser Meinungskriege setzte. „

Die meisten Abkürzungen sind verfehlt oder verwechselt, kleine Buchstaben öfters statt großer, Eberhard derlah statt de erlah (§. 354) in perpetuum, statt in perpetuam memoriam, — serenissimum statt strenuissimum! S. 341 Zeile 11 ist zwischen ex und fidelibus, sinnstörend das Wort his ausgelassen! §. 329. Von den drey Fragen des Verfassers ist die erste bereits beantwortet. Auf die (zweyte) Frage, warum die Eingebornen, wenn sie das Recht der Selbstwahl besaßen, es nicht ausübten, sondern gegen Przemysl mit Klage an den Kaiser sich wandten, »gilt als Antwort (sagt Herr Schneller), es heiße, Ministeriales, das ist, die Hofleute, nicht aber Provinciales, das ist, die Landstände.« — Unwidersprechlich ist es, daß Kaiser Rudolph I. das Recht der Steyermärker anerkannte, daß ihnen wider ihren Willen kein Herzog gegeben werden sollte. Si autem predictorum Ministerialium Stirie fauorabilis instancia, nostram prouidentiam pulsauerit, ut eundem ducatum de manibus nostris et Imperi alicui principum, quem nostra viderit dignum ad hoc sublimitas porrigamus *illum ad alicujus modi principatus honorem curabimus exaltare, de quo pars maior et melior Ministerialium terre nobis duxerit consulendum. Nolentes ut eis ex causa rationabili renitentibus et inuitus* (sic) *Jugum noui domini quod eorum statui non conueniat imponatur.* Erzherzog Ernests Landhandveste, Original. Datum in Gretz decima octava die Mensis Jannuari Anno domini Millesimo Quadringentesimo quarto decimo. (In dieser Landhandveste sind Rudolphs beyde Urkunden eingeschaltet und bestätigt.) Un-

widersprechlich ist es, daß sie dieses Recht, schon früher im Besitze desselben, nach Erlöschung der Babenberger, in dem kurzen Zeitraume von zehen Jahren 1250 bis 1260, dreymal, und das viertemal sogar vor König Rudolphs Thron wirklich ausübten. (Horneck's Chronik. cap. 21, 22, 23, 53 et 200.) Denn sie wählten zuerst den bayerischen Prinzen Otto, dann vom erkauften Dietmar von Weißeneck geleitet, den Unger-Fürsten, drittens, nach Stephans Vertreibung, den Böhmen Ottokar Przemysl zu ihrem Herzoge; endlich nachdem dieser das Land verloren hatte, willigten sie in König Rudolphs Vorschlag, beyde oder doch einen seiner Söhne als Herzog anzunehmen, erst nach einer langen Berathschlagung unter sich, und mit der Bedingung, daß ihre Privilegien, mit Beziehung auf den Fridericianischen Freyheitsbrief bestätigt würden. — Was Herr Schneller in der Beantwortung seiner zweyten Frage von Ministerialen (Hofleuten) und von Provinzialen (Landständen) sagt, zeigt, daß er eine der für Geschichtsforscher wichtigen Regeln wenig beachte, nämlich, daß mit dem Umschwunge der Jahre auch der Sinn der Wörter sich ändere. Innerhalb dreyßig Jahren von 1246 bis 1276 hatten in diesem Lande fünf verschiedene Herrscherhäuser, Babenberger, Hohenstaufen (als Kaiser), Arpaden, Przemysle und Habsburger (als Kaiser) und mit den Prätendenten von Baden und Bayern, gar sieben die Zügel geführt oder verwirrt, — dazu aller Mißbrauch der Macht und alle Schrecken einer kaiserlosen Zeit.

Auf die (dritte) Frage, warum weder Friedrich II. noch Rudolph, bey der allgemeinen Bestätigung der steyermärkischen Vorrechte, die Gegenstände der zwey Anhängsel aufführen, »erwiedere ich (sagt der Verfasser), daß Ottokar und Leopold sich wirklich über Dinge vereinigen konnten, welchen die Kaiser mit allem Rechte, die Bestätigung versagten.« — Unseres Erachtens, ein sehr dürftiger und gesuchter Ausweg. Vier Kaiser und vier Babenberger hielten sich daran, ein halbes Jahrhundert, in unangetasteter Uebung. Auch in Oesterreich, auch in Kärnten, in den östlichen Wendenprovinzen, zeigen sich derley Spuren des Verfalles der Kaisermacht, Mehlthau der Territorialhoheit, Abweichungen vom Urprinzip altdeutscher Verfassung. Den eigentlichen Grund, kraft dessen nicht nur das erste Anhängsel, und des Lehensverhältnisses wegen, die ganze Stelle, zu welcher dasselbe gehört, aus Friedrichs II. Urkunde wegbleiben mußte, gibt der Kaiser selbst deutlich an. Die Steyermärker baten ihn, er selbst möchte sie regieren, oder aber ihnen einen eigenen, nicht mit Oesterreich gemeinschaftlichen Herzog geben; da nun jene Ottokarische Stelle sagte, die Steyer-

märker sollten mit Oesterreich einen gemeinschaftlichen Herzog haben, so mußte der Kaiser, um die Bitte der Steyermärker zu erfüllen, zuerst diese Ottokarische Stelle weglassen, und dann, nach ihrem Willen, eine völlig entgegengesetzte Verfügung hineinsetzen. Es ist also im Fridericianischen Freyheitsbriefe kein Versagen der Bestätigung der Ottokarischen Anhängsel, sondern nur ein Bewilligen der Bitte der Steyermärker zu finden. Die Ursache, daß Rudolph I. die erwähnte Ottokarische Urkundenstelle in sein Privilegium nicht aufnahm, ist, weil dieses eine wörtliche Abschrift des Fridericianischen Freyheitsbriefes ist; überdieß aber fügte er noch hinzu, daß den Steyermärkern wider ihren Willen kein Herzog gegeben werden solle, nur hier allein änderte er Friedrichs Verfügung dahin ab, daß er es damals unbestimmt ließ, ob Steyermark und Oesterreich je wieder unter gemeinschaftlicher Herrschaft stehen sollen oder nicht? dann setzte er bey, daß die Steyermärker Unterthanstreue zu schwören nicht verpflichtet seyen, bis nicht der Landesfürst ihre Freyheiten zuvor beschworen habe, und daß dieser keinen der Ministerialen ohne Recht festsetzen lassen solle. Da sich in Steyermark das ganze Ministerialenwesen geändert hatte, so war das Einrücken des zweyten Anhängsels überflüssig.

§. 330 steht: »In Rücksicht auf Volksrecht verdient eine genaue Betrachtung der Landtag auf dem Georgenberge. Es erscheinen dabey keine Priester. Wenige Zeilen tiefer im nämlichen §. steht: »Unter den Haufen konnten vielleicht nur zwey, drey Kapläne die Verhandlung schreiben.« — Im nämlichen Buche, in der Geschichte Oesterreichs, sagt Hr. Schneller §. 132 von eben dieser Versammlung auf dem Georgenberge. »Die Verhandlung selbst aber war deutsch, vorausgesetzt, daß »nicht die geistlichen Herren allein sprachen und handelten.« Welche Zuverläßigkeit der historischen Angaben? — Ferner heißt es: »Es ward nicht entschieden durch förmliche Abstimmung, »sondern bloß durch Geschrey.« — Also wenn die geistlichen Herrn ganz allein sprachen und handelten, schrien sie auch ganz allein?! Von gleichem Gehalte ist auch, daß die Versammlung entschied. Die Urkunde sagt, Ottokar entschied; Ottokar ernannte seinen Erben und Nachfolger; berathen hatte er die Seinigen; wen man um Rath fragt, der hat nicht zu entscheiden; sie baten hier, um Verfügung für die Aufrechthaltung ihrer bisherigen Verfassung; sie baten, Steyermark nicht zu verkaufen; oder hatten auch sie vielleicht zwey Jahre früher für den Verkauf des Landes entschieden? Ottokar wählte Leopold, und entschied für ihn, weil er sein Blutsverwandter war; auch Kärnten, auch Bayern, auch Ungern war

Steyermarks Nachbar, keiner der Fürsten dieser Länder wurde gewählt. Vollends lächerlich erscheint dieses Gewirre von Abstimmung, Volksthum, Landtagsschluß, im Gegensatz mit der Thatsache, daß bey dieser Uebergabe, kein einziges der heutigen ständischen Mitglieder und außer den Dynasten von Kindberg und Thernberg und dem Dienstmann von Guttenberg, gar kein Steyerer erscheint. Köstlich ist der Grund des Verfassers hiefür: »Es schickte sich nicht, daß die Eingebornen in eigener Sache als Zeugen erschienen.« Künftig wird man sich wohl auch von Fremden, statt von den Unterthanen huldigen lassen, und eine res inter alios acta, wird die mächtigste Verbindlichkeit involviren!

Was Herr Schneller von Untheilbarkeit des Landes sagt §. 331 und 332, ist unrichtig ausgedrückt, und gibt zu Mißverstand Anlaß. Die Urkunde spricht nur von Nichttrennung zweyer Provinzen, keineswegs von Untheilbarkeit des Landes..

§. 345. Rieggersburg's Befestigung gehört nicht in's zwölfte, sondern in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, ein Werk der Besitzerin Katharina Elisabeth Gallerin, geborne Wechslerin.

Auf bloße Erwähnung sey unser Gefühl darüber beschränkt, daß §. 348, 349 Archivar Wartinger gleichsam angeklagt wird, seinen Landsleuten die Vortheile des Vereins mit Oesterreich engherzig verkleinert oder kurzsichtig übersehen zu haben!! So gut sich auf jede, der hier im Sturmschritt einander übereilenden Fragen antworten ließe, so wenig läßt sich aus Wartingers anspruchslosen Worten ein so bedenklicher Sinn herausfolgern.

§. 356. »In den Tagen Friedrichs des Katholischen erkannte man Gratz als die Hauptstadt von Styria.« Man darf hinzufügen, daß dieses wohl schon unter den beyden letzten Ottokaren der Fall gewesen seyn mag. Warum ließe sonst selbst der Verfasser, schon Leopold den Tugendhaften zu Gratz die Huldigung einnehmen? Warum hielt er dort seinen ersten Gerichtstag und den Hoftag, bey dessen ritterlichen Spielen der Sieger von Ptolomais ein schmerzvolles Ende nahm? Weit über die Hälfte der Urkunden Herzog Ottokars, ist zu Gratz gefertiget, das unter ihm bald *civitas*, bald *urbs* und einmal wieder Forum heißt, das bereits ein *Suburbanum* castri Gratz, einen Praefectum de *Gratz*, einen eigenen Plebanum hatte. Früher mögen die Traungauer wohl in der Ennsburg Hof gehalten haben? Sie tagten auch mehrmals auf der nahen Burg zu Steyer, zu Lorch, in cimiterio S. *Laurentii*, die

Erbgruft war zu Garsten, anfangs bey den Nonnen in Traunkirchen. — §. 357. Wer hat je die Freyheitsbriefe Leopold des Glorreichen für die Stadt Mahrburg und Hartberg gesehen? §. 358. Nicht der Steyerer Ulrich von Lichtenstein, Ritter, Dichter und Reisender, sondern der Oesterreicher, Heinrich von Lichtenstein, war unter der Gesandtschaft, die aus Meißen einen Schwestersohn Friedrichs des Streitbaren zum Herrn holen sollte (Horneck. c. 15).

§. 381 und 392. Der steyermärkischen Freyheiten Beschwörung, durch Rudolphen von Habsburg, auf welche hin, sich ihm erst, das Eisenthor aufthat, kann nicht ohne Widerspruch in die Zeit zwischen 1278 und 1283 gesetzt werden, denn schon XII Calendas Martii 1277 ward sein Freyheitsbrief gefertigt. Uebrigens gehört das ganze Bild der Huldigungsfeyer Cäsarn (II. 328).

§. 385. »Albrecht I. bestätigte die Rudolphinischen Freyheitsbriefe,« — ist unrichtig. Er bestätigte nur jenen von 1277 (§. 410). Die Rudolphinische Urkunde von 1276 paßt nicht in die Reihe der steyerischen Freyheitsbriefe, denn sie ward theils gemeinschaftlich für Oesterreich, Steyer, Kärnten und Krain gegeben, theils enthält sie großentheils Verfügungen, unter denen z. B. jene wegen Ausgleichung der Mörder mit den Beleidigten, selbst nur auf einige Monate gültig war, Verfügungen von der sonderheitlichsten Beziehung auf die letzten Zeiten Ottokars.

§. 389. Was ständische Verfassung und Landtage betrifft, möchten wir überhaupt Vorsicht darin empfehlen, ganz verschiedene Institutionen nicht mit einander zu vermengen, wie die herzoglichen Rechtstage (Comitia, Placita, Malla), die *Curias solemnes* der Lehensherrn, den oft vorkommenden consensum Ministerialium, Fidelium, Vassallorum, Baronum terrae, die Bundestage mit Landtagen und Landständen. — Diese in unserer heutigen Bedeutung, müssen ein Recht haben, sich zu versammeln, um zur Ausübung gewisser Regierungshandlungen mitzuwirken. Ihr Erscheinen darf nicht bloß willkürlich, nur persönlich, es muß reell und an Grundbesitz geknüpft seyn. Sie sind vorzugsweise aus dem Schuldenwesen der Landesherrn entstanden. Es müssen auf den Landtagen nicht blos Personen, blos Hof-, Dienst- und Lehensleute erscheinen, sondern ein Körper, ein Collegium, Communitäten. — Insonderheit dürfte wohl nirgend eine solche ständische Concurrenz des dritten Standes, selbst in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts nachzuweisen, und die tyrolischen

Stände immer noch die ältesten in Deutschland seyn. (Jahrbücher II. 131 — 140).

Man findet freylich gegen das Ende Ottokars, Herrn und Ritter und Städter und Priester als Zeugen vor Gericht und in Urkunden; aber was hat dieses mit der heutigen ständischen Verfassung gemein? Sind etwa die Beamten von Göß, Pölzlo der Notar und Volkmar von Gratz, in der hochgepriesenen Gößer Urkunde von 1274, Repräsentanten des dritten Standes? Schon in Urkunden der Traungauer finden sich Städter, Hörige und Leibeigne, ja sogar Wiener, auf Tagen und in Urkunden, »coram *Nobilibus* et *mediocribus*, qui plurimi aderant,« fertigt Ottokar 1157—1170 unter vielen Zeugen *Otto judex* de Luiben, gleich darauf Cholman *liber* de Luiben — 1162 Herrandus judex de Ennsthal, und gleich Meginhardus camerarius Marchionissae, — 1157 gleich neben dem gewaltigen Hartneid von Ort, *Witelo mercator*, 1186 de *nostris*, eine Reihe der gewöhnlichen Dienstmannen, darauf *Marquardus* et *Rudingerus*, *servi* nostri. Auf diesem Wege würden wir eine wunderliche Nationalrepräsentation herausklügeln, welcher Runde, Lang, Hüllmann, Stumpf und Rudhard schwerlich ihren Beyfall schenken dürften! — Städte und Märkte, gemeinsam mit dem Adel von Landesbeschwerden handelnd, zeigt die steyerische Landhandveste 1345 unter Albrecht dem Lahmen.

Nichts desto weniger haben die Ottokarische Urkunden und der im Rudolphinischen wiederholte Friedericianische Freyheitsbrief (den noch der frömmste aller Habsburger, Ferdinand II. bestätigte), allerdings auf Entwicklung der ständischen Verfassung in Steyermark gewirkt. — Die Wichtigkeit ist sonderbar, womit bemerkt wird, »Friedrichs II. Brief stehe in den Bestätigungen nicht an der ersten Stelle, die ihm nach der Zeitfolge gebühre, auch habe Max I., der die lateinischen Freyheiten verdeutschte, die Friedericianischen nicht übersetzt.« — Friedrichs Brief ist so wie alle andern Privilegien, sechsmal bestätiget, in allen Originalen steht er auf der ersten Stelle vor Rudolphs Briefen. Daß der Herausgeber der steyermärkischen Landhandveste, sich nicht an die Ordnung der Originale hielt, ist eben so gleichgültig, als daß die Urkunde Albrechts des Weisen von 1345 wegen der Weineinfuhr, jene Max I. von 1496 wegen Vertreibung der Juden ꝛc. einigen viel spätern, nachgesetzt wurden. Falsch ist es ferner, daß Max die lateinischen Freyheiten verdeutschte. Schon Albrecht der Lahme übersetzte 1339 die Rudolphinische Hand-

veste von 1277, auch jene Urkunde Rudolphs von 1276 übersetzte Maximilian nicht. Was verdeutschte er denn?

§. 389. Es ist merkwürdig, wie der Verfasser den Brief Friedrichs von 1237 im Heereszuge gegen Friedrich den Streitbaren an der Enns gefertiget (von wo auch so viele Rudolphinische Urkunden auf dem Zuge gegen Ottokar datirt sind) verwirft, obgleich er unstreitig rein und echt, von so vielen Kaisern und Herzogen bestätiget ist. Er ist ein Zeichen seiner Zeit, freylich in der jetzigen, in einer ganz andern Welt, ein Referens sine relato. Niemand wird eigensinnig darauf bestehen, im vorgerückten Mannesalter, sich immer noch mit den Kleidchen der Kinderstube zu behängen. Was hat aber das unwiderstehliche Vorrücken der Zeit gemein, mit der geschichtlichen und staatsrechtlichen Vollgültigkeit eines solchen Documents? — Rudolph hat mit Ausnahme der oben angeführten Beschränkung, Friedrichs Brief, Wort für Wort eingerückt. — Welchen Sinn hat hiernach die Stelle »Friedrichs Brief enthalte nichts, was der wohlgesinnte Kaiser Rudolphus nicht »stärker und besser ausgedrückt habe!!«

§. 393—394. Welche urkundliche Spur, daß zu Pöls je Templer hausten, und überhaupt wann und wo in Steyermark? — Seckaus Bestätigung durch Kaiser und Papst, ist nicht von 1217, sondern von 1218, so Fröhlich, so das Urkundenbuch. — »Als man Heinrich II. zum Bischof weihete, war er blos Clericus, nicht Canonicus.« Wiederum falsch — das alte Verzeichniß der Bischöfe sagt: »Fuit *Henricus*, origine *Zwettlensis*, inde *clericus*, ex clerico *canonicus* et demum *Episcopus*.«

§. 398. Eine neue Probe der Genauigkeit des Verfassers im Uebersetzen, aus dem, im heurigen Jahresberichte des Johanneums, zugleich mit jenem König Ottokars gewürdigten Freyheitsbriefe Rudolphs für Judenburg (nebst den Traungauischen und Babenbergischen Briefen und Stadtrechten für Enns, Jahrbücher II. J. B. 10—11, einem der merkwürdigsten Documente für das Stadtwesen in Oesterreich). Er sagt: »Sie (die Judenburger) dürfen sechs Wochen lang mit dem Gelde, welches bey ihnen neu geschlagen worden, allein Wechsel treiben.« Im Original heißt es: Primo quod cum Monetarii, denarios nouos cudunt, Campsores (Wechsler, nicht die Judenburger überhaupt), in Ciuitate *Judenburch* sex septimanis soli cambient, et nullus alter, quibus expletis; quilibet civis eiusdem loci, poterit licenter cambium exercere. Sehr freygebig ist der Verfasser gegen die Bürger von Judenburg; er sagt: »Die Bürger dürfen die Alpen und

Wälder ringsum nützen.« Rudolph sagte nur: »In alpibus, quae dicuntur, Judenburgeralpen, nullus habet vel habere debet quicquam juris, nisi sola civitas in *Judenburga, excepta sola curia*, que dicitur *Schaflehen*, quam ibidem habent Monachi seggoviensis (sic) Item nemus in der Muschoniz et in vustriz, debet tantum utilitati civitatis *Judenburch* et non aliis deservire. — Auch heißt es: »ein Wagen voll Getreid oder ein Zentner Wachs gibt zwey Pfennige.« Im Original aber »De curru frumenti duos den. et de centenario cere, *quatuor* den. etc.

§. 401. Wie sonderbar, daß in der Zeit des Zwischenreiches, wo der Landeshauptmann gerade so oft und in so mächtigem Wirkungskreise urkundlich erscheint, der Verfasser seiner kaum eine Meldung macht — daß er Rudolphs Verordnung von 1276 vorzüglich nur in Beziehung auf seinen ersten Krieg gegen Ottokar gegeben, zu einer allgemeinen und dauernden Grundordnung für Landrichter und Landschreiber zu machen scheint — daß er den Satz, ne fiant pignorationes mit »Niemand soll plündern« übersetzt.

§. 410. »Das Beginnen des Steuerwesens muß aus den Ottokarischen Rationarien (1265 — 1267) versinnlicht werden.« Versteht der Verfasser unter Steuer, alle im Rationarium aufgezählten Artikel, z. B. Zehend, Marchdienst, Zinsgeld, Gerichtssporteln, Mauthen und Zölle, Münze rc. so könnte er das Beginnen des Steuerwesens urkundlich gewiß um ein volles Jahrhundert hinaufrücken. Sie finden sich insgesammt in den Diplomen der Traungauer. Versteht aber der Verfasser, mit der übrigen Welt, unter Steuer, eine Geldabgabe von Besitzthum oder Einkünften der Unterthanen an ihren Landesfürsten (nicht an Private), nach einem allgemeinen Maßstabe angeschlagen, so sinkt die Besteuerung (blos persönliche Steuer gehört nicht hieher), in eine viel spätere Zeit herab. Viel später erscheint der Anschlag nach Pfunden von Herrengült. Erst 1496 verordnete Max I. die Errichtung des hierzu unentbehrlich gewordenen Katasters, erst 1542 geschah die erste Regulirung der Grundsteuer.

Zu der in diesem Buche allzuoft wiederkehrenden Verkleinerung fremden Verdienstes, gesellen sich auch noch gänzlich falsche Vorwürfe gegen seine, doch gar wohl benützten Vorgänger; so §. 410 gegen den Chorherrn Cäsar, »daß er in seinen zwey Riesenwerken, dennoch keinen Gebrauch, gerade von den Hauptquellen machte!« (König Ottokars Rationarium, die Rudolphinischen Urkunden von 1276 und 1277, Ottokar Horneck's Reimchronik und Ulrichs von Lichten-

stein Frauendienst?). Citirte und benützte denn Cäsar, Hornecks Reimchronik in seinen annal. Styr. nicht an unzähligen Stellen, II. 248, 258, 267, 301, 310, 333 rc.? Hat er nicht Rudolphs Privilegium S. 336, 552, 848 rc. nicht nur erwähnt, sondern auch großentheils wörtlich angeführt und erläutert? — Das Rationarium und der Frauendienst wurden in Steyermark erst lange nach seinem Tode bekannt. Damals war in Grätz noch kein Johanneum, das alle Landesmerkwürdigkeiten und alle Denkmale der Vorwelt so sorgfältig sammelte und gemeinnützigem Gebrauche, mit zuvorkommender Liberalität eröffnete, kein Archivar, der mit so freundlichem und sachkundigem Willen an die Hand ging, wie Wartinger dem Verfasser, der Literatur und den Literatoren überhaupt. — So wäre der Verfasser auch sehr wohl dabey gefahren, zu thun, was er sonst so häufig thut, auch §. 435 über den unglücklichen Helden, Andreas Baumkircher, sich genau an seinen Vorgänger zu halten, an den, als Curator des Johanneums, als Schriftsteller und als ständischer Verordneter um Steyermark wahrlich hoch verdienten Ritter von Kalchberg, der Baumkirchers Begegnisse und tragisches Ende, durchgehends aus Quellen bearbeitet hat.

Noch einige kleinere, aber arge Unrichtigkeiten. — §. 457. Das erste Innsbrucker Libell wurde nicht mit den Ausschüssen von Steyer, sondern mit jenen aller Nieder- und Oberösterreichischen Lande geschlossen. §. 458, 459. Welche jüdische Grabsteine fand man denn zu Grätz neuerlich auf? denn jener einzige in der Burg, ist ja seit einem halben Jahrhundert abgeschrieben, erklärt und gedruckt, auch zahlten die Stände für die Vertreibung der Juden aus Steyermark, nur einmal und nicht jährlich acht und dreyßig tausend Gulden.

§. 463. Nicht erst unter den Habsburgern, schon unter den Traungauern hatte der Clerus die Gerichtsbarkeit über seine Unterthanen (Fröhlich dipl. sacra. Styr. I. Nro. 20 von 1173).

§. 466 heißt es: »Daher befahl Kaiser Maximilian von jedem Pfund Pfenninge Herrengült die Stellung eines Reiters und zweyer Fußgänger.« — Diese kurze Stelle bezeugt zwey Dinge, erstens, daß Hr. Schneller das Veranschlagungswesen der Mannschaftsstellung nach Pfunden der Herrengült nicht verstehe; denn es sollte heißen von jedem hundert Pfund rc.; andertens, daß Hr. Schneller hier wie anderwärts, den Archivar Wartinger, ungeachtet der heftigen Ausfälle gegen ihn, gleichwohl sehr gut auszuschreiben verstehe, selbst Druckfehler nicht ausgenommen; denn Wartingers Pa-

rallelstelle heißt §. 79 »Maximilian schlug auf jedes Pfund Herrengült die Stellung eines Reiters und zweyer Fußgänger.« — Daß in Wartingers Buche das Wörtchen hundert nur durch Versehen, und nicht aus Nichtwissen des Verfassers wegblieb, zeigt eine im nämlichen §. 79 unmittelbar vorhergehende Stelle, nämlich, »daß von jedem Einkommen jährlicher hundert Pfund eine bestimmte Anzahl gerüsteter Krieger zu Fuß und zu Pferd gestellt werden sollte.« — Daß aber Herr Schneller noch mehrere Stellen aus Wartinger beynahe wörtlich nahm, zeigt sich, wenn man Herrn Schnellers §. 279, S. 267. §. 281. S. 269, mit Wartingers §. 23 und mit §. 28 vergleicht.

§. 460, 461. In der theilweisen Schilderung des großen Bauernkrieges, über welchen Sartorius übrigens gründliches und lichtvolles Werk dennoch für Oesterreich ungemeine Lücken übrig läßt, heißt es: »In Salzburg zog gegen den Erz»bischof der Prediger Mittersill los (1525). Die Abfüh»rung des geliebten Mannes durch Häscher, brachte die »Landleute in Wuth rc.« — Hier wird aus dem Hauptorte des Pinzgaues, dem Nachlaß der alten Grafen von Playen, dem Pfleggerichte Mittersill, gar ein beliebter Volksredner! — Der Zuname dieses Priesters ist unbekannt. Er hieß Matthäus, und sollte im Faulthurm zu Mittersill verderben, wurde aber auf dem Wege dahin, im Berchtholdsgadischen Flecken Schellenberg, durch Volksauflauf unter der Anführung des jungen Stöckl von Bramberg befreyt. — Die übrigen Apostel der neuen Lehre, waren die Hofprediger Stephan Kastenbauer (Agrikola) und Paul Spretter (Speratus), der Barfüßer Georg Schärer zu Radstadt, Martin Lodinger in Gastein, Luthers Correspondent. — Max I. Liebling und Minister, der Cardinal-Erzbischof, Matthäus Lang von Wellenburg, war von Luthers persönlicher Bekanntschaft auf dem Tage zu Augsburg dergestalt ergriffen, daß er ihn schlechterdings zu gewinnen oder wenigstens von seinem gelehrten und umsichtigen Freunde, Johann Staupitz, Augustiner Generalvikar zu isoliren trachtete. Er drang Staupitzen dem Benediktinerstift S. Peter in Salzburg als Abt auf († 28. Dez. 1524), und welchen köstlichen Schlüssel zur Reformationsgeschichte vertilgte nicht die vandalische Orthodoxie seines Nachfolgers, des Abtes Martin, der 1587 Staupitzens weitläufige Original-Correspondenz mit Luther ins Feuer warf?!!

Als die bey dem verrätherischen Schladming geschehene gänzliche Niederlage des steyerischen Landeshauptmanns Siegmund von Dietrichstein (eines eben so gefürchteten Bauernfeindes, wie der schwäbische Bundesoberst, Georg Truchseß von

Waldburg) durch Michael Gruber von Bramberg, Nachfolger Caspar Praßlers, als Haupt der rebellischen Bauerschaft, die Hinrichtung zwey und dreyßig Ritterbürtiger rc. erzählt wird, heißt es: »Nun schickte der Erzherzog Ferdinand den schrecklichen Feldobersten Niklas von Salm« — wer sollte unter diesem unbestimmten, für einen Ezzelino, Zizka oder Dosa, passenden Beyworte, den ehrwürdigen Greisen, Grafen Niklas Salm wieder erkennen, der bey Murten, wider Carl den Kühnen die ersten Sporne verdiente, bey Calliano wider den großen Condottiere, Robert Sanseverino stritt, Verona bewahrte, Friaul bezwang, bey Pavia Franz I. gefangen nahm, Ferdinanden gegen Zapolya Ungern erhielt, und in dem glorreichsten Augenblicke seines Lebens (als der in drey Welttheilen siegbekrönte Suleymann mit ungeheurem Verluste vor Wiens Wällen hinweg floh), in den Armen seines Zöglings und Waffenbruders Wilhelm von Rogendorf, die Todeswunde erhielt?! (M. S. in der Anzeige von Adelungs Biographie, Siegmunds von Herberstein). Dieser »Schreckliche« bestrafte an Rhadming, offenbaren Verrath und Aufruhr, in seinem barbarischen Zeitalter nicht so, wie unter ganz andern Rechtsverhältnissen, in Spanien und Portugal, in Calabrien, in Tyrol gewüthet wurde, wiewohl Ferdinands Instruction ordnete, den Frevel »mit eiserner Ruthe zu züchtigen!« — Wiewohl die Hofjuristen demonstrirten, es sey gar nicht nöthig, die Gefangenen, »mit offenen Rechten zu überwinden und die Herren von der Feder die Kriegsleute noch eigends aufmunterten: »damit der Pauern pöse muetwillig »hanndlung gestrafft, vnd ander Ebenpild daran emphahen, auch »die, so sich sonnst noch in aufruer begeben möchten, damit ge»stilt, vnd in sorgfältigkait gebracht werden. So ist demnach »vnnser Rat und guet bedungkhen, das Ir gegen den Petern »Klain; so Ir gefanngen hab, auch allen andern haubtleuten vnd »Rädlfuerern, wo die ankhommen oder betreten werden, mit spis»sen, schinten, viertaillen, vnd aller grausamen straff han»deln und verfarren lasset.« — Luthers Wort an die rebellischen Bauern und die Mahnung sie gleich tollen Hunden todt zu schlagen, waren wahrhaftig auch nicht im Geiste des Jüngers, welchen Jesus liebte, aber Georg von Freundsberg und Graf Niklas Salm, diese zwey theuren Helden und Waffenbrüder von Verona, Creazzo, Bicocca, Pavia, haben gerade im Bauerkrieg, Milde mit Strenge vereinend, auch den schönen Ruhm der Menschlichkeit erlangt.

Alles dieses, was wir hier, wahrlich sine ira et studio, wohl aber mit unbefriedigtem Verlangen; alles wirklich Lobens-

werthe zu loben, alles wahrhaft Neue und Gemeinnützige noch mehr zu verbreiten, meist durch Anführung der eigenen Worte des Verfassers dargelegt haben, bestätiget wohl reichlich das vorläufige Urtheil dieser Jahrbücher (I. 47. Anzeigeblatt), »daß dieses Werk, »bey vielen treffenden Bemerkungen und glücklichen Ansichten, den»noch durch manche Irrthümer im Detail, durch parteyische Ver»kleinerung fremden Verdienstes, durch gehäufte Aufstellung schie»fer, oft ganz falscher Maximen und durch eine, nach Schmuck und »Glanz des Ausdrucks mehr als billig haschende Schreibart ent»stellt sey!«

Art. XIII. Cl. D. *Mariani Dobmayer* (Theol. ac. Philos. D^ris^. Consil. eccl. bav. act. atq. in acad. Ingolst. ac lyceo Amberg. Dogmatices quondam Prof. p. o.). *Systema Theologiae catholicae.* Opus posthumum cura et studio *Theodori Pantaleonis Senestréy*, Parochi in *Baumgarten* et *Berg* prope *München* editum. Tom. V. Theologiae dogmaticae Pars I. Theologia. C. facult. rdssmi ordinariatus Ratisb. Ind. XIV. 488. Solisbaci 1818.

Das Werk wächst zu einem größern Umfange an, als man selbst nach Erscheinung des ersten Bandes bey aller Breite, mit der es sich ankündigte, hätte erwarten sollen. Nach unserm Ermessen ist es noch kaum über die Hälfte gediehen. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir nicht anders als lebhaft bedauern könnten, wenn diese Größe seines Umfangs dem recht fleißigen Gebrauche des Werkes hinderlich wäre. Alles was in den letzten Zeiten seit Wiest, Stattler, Klüpfl, Zimmer u. a. für die katholische Dogmatik in ihrem ganzen Umfange, und in ihren einzelnen Theilen durch die Arbeiten eines Ild. Schwarz, Gallura, Oberthür, Sailer, Schwarzhuber, Frint, Thanner, Brenner u. a. geschehen ist, macht doch dieses Dobmayersche Werk nicht unentbehrlich. Es hängt zwar nicht gleich auf dem Titelblatte den jetzt so beliebten Schild aus, daß es nach den Bedürfnissen unserer Zeit geschrieben sey; desto gewisser aber zeigt sein Inhalt, daß der Verf. desselben recht wohl wußte, was die Zeit fordere, und vielleicht gar nicht begreifen konnte, wie man überhaupt etwas anderes schreiben könne, als was zum wahren Frommen und Nutzen derer sey, für die es geschrieben ist. Solche Bemühungen wie die des sel. Dobmayer und des wackeren Herausgebers seiner hinterlassenen Schriften, des Herrn Pfarrers Senestrey, werden immer ihren Dank in den Herzen aller derer finden, die nicht gerne ihren alten, auf ewigen Säulen der Wahrheit ruhenden Glauben gegen die allzeit wech-

felnden Gebilde der Meinungen, die der Tag verwischt, vertauschen wollen.

Das möchte vielleicht von manchen gefragt werden, wie denn doch katholische Theologen noch immer neue und immer wieder neue Lehrbücher ihrer Dogmatik schreiben mögen, da doch das Glaubenssystem ihrer Kirche völlig abgeschlossen, und nichts anderes und nichts neues gelehrt werden könne, noch dürfe, als sie schon vom Anfange der Kirche gelehrt zu haben vorgeben. Diesen ist zu antworten, daß eben das des katholischen Glaubens Wesen sey, daß er nicht todter Buchstabe, sondern lebendiger und wirkender Geist sey, der dieses sein Leben und seine Wirksamkeit auch immerfort zeigen, also auch in der ursprünglichen Form des geistigen Lebens, nämlich im Worte, offenbaren müsse, eben damit die Menschen sehen, er sey allein das Unwandelbare, das Bleibende, das Ewige, was nicht wechselt, wie die Gestalten der Erde und die Meinungen der Menschen, sondern feststeht und ruhet auf dem Felsenfundamente, das Christus gesetzet hat. Das wird sich immer an den Arbeiten wahrhaft gelehrter und rechtgläubiger Katholiken zeigen, daß, gleichwie das körperliche Auge nichts wahrnimmt, als was, und wie es von der Sonne beleuchtet sich darstellt, also auch das geistige Auge der Seele nichts klar und sicher erkennen mag, als was von dem geistigen Lichte erleuchtet ist, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Joh. I. 8.

Es ist wahrlich ein bescheidener, billiger, an alle außer der Kirche lebenden christlichen Brüder allgemein laut und dringend ausgesprochener Wunsch, daß doch die Lehre der katholischen Kirche ernstlich und mit gutem Willen geprüft werden möchte. Es ist ja ganz deutlich ausgesprochen, was sie lehrt, und immer gelehret hat und lehren wird. Wenn die weisesten und besten aus den protestantischen Religionslehrern (z. B. Schleiermacher Pred. 1806) mit einer edeln Aufrichtigkeit gestehen, »daß es wunderlich »scheinen müsse, wenn sie so reden, als gäbe es noch Gemein»den der Gläubigen, und eine christliche Kirche, als wäre die Re»ligion noch ein Band, welches die Christen auf eine eigenthüm»liche Art vereinigt,« so muß wohl der katholische Religionslehrer demüthig — wie der religiöse Mensch immer muß — Gott danken, daß er wirklich in einer Gemeinde der Gläubigen, in einer Kirche lebe, daß diese Kirche wirklich sey ein Band, das die Christen auf eine eigenthümliche Art vereiniget, daß sie sey ein lebendes und allbelebendes Princip alles Guten aller weisen Ordnung und Mäßigung, aller Gerechtigkeit und Wahrheit, aller Liebe und Kraft, die Bewahrerin des Friedens, der Segen der Völker, kurz das Reich Gottes, das Reich der Gerechtigkeit, Liebe und

Wahrheit auf Erden. In gegenwärtigem Buche, wie es sich bisher hat vernehmen lassen, wird schwerlich etwas von dem vermißt werden, womit der katholische Religionslehrer nicht nur seine eigene Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion fester begründen, sondern auch das Objective derselben gegen die schärfsten alten und neuesten Angriffe aller Art siegreich vertheidigen kann. Wer die früher erschienenen vier ersten Bände dieses Werkes kennt, der wird auch in diesem fünften Bande dieselbe Manier, nur nach Verschiedenheit der abgehandelten Gegenstände modificirt, finden. Was damals schon an der Form des Werkes im Allgemeinen gelobt und getadelt worden, das gilt auch von diesem Bande. Was uns betrifft, müssen wir bekennen, so sehr wir auch oft versucht waren, in formeller Hinsicht entweder die gar zu genaue Zerschneidung der Gegenstände in so viele Unterabtheilungen, die das Gedächtniß mehr beschweren als ihm zu Hülfe kommen, oder (was bey solchem Umfang des Werkes kaum zu glauben) die zu große Kürze und Gedrängtheit, besonders bey Widerlegung der Einwürfe, oder das oft ganz willkürlich scheinende Wechseln der deutschen mit der lateinischen, oft sehr germanisirenden, Sprache, oder den oft gar zu schulmäßigen, trockenen und nur selten das Gemüth ansprechenden Vortrag zu tadeln, so verlor sich doch dieser Tadel bald wieder in der Betrachtung des wahrhaft schätzenswerthen Fleißes, der auf die Ausarbeitung eines solchen Werkes verwendet worden. Wenn wir den Wunsch nicht bergen können, daß doch überall gleicher Fleiß bey Besorgung des Druckes angewendet worden wäre, damit nicht so viele Druckfehler, vorzüglich bey den Citaten, eingeschlichen wären so thun wir das mit so viel mehr Betrübniß, als wir sonst dem würdigen Herausgeber für die mannigfaltigen Bereicherungen, mit denen er das Werk ausstattete, den größten Dank schuldig sind. Solches Anerkenntniß seines Verdienstes ist auch darum nöthig auszusprechen, damit diejenigen, die das Werk als ein opus posthumum seit mehr als zwölf Jahren her ansehen, und nicht mit einem Worte einer Vorrede in allen seit dem ersten erschienenen Bänden darüber belehrt werden, es wissen, daß die Worte »cura et studio« auf dem Titelblatte keine bloße formula loquendi seyen, sondern, daß der Herausgeber wirklich sehr fleißig an der Vervollständigung des Werkes arbeite, und in seinen immer ohne Namen eingeflochtenen Bemerkungen zeige, daß er von den neuesten Erscheinungen der theologischen und philosophischen Literatur nicht nur Notiz nehme, sondern auch den besten Gebrauch mache, ein Verdienst, welches im Gewande solcher Bescheidenheit nur um so größer erscheint. Die mehrfachen, nach der Anlage des ganzen Werkes nöthig gewordenen Wiederholungen sind wir darum nicht gesonnen zu tadeln, weil dieselben

angehenden Theologen, für die doch das Werk zunächst bestimmt ist, den Vortheil gewähren, daß sie sich auf dem oft schwierigen Wege der Untersuchung bey noch ungeübten Kräften manchmal wieder auf bekanntem Boden finden, einen freyern Blick um sich werfen, und den Zusammenhang aller Theile leichter erkennen mögen.

Indem wir nun an die Darlegung des Inhaltes dieses vor uns liegenden fünften Bandes gehen, wird sich wohl Gelegenheit finden, unsere im Allgemeinen gegebenen Andeutungen zu belegen. Mit dem fünften Bande fängt die eigentliche Dogmatik, das ist die specielle Dogmenlehre, an. Gleichwie am Anfange dem ganzen Werke, also sendet der Verf. auch dieser zweyten Hauptabtheilung desselben eine Encyklopädie und Methodologie voraus. Erstere gibt den Begriff, die Eintheilung, den Werth, die Hülfsmittel der Wissenschaft an, letztere sucht die Form der Behandlung zu bestimmen, und will durchaus das Streben nicht aufgeben, die ganze specielle Dogmatik in ein System zu bringen. Die Idee von einem moralischen Reiche Gottes ist hiezu schon seit dem heil. Augustin vielfältig und mit verschiedenem Glücke benützt worden; sie drängt sich auch dem wissenschaftlichen Religionslehrer immer wieder entgegen, also daß auch Dobmayer sie nicht abweisen konnte. Daß er sich nicht begnügte, die Idee blos hinzustellen, sondern bemüht war, ihre Tauglichkeit zu einem obersten Principe zu zeigen, und die ähnlichen Versuche der neuesten Theologen und Philosophen zu prüfen, ist dem Charakter der Gründlichkeit, mit der das ganze Werk geschrieben ist, ohnehin zuzudenken. Eine wissenschaftliche Behandlung der Theologie ist nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig. Was er hier gegen die verschiedenartigen Gegner derselben sagt (S. 11), mag hier zugleich als ein Beyspiel der gediegenen Kürze und Gedrängtheit stehen, welche dem ganzen Werke eigen ist. »Vana sunt effugia, quibus ignava ratio negligentiam suam in methodo observanda excusare, vel etiam defendere nititur. *a)* Qui popularem solum methodum absque praevia scientifica jactitant, claritati et soliditati cognitionis derogant, tum commoditati et instabilitati temporis patrocinantur, et genuinum popularitatis finem evertunt. *b)* Qui vel in elegantibus formulis cum aestheticismo, vel in calido sensu cum mysticismo subsistunt, aut corticem absque nucleo et litteram absque spiritu sibi sumunt, aut vagas et obscuras cognitiones firmis ac claris praeferunt. *c)* Qui caecam fidem et virtutem commendant, naturam verae fidei et virtutis sese ignorare ostendunt, et falsam solummodo reverentiam religioni exhibent.

Der Verf. hat sich übrigens die Schwierigkeit nicht verhehlt,

welche die Aufstellung eines obersten Grundsatzes sowohl wegen der Verschiedenheit des Stoffes, als vorzüglich darum hat, weil die christliche Religion ursprünglich in einer ganz populären, blos auf den Gesammtzustand des Volkes, dem sie zuerst gegeben wurde, berechneten, aller Wissenschaftlichkeit baren Form gelehrt ward; doch fand er eben darin nur mehr Antrieb, die Sache zu behaupten, darum, weil 1. die Vernunft nach Einheit und Zusammenstimmung aller Theile einer Wissenschaft strebt, und diese Forderung nicht wohl abgewiesen werden kann. 2. Weil die Religion als das Höchste, was dem Menschen gegeben ist, diesen Charakter der Einheit und nothwendigen Zusammenstimmung für sich selbst am wenigsten entbehren kann.

Dieses vorausgesetzt, hätten wir auch nach eingestandener Schwierigkeit, die die Sache hat, doch nicht gesagt: es sey die Gründung eines Systems der katholischen Theologie, wenigstens unvollkommen (»saltem imperfectum«) möglich, und diese Möglichkeit erst nochmal daraus erläutert, 1. daß aus dem Zusammenhange aller Religionswahrheiten der große Rathschluß Gottes zum Heile des Menschengeschlechtes erkannt werde, und 2. auch die Verbindung der Vernunftwahrheiten unter sich und mit den geoffenbarten gefunden werden könne. Wäre die Idee von einem moralischen Reiche Gottes nicht rein biblisch, wäre sie nicht, in ihrer ganzen Allgemeinheit aufgefaßt, dem Menschen mit der Offenbarung frey gegeben und hingestellt, also daß er's nur daraus lernen konnte, wie Gott der Gründer dieses Reiches, der Mensch durch seinen Abfall oder seine Empörung gegen Gott der Zerstörer, und Christus der Wiederhersteller desselben sey; wäre nicht mit dieser Idee zugleich ihre ganz eigene Lebendigkeit und Wirksamkeit, ihre Realität, ihr Fortbestehen in einer sichtbaren Anstalt, in dem eigentlichen Gottes-Staate auf Erden, mitgegeben, hätte zu diesem Allen die menschliche Vernunft auch nur was ein Quintchen beträgt realen Stoff des Denkens aus ihrem Eigenen hinzugethan, so möchte es etwa dem L e h r e r der R e l i g i o n wohlgerathen seyn, bey irgend einer philosophischen Schule (und das mußte natürlich immer die neueste und berühmteste seyn) anzufragen, w a s er denn wohl von Gott lehren dürfe. Warum aber sollten wir ein, auf wirkliche Offenbarung Gottes gegründetes Religionssystem unvollkommen nennen, als um der menschlichen Vernunft ein erlogenes Compliment zu machen? Wo ist wohl das philosophische Vernunftsystem, das vollkommen wäre? Oder sollte etwa nur die Vernunft allein völlige Einheit des Denkens in ihre Gebäude bringen können, und was Gott gebaut, sollte unvollkommen heißen! — Sollten wir denn nicht auf dem Grunde fortbauen dürfen, den der Verf. vorzüglich in seinem Anhange zum IV. B. durch die Feststellung des unfehlbaren Ansehens der Kirche aufgeführt hat?

Könnte es auch nur einen Augenblick im Sinne des Verf. liegen, einen einzigen Glaubenssatz seiner Kirche aufzugeben, weil er sich etwa von der Vernunft nicht begreifen ließ? Wir wissen gewiß, daß des Verfs. Vernunft in der größten Thätigkeit, im vollsten Bewußtseyn ihres Lebens war, als er von den göttlichen Dingen lehrte und schrieb; aber eben so gewiß sind wir, daß nicht ein einziger Gedanke freyes Erzeugniß seines Geistes, sondern alles gegeben war. Wo immer die Philosophie beginnen mag, von dem einfachsten Gedanken des bloßen Seyns, so ist er schon gegeben durch das Seyn selbst. Sollen denn die zuckenden schwarzen Nebelflecke, welche die blendenden Meteore der Tagphilosophien vor unsern Augen zurückgelassen haben, noch nicht geschwunden seyn? Soll denn die Wahrheit mit ihrem Lichte nicht einmal durchbrechen, daß der Mensch nichts a priori construire, weil a priori nicht der Mensch ist, sondern Gott, der den Menschen erschaffen hat; — »ha! das schlechteste Ding, nicht ein Blutkügelchen in »deinen Adern hast du dir selbst geschaffen, Mensch — und das »herrlichste, was in deinem Wesen lebt, den freyen Blick ins Le»ben, den hohen Gedanken einer ewigen Wahrheit und Ordnung, »das reine Gefühl des Ewigschönen und Guten, die lebendige »Kraft des Wollens, und aller dieser köstlichen Gaben Inbegriff »und Seele, den heiligen Gottesglauben hättest du dir selbst ge»geben, ersonnen hättest du das alles mit deinem Gehirn, und es »sollte nicht seyn, wenn du es anders wolltest?!« — Es ist ja selbst F i c h t e, der doch das Gebäude der moralischen Weltordnung aus der menschlichen Vernunft herauszubauen meinte, ein Zeuge der ewigen Wahrheit geworden, da er in seinen Grundlehren des Naturrechts, J e n a und L e i p z i g 1796 Thl. 1. S. 32, sagt: Ein höheres Wesen nahm sich der ersten Menschen an, ganz so, wie es eine alte ehrwürdige Urkunde darstellt, welche überhaupt die tiefsinnigste erhabenste Weisheit enthält, zu der alle Philosophie am Ende doch wieder zurück muß. — Die Triumvirn der Philosophie, K a n t, F i c h t e, S c h e l l i n g, sagen einstimmig: »der Mensch muß erzogen werden, und die ersten Menschen, die man doch auf dem Standpunkte der Reflexion annehmen muß, konnten nicht von einem andern Menschen, sondern nur von einem höhern Geiste erzogen werden.« Es ist doch klar, daß wir andern solche unmittelbare Erziehung durch einen höhern Geist blos darum nicht mehr bedürfen, weil dieser höhere Geist schon lebendig unter uns ist, in, und aus dem Worte, das von und aus Gott ist. Eben so klar ist aber, daß eben durch das Wort allein jeder Gedanke in der Seele des Menschen zum Leben komme, daß also das Wort allein das Leben und die Nahrung der Seele sey, und hinwiederum allein dieses Leben offenbare; ganz so wie es ein sehr tiefsinniger Philosoph unserer Zeit, J o h a n n S t a r k, ausgedrückt hat, da er in

seinem Briefe an eine Dame über die Freygeisterey der heutigen Erziehung sagt: »Ich glaube, daß gerade darum, weil die Wahr- »heiten der Religion unüberwindliche Vorurtheile sind, »und bleiben, Ueberzeugungen, die vor allem Urtheile und über »alles Urtheilsvermögen sind, vor der Schärfung und Uebung der »Vernunft in die Seelen gelegt werden müssen, indem wir ja doch »vergebens warten würden, bis der verständige Mensch erkenne »den Unerkennbaren, begreife den Unerforschlichen, erschließe den »von keinem Vernunftschlusse Erreichbaren, hintennach ent- »decke den, der überall schon voraus da ist als die lebendige Quelle »aller Vernunft, alles Guten, alles Seyns, und von dessen Vor- »stellung erst alles vernünftige Leben anfängt. Von ihnen l. F. »erwarte ich die Frage nicht, ob denn ein bloßes Wort, ein bloßer »Schall und Name eine Erkenntniß bilde? Sie wissen, daß auf »solche Weise Sie, ich und alle zur Sprache und zu Begriffen ka- »men. Zuerst wird der Leib (Wort) gebildet, dann bläst ihm der »Geist den Odem (Begriff) ein, und es wird zur lebendigen Seele »(Erkenntniß).« Darum sollten wir doch einmal das zu lange ge- triebene Spiel mit den freyen Erzeugnissen der Vernunft aufge- ben, und vernünftig, wie es Männern ziemt, glauben, daß der Mensch alles lernen müsse, was er wissen soll; daß seine Vernunft erst dann wahre Vernunft werde, wenn er Augen und Ohren, diese Thüren der Wahrnehmung und Erkenntniß, offen hält, und dadurch den allgewaltigen, ewig lebenden und liebenden Gott zu erkennen strebt, daß er ihn auch ehre, heilige und liebe, Röm. I. 18—20. Wir sollten einmal aufhören in unsern Lehrbüchern der Religion zu sagen, daß der Mensch aus sich selbst Gott erkenne, und also wenigstens dazu die Offenbarung nicht bedürfe. Wir ver- langen nicht, die in den Schulen angenommenen, zur Geschichte der Religionswissenschaft nothwendig gehörigen Begriffe von Offen- barung im weitesten — bis zum bestimmtesten Sinne zu verwir- ren, aber um derer willen, die alles frey aus sich heraus zu bauen meinen, muß es gesagt werden: Es ist alles Offenbarung Gottes, was wir von ihm wissen. Und wer ihn erkennen will, muß schon glauben, daß er ist, und daß er immer derselbe ist, und nicht anders werde, wie millionenfältig verschieden auch die Men- schen von ihm denken und reden; wie soll aber der Mensch an ihn glauben, wenn er nichts von ihm gehört hat? — Lassen wir also immer das System der katholischen Religionslehre, in welchem treu aufbehalten wird alles, was der göttlichen Liebe gefallen hat, den Menschen zu ihrem Heile zu verkündigen, in Rücksicht dieser Allgemeinheit und des Charakters einer göttlichen Anstalt für ein vollkommenes gelten. Wir huldigen gerne dem Scharfsinne und der Wahrheitsliebe des Philosophen Reinhold, der das in sei-

nen Briefen über die kritische Philosophie, erster Theil S. 197 also aussprach: »Das System der Unfehlbarkeit ist das einzige »unter allen auf historischem Grunde entstandenen Lehrgebäuden »der Religion, das durch den Zusammenhang und die Gleichar= »tigkeit seiner Theile den Namen eines Systems verdient.«

Diejenigen, die etwa meinen, daß wir der Vernunft einen blos negativen, völlig passiven Charakter geben, also sie selbst als freythätiges Wesen aufheben, verkennen ganz, daß das Wesen der wahren Vernunftthätigkeit eben in der Verarbeitung des mit dem Leben ihr dargebotenen, niemals selbst erzeugten Denkstoffes besteht. Was ist die Vernunft, die den festen Boden der Erfahrung und Geschichte, — des Lebens verläßt, und für sich selbst wie die hohle Kugel auf dem Wasserstrahl des Springbrunnens schwebt und schwankt, eine Luftgestalt, ein Gespenst; es erschreckt uns nicht. Von der Vernunft verlangen wir aber, daß sie vernehme, was ist, nicht zertrenne und entseele das Wesen, dessen lebendige Wirksamkeit nur durch dieses Zusammenhalten des Ganzen bedingt ist, daß sie ihre eigene Natur anerkenne, welche keine andere ist, als die einer von Gott dem Menschen gegebenen Kraft, durch welche er den sichern Standpunkt seines eigenen, und jedes individuellen Lebens und Seyns, so wie den nothwendigen Zusammenhang desselben mit dem Urleben und Urseyn, eine ewige Ordnung, bestehend in der Urkraft alles Lebens zum Bewußtseyn, benützt. Wie diese Kraft da unthätig seyn könne, wo es sich eben um die Offenbarung ihres innersten Lebens handelt, nämlich wann der Mensch mit der höchsten Kraft seines Wesens, mit dem göttlichen Glauben die Gesammt=Offenbarung Gottes auffaßt, und in sich aufnimmt, das ist uns nicht denkbar, so wie wir auch nicht begreifen können, wie mühsam errungene Wissenschaft den Menschen eitel machen könne, statt daß sie vielmehr sein ganzes Wesen zur Demuth und Anbetung der ewigen Kraft hinneigen sollte. Es kann auch keiner den Werth echtphilosophischer Forschungen würdigen, und ganz anerkennen: welche Sicherheit und Klarheit unsere Anschauungen gewinnen, durch die Feststellung ~~und~~ Ordnung der Begriffe, und durch die Heiligung der Gesetze der Sprache, dieses innigen und allgemeinen Vehikels und Mediums aller Erkenntniß, der darin nicht das Zusammenwirken des Gesammtgeistes der Menschheit nach den ihm ewig eingedrückten Formen und Gesetzen wahrnimmt, also, daß die Namen der einzelnen Forscher nur wie Meilenzeiger dastehen, und jeder nur nach dem Maße reinen Gewinn an Wahrheit macht, als er etwas findet von dem, was schon ewig bestanden hat, und womit Ein

Anderer Vorsehung getroffen hat, ehe noch ein Gedanke in einem Menschengeiste war.

Diejenigen, welche Dobmayers Buch kennen, werden einsehen, daß das wenigste von dem, was wir hier gesagt, darum geschah, um es zu vervollständigen oder zu verbessern; es ist vielmehr eben darin, und bey der Behandlung jedes einzelnen Lehrsatzes recht gut gezeigt, welcher Standpunkt der Vernunft gehöre, und um ihrentwillen auch nicht ein einziges Dogma verworfen worden. So viel über die wissenschaftliche Form. Ganz richtig darf nach des Verfassers Behauptung in einem systematischen Lehrbuche eine Anleitung zur populären Behandlungsart der Dogmatik nicht fehlen. S. 16 bis 17.

Wir gehen nun zur Aufzählung der abgehandelten Gegenstände selbst über. Schon ein flüchtiger Blick auf das summarische Inhaltsverzeichniß jedes Bandes gibt die schönste Ansicht von der strenglogischen Ordnung, welche durch das Ganze herrscht. Wie die Dogmatik überhaupt in drey Theile abgetheilt ist, nämlich in die Theologie, Christologie und Dikelogie, »ita ut, wie der »Verfasser sagt: pro sua ad ideam regni moralis et inter se »relatione theologia originem, Christologia, restaurationem, »et dikelogia consummationem ostendat,« so ist wieder die Theologie, welche in dem 5ten B. enthalten ist, in zwey Hauptstücke abgetheilt, deren erstes Gott an sich, das zweyte Gott in seinem Verhältnisse zur Welt, betrachtet. Das erste Hauptstück handelt wieder in zwey Abtheilungen zuerst von Gott, der einig in seiner Natur ist, und zwar 1. vom Daseyn, 2. von dem Wesen und den Eigenschaften, 3. von der Einheit Gottes. Dann von Gott, der dreyfach ist in Personen, und zwar erstens nach der Lehre der Schrift, zweytens nach der Lehre der Kirche, drittens nach dem Urtheile der Vernunft. Mit wahrhaft musterhafter Treue befolgt der Verfasser überall die in der Methodologie von ihm selbst gegebenen Gesetze der Lehrart, also daß er immer zuerst den historischen, dann den philosophischen Beweis führet. Wo er dem angenommenen Schulgebrauche zu gefallen die Sache umkehrt, geschieht es nur, um die siegende Kraft der ersteren Beweisart, und ihr entschiedenes Uebergewicht über die letztere recht anschaulich zu zeigen. Bey der historischen Beweisart unterscheidet der Verfasser das biblische und das kirchliche Moment. Um den biblischen Beweis zu führen, werden die klassischen Stellen vorzüglich aus dem neuen Testament, solche gegen deren Echtheit und Brauchbarkeit kein vernünftiger Zweifel obwaltet, ausgewählt, darauf wird ihr wahrer Sinn nach den Regeln der Hermeneutik historisch und grammatisch, dann nach dem Geiste der Bibel, endlich nach der Auslegung der Kirche bestimmt, und jetzt erst

wird nach den Regeln der Logik der Beweis daraus geführt. Das kirchliche Moment der Beweisart fordert gleiche Strenge in Absicht der Auswahl der Theile, die den Beweis geben sollen. Es müssen nämlich zuerst die wirklich-beweisenden klassischen Stellen gewählt, diese nach ihrem gemeinen Sinn erklärt, und dann erst nach logischen Gesetzen daraus der Beweis geführt werden. Eben so strenge ist der Verfasser bey Führung des philosophischen Beweises. Wir bedauern, daß wir nicht wirklich an einem aus dem Buche gezogenen Beyspiele zeigen können, auf welche Art der Verfasser überall seinen Stoff behandelt, wie er die entgegengesetzten Irrthümer selbst zum Beweise seiner Wahrheit, z. B. den Atheismus in allen seinen Gestalten zu einem Beweise für das Daseyn Gottes umkehrt, und dann überall das praktische Moment auf die befriedigendste Art hervorhebt und beleuchtet; wie überdieß fast überall eine vollständige Geschichte des behandelten Lehrsatzes, und der dagegen aufgestellten Meinungen eingewebet ist, mit welcher Besonnenheit, scharfen Urtheilskraft und großen Belesenheit er besonders die für die Lehrsätze der katholischen Dogmatik so wichtigen Beweise aus dem Sinne und der bestehenden Lehre und Praxis der Kirche mit strenger Unterscheidung der Perioden führet, — es muß dieß alles im Buche selbst gelesen werden, um den Werth und die Brauchbarkeit desselben zu erkennen. Wir freuen uns sehr, in der mit ganz besonderem Fleiße geschriebenen Deduktion des Vernunfturtheils über den Lehrsatz von der Dreyeinigkeit S. 287 bis 311 einen sehr bestimmten Beleg zu unserer oben gegebenen Versicherung zu finden, daß der Verfasser bey solchen Lehren, die einmal aus der Schrift und Ueberlieferung nach den strengen Regeln der Hermeneutik, und der historischen Kritik als wirklich geoffenbarte Lehrsätze der Kirche bewiesen sind, keine Einwendung der Vernunft dulde, sondern ihren Beyfall abnöthige. Wahrlich, so vortrefflich mir alles finden, was hier darüber gesagt worden ist, so möchte es doch schwerlich für solche überzeugend seyn, welche die menschliche Vernunft znm Maßstabe göttlicher Wahrheiten annehmen, und nicht gelernt haben zu glauben daß in Gott Etwas anderes seyn könne, als sie es selbst bestimmen zu können meinen. Darum aber, damit diese nicht uns, die wir das Dreyeinigkeitsdogma mit allen Lehrsätzen unserer Kirche festhalten, mit dem Stempel der Unvernunft brandmarken und lästern, was sie nicht verstehen, wäre zu wünschen, daß sie mit Aufmerksamkeit überdächten, was hier zur Rechtfertigung dieses Glaubens mit aller nur denkbaren Anerkennung der Rechte der Vernunft, und mit einer wahrhaft Ehrfurcht abnöthigenden Belesenheit in der neuesten Literatur gesagt ist, und doch sollen wir im dritten Theile der Dogmatik erst noch mehr darüber lesen.

Wir kommen zum zweyten Hauptstück, welches von Gott in seiner Beziehung zur Welt handelt. Die zwey Abtheilungen betrachten: 1. Die Schöpfung, 2. die Erhaltung oder Leitung des Universums. Die erste Abtheilung enthält 1) die Kosmologie, 2) die Pneumatologie, 3) die Anthropologie. Nachdem der Verfasser bey der Schöpfungsgeschichte die Schwierigkeiten nicht geläugnet, vielmehr alles was gegen diese älteste Urkunde der Menschengeschichte sonst und jetzt erhoben worden ist, erläutert und beleuchtet hat, fährt er also fort. »Aber von der andern Seite »hat diese Urkunde, wenn wir ihren Inhalt genauer erwägen, auch »große und für die Religion hinreichende Vorzüge. I. Zuerst kommt »sie in der Hauptsache mit andern Kosmogonien überein, wie wir »diese aus der ältern Tradition kennen (siehe *Grotius* de veritate »religionis christianae lib. I. c. 14.); aber sie ist zugleich frey »von den Irrthümern und monströsen Fabeln des ewigen Chaos, »des gröbern oder feinern Emanatismus, des bösen Prinzips, »und des Demiurgus rc., welche bey andern Völkern vorkommen. »II. Dann beginnt sie mit der großen Wahrheit: Gott ist »Schöpfer des Universums — einem Satze, der mit allem »Rechte die heilige Bibliothek öffnet, und mit wenigen Wörtern »mehr Wahrheit lehrt, als Rom und Athen in ihrer Aufklä»rungsperiode von dem Ursprunge der Welt hatten. III. Eben »diese Wahrheit wird bey jedem Schöpfungswerke angezeigt; denn »der Begriff eines Wesens, das durch sein Machtwort kann, was »es will, ist der Begriff eines Schöpfers, dessen Allmacht durch den »erhabenen Muster-Ausdruck: Er sprach: Es werde! und es »wurde, dessen Weisheit in der Ordnung, und dessen Güte in den »Beyfalls- und Segensformeln auf eine würdige und fruchtbare Art »dargestellt werden.« Schwerlich dürfte ein Leser diese Abhandlung unbefriedigt aus der Hand legen. Der Uebergang zu dem zweyten Artikel, der Lehre von den Geistern, konnte uns, nach unsern schon oben angedeuteten Ansichten nicht gefallen, weil sich darin die affektirte Allweisheit der menschlichen Vernunft zeigt, welche so gerne das schon vorher gewußt haben möchte, was sie doch nur aus der Offenbarung erkennt. Die Vermischung der ganz abstrakten (hier Schelling'schen) Schulterminologie mit Bildern von physischen Dingen genommen, z. B. »die Urquelle aller »Differenzen die ihren Schooß aufthut, das absolute Seyn, das »sich spaltet, daß zwey Arme gebildet werden, die wieder zur Ein»heit zurück tendieren,« gibt der Rede einen Anstrich von Faseley, die zum Glück dem weisen Lehrer selbst nicht behagt haben muß, weil er bald wieder in seiner männlichen besonnenen Art von der Geisterwelt im biblischen Sinne zu reden fortfährt. Hier werden die so interessanten Gegenstände von der Bestimmung der Engel

als Boten Gottes, und Schutzgeister der Menschen, der Fall der Engel, der Zustand der bösen Engel ꝛc., nach dem Sinne der Schrift und nach der Lehre der Kirche abgehandelt. Der dritte Artikel, welcher eine biblische nicht blos philosophische Anthropologie enthält, beschließt diese Abtheilung von der Schöpfung. Die zweyte Abtheilung stellt Gott als den Erhalter und Regierer des Universums dar. So vortrefflich die hierüber im ersten Absatze aufgestellte Theorie ist, so fanden wir doch in dem zweyten Absatze, welchen der Verfasser »Apologia« überschrieb, und der die eigentliche Theodicee enthält, noch mehreres, was des größten Dankes werth ist, und auf eine würdige Art diesen fünften Band des trefflichen Werkes beschließt.

Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. III.

Literarische Notizen.

Italienische Literatur.

(Aus der Biblioteca italiana.)

Costumi dei Popoli antichi e moderni in diverse figure incise e colorite, con discorsi analoghi sulla forma degli abiti e la maniera di vestirli, arricchiti di osservazioni storiche e critiche appoggiate all' autorità degli scrittori classici antichi. I primi dieci numeri in Brescia 1813, *i cinque seguenti in Milano* 1817.

Herr Sergent Marceau, der dieses Werk herausgibt, zugleich auch die Figuren desselben zeichnet und sticht, sucht mit glücklichem Erfolge durch dasselbe einer auf den italienischen Theatern sehr sichtbaren Unvollkommenheit in der Kunst des Kostumirens zu begegnen. Jedem Fascikel ist eine gestochene in Farben gedruckte Figur vorausgeschickt, welche den Stoff zu einer auf klassischen Autoritäten beruhenden Abhandlung über Form und Farbe der Kleidungen gibt. So ist Virginia der Gegenstand des ersten Kapitels, und Appius Claudius die erste dargestellte Figur. Durch zwanzig Kapitel behandelt Hr. Marceau auf diese Art antike Kostume, bey deren Entwurfe er Alles, was in den Klassikern über Kostume vorkömmt, so wie seine genaue Kenntniß von Gemmen und Camäen benützt. Im ein und zwanzigsten Kapitel geht er zu Gegenständen des Mittelalters über, und beginnt mit der Darstellung des Ariodante aus der Ginevra di Scozia.

Stephani Antonii Morcelli praepositi ecclesiae Clarensis Africa Christiana, in tres partes tributa. Vol. I et II. Brixae 1816 *et* 1817.

Noch in einem sehr vorgerückten Alter fühlt der berühmte Verfasser, der dem Studium des Alterthums, und besonders alter Inschriften, sein ganzes Leben widmete, Kraft und Muth genug, der gelehrten Welt in dieser geographisch=historischen Darstellung der afrikanischen christlichen Kirche einen höchst preiswürdigen Beytrag zur christlichen Geographie und Kirchengeschichte zu liefern.

Unvermögend, in einer allgemeinen Anzeige den ganzen Werth dieses Werkes darzustellen, soll nur der kurz entwickelte Plan desselben auf die Großartigkeit des Unternehmens, die Wichtigkeit des Gegenstandes, und die Art, wie derselbe vom Verfasser behandelt wurde, aufmerksam machen. In der Vorrede gibt derselbe Rechenschaft über die von ihm

beobachtete Methode, und über die Hülfsmittel seiner Bearbeitung. Alle Denkmäler, die Geschichten der Märtyrer und der Concilien, die Gesetzbücher der christlichen Kaiser, die Briefe der Päpste, alle alten Geschichten und Inschriften, alles, was vor ihm über diesen Gegenstand geschrieben worden, besonders die Werke von Sirmond und Le Quien hat Hr. Morcelli trefflich benützt. Der erste Theil enthält die Beschreibung des römischen Afrika, und der politischen und kirchlichen Provinzen desselben in den verschiedenen Epochen der römischen Herrschaft. Darauf folgen die Bisthümer. Der Verfasser zählet siebenhundert und funfzehn, deren ehemalige Existenz sich durch die gültigsten historischen Beweise darthun läßt. Bey jedem führet er die Bischöfe sammt allen Notizen an, die er in Betreff ihrer zu erhalten vermochte. In einem kurzen Anhange erscheinen in alphabetischer Ordnung die Namen von Städten, welche zwar nicht durch historische Denkmale als bischöfliche bezeichnet sind, in denen aber doch wahrscheinlich einst Bischöfe ihren Sitz hatten. Alphabetische Verzeichnisse der Namen ungewisser oder später veränderter Bischofssitze, dann aller im Werke angezeigten afrikanischen Bischöfe schließen diesen ersten Band. Der zweyte ist ganz der Geschichte gewidmet. Die Vorrede zu demselben handelt von dem Ursprunge der afrikanischen Kirche, und von ihren ersten Grundsätzen zur Zeit des Kaisers Severus. Es folgt dann in Annalenform eine Erzählung aller merkwürdigen Ereignisse dieser Kirche bis zum Jahre 670 christlicher Zeitrechnung, d. i. bis zum Einfalle der Sarazenen, denen die afrikanische Kirche erlag. Diese Geschichte ist voll der größten Thaten und kostbarsten Denkmale, denn sie begreift die Verfolgungen der Heiden, der Donatisten und Arianer, die Wiederherstellung der christlichen Angelegenheiten unter Kaiser Justinian, und die Ereignisse in der folgenden Periode des Monothelismus. Eine Geschichte der Märtyrer der afrikanischen Kirche schließt diesen Band, dem noch ein dritter folgen soll. Dieses vortreffliche Werk ist dem gegenwärtigen Papste zugeeignet, dessen Bildniß so wie jenes des Verfassers selbst dasselbe zieren.

Sull' architettura Greco-Romana, applicata alla costruzione del teatro moderno italiano, e sulle macchine teatrali. Saggio di Tommaso Carlo Beccega. Venezia 1817.

Eine wissenschaftliche Abhandlung über Theaterbau, welche bey einem Unternehmen dieser Art alle Beherzigung verdient. Der Verfasser sucht Festigkeit und Sicherheit mit Bequemlichkeit und Schönheit beym Baue eines Theaters zu vereinigen. Zur Sicherheit bringt er auch ein hinter der Szene angebrachtes stets gefülltes Wasserbecken in Vorschlag, das zugleich nach der herrschenden Vorliebe für sonderbare Theater-Spektakel zu verschiedenen Wasserkünsten benützt werden könnte. Von zusammengesetzten Maschinerien, wie sie gegenwärtig beynahe zum wesentlichsten Erfordernisse jedes Theaters geworden, ist er, wie billig, kein Freund. Auch darauf hat er keine Rücksicht genommen, den Logen nach der italienischen Art, das Theater zu genießen, die Einrichtung kleiner Conversationssäle zu geben.

Trattato della pittura di Lionardo da Vinci, tratto da un codice della Biblioteca Vaticana. Roma 1817.

Die Abhandlung des Lionardo da Vinci über Malerey lag in Frankreich ungekannt und vergraben bis zum Jahre 1651, wo ein

Theil derselben durch Raphael Du Fresne aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurde. Es erschienen dann wohl in verschiedenen Zeitpunkten in mehreren Städten Italiens, in Neapel, Florenz, Meiland und Perugia neue Auflagen dieser merkwürdigen Abhandlung, aber alle waren bloße Kopien der Pariser Auflage, und die Unvollständigkeit des Werkes wurde von den italienischen Herausgebern laut anerkannt. Nun erscheint durch die vereinte Bemühung des Herrn Wilhelm Manzi, Bibliothekars der barberinischen Bibliothek, und des Cavaliere Johann Gerhard de Rossi, nach einer aus der vatikanischen Bibliothek gezogenen Handschrift eine neue weit vollständigere Ausgabe dieses Werkes, durch welche, so wie durch ihre gelehrten Anmerkungen, die Herausgeber sich gerechten Anspruch auf den Dank aller Freunde der Kunst erworben haben. Die Beschreibung der Handschrift, auf der diese Ausgabe beruht, ist genau, und gewährt hinlängliche Ueberzeugung von ihrer Echtheit. Die vatikanische Bibliothek erhielt sie mit mehreren andern aus der Bibliothek der Herzoge von Urbino. Das erste, fünfte, sechste, siebente und achte Buch der gegenwärtigen Ausgabe, hundert und eilf Kapitel im Ganzen, fehlen in den frühern Ausgaben gänzlich, nebst dem haben mehrere Kapitel der früheren Ausgaben hier bedeutende Verbesserungen und Zusätze erhalten. Die interessanten Gegenstände, welche in dieser Ausgabe der Abhandlung neu erscheinen, zeigen Lionardo da Vinci nicht blos als großen Maler, sondern auch als einen gründlichen Kenner im Fache der Anatomie, der Optik und der Luftperspektive, ja sogar der Naturgeschichte, und vorzüglich der Botanik und Pflanzen-Physiologie. Die Noten des Hrn. de Rossi sind voll Einsicht und Sachkenntniß. Ein abgesondertes Bändchen enthält Zeichnungen zur Beleuchtung dieser Abhandlung des Lionardo da Vinci, und an der Spitze desselben sein Portrait nach einem Originale in der Gallerie von Florenz.

***Storia dei bachi da seta governati coi nuovi metodi nel* 1817 *nel regno Lombardo-Veneto e altrove, con osservazioni e col giornale delle bigattiere del Conte Dandolo. Milano* 1818.**

Graf Dandolo hat sich durch sein Werk über die Seidenzucht ein nicht geringes Verdienst um den wichtigsten Zweig von Italiens Produktion erworben, der seit vielen Jahren der Unwissenheit und der gedankenlosesten Empirie preisgegeben war. Er gibt nun jährlich über die Resultate der bey der Seidenzucht von ihm neu vorgeschlagenen Behandlungsarten Rechenschaft, und verschaffet dadurch sich selbst die schönste Apologie. Auch im Jahre 1817, wie in dem vorigen der Seidenkultur so ungünstigen, wurde bey der von ihm angerathenen Methode der wichtige Erfolg erzielet, daß man für vierzehn Pfunde Blätter, die zur Nahrung der Seidenwürmer verwendet wurden, ein Pfund vortrefflicher Cocons erhielt.

***Descrizione del gran teatro Farnesiano di Parma, o notizie storiche sul medesimo di Paolo Donati, Parmigiano, architetto teatrale, accademico di Bologna. Parma* 1817.**

Das berühmte farnesische Theater in Parma, von welchem Reisende aller gebildeten Nationen als einem der seltensten Werke italienischer Baukunst sprechen, wird in dieser Schrift sowohl in artistischer als

historischer Hinsicht beschrieben, und auf diese Weise sowohl Ranuccio Farnese der Erste, unter dessen Regierung, als Joh. Bapt. Alcotti aus dem Ferrarischen, durch welchen dieses Theater erbaut wurde, gebührend geehret. Die Beschreibung bewähret des Hrn. Donati volle Sachkenntniß, und es wäre nur zu wünschen, daß er auch über die Krümmung des Gebäudes und über das allgemein bewunderte Echo desselben zur Belehrung neuerer Baumeister erschöpfende Aufklärungen gegeben hätte.

Descrizione succinta d'un pantografo verticale specialmente a trar copia dei dipinti sulle pareti, da Giuseppe Benvenuti, socio del Conservatorio delle arti. Firenze 1817.

Herr Benvenuti hat nicht nur den Entwurf zu einem auf vertikal aufgestellte Gegenstände anwendbaren Pantopraphen, dessen Beschreibung er hier gibt, gemacht, sondern hat die Maschine vollkommen verfertigt, und es sind mit derselben Versuche gemacht worden, die der Erwartung entsprachen. Die Beschreibung dieser Maschine verdient daher um so mehr Aufmerksamkeit, als der Erfinder sich schmeichelt, sie auch zur Kopirung von Gemälden oder Statuen in Nischen, zur Portraitirung, zur Aufnahme von ganz= und halberhabener Arbeit, ja mitrelst eines angebrachten Fernrohres sogar zur Kopirung entfernter Gegenstände verwenden zu können.

Poesie di Giovianni Rosini. Pisa 1817. 2 *Tomi.*

Der erste Band dieser vorzüglichen Dichtungen enthält viele Oden und Sonette über edle und würdige Gegenstände, und einige zierliche Stanzen auf die Rückkehr der Kunstwerke nach Italien. Fünf pindarische Oden, welche der Verfasser in früheren Jahren zu seiner Uebung ins Italienische übersetzte, schließen diesen Band. Der zweyte enthält eine Satyre, l'Educazione, welche sich nicht über das Gewöhnliche erhebt. Darauf folgt ein sehr schönes Gedicht in zwey Gesängen: La Gara di Omero e d'Esiodo. Der Zweck dieses mit glücklicher Anwendung der achtzeiligen Stanze geschriebenen Gedichtes ist, die Rückkehr des Großherzogs von Florenz in seine Staaten zu feyern. Der Stoff desselben ist aus Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen genommen. Die ganze Sammlung verdienet alles Lob.

Flora medica ossia Catalogo alfabetico ragionato delle piante medicinali, descritto in lingua italiana dal Dott. fisico Antonio Alberti. Milano 1817.

Eine nach dem Muster der in Paris erschienenen Flore du dictionnaire par M. *Chaumeton* eingerichtete nützliche Verzeichnung von den Medicinalpflanzen, nebst Anleitung zu ihrem Gebrauche in Krankheiten. Jede Pflanze ist zugleich in Kupfer gestochen, und mit Farben gedruckt. Dieses Werk wird heftweise für eine Anzahl von bestimmten Theilnehmern herausgegeben.

Vita di Cristoforo Colombo, scritta e corredata di nuove osservazioni, di note storico-critiche e di un appendice di documenti rari o inediti dal Cav. Luigi Bossi. Milano 1818.

Mehrere Umstände im Leben des Kolumbus, welche in den früheren Lebensbeschreibungen nicht zu einiger Gewißheit gebracht werden

konnten, werden in diesem Werke neu und mit befriedigendem Erfolge in Untersuchung gezogen. Der Verfasser, von mehreren genuesischen Akademikern in seinen Untersuchungen unterstützet, setzet das bisher streitige Vaterland des Kolumbus außer Zweifel, bestimmt das Geburtsjahr desselben (1445), beleuchtet durch wichtige Urkunden die frühen Studien des Kolumbus in Pavia, und bezeichnet mit ziemlicher Gewißheit die Namen der Professoren, von denen er seinen ersten Unterricht erhielt, theilet mehrere noch unbekannte Urkunden über seine Seefahrten im mittelländischen Meere mit, und trägt scharfsinnige Vermuthungen über jene vor, die er in die nördlichen Meere unternahm. Vorzügliches Lob verdienen die Notizen, die dieses Werk über die Schiffahrt im atlantischen Ocean in den ältesten Zeiten und im Mittelalter enthält. Zum ersten Male ist in demselben auseinandergesetzt, welche Aufklärungen Kolumbus aus dem Marco Polo für den Entwurf seiner Entdeckung entnommen haben kann, über die Reise des Kolumbus nach England, und die Erdkugel, die er dort dem Könige vorlegte, so wie über die Anerbietungen, die er mehreren Mächten zur Unternehmung der Entdeckungsreise machte, ist vieles Licht verbreitet, und mancher Irrthum des Geschichtschreibers Mariana, des Moreri und mehrerer Neueren berichtiget worden. Unter den urkundlichen Belegen des Werkes finden sich mehrere interessante und noch nicht öffentlich erschienene Briefe des Kolumbus. Die beygefügten Kupferstiche stellen einige kleine Medaillen des Kolumbus und Vespucci vor, welche aus dem großen Werke des Theodor de Bry gezogen sind, ferners ein Portrait des Kolumbus, das für echt gilt, seine Unterschrift, genau dem in den königl. Archiven zu Turin befindlichen Orginale nachgebildet, und mehrere andere sehr merkwürdige Gegenstände. Die Schreibart des Verfassers ist leicht, klar und bündig.

Dizionario dei pittori dal rinnuovamento delle belle arti fino al 1800, *di Stefano Ticozzi. Milano* 1818 2 *Vol.*

Eine aus guten Quellen gezogene kurze Geschichte der vorzüglichen Maler seit dem Wiederaufleben der schönen Künste bis zum Jahre 1800, von der alles ausgeschlossen ist, was entweder nicht hinlänglich bewährt, oder ohne unmittelbaren Bezug auf Charakter, Styl oder Zeitalter der verzeichneten Maler ist. In seinem Urtheile über dieselben und ihre Werke folgt der Verfasser den genauesten und unbefangensten Schriftstellern. Am Ende ist ein Verzeichniß der griechischen und römischen Maler nach dem Werke des Junius de Pictura Veterum angehängt. Ein zweyter Anhang enthält einige kurze Bemerkungen über die Charaktere der verschiedenen Schulen, und die Unterscheidungs-Merkmale von Original-gemälden und Kopien, zum Gebrauche von Nichtkennern.

I quattro Amori. Novelle quattro di Don Antonio Dragoni. Cremona 1817. 2 *Tomi.*

Diese Novellen sind von der Art derjenigen, in denen unter dem Schleyer einer fortlaufenden Allegorie ausgewählte moralische Wahrheiten vorgetragen werden, und worin unter den Griechen Eusthathius, Xenophon, Achilles Tatius, der Sophist Longus, und unter den Neueren Montesquieu, Barthelemy, Algarotti und Cesarotti sich auszeichneten. Ehelige, mütterliche, kindliche und väterliche Liebe sind der Gegenstand derselben, die Sprache durch prunklose

Reinheit, die Ausführung der Allegorien durch Natürlichkeit und Würde ausgezeichnet.

Storia di una rara malattia nervosa, di Mauro Ricotti, medico-chirurgo. Pavia 1818.

Diese Geschichte einer Nervenkrankheit, von welcher ein funfzehnjähriges Mädchen aus Veranlassung der ihr hinterbrachten Nachricht vom Tode ihres Vaters befallen wurde, und die durch acht Monate währte, enthält viele sonderbare Erscheinungen vereinigt, welche über Nervenkrankheiten in verschiedenen Werken zerstreut angetroffen werden. Ein heftiges mit Durchfall verbundenes Fieber und ein Hautausschlag machten die Krisis der Krankheit, gegen welche alle in Nervenkrankheiten gewöhnlichen Mittel nur mit halbem Erfolge versucht worden waren. Die Kranke wurde gänzlich hergestellt, und behielt nur eine erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems. Der Fall, wiewohl in Hinsicht der einzelnen Erscheinungen nicht neu, ist belehrend, und zweckmäßig dargestellt.

Nuovi Frammenti dei fasti consolari capitolini, illustrati da Bartolomeo Borghesi. Parte 1ma. Milano 1818.

Schon im Jahre 1546 wurde bey einer Ausgrabung im Forum Romanum (dem heutigen Campo Vaccino) ein beträchtlicher Theil der Konsular- und Triumphal-Fasten, welche unter dem Namen der Kapitolinischen Tafeln bekannt sind, entdecket. Mehrere berühmte Gelehrte jenes Jahrhunderts, Marliano, Sigonio, Panvinio und andere beschäftigten sich mit Beleuchtung dieser kostbaren Ueberreste des Alterthums, worauf die römische Chronologie sich gründet. Siebzehn Jahre später wurde ein zweytes Stück der Triumphalfasten bey einer Ausgrabung am Fuße des Esquilinischen Berges entdeckt. Aber noch blieben große Lücken in jenen Tafeln, die man sich vergebens durch neue Ausgrabungen auszufüllen bemühte. Erst vor zwey Jahren fand man wieder bey einer Ausgrabung im Campo Vaccino, nahe an dem Orte, wo der Tempel des Jupiter Stator gewesen seyn soll, ein Stück jener Tafeln, und erkannte sie als einen Theil von jenen, die so weit davon entfernt am Fuße des esquilinischen Berges ausgegraben worden waren. Weitere Ausgrabungen lieferten ein Resultat von ein und achtzig Zeilen, welche zwar nicht alle zusammenhängen, wovon sich aber mehrere an jene anreihen, die schon die Frucht der ersten Ausgrabung gewesen waren. Hr. Borghesi beleuchtet nun in der gegenwärtigen Abhandlung, welcher noch eine zweyte folgen soll, diese Fragmente, beschränket sich aber vorläufig auf die größern Stücke.

Vita e Pontificato di Leone X, di Guglielmo Roscoe, tradotta e corredata di annotazioni e di alcuni documenti inediti dal Conte Cavaliere Luigi Bossi. Tomo 12. *Milano* 1818.

Bey der Anzeige des letzten Bandes dieser ersten italienischen Uebersetzung des berühmten englischen Werkes darf man um so mehr auf die ganze Uebersetzung einen Blick werfen, als dieselbe durch ungemein reichhaltige Zusätze und Beylagen selbst zu einem eigenen Werke geworden. Die ersten drey Theile des Originals sind vom Cavaliere Bossi, der zur Zeit sich kein Exemplar desselben selbst verschaffen konnte, aus der un-

vollkommenen französischen Uebersetzung ins Italienische übertragen worden. Sobald er aber ein englisches Exemplar erhielt, berichtigte er sogleich seine frühere Uebersetzung, und füllte die Lücken in der französischen Ausgabe aus. Auch diese Bände bereicherte er mit Noten, in denen die Ideen Roscoes theils bestätiget, theils berichtiget werden, vorzüglich mit mehreren sehr wichtigen bibliographischen Notizen über die Ausgaben des funfzehnten Jahrhunderts, und mit Kupferstichen, die weder im Original noch in einer der Uebersetzungen sich finden. Unter den Anmerkungen zum 4ten Bande verdienen jene über die Herstellung der alten römischen Akademie durch Pomponio Leto, über Arsenius den Bischof von Monembasia, den justinianischen Psalter, und den jungen Philipp Beroaldus, so wie der Beweis, daß die ersten Gärten auf englische Art in Italien angelegt wurden, vorzügliche Aufmerksamkeit. Im fünften Bande finden sich wichtige Notizen über Ammonius, Erasmus, Polydorus Virgilius ꝛc. und über die Darstellung der Mysterien, und ein bisher unbekanntes Portrait des Peter Bembus. Im sechsten Bande zeichnet sich nebst vielen gehaltvollen Anmerkungen die wichtige Abhandlung über die Frage aus, ob die Reformation wohl Statt gefunden hätte, wenn ein Anderer als Leo X. auf dem päpstlichen Stuhle gesessen wäre; eine Frage, die der Verfasser bejahend beantwortet. Der siebente Band, der ganz der Literaturgeschichte gewidmet ist, enthält in den Anmerkungen die wichtigsten Aufschlüsse über die großen Gelehrten jenes Zeitalters, als z. B. Sannazarius, Bembus, Molza, Theophilus Folengi, Ariosto und Andere. Ein noch nie erschienenes Portrait des Sannazarius ziert diesen Band. Im achten Bande wird in der Uebersetzung die Politik der verschiedenen europäischen Höfe im sechzehnten Jahrhunderte, besonders in Bezug auf die Wahl Karl V. zum römischen Kaiser, auseinandergesetzt, und über den Nepotismus Leo X. so wie über die Machiavell'sche Abhandlung: del riformar lo stato di Firenze manches Neue gesagt. In der siebenten Note zu diesem Bande untersucht der Uebersetzer, ob die Reformation wohl zu Stande gekommen wäre, wenn der Churfürst Friedrich von Sachsen damals Kaiser gewesen wäre, und glaubt, daß sie unter dieser Voraussetzung später und mit größerer Mäßigung sich entwickelt hätte. Auch der neunte Band ist reich an sehr interessanten Anmerkungen des Uebersetzers, deren manche auch das Gebiet der Naturgeschichte und Geographie, in wie fern diese Wissenschaften in Italien damals und früher gepflegt wurden, berühren. Der Uebersetzer läßt sich hier auch in eine Untersuchung über die Frage ein, was geschehen wäre, wenn die Reformation in Italien entstanden wäre! Im zehnten Bande, in welchem die Literargeschichte Italiens fortgesetzt wird, findet sich vom Uebersetzer über einige Handschriften des Bembo, die die vatikanische Bibliothek besitzt, über die Werke des Machiavello und Guicciardini und über viele andere Gelehrte jener Zeit vieles Neue und Lehrreiche. Diesen Band bereichern auch noch mehrere sehr schätzbare noch nicht bekannt gewordene Urkunden, darunter ein Brief von Leo X., fünf Briefe der Lucrezia Borgia, einer der Isabella Sforza von Arragonien, und mehrere andere. Der elfte Band behandelt die Kunstgeschichte Italiens in jenem Zeitalter. Auch diese hat der Uebersetzer durch einen Schatz von Anmerkungen über Bramante und die Bramantiner, über Pietro von Perugia und seine Schüler, über die Mitarbeiter des Michel Angelo, über die verschiedenen italienischen Schulen, über Lionardo da Vinci, über die Nachahmer und Kopisten des Raphael u. d. m. bereichert. Am Ende

wirft er die Frage auf, was das Schicksal der Kunst in Italien gewesen wäre, wenn entweder Leo X. keinen Michel Angelo und Raphael, oder diese Meister keinen Leo X. getroffen hatten? Auch der zwölfte Band, der fast nur vom Tode des Papstes handelt, enthält interessante Anmerkungen, eine Rechtfertigung der Chronologie des Herrn Roscoe, welche von der einiger anderen Schriftsteller abweicht, und eine andere über den von einigen Schriftstellern so ungünstig geschilderten Charakter des Papstes u. d. m. Nebst den Anmerkungen zu diesem Werke von Roscoe läßt sich der Uebersetzer auch in Untersuchungen über die Lebensbeschreibung des Lorenzo de'Medici von demselben Verfasser, und über zwey Abhandlungen ein, die Pompilio Pozzetti über einige Stellen dieser Biographie schrieb. Er schlägt viele Verbesserungen dieses Werkes von Roscoe vor, und sagt viel Neues und Interessantes über die von Roscoe nicht angeführten Gelehrten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, über mehrere berühmte Griechen und Orientalisten jener Zeit, über die Aufhebung der römischen Akademie durch Paul II., über die Facezie des Poggio, die Dichterinnen des sechzehnten Jahrhunderts, das Leben Melanchthons, und mehrere andere höchst wichtige Gegenstände. So ist diese Uebersetzung zu einem neuen gehaltvollen Werke erwachsen, auf welches wir uns verpflichtet fühlten, die Leser umständlicher aufmerksam zu machen.

Elementi di Orittognosia di M. Tondi, professore di Orittologia nella Regia Università degli studj etc. Napoli 1818. *Vol I.*

Der erste Theil dieses Werkes, der bisher allein erschien, begreift die brennbaren Fossilien und die Metalle, im zweyten soll von den Salzen und Steinen, und im dritten bloß von den Figuren der Fossilien gehandelt werden. Der Begriff von Metallen hat aber nach den neuen physisch-chemischen Bestimmungen eine größere Ausdehnung erhalten, so daß darunter nicht bloß zwey Alkalien, die Soda- und Pottasche, sondern auch Kalk, Baryt und Strontian ihrer metallischen Grundlage wegen begriffen sind. Bey der unterscheidenden Bezeichnung der Fossilien zieht er weniger die äußeren Kennzeichen in Betrachtung, als die inneren chemischen, und die geognostischen Verhältnisse derselben, je nachdem sie sich in Betten, Adern oder Schichten, im Ur- oder Uebergangsgebirge finden. Bey jedem Fossile führt er auch den eigenthümlichen Gebrauch desselben an. Der Verfasser selbst gibt die über Mineralogie geschriebenen Werke, und eigene durch Europa unternommene Reisen als die Quellen an, woraus er seine Kenntnisse geschöpft hat. Doch scheint er Italien weniger zum Gegenstande seiner mineralogischen Bereisungen gemacht zu haben, weil er sehr selten der mineralogischen Eigenschaften des italienischen Bodens erwähnet.

Vita del Cavaliere Gianbattista Bodoni, e catalogo cronologico delle sue edizioni. Parma 1816.
Manuele tipografico del medesimo. Parma 1818.

Diese Lebensbeschreibung des berühmten Bodoni verdankt man den vereinten Bemühungen seiner Gattin und seines Freundes Giuseppe de Lama. Der Manuele tipografico aber ist das letzte Werk desselben, welches seine Gattin nach seinem Tode herausgab. Er beginnt mit einer Vorrede der Wittwe, in der sie über das Werk Rechenschaft gibt. Ihr folgt

eine Abhandlung Bodoni's selbst, worin er seine Ansichten über große, mittlere und kleine Ausgaben entwickelt. Darauf folgen die Schriftcharaktere selbst, hundert zwey und vierzig Formen von lateinischen runden Buchstaben, sammt sieben und neunzig gleichen Kursiv=Alphabeten, hundert und acht Gattungen lateinischer großer Buchstaben, ferner Kanzleybuchstaben und Buchstaben im englischen Geschmacke. Im zweyten Theile findet man gegen neunzig Formen griechische Buchstaben, kleiner, Kursiv= und großer Schrift, fünf und vierzig theils hebräische, äthiopische, hetruscische, deutsche, theils von andern orientalischen neueren oder älteren Sprachen, zwey und dreyßig russische, mit vierzig Alphabeten großer Buchstaben, eine ungeheure Zahl von Verzierungen, Rahmen, Laubwerk, astronomischen, geometrischen und arabischen Ziffern, endlich Musiknoten. Welcher Typograph, welcher Künstler, fragt man mit Recht, hat je eine solche Menge und Mannigfaltigkeit der zierlichsten Schriftformen hervorgebracht?

Dell' economia della specie umana, di Adeodato Ressi, professore dell' Imperial Regia Università di Pavia. Tomi 4 in 8o. Pavia 1817 — 1818.

Der Zweck dieses Werkes, der aus dem Titel desselben nicht deutlich entnommen werden kann, besteht in der Festsetzung, welches die wahre Bestimmung des menschlichen Geschlechtes sey, und welche Mittel und Kräfte es besitze, dieselbe zu erreichen. Es sind bisher von diesem zu vier Bänden angekündigten Werke nur zwey erschienen, und in dem ersten, mit welchem sich die Biblioteca italiana in ihrem dießjährigen Juliushefte beschäftiget, untersucht der Verfasser die wahre Art der Existenz des Menschengeschlechts, wie er sich ausdrückt, das ist, den Platz, welchen der Mensch in der Kette erschaffener Wesen einzunehmen habe, wie er diesen erkennen und durch welche Mittel er zu seiner wahren Existenz gelangen könne. So enthält dieser Theil eine metaphysische Untersuchung über die Verhältnisse des Menschengeschlechts im Allgemeinen, und der zweyte geht dann zur Betrachtung der Verhältnisse desselben in dem Staatenverbande über. Wenn auch nicht die vom Verfasser in diesem ersten Bande aufgestellten philosophischen Grundsätze alle Stimmen für sich haben sollten, besonders in einigen allzu oder zu wenig metaphysischen Unterscheidungen, so muß doch Jedermann der aufgeklärten Menschenliebe des Verfassers und dem Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Grundsätze der Politik und Staatshaushaltung mit den Grundsätzen der reinsten und strengsten Moral in Einklang zu bringen.

I quattro libri delle Elegie di Sesto Aurelio Properzio, recati in versi italiani con varianti e note dal Cavaliere Michele Vismara. Milano 1818.

Italien besitzt schon mehrere gelungene Uebersetzungen älterer und neuerer Klassiker. Homer wurde im Laufe der zwey letzten Jahrzehende durch Vincenz Monti, Sophocles durch Felix Bellotti, und unter den Neuern Shakespear und Milton durch Michael Leoni ins Italienische übertragen. In die Fußstapfen dieser Vorgänger tritt der Cavaliere Vismara, der Properzens Elegien zum Gegenstande seiner Uebersetzung wählte, und er bleibt hinter seinen Vorgängern keineswegs zurück. Den Geist seines Originals treffender auszudrücken, wechselt er mit dem Versmaße, die kläglichen und majestätischen Elegien gibt er in

mächtigen Terzinen, die feurigen in achtzeiligen Strophen, welche zuweilen die vom Italiener so genannten versi sdruccioli (Verse, die mit kurzsylbigen Worten endigen) unterbrechen, die fröhlichen in fünfzeiligen Stanzen, und die zärtlichen im Versmaße der sapphischen Ode.

Saggio dell' istituto clinico romano di medicina esterna, esposto da Giuseppe Siseo, P. Professore e direttore di clinica chirurgica nell' Università Romana della Sapienza. Roma 1817.

Diese Schrift gibt Nachricht von vierzehn chirurgischen Fällen, welche in der chirurgischen Klinik zu Rom behandelt wurden, und fügt sachkundige Bemerkungen, theils über das Geschichtliche in diesen Fällen, theils über die Behandlungsart bey. Am Schlusse wird die Unterrichtsmethode an der chirurgischen Klinik in Rom auseinandergesetzt. Von den zwey angehängten Kupfern stellet das eine die Art dar, bey Anevrismen die Arterien festzubinden und zusammenzudrücken, das zweyte die Werkzeuge zur Ausziehung des Staares und die Anwendung derselben.

Storia della peste di Noja, scritta dal Dottore Vitangelo Morea. Napoli 1817.

Die fürchterliche Pest, welche vom November 1815 bis Junius 1816 in dem Städtchen Noja in Apulien herrschte, und von einer Bevölkerung von 5300 Menschen, 716 dahinraffte, wird in dieser Schrift mit der befriedigendsten Umständlichkeit und Sachkenntniß beschrieben. Die Krankheit hatte alle Kennzeichen der orientalischen Pest, und unterschied sich genau von typhösen Fiebern, von welchen wohl auch zu gleicher Zeit einzelne Personen befallen wurden. Die Anstalten, welche von der Staatsverwaltung getroffen wurden, theils die Verbreitung der Krankheit zu hindern, theils die Angesteckten zu heilen, waren die zweckmäßigsten, fanden aber in Vorurtheilen und Eigensinne der Bewohner mächtige Hindernisse. In der Behandlungsart der Angesteckten versuchte man verschiedene Methoden, großentheils ohne Erfolg. Den meisten Nutzen verschaffte die Fieberrinde. Von 928 Angesteckten wurden 212 gerettet. Die Mehrzahl der Angesteckten und der Verstorbenen war des weiblichen Geschlechts. Eine sonderbare Erscheinung ist, daß kein Arzt oder Wundarzt angesteckt wurde, daß sich auch die Krankheit nicht, wie frühere Pestübel, auf Thiere erstreckte.

Opere scelte del conte D. Fulvio Testi, cavaliere etc. Nuova edizione con molte cose inedite e colla vita dell' autore novellamente rifatta sopra quella del chiarissimo Cavaliere Girolamo Tiraboschi. Modena 1817. *Vol.* 2.

Der erste Band dieser neuen Ausgabe eines der vorzüglichsten Lyrikers des siebzehnten Jahrhunderts beginnt mit der Lebensbeschreibung des Dichters, der durch seine Talente als Staatsmann nicht minder als durch die dichterischen glänzte. Sie ist großentheils aus Tiraboschi gezogen, und mit vielen neuen Notizen und Auszügen aus den Briefen des Grafen Testi bereichert. Darauf folgen die ausgewählten Dichtungen desselben. Schon im Jahre 1613 erschien mit des Verfassers Bewilligung ein Band seiner Gedichte in Venedig, im J. 1617 ein zweyter zu Modena, und in der Folge noch mehrere. Aber im Jahre 1644, zwey Jahre vor seinem Tode, erklärte er alle Dichtungen, die unter seinem Namen erschienen wa-

ren, für unecht, jene ausgenommen, welche in den Modeneser=Ausgaben von den Jahren 1627 und 1644 enthalten sind. Nach seinem Tode erschienen noch mehrere lyrische Gedichte von ihm, welche großentheils nach dem J. 1644 verfaßt worden waren, ingleichen mehrere epische und dramatische, welche früher noch nicht erschienen waren.

Bey der gegenwärtigen Ausgabe ist man noch strenger zu Werke gegangen. Mehrere in den Ausgaben von 1627 und 1644 enthaltene lyrische Gedichte, vorzüglich Liebesgedichte, wurden weggelassen, dagegen einige spätere, und vorzüglich die Lobgedichte auf den Herzog von Savoyen eingeschaltet, welche Testi nicht wagte, wieder abdrucken zu lassen, um sich nicht den Haß Spaniens zuzuziehen. Auch die epischen und dramatischen Gedichte desselben, welche in der That von minderem Werthe sind, wurden von dieser Ausgabe ausgeschlossen. Der zweyte Theil dieser Ausgabe enthält hundert sieben und siebzig Briefe, die Testi in eigenen Angelegenheiten, und zweyhundert fünf und zwanzig, die er im Namen seines Souverains in Staatsangelegenheiten schrieb. Sie verbreiten vieles Licht über die politischen Ereignisse jener Zeit, insonderheit über die Unruhen in Italien, und die Kriege zwischen Frankreich und Spanien.

Dänische Literatur.

Von N. Fürst.

Das Studium der nordischen Geschichte und Alterthumskunde ist stets in Dänemark mit vorzüglichem Eifer betrieben worden. Während Männer von ausgebreiteten Kenntnissen sich ausschließend diesem Fache widmeten, fehlte es indessen nicht an gehaltvollen Werken, welche die Geschichte fremder Nationen umfaßten. Im Fache der nordischen Geschichte glänzt immer noch der Name Peter Fridrich Suhm (geb. 1728, gest. 1798) als ein Stern erster Größe. Seinem unermüdeten Forschungsgeiste, seinem rastlosen Streben, und seinem ausdauernden Fleiße verdankt Dänemark eine Reihe gehaltreicher Werke, die sein schönstes Denkmal sind, und die reichste Quelle zum Studium der nordischen Geschichte ausmachen.

Was den Sinn für historische Arbeiten besonders zu wecken schien, waren die Preisaufgaben der Universität und der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, die manchem aufblühenden und schon reifen Talent dadurch Gelegenheit verschafften, in einen edlen Wettstreit einzugehen, indem sie ihre Arbeiten der strengsten Prüfung unterwerfen mußten. Den besten Nutzen zur praktischen Anwendung der Geschichte gewährte die historische Abtheilung des pädagogischen Seminariums, wo die Alumnen die gründlichste Anweisung erhielten, die Geschichte zu studiren, und sie methodisch vorzutragen. Die historische Klasse der königl. Gesellschaft der Wissenschaften krönte nach und nach mehrere schätzbare Werke, die sie durch ihre Preisaufgaben hervorgerufen hatte. So entstanden P. E. Müllers antiquarische Untersuchung der bey Gallehuus gefundenen Goldhörner; J. Möllers Abhandlung über das Wesen und den Werth der pragmatischen Geschichte; Wedel Simonsens Schrift über die Kultur der Ostgothen; Rasks Abhandlung über den Ursprung der isländischen Sprache und mehrere andre, die als ein schätzbarer Beytrag zur nordischen Geschichte betrachtet

werden können. Auch die skandinavische Literaturgesellschaft trug nicht wenig zur Beförderung dieses Studiums bey, indem sie in ihren Annalen die trefflichsten historischen Aufsätze lieferte. Die Gesellschaft für die dänische Geschichte und Sprache bereicherte in ihrem Magazin die Literatur mit schätzenswerthen Beyträgen.

Die sogenannte Arne=magnäische Kommission widmete sich ganz ausschließend der Bearbeitung der isländischen Sagen. Sie wurde von dem gelehrten Professor der Alterthumskunde, Arnas Magnäus, der ein geborner Isländer war, gestiftet. Durch Reisen in seinem Vaterlande, durch Briefwechsel und ausgebreitete literarische Verbindungen gelang es ihm, einen Schatz isländischer Codicum zusammenzubringen, die er nach seinem Tode der Universitäts=Bibliothek in Kopenhagen vermachte. Um aber auch diesen Schatz der seltensten Handschriften fruchtbringend zu machen, hinterließ er ein bedeutendes Kapital, wovon die Renten angewendet wurden, theils zum Ehrensold für die Gelehrten, die sich mit der Durchsicht und Uebersetzung dieser Schriften beschäftigten, und theils um nachher die Druckkosten zu bestreiten. Aber die Arbeiten dieser Kommission gingen, aus unbekannten Gründen, eine Zeit lang sehr langsam von statten, bis endlich der gelehrte Alterthumsforscher Prof. Magnussen (ein geborner Isländer) hinzutrat, und diesem Institut neues Leben und Schwung gab. Ihm verdanken wir die mit vielem Fleiße veranstalteten Ausgaben der Nials Saga, der Egils Saga, Hakon Adelsteens Gulathingsgesetz und den zweyten Theil der poetischen Edda. Ueber letzteres Werk hat er neulich Vorlesungen herausgegeben, die in jeder Hinsicht lehrreich und vortrefflich sind.

Wir wollen über die neuesten Erscheinungen der historischen Literatur in Dänemark hier einige Notizen mittheilen, in so fern die Werke zu unsrer Kenntniß gelangt sind.

Der gelehrte Alterthumsforscher, Etatsrath Thorkelin, hat neulich ein Werk herausgegeben, das große Aufmerksamkeit verdient. Es führt den Titel: *De Danorum rebus gestis Secul. III. et IV. poema danicum dialecto anglosaxonia ex bibliotheca Cottoniana musei Brittanici edidit versione lat. et indicibus auxit Grim Johnson Thorkelin etc.* In der Vorrede erzählt der Herausgeber umständlich die Geschichte dieses Gedichts. Unter den vielen angelsächsischen Handschriften, von welchen Warley in Hickes Sammlung ein Verzeichniß gegeben, befand sich auch dieses epische Gedicht, das nach Hickes Meinung, die Kriege des Königs Biovulfs mit den schwedischen Königen besingt. Die dänischen Gelehrten wurden zwar aufmerksam auf dieses Gedicht, aber es gelang ihnen nicht, ungeachtet aller angewandten Mühe, eine Abschrift davon zu erhalten. Hickes Bericht konnte auch nicht befriedigen, da er sehr mangelhaft war. Endlich gelang es dem Etatsrath Thorkelin, bey seinem Aufenthalt in London, durch das Wohlwollen der Vorsteher des brittischen Museums, Joseph Plantas und Richard Soutgates, den freyesten Zutritt im Museum zu erhalten, um daselbst zu benutzen und abzuschreiben, was zur Aufklärung der dänischen Alterthümer dienen konnte. Von dieser in England sehr seltenen Erlaubniß eilte er Gebrauch zu machen, besonders in Hinsicht der erwähnten Handschrift. Aber dieser Pergamentkoder von neun und sechzig Blättern in 4to hatte sehr viel gelitten, nicht bloß vom Alter, sondern durch den Brand in Westminster, den 23 Oktober 1731, wo die Hitze und das Wasser von den Spritzen die Blätter so spröde gemacht hatte, daß man sie mit der größten Behutsamkeit auseinander legen mußte. Zu diesem Umstand gesellte sich noch die Schwie=

rigkeit, welche die Sprache in Weg legte, da oft Worte vorkamen, worüber die Wörterbücher keine Aufklärung gaben, und die Orthographie höchst schwankend war. Endlich aber gelang es ihm das Ganze genau abzuschreiben, bis auf einige Lacunen, wo die beschädigte Membrane ganz unleserlich geworden war. Nach seiner Zurückkunft in Dänemark beschäftigte er sich damit, sowohl dieses Gedicht, als mehrere mitgebrachte Handschriften zu bearbeiten. Der Brand in Kopenhagen 1807 verzehrte aber die mehresten seiner vieljährigen Excerpten, nebst dem bereits ausgearbeiteten Theile seiner Uebersetzung des angelsächsischen Gedichts. Mehrere Jahre verflossen, ehe er sich in seinem hohen Alter dazu entschließen konnte, eine so beschwerliche Arbeit wieder anzufangen. Endlich wurde er doch dazu bewogen, besonders durch die Aufmunterung des geheimen Konferenzrathes Bülow, der zugleich den Druck dieses kostbaren Werkes unterstützte. Es ist mit vieler typographischer Eleganz ausgestattet, und enthält auf einer Seite den Originaltext, und gegenüber eine wörtlich lateinische Uebersetzung. Es gehört zu einem der merkwürdigsten Alterthümer, da es ein bisher unbekanntes Epos von bedeutendem Umfange ist, dessen Inhalt und Form ein sehr hohes Alter verrathen. Es ist nordischen Ursprungs und gibt uns einen auschaulichen Begriff von dem Leben unserer Altvordern, in einem Zeitalter, das man bisher im tiefsten Dunkel gehüllt glaubte. Es gibt uns Kunde von unbekannten und merkwürdigen Thaten dänischer und schwedischer Könige, und zeigt uns, daß der dänische Name in einem Zeitalter bekannt war, als der englische Name noch nicht existirte, die fränkische Monarchie noch nicht gestiftet war, und als verschiedene Barbaren in wilden Horden Deutschland durchstreiften.

Der bekannte Dichter Grundtwig ist gegenwärtig mit einer metrischen Uebersetzung dieses merkwürdigen Gedichts beschäftigt. Gegen den würdigen Herausgeber desselben ist er aber mit seiner gewohnten Derbheit, in dem Volksblatte die Skilderie zu Felde gezogen, dem er einige vermeintliche Irrthümer in der Uebersetzung vorwirft, worüber eine kleine Fehde entstanden ist, die wir aber auf sich selbst beruhen lassen wollen.

Nyrups Charakteristik Königs Christian IV. ist ein schätzbares Werk, wie man es von der Hand dieses berühmten Literators erwarten konnte. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die vielen ungedruckten Briefe dieses Dänenkönigs, die hier zum erstenmal erscheinen. Bekanntlich genoß dieser ausgezeichnete Monarch eine sehr sorgfältige Erziehung, die von seinen glücklichen Anlagen noch mehr unterstützt wurde. Er besaß auch nebenbey große Fertigkeit in mehreren mechanischen Künsten. In späteren Jahren beschäftigte er sich viel mit Mathematik und Schiffbaukunst, worin er sehr tiefe Kenntnisse besaß. Auch in den Annalen der Literatur wird sein Name fortleben, da sie unter seiner Regierung mehr Ausdehnung und Schwung erhielt. Unter ihm entstanden die Geschichtschreiber Arild Hvidfeld (gestorben 1609), Niels Krag (gestorben 1602), die Alterthumsforscher Ole Worm (gestorben 1654), und Stephanius (gestorben 1650), deren Werke seine Regierung verherrlichten, und noch jetzt von großem Werth für die Geschichte und Alterthumskunde sind. — Ein nicht minder geschätztes Werk von Nyrup ist seine historisch=statische Schilderung von Dänemark und Norwegen in ältern und neuern Zeiten, in vier Bände. Der erste Theil dieses Werks ist ins Deutsche von Gardthausen übersetzt.

Der Professor Peter Erasmus Müller, der durch mehrere historische Schriften sich einen ausgebreiteten Ruf erworben hat, gibt jetzt eine Sagen=Bibliothek heraus, die zugleich in dänischer und deut-

scher Sprache erscheint. Allgemein geschätzt sind seine früheren Werke: über die Echtheit der Asalehre, und über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, von Professor Sander ins Deutsche übersetzt. In einem Anhange zur letztern Schrift widerlegt er mit siegreichen Waffen Rühs bekannte Behauptungen, in seiner Schrift: die Edda (Berlin 1812), gegen den poetischen und historischen Werth der isländischen Sagen. Professor Werlauf hat die Watndäla und Finboga Saga, mit einer gelehrten Vorrede und Anmerkung begleitet, isländisch und dänisch herausgegeben. Gleichfalls ist von ihm und Professor Thorlacis das sehr wichtige Werk: Geschichte der norwegischen Könige, in isländischer, dänischer und lateinischer Sprache erschienen. Von Wedel Simonsens Uebersicht über die merkwürdigsten Perioden der Nationalgeschichte sind zwey Theile herausgekommen. Besonders interessant sind die Abtheilungen: Nachrichten von den nordischen Wallfahrten und Kreuzzügen, und über die ersten Einwohner des Nordens, welche vieles Licht über diesen wenig behandelten Gegenstand verbreiten. Von Suhms Geschichte von Dänemark ist der achte, neunte, zehnte und eilfte Band erschienen, nach dessen Tode von A. Kall herausgegeben, und mit Vorreden von ihm und Nyrup begleitet. — Molbechs Ideen über Geschichte und Geschichtschreibung, enthalten manche treffende Ansichten über historische Kunst. Als nachahmungswürdige Muster in der historischen Einkleidung stehen noch immer die Engländer vor uns, die gediegene Gründlichkeit mit popularem Vortrage verbinden, und wir hätten gewünscht, daß der Verfasser ihre Vorzüge mehr berücksichtigt und entwickelt hätte. Seine historische Uebersicht über die Regierung der Stuarts, ist ein sehr schätzbares Werkchen, das seinem Forschungsgeiste Ehre macht. Seine Geschichte der Ditmarscher=Kriege möchten wir beynahe ein historisches Epos nennen. Die Beschreibung der Schlachten ist mit poetischem Sinn ausgeführt, ohne darum der historischen Gründlichkeit etwas zu vergeben. Es herrscht überhaupt eine Beweglichkeit in diesem interessanten Gemälde, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Die Darstellung endet mit der Eroberung der Ditmarschen durch Friedrich II., und mit einem Ueberblick über das Schicksal dieses Volks in ältern und neuern Zeiten. — Professor Brorson setzt Millots Weltgeschichte fort, wovon schon mehrere Bände erschienen sind. Der gelehrte Orientalist Professor Rasmussen hat neulich seine Historia Arabum ante Islamismum herausgegeben, die aus handschriftlichen Quellen geschöpft ist. Der Catalogus nummorum vet. Regis daniae, vom Professor Ramus ist ein schätzbarer Beytrag zur dänischen Münzkunde, der um so mehr willkommen seyn muß, da dieser Gegenstand nur sehr sparsam bearbeitet worden ist. Von dem historischen Kalender, herausgegeben von den Professoren Engelstoft und Möller ist der dritte Band erschienen. In diesem befindet sich ein höchst interessanter historischer Aufsatz, vom Professor Engelstoft, nämlich: Wiens Eroberung von den Türken 1683, der mit vieler Sachkenntniß geschrieben ist, da der Verfasser bey seinem Aufenthalt in Wien (1804) selbst das Lokale in Augenschein nahm, und aus den Quellen forschte.

Vierteljähriger Bericht
über
die im Laufe des Jahres 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher.

Theologie und Erbauungsschriften.

Geschichte der Religion Jesu Christi, von Fried. Grafen zu Stolberg. Neue Ausgabe. 14ter und 15ter Theil. Wien 1818. 8. Gerold. Hamburg bey Perthes und Besser.

Der 14te Band dieses in der katholischen Literatur Epoche machenden Werkes geht von der Theilung des römischen Reichs durch Theodosius 395 bis zur Verheerung Roms durch Alarich 410, und enthält die Fortsetzung der Geschichte der beyden Kirchenväter Hieronymus und Augustinus. Der 15te Band geht von 410 bis zur Ausschreibung der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus 430, und liefert den Beschluß der Geschichte eben genannter Kirchenväter.

Beyträge zur Erklärung des Evangeliums Matthäi, für Sprachkundige, von Ferd. Gregor Mayer, Doktor der Theologie, ehemaligen Professor der griechischen und hebräischen Sprache an der Universität zu Wien, und Domdechant zu Linz. Wien 1818. Doll. 8.

Diese Schrift des gelehrten Hrn. Verfassers über das Evangelium Matthäi ist ein wichtiger und gehaltvoller Beytrag zur richtigen Erklärung der heiligen Schrift, und dient vorzüglich dazu, den katholischen Leser auf die Auslegungsart, die seit einiger Zeit unter den protestantischen Auslegern an die Tagesordnung gekommen ist, aufmerksam zu machen, und ihn in den wahren Grundsätzen der Interpretation zu befestigen. Uebrigens hat der Verfasser auch fremde Meinungen, wo er, der Wahrheit unbeschadet, konnte, respektirt.

Institutio Pastoralis in usum academicum: Quam elucubravit Andreas Reichenberger, Canon. S. S. Theol. Doct. Caes. Reg. Inf. Austr. Regim. Consil. etc. etc. Latinitate donata; tomus Imus et IIdus. Viennae, apud Rehm 1818. 8.

Ist eine in Prag veranstaltete Uebersetzung der ersten Ausgabe der Pastoral=Anweisung des Hrn. Domherrn Andreas Reichenberger; dabey hat sich's der Uebersetzer zur Pflicht gemacht, nicht sowohl eine den Worten als vielmehr dem Sinne nach getreue lateinische Uebersetzung des deutschen Originals zu geben.

Pastoral-Anweisung nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters von Andre Reichenberger, Domherrn, der Gottesgelehrtheit Doctor, k. k. n. ö. Regierungsrathe u. s. w. Erster Theil, erster Band. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Wien 1818. Rehm. 8.

Der Herr Verfasser hat dieser zweyten Ausgabe seiner Pastoral-Anweisung diejenigen Verbesserungen und Zusätze gegeben, welche die Vollständigkeit und die Deutlichkeit zu fordern schien. Dabey hat er hauptsächlich die literarischen Anzeigen durch die besten nach der erstern Auflage seines Werkes erschienenen Schriften und Abhandlungen vermehrt.

Systema Theologiae pastoralis, concinnavit Thomas Joseph. Powondra, presbyter saecularis, Theologiae pastoralis et artis paedagogicae in caes. reg. Lyceo Olomucensi professor publ. ordin. tom. II., III. et IV. Viennae 1818. *gr.* 8. *Geistinger*

Diese drey Bände sind die Fortsetzungen des im ersten Bande des Anzeige-Blattes dieser Jahrbücher aufgeführten ersten Theiles, über das System der Pastoraltheologie, von demselben Verfasser.

Der fromme Christ im Gemüthe und Glauben zu Gott. Ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jesu in allen Verhältnissen des Lebens. Von Renatus Münster, Weltpriester. Prag 1818. Calve.

Der Verfasser hätte diese Erbauungsversuche wohl für sich behalten können, denn seine Sprache wird weder das Herz treffen noch rühren. Sie ist oft gesucht, hascht nach Blumen, und muß vorzüglich gebildetern Menschen, für welche das Buch bestimmt ist, wegen der vielen Unrichtigkeiten in Ansehung der Grammatik und der häufigen Provinzialismen, anstößig seyn.

Schrift-Beweise und Sprüche der heil. Väter und Kirchenlehrer über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenwahrheiten, nebst Beyspielen zu ihrer Anwendung im Berufe des Religionslehrers. Von A. J. Ferdinand Kallasch u. s. w. Prag. 1818. Calve 8.

Der Katechet und der Freund der Religion findet die besten Schrifttexte über die vorzüglichsten Glaubens- und Sittenwahrheiten in gegenwärtigem Buche zusammengetragen Auch hat der Verfasser die Erklärungen und Ansichten der Kirchenväter über die dunklern Stellen der heiligen Bücher den Schrifttexten beygesetzt, und wo es darauf ankam, den Willen zu bewegen, oder eine Wahrheit zu versinnlichen, die passendsten Beyspiele aus der heil. Geschichte aufgeführt.

Andacht bey dem heiligen Kreuze unsers Erlösers Jesu Christi. Salzburg, 1818. Meyrische Buchdruckerey. 8.

In diesen wenigen Blättern findet der Christ außer einem allgemeinen Gebete zum Kreuze Christi, auch noch ein besonderes für Leute,

die schweren Versuchungen ausgesetzt sind, ferner heilsame Denksprüche auf alle Tage im Monate.

Vom heiligen Kreuze. Heilsame Worte für Christen, wie sie sind. Herausgegeben bey Gelegenheit der Einweihung eines Kreuzes. Salzburg 1818. Mayrische Buchdruckerey. 8.

Im vorliegenden Büchelchen hat Hr. Dechant Köfler versucht, den hohen Sinn zu deuten, warum bey den Christen Kreuze errichtet werden, und zwar so zu deuten, wie es das Volk (der Aeußerung des Hrn. Verfassers gemäß) nach seinem gegenwärtigen Hange zur Weichlichkeit bedarf.

Zwanzig Fastenreden, über die sieben Hauptsünden — denselben entgegengesetzten Tugenden — über die sechs Sünden in den heiligen Geist — über die vier himmelschreyenden — und neun fremden Sünden. Vorgetragen im Jahre 1817, von P. Pasqual Skerbinz, der österr. Franziskan. Ord. Provinz-Sekretär u. s. w. Wien 1818. gr. 8. Wimmer.

Vorliegende Predigten sind als der zweyte Jahrgang der vom Verfasser früher herausgegebenen zwanzig Fastenreden zu betrachten. Laut der Vorrede hat man darauf gedrungen, daß sie im Drucke erscheinen möchten. Den Stoff dazu gaben die auf dem Titel angegebenen Gegenstände. Sie athmen übrigens Frömmigkeit und warme Religiosität, wenn gleich an der Diction u. s. w. mehreres zu tadeln wäre.

Gebete und Betrachtungen für katholische Christen. Von einem ihrer Seelsorger. Zweyte verbesserte Auflage. Wien 1818. 12. Gerold.

Außer den Gebeten bey der Messe, am Morgen und am Abende, zur Beichte und Kommunion, findet man hier auch Gebete für die Festtage der Kirche, und in verschiedenen Lagen des Lebens. Die Gebete selbst sind meist mit Texten aus den heiligen Büchern geziert, und mit Betrachtungen und Erklärungen über die Geheimnisse der Religion in einer einfachen herzlichen, wenn gleich manchmal etwas harten Sprache durchwebt. — Die Auflage selbst ist sehr schön.

Lese- und Betbuch für Handwerker; 2te Auflage. Wien. 12. im Schulbücherverlags-Gewölbe. 1818.

Zweckmäßige in populärer Sprache verfaßte Gebete für die Klasse der Handwerker jedes Alters und Geschlechtes in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, sodahn kurze Erklärungen über die Feste der Kirche, ihre Ceremonien und Gebräuche, heilsame Belehrungen, Aufmunterungen zu häuslichen und geselligen Tugenden u. s. w. bilden den Inhalt dieses Buches.

Religionsunterricht für die katholische Schuljugend; von Paul Selner, Katecheten an der Normal-Hauptschule, und k. k. ordent. öffentlichen Lehrer der Katechetik und Pädagogik. Zweyte Aufl. Linz, 1818. 8. zu finden in der Taubstummen-Lehr-Anstalt.

Nach der Absicht des Verfassers soll vorliegendes Werk die verschiedenen Lehren des christkatholischen Religionsunterrichtes in zweckmäßiger Kürze deutlich und gründlich abhandeln, den Katecheten als Leitfaden, den Schülern als Wiederholungsbuch, und den Schullehrern als Richtschnur dienen, nach der sie den Religionsunterricht, auf eine mit dem Katecheten übereinstimmende Art, mit ihrer Schuljugend vorzunehmen haben.

Ausführliche Schulkatechisationen über die geoffenbarte Religion (insbesondere über das alte Testament als Einleitung zum Unterrichte in der christlichen Religion). Eine Fortsetzung der Schul-Katechisationen über den ersten Unterricht in der Moral und Religion. Zum Behufe der Katecheten, Schullehrer und aller derjenigen, denen die Erziehung und Bildung der Jugend anvertraut ist. Von Anton Link, ehemaligem Katecheten und Lehrer der Katechetik, gegenwärtigen Konsistorial-Rathe und Spiritual im Cleriker-Seminarium zu Linz ꝛc. ꝛc. 3ter Theil. Linz, 1818. Haslinger. 8.

Schon der Titel spricht den ganzen Inhalt des vorliegenden dritten Theiles aus; es ist nicht zu zweifeln, daß er eben so gut aufgenommen werden wird, als seine Vorgänger; nur sind die in diesen Katechisationen enthaltenen Fragen im Ganzen genommen schwerer, und das Selbstdenken mehr erregend gestellt, da sie für Kinder gehören, die einen höhern Grad der formellen und materiellen Geistesvervollkommnung erhalten haben.

Der als kleines Lesebuch in den Trivialschulen der österreichischen k. k. Staaten eingeführte Religions-Unterricht, anders geordnet, erläutert, erklärt, anwendbar gemacht, mit Fragen und einer Abtheilung der Materien für die Kirchenkatechesen versehen: als Versuch zu einem Religions-Lehrbuche für die zweyten Klassen der deutschen Schulen, und die ihnen entsprechenden Kirchenkatechesen, von Anton Hye ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wien, 1818. Wimmer. kl. 8.

Hier sind die sämmtlichen Katechismus-Materien, die im kleinen Lesebuche vorkommen, und auch viele aus dem großen Katechismus enthalten, dabey ist manches der Vollständigkeit und Deutlichkeit wegen eingeschoben und beygesetzt und mehrere Anmerkungen gegeben worden, die zur weiteren Beleuchtung des Textes und zur Ausdehnung des Unterrichtes dienen. Es mag also dieses Buch dem Katecheten manchen Fingerzeig bey Ausübung seines Amtes geben.

Predigt bey Gelegenheit der am 6. August 1818 von dem Landgerichte Rauhenstein zu Weikersdorf bey Baden an der Katharina T* wegen Meuchelmordes vollzogenen Todesstrafe, gehalten von Maximilian Kollweg, Dechant u. s. w. Baden. Ullrich. 8.**

Eine sehr eindringende Rede über den Text der heil. Schrift: Der Sünden Sold ist der Tod.

Rechts= und Staatswissenschaft.

Versuch zu einem Lehr= und Handbuch über die praktische Rechtswissenschaft nach ihrem ganzen Umfange in den k. k. östr. deutschen Erbstaaten, mit besonderer Beziehung auf Böhmen. Von Leonard Stöhr, der R. Dr. ꝛc. 2te verb. verm. Aufl. I. Theil. Prag, 1818. gr. 8. Widtmann.

Man findet in dieser Auflage alle jene Veränderungen, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage in der Gesetzgebung vorgefallen sind. Das erste Kapitel, welches von dem Gebiete der praktischen Rechtswissenschaft, und das zweyte, das von der juristischen Schreibart handelt, sind hier ganz umgearbeitet; das fünfte von der peinlichen Gerichtsbarkeit über schwere und minder schwere Polizey=Uebertretungen ist ganz neu hinzugekommen. Uebrigens ist der Verfasser dem frühern Plane getreu geblieben, nach welchem der vorliegende erste Band die Lehre von den Gerichtsbarkeiten und dem Geschäftskreise der politischen Behörden enthält; die Gesetze folgen größtentheils wörtlich dem Texte, um das Werk auch für den angehenden Praktiker brauchbar zu machen.

Das natürliche Privatrecht, von Fr. v. Zeiller. Dritte verbesserte Auflage. Wien bey Beck. 1819. 8.

Dieses vortreffliche Handbuch erhielt in der dritten Auflage manche Verbesserungen, besonders durch Aufnahme der neuesten Werke über das Naturrecht.

Ungrisches Staatsrecht, von Anton Wilhelm Gustermann, k. k. Bücher=Censor und Professor der Rechte am k. k. Theresiano. 1ter Band. Wien 1818. Anton Doll. 8.

Nach der von Kaiser Joseph II. vorgeschriebnen Art der Verfassung eines Vorlesebuchs über das ungrische Staatsrecht hat der Verfasser dieses zwar nicht zum Vorlesebuche bestimmte Werk geschrieben; er liefert im vorliegenden Bande eine Einleitung, in welcher er den Begriff, die Quellen, Hülfswissenschaften und die Kultur des ungrischen Staatsrechtes entwickelt, und handelt sodann im ersten Abschnitte vom ungrischen Staatsgebiete, im zweyten von den Staatseinwohnern und im dritten Abschnitte vom Könige und dessen Attributen.

Ueber das österreichische Geld= und Kreditwesen. 8.

Die österreichischen Finanzen gewannen seit zwey Jahren eine günstigere Gestalt. Der Verfasser dieser Abhandlung bezeichnet die Maßregeln, welche den Kredit wieder herstellen und befestigen halfen.

Von der Grundbuchsführung und den bey Uebertragung oder Böschung der dinglichen Rechte verbundenen gesetzlichen Vorschriften, mit Bezug der höchsten Grundbuchspatente rc. Theoretisch und praktisch bearbeitet von Joh. Mich. Schein. Grätz, 1818. 8. Tanzer.

In vorliegender Schrift wird die Führung der Grundbücher für das Herzogthum Steyermark insbesondere abgehandelt. Der Verfasser beurkundet sich durchgehends als einen gründlichen Geschäftsmann, der seine Erfahrungen verständig und deutlich mitzutheilen weiß.

Wahre und klare Ausdeutung über das allerhöchste Grund= und Gebäudesteuer=Patent rc. von Joh. A. Kreutz. Wien, 1818. 8. Hirschfeld.

Diese Schrift wurde in der löblichen Absicht verfaßt, die Landbürger über den Sinn und Zweck des neuen Grund= und Gebäudesteuer=Patents zu unterrichten; der Verfasser geht das Patent von Paragraph zu Paragraph durch, und knüpft an das Ende den Stand der mit der Ausführung beauftragten Hofkommission.

Die untrüglichsten und sichersten Mittel gegen die Wiederkehr des Fruchtmangels und der Theurung, nach rein staatswirthschaftlichen Ansichten. Eine theoretisch=praktische Abhandlung u. s. w. Von C. Frh. v. Steinau. Wien, 1818. Mösle. 8.

Die Auflösung des Problems, wie sich ein Staat durch eigene innere Hülfsmittel gegen eine Hungersnoth möglichst sichern kann, ist der nächste Zweck dieser Abhandlung; da aber bey der Entwicklung dieser Aufgabe die höchste Kultur des Feldbaues überhaupt, und besonders die des Kartoffelbaues, eine wesentliche Rolle spielen, so handelt der Herr Verfasser hievon nicht nur ausführlich, sondern er gibt auch verschiedene praktische Versuche zur Erzielung des größtmöglichsten Ertrages dieser nützlichen Fruchtart an; interessant sind auch seine Ansichten über Magazine.

Verzeichniß der Rechte und Verbindlichkeiten in Beziehung auf ihre Erlöschung durch Nichtgebrauch und Verjährung. Von Franz Xaver Groll, beyder Rechte Doktor, Hof= und Gerichts=Advokaten u. s. w. Wien, 1818. Gerold. 8.

Ein Buch, welches seinen Zweck erfüllt, und mit Nutzen zu Rathe gezogen werden wird.

Abhandlung über den Kaufvertrag nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche u. s. w. Von Georg Scheidlein d. R. D. u. Professor rc. II. Abth. Wien, 1819. Mösle. 8.

Vorliegende zweyte Abtheilung der Abhandlung über den Kaufvertrag, deren erste Abtheilung im ersten Bande dieser Jahrbücher angezeigt wurde, handelt von den Pflichten der Käufer und Verkäufer, und von den Nebenverträgen eines Kaufvertrages in beständiger Vergleichung mit dem römischen Civilrechte, dem preußischen Landrechte und dem französischen Civil=Kodex.

Das Quellenverhältniß des bürgerlichen Gesetzbuches zu den besonderen Zweigen des in den österreichisch-deutschen Erbstaaten für den Civilstand geltenden Privatrechtes, dargestellt von Dr. Vinzenz August Wagner u. s. w. Wien und Triest, 1818. Geistinger. 8.

Vorliegende Abhandlung soll als ein Versuch eines Beytrages zur Quellenlehre des österreichischen Privatrechtes angesehen werden, und zerfällt nach der Anlage des Verfassers a) in den rein philosophischen und b) in den positiven Theil. Im ersten Theile lernt man die Begriffe von Gesetzen, ihre verschiedenen Arten, ihre Entstehung, den Grund ihrer Verbindlichkeit und die Wirkung derselben, und ihre Ab= und Derogation kennen; im zweyten aber werden die allgemeinen Grundsätze, die das bürgerliche Gesetzbuch über Ab= und Derogation der frühern Gesetze aufstellt, entwickelt, und hiernach das Quellenverhältniß desselben zu den besondern Zweigen der österreichisch=privatrechtlichen Gesetzgebung, in so fern sie den Civilstand betreffen, insbesondere gezeigt.

Die gesetzliche Verfassung der Zehendabgaben von Frucht und Kalk im österreichischen Kaiserstaate u. s. w. Von Marq. Jos. Freyherrn v. Kotz; zweyte verbesserte und vielvermehrte Ausgabe. Wien, 1819. 8. Mösle.

Vermehrt ist vorliegende zweyte Auflage mit den in der ersten Ausgabe übergangenen zwey Verordnungen vom 18. Februar 1814 und 27. Jänner 1815; mit einem Anhange, in welchem die bestehenden Gesetze hinsichtlich der bloß in Niederösterreich gesetzmäßig als ein landesfürstliches Regale üblichen Abführung der Kalkzehende, in chronologischem Zusammenhange von einigen passenden Anmerkungen begleitet, dargestellt werden. Ueberdieß ist hier manches Mangelhafte ergänzt, und dem Werkchen eine Rechtfertigung gegen die in Nr. 52 der Chronik der österreichischen Literatur enthaltene Rezension der ersten Auflage des Verf. angehängt.

Arzneywissenschaft.

Darstellung blutiger heilkünstlerischer Operationen, als Leitfaden zu seinen akademischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von Ch. Bon. Zang, der Ch. und M. Doktor, k. k. Rath rc, I. Th. 1817 und II. Th. 1818; zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien bey Heubner und Volke, und III. Theiles I. Abth. 1818, bey C. F. Beck mit Kupfertafeln. 8.

Da man schon den in der ersten Ausgabe enthaltenen Abhandlungen über Operationen an verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers mit vollem Rechte das Lob der Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Genauigkeit gab, so wird dieß um so mehr von vorliegenden drey Theilen gelten müssen, da der Herr Verfasser mit angestrengtem Eifer an der Verbesserung und Vervollkommnung seines von gründlichen Kenntnissen, langer Erfahrung und Kunstfertigkeit zeigenden Werkes arbeitete. Im ersten Theile werden drey und zwanzig, im zweyten neun und dreyßig und in der ersten Abtheilung des dritten Theiles, der nun zum ersten Male erscheint, acht und zwanzig Operationen abgehandelt.

Observations pratiques sur les fumigations sulfureuses, par Jean de Carro, docteur en médecine. Vienne 1819. *Gerold.* 8.

Der Herr Verfasser gibt in diesem Werke von seinem Verfahren bey den durch ihn in Oesterreich eingeführten Schwefelräucherungen des Hrn. Dr. Galès Rechenschaft, und entwickelt sowohl die ganze Einrichtung der Anstalt, als die Krankheitsarten, wo Räucherungen anzuwenden sind, und verbreitet sich zugleich über die Geschichte der bis jetzt vorgenommenen Heilungen. Die angehängte Versendungsliste seiner Schwefelräucherungs-Apparate weist aus, daß in dem Zeitraume eines Jahrs acht und vierzig Apparate in das In- und Ausland abgesendet worden, so daß man für die rascheste Verbreitung dieser heilbringenden Entdeckung Hoffnung fassen darf. Die Auflage des Buchs ist von seltener Schönheit.

Praktische Beobachtungen über die Schwefelräucherungen, von Johann de Carro, Dr. der Arzneykunde. Aus dem Französischen übersetzt von Joseph Wächter, Dr. der Arzneykunde. 8. Wien. Gerold.

Eine durch Reinheit der Sprache und Genauigkeit in Uebertragung des Originals empfehlenswerthe Uebersetzung.

Ueber die Verletzungen, in gerichtlich-medicinischer Beziehung für Gerichtsärzte und Richter, von Ignaz Nadherny Dr. der Medicin, k.k. Professor rc. Prag, 1818. 8. Haase.

Der Herr Verfasser wünscht durch diesen Versuch die gerichtsärztliche Lehre von den Verletzungen auf eine den Erfordernissen der Rechtswissenschaft sowohl als den Bedürfnissen der Rechtspflege des k. öster. Staates genügende Weise wissenschaftlich begründen zu helfen. Er handelt dem-

nach erstens: Ueber die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Verletzungen überhaupt; zweytens: über die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Verletzungen bey Lebzeiten des Verletzten; drittens: über die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Verletzungen nach erfolgtem Absterben der Verletzten.

Petrus Eduardus Bolzano, de momentis diagnosticis, quibus phthisis pituitosa abulcerosa distingui potest. Dissertatio inauguralis medica etc. etc. Pragae 1818. *Haase.* 8.

In dieser, in einem schönen Latein abgefaßten, Schrift wird die Diagnostik der Schleim- und der eitrigen Lungenschwindsucht mit einer seltenen Gründlichkeit und Vollständigkeit abgehandelt, und das was man bey ältern und neuern Schriftstellern über diesen Gegenstand der Heilkunst zerstreut findet, ist hier mit vielem Fleiße zusammengetragen.

Armamentarium chirurgicum selectum, oder Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten älteren und neueren chirurgischen Instrumente von Franz Xaver Edlen von Rudtorffer, mit Kupfertafeln. Wien, 1818. 4. indessen 1 — 9 Heft.

Der Herr Verfasser liefert hiemit eine Anleitung zur Kenntniß der bis auf unsere Zeiten gekommenen nützlichen und neu verbesserten Instrumente, welche bey der Ausübung der Wundarzneykunst unumgänglich nöthig sind, und die der eigentliche Wundarzt nicht entbehren kann; dabey hat er das Gebiet der Pathologie und der operativen Heilkunde nur in so fern berührt, als es die Entwickelung des Zwecks der verschiedenen Instrumente, der so manche Lehren aus derselben voraussetzt, nothwendig machte. Die dazu gelieferten Kupfertafeln sind von Ponheimer rein gestochen.

Der Badstuhl, dessen Gebrauch und Nutzen in verschiedenen örtlichen Krankheiten des männlichen, besonders des weiblichen Geschlechtes, von Joseph Weidlich. Mit zwey Kupfern. Wien, 1818. Gerold. 8.

Herr Weidlich beschreibt den von ihm erfundenen Badstuhl selbst und seinen Gebrauch, so wie die krankhaften Zustände, in welchen er Anwendung findet und Hülfe zu leisten im Stande ist, endlich werden einige Krankheitsfälle, in welchen er wirklich Hülfe geleistet hat, zum Belege angeführt.

Handbuch der Veterinärkunde, in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Haussäugethiere. Für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte und Oekonomen. Von Joh. Emanuel Veith, Doktor u. s. w. Wien, 1818. Mayer. 8.

In vorliegendem zweyten Theile wird die specielle Nosologie und Therapie gegeben; er enthält vier Abschnitte. Der erste handelt von der Erkenntniß, Behandlung und Eintheilung der Hausthierseuchen überhaupt, der zweyte von den fieberhaften Epizootien, der dritte von den fieberhaften

Contagionen, und der vierte von den fieberlosen, chronischen und symptomatisch=fieberhaften Krankheiten.

Abhandlung über die gewöhnlichen Krankheiten der Hunde. Von Hieronymus Waldinger, der Medizin und Wundarzney Doctor und Professor am k. k. Thierarzney=Institute in Wien ꝛc. Wien und Triest 1818. Geistinger. 16.

Man findet hier die wichtigsten Erfahrungen und Versuche über den Gesundheits= und Krankheits=Zustand, über die Erhaltung, Pflege und Heilung der Hunde.

Das Marienbad bey Auschowitz auf der Herrschaft Tepl, physikalisch=chemisch und medizinisch geprüft und dargestellt von Franz Ambros Reuß, k. k. Bergrath, der Philosophie und Medizin Doctor u. s. w. Prag 1818. Haase. 8.

Dieses Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich geweihte Werk ist eine physikalisch=chemisch=medizinische Darstellung des seit Kurzem zu den berühmtesten Badeörtern Böhmens gehörigen Marienbades, der auflösenden und stärkenden Quellen, des Luft= und Moorbades daselbst. Der Verfasser hat auch in topographischer, naturhistorischer und geschichtlicher Hinsicht viel Lehrreiches und Interessantes in einer gefälligen Schreibart gegeben. Der Druck ist übrigens rein, und auf schönem Papier; die drey Kupferstiche sind artig, und stellen das Marienbad, den Kreuzbrunnen und die Karolinenquelle vor.

Doctoris Emerici Szalay tractatus medicus de morbis cutis secundum formas externas dispositis. Vindobonae 1818. *Stöckholzer*. 8.

Nachdem der Verfasser die vorzüglicheren Aerzte, welche über die verschiedenen Hautkrankheiten geschrieben haben, aufgeführt, so theilt er sie selbst in acht Ordnungen (Ordines) ab, und beschreibt dann die einzelnen in jeder Ordnung enthaltenen genera nach ihrer äußern Gestalt.

Geschichte.

Philosophische Geschichte der Menschen und Völker, von Fr. Michael Vierthaler, k.-k. Rathe. 1818. Gerold. 8. Auch unter dem Titel: Geschichte der Griechen, zweyter Band.

Dieser Band des achtungswerthen Werkes, vorzüglich die Geschichte Athens umfassend, da der Einfluß dieser Stadt auf das Gesammtleben der Hellenen sie zum Mittelpunkt eines großen Zeitraums der Geschichte macht, geht von der Einführung des Archontats in Athen bis zum Tode des Perikles. Eine erfreuliche Zugabe dieses Bandes ist die zu Ende desselben befindliche chronologische Uebersicht, von 775 bis 429 vor Christi Geburt reichend.

Gemälde aus der römischen Geschichte, vom Professor Zappe. Pichler. 4. 1818. Wien.

Die römische Geschichte wird hier zum Behufe der Jugend zusammengestellt, und durch Kupfer anziehend gemacht. Die bisher erschienenen zwey und funfzig Hefte gehen bis zu dem Kriege zwischen Cäsar und Pompejus.

Nachrichten über böhmische Schriftsteller und Gelehrte, deren Lebensbeschreibungen bisher nicht bearbeitet sind ꝛc. Von Dr. Mathias Kalina von Jätenstein. Prag. 1818. 8. Haase.

Der Verfasser macht den Anfang, eine bedeutende Lücke der böhmischen Literatur auszufüllen, indem er äußerst willkommene Notizen, fünf Schriftsteller Böhmens betreffend, zusammenstellt.

Ueber die philosophische Historiographie der neuesten Zeit, oder über den Priesterorden des alten Aegyptens. Von Johann Babor. Olmütz. 1818. 8. Laser.

Der Verfasser kämpft gegen die sogenannte philosophische Historiographie, welche die Thatsachen nach eigenen Zwecken und Absichten umbildet; er beleuchtet in dieser Beziehung Schlözers und Vierthalers Geschichten, und sucht den ägyptischen Priesterorden von den gewöhnlichen Beschuldigungen zu reinigen.

Naturwissenschaft.

Doctor C. L. Willdenow's u. s. w Grundriß der Kräuterkunde zu Vorlesungen entworfen; nach der fünften Auflage mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von J. A. Schultes ꝛc., mit zehn Kupfertafeln und einer Farbentabelle. Wien. 1818. Aloys Doll. 8.

Die Anmerkungen und Zusätze zu dieser neuen Ausgabe sind zahlreich und wichtig, und erhöhen den Werth dieses allgemein als trefflich anerkannten Handbuches. Die Menge der Druckfehler und nachläßig ausgefertigten Kupfertafeln entstellen sie aber.

Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen ꝛc. bearbeitet von Johann Gottfried Sommer ꝛc. Erster Band, erstes und zweytes Heft. Prag. 1818. 8. Calve.

Eine populäre Darstellung der physischen Geographie, welcher die besten Schriften der Neueren zu Grunde gelegt sind, und ihrer Vorzüglichkeit wegen möglichste Verbreitung zu wünschen ist.

Erdbeschreibung und Statistik.

Vergleichende Darstellung der Staatsverfassung der europäischen Monarchien und Republiken. Zum Gebrauch bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung von J. C. Bisinger, Professor der Statistik an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. gr. 8. Wien 1818. Schaumburg.

Man findet in diesem statistischen Werke mit besonderem Fleiße alle Staatsmerkwürdigkeiten, welche die Verfassung der europäischen Staaten betreffen, nach der Büsching'schen Methode zusammengetragen. Der Verfasser hat dabey die neuesten Quellen benützt, und nebst den Veränderungen, die sich während des Druckes dieser Schrift ereigneten, findet man auch eine ziemlich vollständige statistisch-publicistische Literatur.

Versuch einer Statistik der k. k. Militärgränze des österr. Kaiserthums, von C. B. Edlen von Hietzinger. Erster Band, mit einer Uebersichtskarte sämmtlicher Gränzprovinzen, in zwey Blättern. 1818. 8. Gerold in Wien.

Ist eine Schilderung der Länder und des Volkes der k. k. Militärgränze nach allen statistischen Beziehungen, und um so schätzbarer, da man über diese Länder der Oesterreichischen Monarchie bis nun noch wenig Aufklärung hatte; dabey befindet sich ein alphabetisches Ortsverzeichniß dieser Gränzprovinzen, und eine Uebersichtskarte ihrer Stellung und Umgebungen.

Beyträge zur europäischen Länderkunde u. s. w. Vom F. Grafen v. Karaczay. Wien bey Anton Strauß. 8.

Der Herr Verfasser hat dem geographischen Publikum mit diesen Beyträgen kurze anziehende Darstellungen über die Moldau, Wallachey, Bessarabien, die Bukowina und deren Bewohner geliefert; auch sind die beygebundenen kolorirten Kupfer, welche verschiedene Trachten der Moldauer vorstellen, ziemlich getreu.

Statistisch-geographischer Landesschematismus des Herzogthums Steyermark; von Jos. Max. Freyherrn von Liechtenstern. Wien* 1818. 8. *Heubner et Volke.

Der Herr Verfasser rühmlich bekannt durch seine geographischen Arbeiten, lieferte hier einen geographisch-statistisch-topographischen Abriß der Steyermark, welcher nebst der Einleitung, in der eine kurze Geschichte des Landes gegeben wird, in zwey Haupttheile zerfällt, wovon der erste in drey Abschnitten, das Land und die Einwohner, die Industrieverhältnisse, ferner die Landesverfassung und Verwaltung, der zweyte Haupttheil aber eine topographische Skizze der merkwürdigsten Orte dieses Herzogthums enthält.

Katechism der neuesten Erdbeschreibung. Ein Leitfaden beym Unterricht für Lehrer und Lernende. Von Joh. Jos. von Reilly. Zweyte verbesserte Auflage, mit drey Kupfertafeln. Wien 1818. 8. Doll und Mösle.

Die in vorliegendem Buche befolgte Methode und Ordnung eignet dasselbe ganz vorzüglich zum Unterrichte für die Jugend; und Lehrer und Schüler können diesen Katechismus der Erdbeschreibung als Einleitung zu jeder andern Geographie mit Vortheil gebrauchen.

Schöne Wissenschaften und Künste.

Morgenländisches Kleeblatt, bestehend aus persischen Hymnen, arabischen Elegien, türkischen Eklogen. Aufgelesen durch Joseph von Hammer. Mit Kupfern und Vignetten. Wien 1819. 4. Bey Anton Doll.

Früher einzeln im Morgenblatte bekannt gemacht, erscheinen diese durch den echt orientalen Geist, der in ihnen athmet, merkwürdigen Dichtungen das erstemal vereint als ein eignes Werk.

Maximilian, von Kollmann. Grätz bey Kienreich. 1819. 8. 183 Seiten.

Der Verfasser schildert in diesem Gedichte den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, in den Personen des Bischofs Maximilian, und des Proconsuls Eulasius. Man sieht, daß es ihm recht ernst um diesen erhabenen Gegenstand sey, aber das Ganze leidet durch die oftmalige Wiederholung derselben Ansichten und Gesinnungen an sehr großer Einförmigkeit.

Der Begleiter auf dem Mönchberge zu Salzburg, für die Freunde der Natur. Von Heinr. Konr. Brandstätter. Salzburg 1818. Mayer. kl. 8.

Das Ganze ist eigentlich eine poetische Beschreibung dieses merkwürdigen Berges; man kann sie füglich als einen Begleiter auf dem Wege dahin, wo man die ganze romantische Gegend übersehen kann, ansehen, und man wird gewiß mit mancher Schilderung, mit manchem Bilde des Sängers zufrieden seyn, und seine Gefühle theilen.

Die Spinnerin am Kreuze, eine romantische Erzählung, von Em. Marsch. Wien und Prag. 1818. Haas. 8.

Vorliegendes Werkchen hat unter den vielen Sagen über die Spinnerin am Kreuze Eine aufgefaßt, und sie in Form eines kleinen Ritterromanes aus den Zeiten der Kreuzzüge durchgeführt.

Oekonomie.

Konzentrirter ökonomischer Schlüssel für Güterbesitzer, Pächter und Administratoren ꝛc. Wien, 1819. 8. Mösle.

Der fruchtbare Verfasser liefert eine Uebersicht der Gegenstände, welche für die Beurtheilung und Leitung einer ökonomischen Realität wesentlich sind. Schlüßlich macht er auf die Nothwendigkeit aufmerksam, den Beamten, von welchen diese Aufschlüsse und denselben entsprechende Dienste gefodert werden, hinreichende Besoldungen zuzumessen.

Vollständige Beschreibung eines holzsparenden Koch= und Heizherdes, mit einer genauen Anleitung zur Benutzung desselben, von G. Knaipp. Mit einer Kupfertafel. Wien, 1818. Gerold. kl. 8.

Unter vielen ähnlichen Schriften verdient dieses Büchelchen, seiner nützlichen Anleitung und der wirklich praktischen Anwendbarkeit des darin beschriebenen holzsparenden Koch= und Heizherdes wegen, Aufmerksamkeit.

Die Landguts=Rechnungslegung, um durch sie nicht nur die nothwendige Sicherstellung zu bezwecken, sondern auch unmittelbar und auf einfachen Wegen das Verhalten und den reinen Ertrag der verschiedenen Verwaltungszweige für sich allein zu erfahren. Nebst einigen Grundsätzen über die Güterverwaltung selbst und ihre Organisation. Von Joseph Baron v. Buschmann. Wien, 1818. Gerold. 4.

Ein für Oekonomen, Herrschaftsbesitzer und deren Verwalter sehr nützliches Werk, in welchem der Verfasser nicht nur bemüht war, mehrere Grundsätze über die Güterverwaltung und ihre Organisation aufzustellen, sondern auch praktisch zu zeigen, wie alle bey einem Landgute vorkommenden Empfänge und Ausgaben gehörig ausgewiesen, und somit der jährliche Ertrag des Gesammt=Körpers und seiner einzelnen Bestandtheile wahrhaft dargestellt werden könne.

Anleitung zur ökonomisch=statistischen Beschreibung landwirthschaftlicher Besitzungen u. s. w. Ein Taschenbuch für Proprietairs von Herrschaften und Landgütern. Von C. L. Beck. Prag, 1818. Haase. quer 8.

Nach Herrn Becks Meinung kann ein Güterbesitzer nur durch eine genaue und verläßliche statistisch=topographische Beschreibung seiner Landgüter und Herrschaften zur Kenntniß des Ertrags und deren Verwaltung gelangen; darum deutet er in vorliegender Schrift den wesentlichen Inhalt solcher Beschreibungen an, und zeigt, auf welche Art die sämmtlichen Nutzungszweige und übrigen Bestandtheile einer Herrschaft zur leichtern und bequemern Uebersicht in tabellarischer Form dargestellt werden können.

Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse in so fern sie auf Bewirthschaftung des Grundes und Bodens u. s. w. Bezug haben. Ein Taschenbuch für praktische Landwirthe u. s. w. Verfaßt von Rudolph André. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Prag, 1819. Calve. 8.

Die erste Auflage dieses Buches war 1816 schon vergriffen; die gegenwärtige aber wurde von dem Verfasser mit Verbesserungen und Zusätzen neu ausgestattet. Die Oekonomen finden darin das Wichtigste und Wesentlichste über den Feldbau und die Viehzucht lichtvoll vorgetragen.

Entwurf eines Amts= und Wirthschafts=Regulativs, nebst Forstordnung. Zum Gebrauche für Güter=Administrationen, Wirthschafts=Aemter, Wirthschafts= und Forstbeamte. Von Freyherrn v. Puteani. Wien, 1819. gr. 8. Wallishausser.

In vorliegendem Buche findet man alle zur Richtigkeitspflege und Ordnung der Güterverwaltung erforderlichen Regeln und Vorschriften vollständig und so viel möglich systematisch geordnet.

Mittel zu einer sparsamen und zugleich nützlichern Fütterung der Pferde, von J. A. Ritter v. Lewenau. Mit einem Kupferstich der Maschine. Wien, 1818. gr. 8. Gerold.

Diese Schrift enthält viel Praktisches und Vortheilhaftes in Ansehung des wohlfeileren Unterhaltes dieser so nützlichen Hausthiere.

Kurzgefaßter Unterricht über die Wartung des Schafviehes für Schafmeister und ihre Knechte, faßlich eingerichtet von Rudolph André. Brünn, 1818. Gastl. 8.

Ein sehr nützliches Werk für Schäfereybesitzer und Wirthschaftsbeamte, indem sie sich desselben als Leitfaden bedienen können, um ihren Schafmeistern und Knechten richtige Begriffe von der Pflege und Wartung der Schafe beyzubringen.

Die unausgesetzte Stallfütterung des Schafviehes u. s. w. getreu dargestellt von Prokop Lipp, Wirthschaftsbeamten. Mit einer Kupfertafel. Brünn, 1818. Traßler. 8.

Der Verfasser ist bemüht zu zeigen, daß die Stallfütterung des Schafviehes weit mehr Nutzen gewähre, als die Weide desselben. Nebstdem gibt er noch mehrere Belehrungen über die Verbesserung der Futtergewächse, über die verschiedenen Arten des dem Schafe vorzüglich dienlichen Grünfutters u. s. w. und über die Einrichtung einer, zur beständigen Einschließung dieser Thiere bestimmten Schäferey.

Ueber die Natur und Prüfungsart des Erdreichs, und seiner Wirkung auf das Wachsthum, im einfachen und im glücklich vermischten Zustande, vom Verfasser des Landfreundes. Wien 1818. Stöckholzer von Hirschfeld. 8.

Man findet hier in einer populären Sprache eine kurze Uebersicht und Betrachtung jeder Erdart in ihrem reinen und einfachen Zustande, und eine Anweisung über die Art der Mischung derselben, um auf die Vegetazion vortheilhaft wirken zu können; sodann mehrere Verhaltungsregeln für Feldwirthe vor und nach der Fruchtfechsung u. s. w.

Jugend- und Erziehungsschriften.

Theoretisch-practische Anleitung zu dem Elementar-Unterrichte in der deutschen Sprachlehre. Ein Hülfsbuch für öffentliche und Privatlehrer, von Jos. Peitl, Lehrer an der k. k. Normalschule. Wien 1818. kl. 8. Schulbücher-Verlagsgewölbe bey St. Anna.

Aus dieser Anleitung wird das pädagogische Publikum die Methode kennen lernen, nach welcher der Verfasser als Lehrer der Pädagogik diejenigen unterrichtet, die sich dem Lehramte widmen, und wornach er auch die seiner eigenen Leitung anvertrauten Schüler unterweiset, um denselben den an sich trockenen und abstrakten Gegenstand der deutschen Sprache leicht, faßlich und angenehm zu machen.

Vollständige theoretisch-praktische Anleitung zur deutschen Rechtschreibung, mit vielen, für jede Regel besonders gewählten Uebungsstücken, und einer damit verbundenen Denk- und Vorbereitungs-Schule zum schriftlichen Gedanken-Ausdrucke, von Joh. Hoheisel. Wien 1818. Pichler. 8.

Die in gegenwärtiger Anleitung zur deutschen Rechtschreibung befindlichen Uebungsstücke sind nach den Lehrbüchern der österreichischen Volksschulen geordnet, meist gehaltvoll, wenn gleich nicht immer für Volksschulen populär und zweckmäßig genug, aus mehreren Fächern des menschlichen Wissens entlehnt, und den deutlich erklärten Rechtschreibungs-Regeln, welche den Uebungsstücken immer vorangehen, angepaßt. — Der denkende Lehrer wird aus dieser Sammlung immer die den jedesmaligen Kräften seiner Schüler angemessene Auswahl zu machen verstehen.

Vater Traugott im Kreise seiner guten Kinder. Ein moralisches und religiöses Lesebuch zur Veredlung jugendlicher Herzen, und Verfeinerung des sittlichen Gefühles. Erster und zweyter Band. Von Leopold Chimani. Wien 1818. gr. 12. Wallishauser.

Vorliegendes Werk ist mit Wärme und Herzlichkeit geschrieben. Die Erklärungen, die hier ein guter Vater seinen Kindern über die gesammte Sittenlehre ertheilt, sind kurz und eindringend vorgetragen, und mit Beyspielen aus der wirklichen Welt belegt. Nebst dem hat der Verfasser in Gedächtnißversen den Inhalt seiner Lehren zusammengefaßt, auf daß sie die Jugend als Lebensregeln desto leichter behalten möge.

Gebetbüchlein für Kinder u. s. w. Wien 1818. Ueberreiter. 18.

Gegenwärtiges Gebetbüchlein dient Kindern als Leitfaden für die ersteren Gebete derselben, und für die öffentlichen Andachtsübungen; die Gebete selbst sind verständlich, und mit kindlichem Sinne abgefaßt.

Novelle scelte dei più celebri Scrittori italiani antichi e moderni. Illustrate con notizie intorno alla vita, ed alle opere de' medesimi, e con brevi note e spiegazioni tedesche, onde facilitare l' intelligenza dei passi e vocaboli difficili, da A. G. Fornasari, professore di lingua e letteratura italiana nell' I. R. Università etc. etc. Vienna 1818. 12. *Heubner e Volke.*

Die in dieser Sammlung enthaltenen zwanzig Novellen sind aus sechs italienischen Schriftstellern gewählt: als aus Soave, Giraldi, Lasca, Lando, Bandello und Boccaccio; sie sind zum Behufe der die italienische Sprache Studierenden mit Noten, Erklärungen der schwersten Stellen in deutscher Sprache versehen, und überdieß hat der Herausgeber diesem Werkchen eine kurze Notiz vom Leben und den Schriften der genannten Schriftsteller angehängt.

Teatro scelto di varj Autori moderni, ad uso degli studiosi della lingua italiana, corredato di notizie intorno alla vita, ed alle opere de' medesimi, da A. G. Fornasari etc. gr. 12. *Vienna* 1818. *Heubner e Volke.*

Diese Sammlung auserlesener Theaterstücke, mit Nachrichten von dem Leben und den Werken der darin vorkommenden Schriftsteller kann als Fortsetzung der obigen Novelle scelte dei piu celebri scrittori italiani in Beziehung auf Conversations-Sprache angesehen werden. Die Stücke selbst sind aus Goldoni, Federici und Alfieri gewählt.

Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache, oder Verzeichniß der französischen Stammwörter mit ihren Ableitungen u. s. w., von Joh. Bapt. Machat. Wien 1818. Wallishauser. gr. 8.

Das gegenwärtige etymologische Wörterbuch soll, wenn es anders nach der darin gegebenen Anleitung gebraucht wird, dazu geeignet seyn, die Lehrlinge der französischen Sprache auf die leichteste Art mit der Kenntniß jenes Wörtervorraths auszurüsten, welche sie zur Lectüre und zum Umgange schon mitzubringen haben. Zu dem Ende hat der Verfasser sein Werk so eingerichtet, daß der Lernende sogleich die französischen Stammwörter sammt ihren zahlreichen Familien überschauen, und seinem Gedächtnisse, durch die Familien-Aehnlichkeit und verwandte Physiognomie der Wörter geleitet, desto fester einprägen könne; auch hat der Verleger für ein anständiges Aeußere gesorgt.

Mattulik's (Carl) nützliche und belehrende Unterhaltungsblätter als Verstandes- und Gedächtniß-Uebungen rc. Wien 1818. gr. 12. Grund.

Geschichten, Erzählungen, Fabeln und Gespräche sind hier für die Jugend mit verständiger Auswahl zusammengetragen.

Zeller's (Carl) Praktische Anleitung zum Leseunterrichte, als Namenbüchlein für den ersten Unterricht der Jugend. Wien. Grund.

Ein Elementarbuch, welches sich durch Brauchbarkeit vor vielen auszeichnet.

Wunderbares Thier-Cabinett. Eine Sammlung sehr merkwürdiger Anekdoten aus dem Thierreiche, zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet von Leopold Chimani, mit acht fein kolorirten Kupfern. Wien bey J. Bermann. 8.

Hier werden viele Anekdoten von Thieren erzählt, welche den Menschen entweder große Dienste geleistet, oder großes Vergnügen gemacht haben. Der Druck dieses Büchelchens ist artig, und die kolorirten Kupfer gut gerathen.

Nachtrag vermischter Schriften.

Militärisches Geschäftshandbuch, enthaltend eine systematische Anleitung zum Militär-Geschäftsstyl, nebst einer Menge ausgearbeiteter Beyspiele von Gesuchen, Bittschriften und andern Aufsätzen im Dienst- und Rechnungsfache. Für Offiziere der k. k. Armee. Erste und zweyte Abtheilung. Dritte verbesserte vermehrte ꝛc. Auflage. Wien 1818, bey Kath. Gräffer. 8.

Vorliegendes Werk hat den Zweck, jungen Offizieren als Leitfaden zu ihren schriftlichen Ausarbeitungen zu dienen; diese dritte Ausgabe zeichnet sich von der ersten und zweyten auch noch dadurch aus, daß sie mit Berichtigungen und Zusätzen aus den neuesten Dienst-Normalien versehen ist.

Die Artillerie oder die Waffenkunde, von Georg Freyherrn von Hauser, Major im k. k. Genie-Korps u. s. w. Mit zehn Kupfertafeln. Wien, 1818. 8. Gedruckt bey Gerold.

Vorliegendes Werk enthält die jedem Offiziere, der nicht selbst in der Artillerie dient, und in der Kriegskunst unterrichtet seyn soll, nöthigen Kenntnisse der Waffen; auch wird im Anhange zu diesem Buche in drey Abtheilungen von dem Batterie-Bau gehandelt.

Rede zur Gedächtnißfeyer des ꝛc. Nic. Jos. Freyh. von Jacquin. Gehalten von Joh. Nep. Raimann. Wien. 4. Strauß.

Diese Rede kann als ein einfaches und edles Denkmal des unsterblichen Botanikers betrachtet werden. Sie theilt die interessantesten Notizen aus seinem Leben, als Gelehrter und Mensch, mit. Als Zugabe findet

man Gedichte, Briefe Linné's an Jacquin und eine Beschreibung der Todesfeyer.

Der Wiener Kunst= und Lustfeuerwerker, oder Anleitung zur leichtesten, gründlichsten und zweckmäßigsten Erzeugung und Vorstellung aller Kunst= und Lustfeuer zu Land= und Wasserfeuerwerken u. s. w. durch L. v. L — e. Mit dreyßig illuminirten Kupfertafeln. Wien 1818. Gerold. 8.

Der Verfasser bemüht sich, alles was zu einem Lustfeuerwerke gehört, klar und deutlich nach den neuesten und besten Erfindungen in diesem Werke zu entwickeln, und durch Zeichnungen zu erläutern, so daß Liebhaber dieser Kunst sich daraus ohne fremde Beyhülfe belehren können.

Freymüthige Enthüllung der wahren Ursachen des täglich sich mehrenden Bettelunwesens, und wohlgemeinte Vorschläge, ihm mit sicherem Erfolg zu steuern. Ein Paar Worte zur Beherzigung für alle Vaterlandsfreunde überhaupt, insbesondere aber für die wohlthätigen Bewohner Wiens. Von Doktor Franz Rittler. Wien, 1818. 8. Von Mösle sel. Wittwe.

Der Herr Verfasser hat hier eine wahrhaft gute und zu beherzigende Abhandlung über diesen, die allgemeine Aufmerksamkeit so ansprechenden Gegenstand geliefert. Er handelt in den fünf Abschnitten seiner Schrift von den wirklich Armen und Hülfsbedürftigen, den arbeitsscheuen — den stationirten — durchreisenden Bettlern, den schamhaften — den durch Zeitereignisse Verunglückten, Mangel=Leidenden u. s. w., gibt viele Beyspiele aus unserer Mitte zum Beweise seiner Aussagen, und legt endlich dem denkenden und wohlthätigen Menschenfreunde seine Ansichten über die Nachtheile des gewöhnlichen Almosengebens, und über die Nothwendigkeit kräftiger Maßregeln gegen das Unwesen der Betteley vor.

Lebensgeschichte eines ausgedienten Fiacker=Pferdes. Von ihm selbst ꝛc. mitgetheilt. Brünn und Olmütz. 1819. 8. Gastl.

Man kann dieser Erzählung Laune, Witz und heitere Beweglichkeit nicht absprechen; doch vermindert den Werth derselben eine zu breite Anlage und ein auffallendes Hinneigen zur Gemeinheit, die uns ohnehin im Leben nur zu oft verletzt und beleidigt.

Philosophische Grundsätze der Sittenlehre. Nach Immanuel Kants derley Schriften verfaßt und erläutert; zum Gebrauch für gemeine jedoch denkende Leser, von L. Reif. Wien, 1818. 8. Anton Schmid.

Der Verfasser will dem denkenden Publikum in Auszügen einige Resultate von Kants Werken in der Art mittheilen, wie er glaubt, daß sie der minderen Fassungskraft verständlich werden können.

Ganz neue und vollständige Anleitung, nach welcher man Klavier-Instrumente temperiren und auf die beste und leichteste Art, ohne Beyhülfe eines Meisters u. s. w. rein und richtig stimmen kann. Wien. Artaria und Komp. gr. 4.

Man findet in dieser Anleitung die Methoden angegeben, wie man nach Asioli, Pizzati, d'Alembert, Rameau, Kirnberger, Vogler, Weller und Fritzen sein Klavier-Instrument temperiren und stimmen kann. Ueberdieß sind zur Verdeutlichung und praktischen Darstellung der Temperatur und Stimmung drey Notentabellen beygegeben worden.

Der Rathgeber in allen Geldgeschäften. Zweyter Theil. Auch unter dem Titel: Kursrechner und verschiedener Währungen Reduzent rc. rc. von Joh. Lor. Greiner. Grätz, 1819. gr. 8.

In diesem nach dreymaliger Ueberrechnung und viermaligen Druckrevisionen herausgegebenen Kurs-Rechner findet man sichere Berechnungen, und bequeme Einrichtungen für alle Arten von Geldgeschäften in Papier- und Metall-Gelde, in öffentlichen oder Privat-Schuldbriefen und Obligationen u. s. w.

Grundsätze des allgemeinen Rechnungswesens, mit Anwendung auf alle Vermögens- und Gewerbsverhältnisse des bürgerlichen Lebens, insbesondere auf Landwirthschaft, Handlung und Staatswirthschaft. Von Johann Freyherrn von Puteani. Mit einer Kupfertafel. Wien, 1818. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 4.

Der Verfasser sieht das allgemeine Rechnungswesen als einen Theil der allgemeinen Gewerbslehre an, und gibt hier den ersten Versuch dieser Art, dasselbe wissenschaftlich zu bearbeiten. Ein Werk, welches um so mehr der allgemeinen Aufmerksamkeit werth ist, da der Verfasser die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verkannt hat. Die angehängten Rechnungsformularien erläutern den Plan des Verfassers, und eignen sich ganz zur praktischen Benützung.

Tabelle zur schnellen Uebersicht, wie viel der jedesmalige Stand der fünfpercentigen Obligationen in Silbermünze, nach dem jedesmaligen Geldkurse in W. W. betrage. Von S. Gunz. Wien, 1818. Andr. Schmidt. in quer 16.

Ein sehr bequemes und brauchbares Büchelchen. Man kann aus diesen kleinen Tabellen sogleich die Beträge in W. W. nach dem jedesmaligen Kurse bis zu Achtelbruchtheilen berechnen. Auch hat Herr Gunz in der voranstehenden Erläuterung den Gebrauch dieser Tabellen klar angegeben.

